Gs
8582

Inv. 163.

V

C 29.

F. C. Schloſſer's

Weltgeſchichte

für das

deutſche Volk.

Unter Mitwirkung des Verfaſſers bearbeitet

von

Dr. G. L. Kriegk.

Zweiter Band.

AUGSBURG

Frankfurt a/M. 1849.

Verlag der Expedition von Schloſſer's Weltgeſchichte.

Staatsbibliothek
Augsburg

St. 1970.44

Vorrede
des Verfaſſers der Weltgeſchichte.

Um dem Publikum zu zeigen, wie von Herrn Dr. Kriegk und dem Verfaſſer bei der vorliegenden Bearbeitung der Weltgeſchichte verfahren wird, ſoll von Zeit zu Zeit eine Art Rechenſchaft über das Einzelne der Arbeit gegeben werden. Dies wird von Hrn. Kriegk dem Verfaſſer dadurch ſehr erleichtert, daß er jedem Bogen des Manuſcripts eine genaue Nachweiſung der einzelnen Stellen des univerſalhiſtoriſchen Abriſſes und der Weltgeſchichte, welche Bücher den erſten Bänden dieſes Werkes zu Grunde liegen, beifügt, und dabei auch die leiſeſten Abweichungen von jenen früheren Werken andeutet. Dadurch war der Verfaſſer in den Stand geſetzt, Schritt vor Schritt zu ſehen, mit welcher Gewiſſenhaftigkeit ſeine früheren Werke hier in verkürzter Form wieder gegeben werden, ſo daß das neue Buch als eine verbeſſerte Ausgabe von Beiden angeſehen werden kann. Herr Dr. Kriegk hat nämlich mit den Quellen in der Hand viele einzelne Übereilungen oder Verſehen, die bei einer ſo ungeheueren Arbeit, als der univerſalhiſtoriſche Abriß und die Weltgeſchichte waren, unvermeidlich ſind, ſtillſchweigend berichtigt.

Der Verfaſſer will, indem er über die beiden zuletzt erſchienenen Hefte Rechenſchaft gibt, da anfangen, wo er in der Vorrede zum erſten Theil ſtehen geblieben war.

In der früheren Geſchichte von Athen hat Hr. Kriegk mit Einwilligung des Verfaſſers alle Punkte des univerſalhiſtoriſchen Abriſſes berichtigt, welche durch neuere genauere Unterſuchungen der Philologen, die der Verfaſſer entweder überſehen oder nicht gekannt hatte, völlig aufs Reine gebracht ſind. Dahin gehören beſonders mehrere genauere chronologiſche Beſtimmungen, ſowie die Angaben über das Archontat, über die Zeit der Verbannung und Rückkehr des Piſiſtratus, über Solon's Reiſe und über das Todesjahr dieſes Geſetzgebers. Dies verdient um ſo mehr hervorgehoben zu werden, als die Leſer des Buchs leicht meinen könnten, die Sache habe für ſie keine Wichtigkeit. Das wäre aber ein Irrthum; der Verfaſſer ſelbſt freut ſich, ſein Buch auf ſolche Weiſe in die Hände des großen Publikums gebracht zu ſehen; denn da er in ſeinem univerſalhiſtoriſchen Abriß ganz gewiſſenhaft nur darauf bedacht war, aus den Quellen zu ſchöpfen, ſo verſchmähte er die gewöhnlichen Hülfsmittel, kam aber dadurch leicht in den Fall, daß er oft zu ſehr auf ſich ſelbſt vertraute, und Manches überſah. Das große Publikum erhält jetzt für alle Punkte eine neue Bürgſchaft; die Gelehrten aber können, mit dieſer populären Ausgabe in der Hand, die Verſehen des größeren Werks um ſo leichter berichtigen, als der Verfaſſer ſelbſt überall, wo Hr. Kriegk Anſtand fand, die Stellen und Beweiſe noch einmal genau geprüft hat.

In dem Abſchnitt über das geiſtige Leben hat Hr. Kriegk mit Recht gleich vorn (S. 330) dasjenige zuſammengefaßt, was an zwei Stellen des Abriſſes über den Zuſammenhang des Orients mit den Griechen und über die Myſterien geſagt war. Er hat Beides durch ein leiſes Band gerade ſo verbunden, wie es in den Ideen des Verfaſſers lag, daß es verbunden werden ſollte. Auf dieſelbe Weiſe hat er S. 332, wo über die Literatur der Zeit von 900 bis 700 v. Chr. geſprochen wird, ſehr paſſend eine Eintheilung der Gedichte dieſer Zeit gemacht, welche der Verfaſſer bei ſeiner Darſtellung zwar auch im Sinne hatte, aber nicht ausdrücklich ausſprach, näm-

lich in mythiſch-hiſtoriſche und moraliſch-religiöſe Gedichte. Ebenſo hat Hr. Kriegk S. 335 mit Recht die für den Zweck eines Leſebuchs nöthige Notiz über die ſieben Weiſen hinzugefügt. Hr. Kriegk war zweifelhaft, ob er auch die Sprüche derſelben anführen ſollte; allein der Verfaſſer hielt dies für paſſend, weil dadurch eines Theils dem Zweck des Buches gemäß die Sache ſelbſt zur Kenntniß der Ungelehrten gebracht wurde, anderes Theils aber auch die übrigen Leſer darauf aufmerkſam gemacht wurden, daß bei dieſen Weiſen die Form und das Weſen durchaus populär und gnomiſch waren. Übrigens werden die Leſer in dieſem Abſchnitt gewiß ebenſo, wie der Verfaſſer, den Fleiß, die Geduld und die Einſicht bewundern, mit welcher Hr. Kriegk hier, wo dies, ohne zu ändern oder Zuſätze zu machen, ſehr ſchwer war, aus den verſchiedenen Stellen des univerſalhiſtoriſchen Abriſſes ein Ganzes gebildet hat. Dies muß ausdrücklich bemerkt werden, weil es blos aus Gewiſſenhaftigkeit gegen die Leſer und gegen den Verfaſſer geſchehen iſt; denn es wäre offenbar leichter geweſen, etwas Anderes und Neues zu ſchreiben, als das Gegebene mit der Kunſt, wie hier geſchehen iſt, zuſammenzuknüpfen.

Im vierten Abſchnitt hat Hr. Kriegk unter Andern einige, den ſpartaniſchen König Pauſanias betreffende Angaben berichtigt, und S. 391 ſich über die Todesart des Themiſtokles ganz beſtimmt ausgeſprochen. Der Verfaſſer, welcher in Betreff des letzteren Punktes ſich im Abriſſe nicht erklärt hatte, glaubt jetzt mit Hrn. Kriegk, daß er dem, was Thucydides im hundert achtunddreißigſten Kapitel des erſten Buches ſagt, ganz ruhig hätte folgen können, ohne den Noten der Gelehrten zu dieſer Stelle Gehör zu ſchenken. In Rückſicht des Areopagus hat Hr. Kriegk wohlgethan, S. 399 dasjenige wegzulaſſen, was der Verfaſſer, welcher in dieſem Punkte mit Mitford übereinſtimmte, nicht aber demſelben folgte, von der dem Areopagus entzogenen Aufſicht über den Schatz geſagt hatte. Dies beruhte auf einer Stelle in einem Redner, welche

der Verfaſſer nicht wiederfinden kann; da aber die Philologen davon nichts wiſſen wollen, ſo war es beſſer, dieſen, als ihm zu folgen. Übrigens würde er, auch wenn er die Stelle wieder finden könnte, nicht wagen, über ſpecielle philologiſche Punkte mit den Gelehrten vom Fach zu disputiren.

Auf Hrn. Kriegk's Veranlaſſung ſind noch mehrere weſentliche Punkte im vierten Abſchnitt berichtigt worden. Die Angabe von einigen derſelben wird dem Publikum zeigen, wie ſehr ſich dasſelbe auf Hrn. Kriegk's Genauigkeit und Sorgfalt verlaſſen kann, und wie ſehr es überzeugt ſein darf, daß die Spuren von Flüchtigkeit, welche in dem univerſalhiſtoriſchen Abriß ſich finden, ausgetilgt, und nur die in demſelben ausgeſprochenen Ideen beibehalten werden. In Betreff des Letzteren braucht man z. B. nur zu beachten, auf welche Weiſe Hr. Kriegk das, was im Abriſſe über Perikles geſagt war, ohne etwas daran zu verſtümmeln, dem ſechsten Paragraphen des vierten Abſchnitts einverleibt hat. Was die Berichtigungen betrifft, ſo hatte der Verfaſſer unter andern geſagt, Perikles habe den Richterſold erhöht, Hr. Kriegk hat ſtatt deſſen, S. 407 geſchrieben: eingeführt. Nach Erwägung deſſen, was Hr. Kriegk dafür anführt, glaubt der Verfaſſer, daß das Letztere das Richtige iſt. Bei einigen andern Punkten war der Verfaſſer unbedingt den Angaben Böckh's gefolgt, Hr. Kriegk hat Einiges in dieſen Dingen berichtigt, bei welchen es oft nur auf ein ſoll oder kann oder auf einen kleinen Rechnungsfehler ankommt. Übrigens hat der Verfaſſer ſich gefreut, zu ſehen, wie geſchickt auch hierin das, was er in die Noten geworfen hatte, mit dem Texte verbunden und zu deſſen Erläuterung und Ergänzung unbemerkt angewendet worden iſt. Was das ſoll oder kann angeht, ſo läßt ſich davon bei Gelegenheit der Geſchichte der Staatsverwaltung des Perikles ein recht auffallendes Beiſpiel geben. Der Verfaſſer ſagt nämlich im Abriſſe ganz beſtimmt, Perikles habe die Bezahlung für den Beſuch der Volksverſammlungen eingeführt, Hr. Kriegk

hat ſtatt deſſen S. 407 mit Recht geſagt: „ſoll eingeführt haben.“ Man wird leicht einſehen, daß ſo etwas, wie dieſes kleine Wörtchen, von Seiten des Hrn. Kriegk, einem ängſtlich aufpaſſenden Autor gegenüber, eine tüchtige Gelehrſamkeit und eine ganz mühſelige Unterſuchung erforderte. Ebenſo verhält es ſich mit der gleich nachher erwähnten Summe, welche jedem Bürger für den Beſuch der Volksverſammlung bezahlt wurde, und die nicht, wie es im univerſalhiſtoriſchen Abriß heißt, ſchon zu Perikles Zeit, ſondern erſt ſpäter drei Obolen betrug. In Betreff des Umſtands übrigens, daß man mitunter glaubt, die reicheren Bürger hätten dieſe kleine Summe für ihre Anweſenheit in der Volksverſammlung ſich nicht bezahlen laſſen, muß der Verfaſſer, ſo wie er aus Plato und Ariſtophanes die Athener kennt, ſehr daran zweifeln, daß die Reichen nicht ebenfalls mitgenommen hätten, was mitzunehmen war.

Im ſiebenten Paragraph des vierten Abſchnitts hat Hr. Kriegk ſehr wohl gethan, des angeblichen Planes von Perikles, ein in Athen zu haltendes griechiſches Parlament einzuführen, worüber Mitford, der in des Verfaſſers Augen nur ſehr geringen Werth hat, ſo vieles ſagt, mit keinem Wörtchen zu gedenken. Dies würde in dem vorliegenden Buche nicht angebracht geweſen ſein. In den folgenden Paragraphen des vierten Abſchnitts ſind S. 449 und 450 von Hrn. Kriegk einige Worte über das Verhältniß des Sokrates zu Alcibiades und über diplomatiſche Verwirrungen mit Zuſtimmung des Verfaſſers eingeſchoben worden, weil der Zweck des Buches dies forderte. Auch wurden einige kleine Verſtöße gegen die Chronologie, ſowie ein paar Misverſtändniſſe des Verfaſſers beim Gebrauch mehrerer Stellen des Thucydides berichtigt. Dies iſt von Bedeutung, weil der Leſer des univerſalhiſtoriſchen Abriſſes, bei welchem das Studium der Quellen vorausgeſetzt wird, dieſe Punkte, wenn er von ihnen Gebrauch machen will, nicht aufs Wort glaubt, der Leſer des vorliegenden Buchs aber dies muß thun können. Übrigens war

in den Paragraphen acht bis zwölf nur wenig zu berichtigen, weil Thucydides dabei zu Grunde lag, und alſo nur hier und da ein Misverſtändniß in Nebenſachen in Ordnung zu bringen war. Auch in Beziehung auf den Schluß des erſten Bandes iſt der Verfaſſer dem Hrn. Kriegk viele Verbindlichkeit ſchuldig, weil er auch hier überall die Quellen zur Hand genommen und mit Hülfe derſelben das Buch durchcorrigirt hat, ohne dabei einen andern Ruhm oder Vortheil zu ſuchen, als die Erkenntlichkeit des Verfaſſers und den Nutzen des Publikums. Der Verfaſſer zollt ihm dieſe Erkenntlichkeit gern, weil ſein einziger Wunſch iſt, daß eine gewiſſenhafte Arbeit geliefert werde, ob durch ihn ſelbſt oder durch einen Andern, iſt ihm ganz gleichgültig. Für unfehlbar hat er ſich nie gehalten, bei jener Art die Dinge aufzufaſſen kann es ſogar nicht fehlen, daß ihm hier und da etwas entgeht; er iſt daher froh, daß ein Mann, wie Hr. Kriegk iſt, die Einzelheiten ſeiner Arbeit revidirt.

Im fünften Abſchnitt, mit welchem die jetzt erſcheinende erſte Hälfte des zweiten Theils beginnt, ſind gleich im Anfange drei Stellen des Abriſſes mit einander verbunden worden, um aus dieſer Verbindung eine ſehr paſſende Einleitung zum Folgenden zu bilden, ohne daß in das Buch ein fremder Zuſatz aufgenommen wurde. Nachher iſt in der Geſchichte des Sturzes der ſogenannten dreißig Tyrannen, außer einigen kleineren Berichtigungen, S. 15 eine nothwendige Ergänzung in Betreff derjenigen Athener gemacht worden, welche von der Amneſtie ausgeſchloſſen blieben. In der Stelle des Andocides nämlich, welche im univerſalhiſtoriſchen Abriß mitgetheilt worden iſt, werden die zehn Bürger, die unter der Herrſchaft der Dreißig als Stellvertreter derſelben im Piräus regiert hatten, nicht mit angeführt; es iſt aber gar nicht zu bezweifeln, daß ſie nur zufälliger Weiſe und offenbar durch das Verſehen eines Abſchreibers in der Stelle des Andocides nicht erwähnt werden. Sehr paſſend werden es gewiß die Leſer

ebenſo, wie der Verfaſſer, finden, daß die Schilderung der dama= ligen Athener, welche der Verfaſſer im univerſalhiſtoriſchen Abriß an einem andern Orte gegeben hatte, gerade am Schluß des erſten Paragraphen eingeſchoben worden iſt. In der hierauf folgenden Darſtellung der perſiſchen, egyptiſchen und ſpartan= iſchen Angelegenheiten hat Hr. Kriegk wieder einiges Einzelne zu berichtigen gefunden, was beſonders für denjenigen wichtig iſt, der etwa, was wir ſehr rathen würden, dieſes für das größere Publikum beſtimmte Buch zur Vergleichung und Ver= beſſerung des univerſalhiſtoriſchen Abriſſes gebrauchen wollte. Die Schilderung des Zugs der Zehntauſend und was damit zuſammenhängt, hat dem Verfaſſer große Freude gemacht, weil er ſelbſt überraſcht war, daß er alles das, worauf er in ſeinem Bericht einen Werth legte, hier im Weſentlichen wie= derfand, und daß die einzelnen Züge durch das Zuſammen= drängen noch beſſer hervorſpringen. Einiges die Perſönlichkeiten Angehende hat Hr. Kriegk leiſe beigefügt, und der Verfaſſer hat daſſelbe, als er es in der Handſchrift durchlas, mit Ver= gnügen adoptirt, da es ſeinen Bericht ergänzte.

Die erſten Paragraphen des ſechsten Abſchnitts (thebaniſche Zeit) bieten dem Verfaſſer keinen Anlaß zu einer beſonderen Bemerkung dar, weil Hr. Kriegk nur getreu und verkürzt wiedergegeben hat, was im Abriſſe enthalten war. Dieſe Auf= gabe hat er auch hier mit der ihm eigenen Geſchicklichkeit ſo gut gelöſt, daß der Verfaſſer beim Durchleſen auch nicht ein= mal Gelegenheit zu einer Bemerkung gefunden hat. Er hat nichts dabei zu thun gehabt, als hier und da im Vortrage eine ganz kleine Veränderung zu machen, nicht um zu ver= beſſern, ſondern nur um nachzuhelfen oder einen Satz weg= zuſtreichen, der ihm überflüſſig zu ſein ſchien.

Die S. 89 f. angeführte Anekdote von dem, was Epa= minondas ſterbend geſagt haben ſoll, iſt zwar im univerſal= hiſtoriſchen Abriß nicht enthalten, ſie iſt aber nur aus Ver= ſehen dort in den Noten unerwähnt geblieben. Nicht als

wenn dieſelbe an ſich die geringſte Bedeutung hätte, ſondern weil ſolche Anekdoten, wie z. B. auch die von Bonaparte, für das Colorit wichtig ſind, welches man gewiſſen Geſchichten zu geben für gut gefunden hat. Die theſſaliſche Geſchichte hat der Verfaſſer mit großem Vergnügen geleſen, ſie gewinnt dadurch ſehr, daß Hr. Kriegk des Verfaſſers Gedanken zuſammendrängen und manches weglaſſen durfte, was dieſer aufnehmen mußte. Ganz leiſe hat Hr. Kriegk hier und da, ohne das Geringſte zu verändern, durch einzelne Worte und Sätze nachgeholfen, damit der Sinn leichter und klarer erkannt und das Verhältniß jenes Rittervolkes vollſtändiger erklärt werde, als in dem Buche, aus welchem das Material dazu genommen iſt.

Der ſiebente Abſchnitt, welcher die macedoniſche Zeit bis auf Philipp's Tod umfaßt, hat dadurch ſehr an Intereſſe gewonnen, daß dasjenige, was der Verfaſſer in den Abſchnitten ſeines univerſalhiſtoriſchen Abriſſes über Staat und Leben geſagt hatte, mit der Geſchichte ſelbſt verbunden worden iſt; denn auf dieſe Weiſe iſt Alles lebendiger und bewegter geworden. Der Verfaſſer freute ſich übrigens dabei ſehr, daß ihn Herr Kriegk in Bezug auf ſolche Conſtitutionen, welche überliefert ſind und auf Volkscharakter, Land, Lebensweiſe und Sitten beruhen, verglichen mit den gegebenen, geſchriebenen, doctrinären, richtig verſtanden hatte. Er hielt dies für ſo ſchwer, daß er ſich vorgenommen hatte, ſich ihm darüber ſchriftlich zu erklären, aber eine Arbeit, welche ſeine Thätigkeit ganz in Anſpruch nahm, hatte es ihm unmöglich gemacht, ſeinem Mitarbeiter ausführlich zu ſchreiben.

Bei der Geſchichte des heiligen Krieges hat Hr. Kriegk dem Verfaſſer einen ſehr guten Grund angegeben, warum er die von ihm im univerſalhiſtoriſchen Abriß erwähnte Privatveranlaſſung des phokiſchen Krieges ganz übergangen habe. Er ſagt: die Erzählung derſelben ſei zur Erkenntniß der Urſachen des Krieges durchaus nicht nöthig, und könne doch

den Leſer leicht zerſtreuen; überdies würde der Krieg auch ohne dieſen Vorfall, deſſen Einfluß auf den Ausbruch desſelben noch dazu nicht einmal ausgemacht ſei, gewiß entſtanden ſein. Nachher hat Hr. Kriegk da, wo im Abriſſe über Geldumlauf, edle Metalle und den Einfluß der vermehrten Menge derſelben geredet und dies durch das Beiſpiel von Europa erläutert wird, mit Recht S. 127 das ſpecielle Beiſpiel Spaniens hinzugefügt. Dies hätte der Verfaſſer allerdings an der erwähnten Stelle mit anführen ſollen, er hatte es aber vernachläſſigt. Beſondere Erwähnung verdient es noch, daß, wie es der Plan erforderte, die in den Noten enthaltenen Stellen des Abriſſes auch hier überall ſehr geſchickt in den Text geſchoben worden ſind. Dies gilt namentlich von den Urſachen des Verfahrens der Macedonier gegen Olynth. Der Verfaſſer hatte in Betreff dieſer Urſachen eine Stelle in Gillies Geſchichte von Altgriechenland angeführt. Hr. Kriegk hat dieſelbe S. 135 mit Recht in den Text aufgenommen, am Schluſſe aber zu den vier von Gillies angeführten Urſachen noch eine fünfte hinzugefügt, welche uns wie ihm ein triftigerer Grund zu ſein ſcheint, als alle übrigen. Sehr wohl hat Hr. Kriegk gethan, die letzten Geſchichten des phokiſchen Kriegs ſehr abzukürzen; denn offenbar hatte ſich der Verfaſſer im univerſalhiſtoriſchen Abriß etwas zu weit in Einzelnheiten verloren, welche von keiner Bedeutung ſind. Es geſchieht nämlich ſehr leicht, daß ein Schriftſteller, wenn er ſich gerade mit einem Gegenſtand beſchäftigt hat, vergißt, daß andere Leute nicht dasſelbe momentane Intereſſe daran nehmen können, welches er daran nimmt.

Der ſchwierigſte Theil der ganzen Arbeit war unſtreitig die Abkürzung deſſen, was der Verfaſſer im Abriß über die Literatur der Blüthezeit Griechenlands ſagt. Er hatte ſelbſt geglaubt, daß dieſer ganze Abſchnitt beim Leſer eine innige und vertraute Bekanntſchaft mit dem Alterthume, welches den Verfaſſer begeiſterte, oder doch wenigſtens das Nachleſen

der im Abriſſe beigefügten Originalſtellen erfordere, und daß derſelbe alſo für ein Publikum, wie er ſich die meiſten Leſer des gegenwärtigen Buchs denkt, ganz unverſtändlich bleiben müſſe; Hr. Kriegk hat ſich aber ſehr gut herausgeholfen; er hat dem Verfaſſer nichts vergeben, keine Sylbe hinzugefügt, und doch auch ein proſaiſches, poſitives und daher oft ſuper=kluges Publikum nicht aus den Augen verloren. Wie ſehr Hr. Kriegk Sorge trug, daß nur des Verfaſſers Ideen mitgetheilt werden, mögen die Leſer daraus beurtheilen, daß er an zwei oder drei Stellen dieſes Abſchnitts, wo er einen Gedanken vermißte, welcher ihm zum Verſtändniß nöthig ſchien, der ſich aber im Abriſſe nicht fand, dieſe Lücke aus dem Collegienhefte des Verfaſſers ergänzt hat. Der Ver=faſſer hält es für Pflicht, Hrn. Kriegk ſelbſt über dieſen Theil ſeiner Arbeit reden zu laſſen.

In Betreff des Paragraphen über dramatiſche Poeſie ſagt er: „Es ſchien mir eine allgemeine Bemerkung als Ein=leitung durchaus nöthig zu ſein, weil für gewiß zu halten iſt, daß die große Mehrzahl der Leſer mit einer falſchen Er=wartung an dieſen Abſchnitt gehen wird. Ich glaube nämlich, das die meiſten Menſchen, bei uns, wenn von Literatur die Rede iſt, nur an das denken, woran ſie durch die ſogenannte Literaturſtunde ihrer Schulzeit, durch die gewöhnlichen Bücher über deutſche Literatur und durch die äſthetiſchen Schriften über Dichtwerke gewöhnt worden ſind.“ Der Verfaſſer hat es aus dieſem Grunde auch durchaus gebilligt, daß Hr. Kriegk Notizen über Bedeutung und Ableitung der Wörter Drama, Tragödie und Komödie eingeſchoben hat. Im Übrigen iſt ſo getreu der Sinn und zum Theil auch die Form deſſen, was der Verfaſſer geſchrieben hatte, wiedergegeben worden, daß nur zwei oder drei ganz geringe Zuſätze von zwei oder drei Worten darin zu finden ſind. Nur Eins muß der Verfaſſer hier für den gelehrten Leſer bemerken. Hr. Kriegk hat nämlich, der ge=wöhnlichen Anſicht folgend, das, was bei dem Verfaſſer erſt

ſpäter über die Mimen geſagt iſt, ſchon beim Drama angeführt. Der Verfaſſer hätte für dieſes populäre Werk nichts dagegen, weil er ſchwerlich dem großen Publikum deutlich machen würde, welches Verhältniß die Mimen zum platoniſchen Dialog haben, und wie dieſer Philoſoph darauf kam, ſie zum Vehikel ſeiner Philoſophie zu machen, oder was Plato in dieſer Beziehung auf ſeinen Reiſen nach Sicilien lernte. Der Verfaſſer hat daher den Platz, wo in dieſem Buche über die Mimen geſprochen wird, für gleichgültig gehalten; er hat geglaubt, Hr. Kriegk müſſe beſſer als er wiſſen, wo dieſer Gegenſtand für den gegebenen Zweck abgehandelt werden müſſe.

In Beziehung auf den letzten Paragraphen über Geſchichte ſagt Hr. Kriegk: „Ich habe mich in dieſem Paragraphen bemüht, möglichſt alles wiederzugeben, was die entſprechenden Seiten des Abriſſes enthalten. Auch hier mußte ich in der Darſtellung ſtets Rückſicht darauf nehmen, daß die meiſten Leſer die beſprochenen Schriftſteller entweder gar nicht kennen, oder ſich doch das, was ſie von denſelben geleſen haben, nicht wieder vergegenwärtigen können. Trotz meiner Bemühung, die Sache recht klar und leicht verſtändlich zu machen, werden manche Leſer vielleicht den eigentlichen und vollſtändigen Sinn doch nicht faſſen. Indeſſen war es unmöglich, noch mehr in die Breite zu gehen, um Alles für Jedermann faßlich zu machen; denn das hätte nicht anders geſchehen können, als indem das Weſentliche ſelbſt aufgeopfert worden wäre. Doch wird dieſer Paragraph auch für alle diejenigen einen großen Werth haben, welche das, worauf es eigentlich ankommt, nicht verſtehen; denn ſie werden daraus erſehen, wie man Schriften leſen ſoll, und wenigſtens im Allgemeinen das Verhältniß begreifen, welches zwiſchen den erwähnten Schriftſtellern und der hiſtoriſchen Entwickelung ihres Volkes Statt gefunden hat.“ Herr Kriegk hat hierauf S. 205 aus des Verfaſſers Darſtellung der Herodoteiſchen Geſchichtſchreibung einen Satz weggelaſſen,

welcher ſich auf den Streit der perſiſchen Großen über die beſte Verfaſſung, nach der Art wie Herodot die Sache gefaßt hat, bezieht. Er rechtfertigt dies auf eine Weiſe, daß die Leſer aus ſeinen Worten am beſten ſehen werden, wie richtig er ſeine Stellung zum Publikum beurtheilt. Der Satz des univerſalhiſtoriſchen Abriſſes iſt folgender: „Hier ſiegt freilich für Perſien das Princip der Monarchie, doch zeichnet Herodot auf eine treffende Weiſe den Charakter, aus dem jede Demokratie hervorgehen, und die Geſinnung, auf der ſie beruhen muß, durch die Art, wie ſich Otanes, den er zum Vertheidiger und Repräſentanten der Demokratie gemacht hat, aus der Sache zieht.“ Herr Kriegk ſagt: „Ich mußte dieſen Satz auslaſſen, weil in einer populären Weltgeſchichte nicht, wie in demſelben geſchieht, blos andeutend auf Otanes und ſein Verhalten Bezug genommen werden darf, weil ich alſo die Sache ſelbſt hätte näher angeben und einen Theil der Worte des Otanes anführen müſſen. Das würde aber nicht allein vielen Raum weggenommen haben, ſondern es wäre auch, was das Wichtigſte iſt, für ungelehrte Leſer der Faden, an welchem die über Herodot ausgeſprochene Haupt-Idee entwickelt wird, allzu lange unterbrochen worden.“ Der Verfaſſer ſieht vollkommen ein, daß, um das Weſentliche zu erreichen, durchaus von Nebenſachen abgeſehen werden muß, ſowie daß Hr. Kriegk den Theil des Publikums, für welchen die Weltgeſchichte vorzüglich beſtimmt iſt, weit beſſer kennt, als der Verfaſſer.

Wie gewiſſenhaft Hr. Kriegk in dieſem Theile ſeiner Arbeit auch die leiſeſte Beimiſchung von Fremdem vermieden hat, weil dieſe populäre Weltgeſchichte durchaus nur zuſammengedrängt wieder geben ſoll, was in den beiden früheren Werken des Verfaſſers enthalten war, wird man aus einer Bemerkung ſehen, die er wegen eines einzigen Satzes macht. Hr. Kriegk ſchreibt dem Verfaſſer: „Ich habe (S. 208) den Zuſatz „wie in den geſchichtlichen Werken unſeres Schiller“ ge-

macht, weil Schiller's dreißigjähriger Krieg und Abfall der Niederlande wohl die am meiſten geleſenen hiſtoriſchen Bücher des größeren Publikums in Deutſchland ſind, und weil alſo durch dieſes, als Gegenſatz gegebene Beiſpiel jene Stelle des Abriſſes deutlicher gemacht wird, außerdem aber auch es nur nützlich ſein kann, wenn das Publikum, bei Gelegenheit der Betrachtung der griechiſchen Geſchichtſchreibung, über die geleſenſten geſchichtlichen Bücher unſerer Nation aufgeklärt wird."

Was Xenophon angeht, ſo wird man aus zwei Bemerkungen, welche Hr. Kriegk dem Verfaſſer brieflich mitgetheilt und dieſer durchaus gebilligt hat, erkennen, wie richtig das Maß des Aufzunehmenden und des Auszulaſſenden beſtimmt iſt, und wie ſehr ſich die Leſer überall auf den Takt des Redactors der Weltgeſchichte verlaſſen können. Er bemerkt nämlich zuerſt in Beziehung auf Xenophon's Denkwürdigkeiten des Sokrates: „Ich habe hier die Bemerkungen über die Memorabilien, welche im Abriß drei gedruckte Seiten einnehmen, in zwei geſchriebene Seiten zuſammengedrängt, und dabei dasjenige, was über die Art, wie Xenophon das Dämonion des Sokrates verſtand, geſagt wird, ſo wie einiges Andere weggelaſſen. Ich glaubte nämlich dem an philoſophiſche Betrachtungen nicht gewöhnten und mit philoſophiſchen Ausdrücken nicht vertrauten Publikum das rein Philoſophiſche hier, wo dasſelbe nur gelegentlich und ſo zu ſagen nebenbei vorkommt, nicht recht klar machen zu können, ohne auf eine ſchwerfällige Weiſe Umſchreibungen in die Darſtellung zu bringen, was doch vermieden werden muß. Später, in dem Paragraphen über Philoſophie, iſt es möglich, auch mit einem ungelehrten Publikum auf philoſophiſche Dinge näher einzugehen, weil dort dieſe Dinge nicht blos als ein Mittel der Erkenntniß von etwas Anderem erwähnt werden, ſondern an und für ſich allein den Gegenſtand der Betrachtung und Darſtellung bilden." Über eine andere weggelaſſene Stelle, welche bei Gelegenheit der Anabaſis im

univerſalhiſtoriſchen Abriß vorkommt, macht Hr. Kriegk folgende Bemerkung: „Vor der Erwähnung des halb griechiſch, halb perſiſch gefärbten Styls der Cyropädie ſteht im Abriß eine Stelle über den, aus Xenophon's Anabaſis hervorleuchtenden Gegenſatz des Mechaniſchen und Unverrückten perſiſcher Einrichtungen gegen griechiſche Bildung und freie Entwickelung. Dieſe habe ich weggelaſſen; denn ich hatte mich des in derſelben ausgeſprochenen Gedankens ſchon früher in der politiſchen Geſchichte bedient, weil er mir dort, bei der Beſchreibung des Zugs der Zehntauſend, einleuchtender und mehr hervorſpringend zu ſein ſchien."

Die Leſer werden es dem Verfaſſer Dank wiſſen, daß er ſie in den Stand geſetzt hat, Mühe, Sorgfalt, Gelehrſamkeit und richtiges Urtheil des Hrn. Kriegk nach Gebühr zu würdigen. Er ſelbſt iſt ſehr erfreut, daß die Arbeit von einem Manne gemacht wird, welcher ſie mit derſelben aufrichtigen Hingebung ausführt, mit welcher der Verfaſſer ſie als Menſch und aus Lernbegierde, nicht aber als Gelehrter, aus Ruhmbegierde und um zu glänzen, begonnen hatte.

Heidelberg, den 27. Nov. 1844.

F. C. Schloſſer.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Vorrede des Verfaſſers der Weltgeſchichte III

Geſchichte der alten Welt.

II. Völker der griechiſch-römiſchen Zeit (Fortſetzung) . 1

V. Geſchichte der Griechen in der nächſten Zeit nach dem peloponneſiſchen Kriege 3

1. Bis zur Wiederherſtellung der früheren Verfaſſung Athen's 3
2. Perſiſche Angelegenheiten und der Rückzug der Zehntauſend 18
3. Geſchichte Griechenlands von der Wiederherſtellung der atheniſchen Verfaſſung an bis zum Ausbruch des böotiſchen Krieges 31
4. Der boötiſche Krieg 35
5. Der korinthiſche Krieg 40
6. Das Verfahren der Spartaner gegen Theben und Olynth nach dem Frieden des Antalcidas 48

VI. Thebaniſche Zeit 54

1. Die Befreiung Theben's von der Herrſchaft der Spartaner 54
2. Epaminondas und Pelopidas 58
3. Von der Befreiung Theben's an bis zur Schlacht bei Leuktra 64
4. Von der Schlacht bei Leuktra an bis zum Frieden des Perſer-Königs 71
5. Geſchichte der Theſſalier bis zu dieſer Zeit . . . 76
6. Geſchichte der Griechen vom Frieden des Perſer-Königs an bis zur Schlacht bei Mantinea 86
7. Der Bundesgenoſſenkrieg der Athener 91

VII. Die Unterwerfung Griechenlands unter die Oberherrſchaft der Macedonier 96

1. Geſchichte Macedoniens bis auf König Philipp II. . . 96
2. Philipp II. von Macedonien 101

Seite

3. Philipp's II. Verhältniß zu Griechenland bis zum dritten heiligen Krieg 113
4. Philipp's II. Unternehmungen in Thracien und die frühere Geſchichte dieſes Landes 116
5. Philipp's II. fernere Unternehmungen und der dritte heilige Krieg bis zur Eroberung von Olynth 120
6. Philipp II. und der dritte heilige Krieg von der Eroberung Olynth's an bis zum Ende dieſes Krieges . . 136
7. Philipp II. und Griechenland zwiſchen dem dritten und vierten heiligen Krieg. 144
8. Der vierte heilige Krieg und die Unterwerfung Griechenlands unter die Macedonier 148
9. Letzte Zeit Philipp's II. 155

VIII. Geiſtiges Leben und moraliſcher Zuſtand der Griechen in der Zeit vom Beginn der Perſer-Kriege an bis auf Alexander den Großen 160
1. Sittlicher Zuſtand 160
2. Bildung und geiſtiges Leben im Allgemeinen . . . 170
3. Dichtkunſt 174
4. Geſchichtſchreibung 199
5. Philoſophie 230
6. Redekunſt oder Staatswiſſenſchaft 282
7. Kurze Andeutung über die Kunſt 305

IX. Die Zeit Alexander's des Großen 312
1. Charakter und Bildung Alexander's 312
2. Erſte Zeit der Regierung Alexander's 314
3. Macedonien und Perſien beim Beginn des Krieges zwiſchen beiden Reichen 321
4. Der perſiſche Feldzug Alexander's bis zur Schlacht am Granikus 330
5. Alexander's perſiſcher Feldzug von der Schlacht am Granikus an bis zur Beſetzung von Cilicien 334
6. Alexander's perſiſcher Feldzug von der Beſetzung Ciliciens an bis zum Marſche nach Phönicien 339
7. Alexander's Unterwerfung von Phönicien und Paläſtina 343
8. Alexander's egyptiſcher Feldzug 346
9. Alexander's perſiſcher Feldzug von der Beſetzung Egyptens an bis zur Eroberung des eigentlichen Perſiens . 351
10. Aufſtand in Griechenland unter König Agis II. von Sparta 353
11. Alexander's perſiſcher Feldzug von der Beſetzung des eigentlichen Perſiens an bis zur Eroberung von Baktrien und Sogdiana 356
12. Alexander als Beherrſcher des perſiſchen Reichs . . 366

Seite
13. Alexander's Zug nach Indien 379
14. Alexander's Rückkehr aus Indien 391
15. Alexander unmittelbar nach ſeiner Rückkehr aus Indien 395
16. Griechiſche Angelegenheiten in der letzten Zeit Alexander's 399
17. Alexander's letztes Lebensjahr 403
18. Alexander als Gründer eines Weltreichs und der Einfluß ſeiner Eroberungen auf den Geiſt der Griechen und des Orients 407
19. Ariſtoteles und ſein Verhältniß zur griechiſchen Cultur . 418

X. Geſchichte Griechenlands und des macedoniſchen Reichs unmittelbar nach Alexander's des Großen Tod . . 438
1. Aſiatiſche Angelegenheiten bis zu Eumenes Tod . . 438
2. Griechiſche Angelegenheiten bis zum Tode der Olympias 448
3. Der Kampf um Alexander's Reich vom Tode der Olympias an bis zur Ermordung der Roxane und ihres Sohnes 465
4. Der Kampf um Alexander's Reich vom Tode der Roxane an bis auf die Schlacht bei Salamis in Cypern . . 471
5. Der Kampf um Alexander's Reich von der Schlacht bei Salamis an bis zur Schlacht bei Ipſus . . . 480
6. Die letzten Schickſale des Kaſſander und ſeiner Söhne, des Demetrius Poliorketes und des Lyſimachus . . 489

Druckfehler im erſten Bande.

Seite 139 Zeile 13 und 16 lies 362 ſtatt 364.

Druckfehler im zweiten Bande.

Seite	65	Zeile	13 lies Ageſilaus ſtatt Agiſilaus.
„	105	„	5 v. u. ſetze ein Komma ſt. Semikolons.
„	303	„	10 v. u. l. beißender ſt. beißenden.
„	347	„	14 v. u. ſetze „für“ vor „die politiſche Stellung.“
„	380	„	13 v. u. l. beſaßen ſt. beſatzen.
„	399	„	18 v. o. l. Aetolern ſt. Aetolen.
„	404	„	9 v. u. l. die der Athener ſt. die Athener.
„	415	„	15 v. u. l. derſelben ſt. desſelben.
„	415	„	1 v. u. l. echte ſt. chte.
„	422	„	1 v. u. l. einem ſt. einen.
„	474	„	12 v. u. l. Sikyon ſt. Sykion.

Geſchichte der alten Welt.

II. Völker der griechiſch-römiſchen Zeit.

(Fortſetzung.)

V. Geſchichte der Griechen
in der nächſten Zeit nach dem peloponneſiſchen Krieg.

1. Bis zur Wiederherſtellung der früheren Verfaſſung Athen's.

In der auf den peloponneſiſchen Krieg folgenden Zeit beſaßen die Spartaner wieder die Hegemonie von Griechenland; ſie konnten dieſelbe aber nicht lange behaupten, ſondern verloren ſie an die Thebaner, welche einige Jahrzehnte nach jenem Kriege durch Pelopidas und Epaminondas aus ihrer untergeordneten Stellung emporgehoben wurden. Mit dem Tode dieſer beiden Männer ſanken die Thebaner wieder von ihrer Höhe herab, und die Herrſchaft von Griechenland ging an die Macedonier über. Zugleich mit dieſem Wechſel der Oberherrſchaft, welcher den Hauptgang der Ereigniſſe in den nächſten ſiebenzig Jahren bildet, wurde allmälig eine große Veränderung in dem Staatsweſen der Griechen herbeigeführt, indem in dem Verlauf des vierten Jahrhunderts v. Chr. die republikaniſche Verfaſſung der griechiſchen Welt unterging, und die in der nachfolgenden Zeit vorherrſchende monarchiſche Einrichtung derſelben vorbereitet wurde.

Dieſer Übergang zur monarchiſchen Staatsform iſt die wichtigſte Seite der griechiſchen Geſchichte in den erſten Zeiten nach dem peloponneſiſchen Kriege. Er wurde dadurch herbeigeführt, daß die Sitten ſich geändert hatten, und bei der veränderten Geſinnung und dem Mangel an Vaterlandsliebe und Uneigennützigkeit das Bedürfniß der entſcheidenden Autorität eines Regenten überall gefühlt ward. Griechenland hatte ſeine bisherige Freiheit und deren Grundſätze durchaus verkannt, und ſo zog der Verfall der Sitten

und des eigentlich griechiſchen Geiſtes auch den Verfall der Verfaſſungen nach ſich. Zu gleicher Zeit veranlaßte die Eiferſucht der einzelnen Glieder des griechiſchen Stammes ebenſo, wie früher, fortwährend Kriege zwiſchen den Staaten Griechenlands, welche Vieles von der Wuth bürgerlicher Kriege an ſich haben, und beſchleunigte dadurch den Untergang der Republiken. Die Möglichkeit des ſelbſtſtändigen Fortbeſtehens der griechiſchen Freiſtaaten war ſchon am Ende der vorhergehenden Zeit geſchwunden. Zwar traten noch große Männer, wie Ageſilaus in Sparta, Epaminondas und Pelopidas in Theben, Iphikrates und Andere in Athen, auf, welche ihre eigenen Staaten vom Untergange retteten; aber ſie waren nicht im Stande, die allgemeine Verwirrung aufzuheben und die Ordnung in dem geſammten Vaterland wieder herzuſtellen. Dies konnte nur durch eine dictatoriſche Gewalt geſchehen, an eine ſolche war aber in griechiſchen Republiken nicht zu denken. Der Geiſt der Zeit und die Umſtände erforderten, um Griechenlands Blüthe zu erhalten, eine monarchiſche Regierung, welche nicht einen widerrechtlichen und gewaltſamen Urſprung hatte, ſondern geſetzlich, herkömmlich, volksmäßig und deshalb auch feſtgegründet und kräftig war. Nur Macedonien war daher das Land, aus welchem eine ſolche Regierung den Griechen kommen konnte, weil dort von jeher eine Art conſtitutioneller Monarchie beſtanden hatte; und die göttliche Vorſehung lenkte deshalb den Gang der Dinge ſo, daß zuletzt dieſes Land die Oberherrſchaft in Griechenland erhielt.

Dies iſt der innere Zuſammenhang der Ereigniſſe, welche die Geſchichte Griechenlands in den nächſten ſiebenzig Jahren nach dem peloponneſiſchen Krieg bilden, und mit dem Misbrauch der von den Spartanern wieder erlangten Oberherrſchaft ihren Anfang nehmen. Die Spartaner waren ebenſo, wie die übrigen Griechen, entartet und ihrer eigenen Natur untreu geworden. Die höheren Klaſſen dieſes Volkes hatten, ſtatt der Einfachheit und ſtrengen Zucht früherer Zeiten, ſich der Genußſucht und Geldgier ergeben. Sie fingen damals an, die Syſſitien oder die gemeinſchaftlichen öffentlichen Mahle nicht mehr zu beſuchen, ſchwelgten ſtatt deſſen zu Hauſe in großer Üppigkeit, und trieben in ihrer Hauseinrichtung einen Aufwand der mannichfaltigſten Art. Mit dieſer eingetretenen Änderung in der Geſinnung und Lebensweiſe der einzelnen Bürger

änderte ſich auch der Charakter des Staates, ſowohl in ſeinen inneren als äußeren Verhältniſſen. Der ſpartaniſche Staat, welcher Jahrhunderte lang von inneren Unruhen frei geblieben, und deshalb als Gegenſatz gegen die unruhigen Demokratieen oft geprieſen worden war, gerieth von jetzt an in bedenkliche Bewegungen und Erſchütterungen, ſo daß mit dem Beginn des vierten Jahrhunderts vor Chriſto auch jene Lobreden verſtummten. In den Beziehungen zu anderen Staaten aber waren Habgier und Herrſchſucht die Charakterzüge der ſpartaniſchen Regierung geworden. Statt als das Hauptvolk Griechenlands mit Gerechtigkeit, Billigkeit und Enthaltſamkeit den gemeinſamen Angelegenheiten vorzuſtehen, misbrauchten die Spartaner, auf militäriſche Gewalt ſich ſtützend, ihr Übergewicht, und mishandelten ſelbſt ihre alten Bundesgenoſſen. Sie traten ganz und gar in die Fußſtapfen der Athener, machten ſich aber dadurch nicht allein ebenſo ſehr verhaßt, ſondern kamen auch mit ſich ſelbſt und mit ihrer urſprünglichen Staatseinrichtung in Widerſpruch, da dieſe durchaus nicht auf ein eroberndes Volk berechnet war. Sie geriethen alſo durch ihre neue Stellung und die daraus hervorgehenden Unternehmungen in eine unruhige Bewegung, die weder ihrem Charakter noch den Grundgeſetzen ihres Staates angemeſſen war.

In allen eroberten Städten der aſiatiſchen Küſten und auf den unterworfenen griechiſchen Inſeln hatte Lyſander eine aus zehn Männern beſtehende oligarchiſche Regierung der gehäſſigſten und drückendſten Art eingeſetzt, welche als eine bloße Partei auftrat, und die erlangte Gewalt zur Verfolgung der Gegenpartei misbrauchte. Lyſander ſelbſt war den wüthenden Oligarchen zur Befriedigung ihrer Rachgier behülflich, und benutzte ſogar für ſich allein ſeine Macht, um die verhaßten Demokraten grauſam zu beſtrafen. In Thaſos z. B. ließ er achthundert Einwohner erwürgen und ihre Weiber und Kinder in die Sclaverei verkaufen, von der Inſel Samos verjagte er alle demokratiſchen Einwohner, und in Milet tödtete die oligarchiſche Partei mit ſeiner Hülfe dreihundert und vierzig ihrer Mitbürger, und zwang nicht weniger als tauſend andere, nach Kleinaſien zu fliehen. An der Spitze der von Lyſander eingeſetzten Regierungen, welche Dekarchieen oder Regierungen der Zehn genannt wurden, ſtand je ein Spartaner unter dem

Namen eines Harmoſten oder Befehlshabers, welcher meiſtens zugleich eine ſpartaniſche Beſatzung zu ſeiner Verfügung hatte. Die Harmoſten übten eine rohe Gewalt, und ihr willkürliches Verfahren war für die ihnen unterworfenen Städte und Inſeln um ſo drückender, als die Spartaner von Hauſe aus zu Strenge und Härte viel mehr geneigt waren, als die Athener. Ja, es mußte ſogar, nach der ganzen Verſchiedenheit beider Staaten, der Druck, welchen die griechiſchen Städte durch die ſpartaniſche Oberherrſchaft zu erleiden hatten, viel härter ſein, als er vorher bei ihrer Unterwerfung unter die Athener geweſen war, weil Sparta weit weniger im Stande war, auswärtige Beſitzungen ohne Bedrückung der Bundesgenoſſen zu behaupten, als die durch Handel und Induſtrie blühende Stadt Athen.

Auch Athen war durch die Spartaner unter das Joch ſchändlicher Oligarchen gekommen. Die Einſetzung einer Regierung, welche ganz oligarchiſch und durch die Zahl ihrer Glieder der ſpartaniſchen gleich ſein ſollte, war ſchon vor der Übergabe der Stadt zwiſchen Lyſander und Theramenes verabredet worden, und das Volk hatte ſich dazu verſtehen müſſen, weil der Erſtere drohte, daß, wenn man dieſe Oligarchie nicht annähme, es ſich nicht mehr um die Staatsverfaſſung, ſondern um die Exiſtenz Athen's handeln würde. Die dreißig Männer, aus welchen die neue Regierungsbehörde beſtand, führen gewöhnlich den Namen der dreißig Tyrannen oder auch blos der Dreißig. Eigentlich waren dieſelben nur ernannt, um die vorhandenen Geſetze durchzuſehen und eine neue Verfaſſung einzurichten, ſie hatten aber, nach dem bei Griechen und Römern in ſolchen Fällen herrſchenden Gebrauche, während der Dauer dieſes Geſchäftes zugleich die ganze Regierung und Verwaltung des Staats in Händen. Ihre Ernennung geſchah nur ſcheinbar durch die Stimme des Volks; denn zwei Drittel derſelben waren ſchon vorher von Lyſander und der oligarchiſchen Partei in Athen dazu beſtimmt worden. Zehn derſelben nämlich hatte Theramenes als Mitglieder der neuen Behörde bezeichnet, zehn andere waren von einem oligarchiſchen Klubb ernannt worden, der ſich gleich nach der unglücklichen Schlacht bei Aegospotamos in Athen gebildet hatte, und nur die zehn übrigen wurden eigentlich von dem Volke ſelbſt neu erwählt. Alle dreißig Tyrannen hatten

zu jenen Vierhundert gehört, welche im Jahre 411, in Folge der oligarchiſchen Verſchwörung Piſander's und ſeiner Verbündeten, ſich der Regierung auf einige Monate bemächtigt hatten.

Die Dreißig ernannten gleich nach ihrer Einſetzung die Beamten und einen neuen mit Gerichtsbarkeit bekleideten Senat, und zwar natürlich aus der Zahl ihrer Anhänger. Ihre erſten Handlungen waren hart, aber nicht gerade ungerecht: ſie bezweckten die Vernichtung des ſogenannten Sykophanten-Weſens, und dieſe wurde auf geſetzlichem Wege, nämlich durch den Senat, bewerkſtelligt. Die Klaſſe von Menſchen, welche man Sykophanten nannte, war in der letzten Zeit ſehr zahlreich und ein wahrer Krebsſchaden des Staats geworden. Der dieſen Leuten beigelegte Namen bedeutet wörtlich ſoviel als Feigen-Anzeiger, und ſoll urſprünglich blos ſolchen Bürgern gegeben worden ſein, welche die gegen das Verbot der Feigen-Ausfuhr Handelnden aufſpürten und anzeigten. Man übertrug aber dieſen Namen nachher auf alle diejenigen, die dasſelbe bei den Gerichten thaten, was die Demagogen in der Volksverſammlung betrieben, d. h. welche einzelne Mitbürger aus Bosheit oder Gewinnſucht verleumdeten, und durch falſche, ränkevolle Anklagen zu verderben ſuchten. Dieſe Menſchen, die ſeit Perikles Zeit immer mehr an Zahl zunahmen, und ihr Weſen auf eine für die rechtlichen Bürger ſehr verderbliche Weiſe trieben, waren ebenſo, wie die Demagogen, ein gefährliches Übel, deſſen Ausrottung zum Gedeihen des Staats nothwendig war. Die dreißig Tyrannen begannen daher ihre Regierung nicht mit Unrecht damit, daß ſie alle, welche auf dieſe Weiſe das Volk aufgehetzt und irre geleitet hatten, verhaften und vor dem Senat anklagen ließen. Es wurden viele derſelben durch richterlichen Spruch verurtheilt und hingerichtet.

Die beſſeren Bürger waren mit dieſem Verfahren der Dreißig zufrieden, und fühlten ſich anfangs durch die Herrſchaft derſelben nicht beeinträchtigt und gekränkt; allein einige der neuen Herrſcher hatten ganz andere Abſichten, als die bloße Einrichtung der Verfaſſung. Sie wollten ſich im Beſitze der höchſten Macht befeſtigen, und dies war ohne gewaltſame Mittel nicht möglich, zumal da mehrere ihrer Collegen, namentlich Theramenes, die eigentliche Aufgabe der Dreißig im Intereſſe der oligarchiſchen Partei erfüllt ha-

ben wollten, und zu dieſem Zwecke in der Bürgerſchaft ſich eine Stütze zu bereiten ſuchten. Die Erſteren ſetzten daher unter ihren Collegen ſehr bald den Beſchluß durch, daß die Spartaner um die Zuſendung einer bewaffneten Macht erſucht werden ſollten. Ihr Geſuch wurde erfüllt, und die von Sparta geſandte Schaar, welche unter dem Oberbefehl des mit Lyſander befreundeten Harmoſten Kallibius, eines rohen Soldaten, ſtand, und ihren Sold aus dem atheniſchen Staatsſchatz erhielt, beſetzte die Burg von Athen.

An der Spitze der gewaltthätigen Partei unter den dreißig Herrſchern ſtand Kritias, ein Genie in ſeiner Art und durch Geburt, Reichthum und Bildung ausgezeichnet. Er war wie Alcibiades ein Schüler des Sokrates geweſen, hatte aber, wie dieſer, niemals für die moraliſchen Beſtrebungen ſeines Lehrers Sinn gehabt, ſondern im Verkehr mit ihm blos geiſtige Gewandtheit und die für einen Staatsmann nöthige Bildung zu erlangen geſucht. Er beſaß die größte Herrſchſucht, und ward außerdem von Rachgier getrieben, weil ihn das Volk früher einmal aus Gründen, die uns unbekannt ſind, auf einige Jahre aus Athen verbannt hatte. Dieſer Mann, welcher unter den Dreißig die Hauptrolle ſpielte und die eigentliche Seele der damaligen Regierung war, hatte ſich ein conſequentes Syſtem der Tyrannei entworfen, und wollte daſſelbe ohne irgend eine Rückſicht und Scheu und mit einem Muthe, der eine beſſere Sache geehrt hätte, gewaltſam durchſetzen. Darüber gerieth er ſogleich mit Theramenes in Zwiſt, es hatte aber dies anfangs keine weiteren Folgen, weil Kritias ſeinen Gegner eine Zeitlang ſtets wieder zu beſchwichtigen, und ſeine übrigen Collegen zu gewinnen und mit ſich fortzureißen wußte.

Die dreißig Tyrannen richteten unter Kritias Leitung eine ſyſtematiſche Verfolgung gegen alle diejenigen ein, welche ihrer Herrſchaft gefährlich waren, oder durch großes Vermögen ihre Habgier reizten. Dabei waren ihnen die ſpartaniſchen Truppen unter Kallibius als Schergen behülflich, und ſpartaniſche Raubſucht hatte an den Gräueln, welche begangen wurden, ebenſoſehr Antheil, als die Habgier, die Herrſchſucht und der Rachedurſt der dreißig Tyrannen und ihrer Anhänger. Unter dem Vorwand, den Staat von unruhigen und ſchlechten Menſchen zu befreien, wurde eine ſo große Menge von Bürgern und Beiſaſſen der Raubgier und Herrſchſucht der

Dreißig zum Opfer gebracht, daß die Zahl aller von dieſen Hingerichteten dreizehn- bis fünfzehnhundert betragen haben ſoll. Unter ihnen waren Niceratus, der durch edlen Sinn und zu ſeinem Unglück zugleich durch Reichthum ausgezeichnete Sohn des Nicias, der reiche Antiphon, welcher nicht mit dem berühmten Redner dieſes Namens (ſ. Th. I. S. 466) zu verwechſeln iſt, und der wegen ſeines unbeſcholtenen Lebenswandels geprieſene Leon von Salamis die angeſehenſten. Viele Bürger, unter ihnen namentlich auch Thraſybul, wurden aus der Stadt verbannt, oder entzogen ſich durch freiwillige Flucht der Wuth der grauſamen Herrſcher. Die Verfolgungen und Hinrichtungen nahmen nach und nach an Zahl immer mehr zu, da trotz der vielen Gütereinziehungen, welche ſtets damit verbunden waren, die durch den Krieg erſchöpfte Staatskaſſe zur Beſtreitung der laufenden Ausgaben durchaus nicht hinreichte.

Mitten unter dieſen Grauſamkeiten und durch dieſelben entſtand zwiſchen den beiden Häuptern der Regierung, Kritias und Theramenes, ein neuer Zwiſt, welcher die wichtigſten Folgen hatte. Kritias wollte Alles außer ſeinen Anhängern vernichten, Theramenes dagegen wollte Maß und Ziel gehalten haben. Der Letztere drang darauf, daß man mit mehr Schonung verfahre, und ſo der Oligarchie in der Bürgerſchaft einen größeren Anhang und eine Stütze verſchaffe, er machte ſich aber dadurch ſeinem herrſchſüchtigen Gegner verdächtig. Kritias fürchtete, Theramenes mache Partei gegen ihn und wolle ſich der Gemäßigten bedienen, um die Heftigen zu ſtürzen. Um dieſem zuvorzukommen, benutzte er jene Forderung des Theramenes zu ſeinem eigenen Beſten, und ließ durch ſeine Collegen den Beſchluß faſſen, daß alle Bürger mit Ausnahme von dreitauſend, auf die man ſich verlaſſen zu können glaubte, entwaffnet und von jedem Amte und jedem anderen Antheile an der Regierung ausgeſchloſſen werden ſollten. Nachdem dies geſchehen und die von der Maſſe der Bürgerſchaft abgelieferten Waffen auf der Burg niedergelegt worden waren, verfolgten die Tyrannen ihren Zweck noch rückſichtsloſer, und ließen ihrer Raubgier und Herrſchſucht völlig die Zügel ſchießen. Sie kamen untereinander überein, die dreißig wohlhabendſten Metöken oder Beiſaſſen zu tödten und ihre Güter einzuziehen, und faßten den Beſchluß, daß jeder der dreißig

Tyrannen einen derſelben auf die Liſte ſetzen ſollte. Theramenes weigerte ſich dies zu thun, und trat nachdrücklich gegen jede auf bloßer Habgier beruhende Verfolgung auf. Dies wurde von Kritias benutzt, um Theramenes zu verderben. Er berief den Senat, welcher damals zugleich der einzige Gerichtshof von Athen war, umgab denſelben mit der bewaffneten Schaar ſeiner Getreuen, und klagte Theramenes als einen gegen die beſtehende Regierung feindſeligen Mann an. Theramenes wußte ſich aber ſo gut zu vertheidigen, daß der Senat, obgleich er ſeither ein williges Werkzeug jeder Gewaltthat geweſen war, ſich auf ſeine Seite neigte.

Zu einer Freiſprechung des Theramenes durfte Kritias es nicht kommen laſſen, wenn er nicht ſelbſt ſein Leben in Gefahr bringen wollte; er mußte alſo das Äußerſte wagen. Er erklärte dem Senat mit Hinweiſung auf die von ihm aufgeſtellten Bewaffneten, daß er in ſeinem und ſeiner Collegen Namen Theramenes aus der Liſte der Dreißig ausſtreiche. Da früher feſtgeſetzt worden war, daß nur die dreißig Tyrannen und die dreitauſend Bürger, die das Recht Waffen zu tragen behalten hatten, von dem Senat gerichtet werden, alle andern Athener aber dem Gutdünken der Erſteren überlaſſen ſein ſollten, ſo war dadurch Theramenes der Willkür ſeiner Collegen preisgegeben. Auch fügte Kritias ſeinen Worten ſogleich die weitere Erklärung hinzu, daß er und ſeine Amtsgenoſſen den Angeklagten zum Tode verurtheilt hätten. Theramenes, welcher von den ſchwachen Menſchen, die den Senat bildeten, keine Hülfe gegen des Kritias Schergen hoffen konnte, nahm nach dieſer unerwarteten Wendung der Sache ſeine Zuflucht zu dem im Verſammlungsſaale ſtehenden Altar. Vergebens erinnerte er die Anweſenden daran, daß, wenn man das willkürliche Ausſtreichen ſeines Namens dulde, auch jeder von ihnen ſeines Lebens nicht mehr ſicher ſei; vergebens ſagte er, er wiſſe zwar, daß Kritias auf Altäre und Götter keine Rückſicht nehme, wolle aber wenigſtens ſeinen Mitbürgern zeigen, daß derſelbe nicht blos die menſchliche Gerechtigkeit, ſondern auch die Ehrfurcht vor den Göttern mit Füßen trete. Niemand wagte, ſich für Theramenes zu erheben, und Kritias ließ ihn vom Altar wegreißen und ins Gefängniß ſchleppen, wo er ſogleich den Giftbecher trinken mußte. Als Theramenes den Becher geleert hatte, goß er die noch übrigen Tropfen auf den Boden, indem er ausrief: „Dies

iſt für Kritias!" Theramenes iſt im Alterthum oft geprieſen und bewundert worden, weil er den Tod mit männlichem Muthe erlitt, und weil er als ein Opfer ſeiner eigenen Mäßigung und der rückſichtsloſen Wuth ſeiner Collegen ſtarb; unverdient iſt aber ſein Tod nicht geweſen. Er ſelbſt hatte ſich in ſeiner politiſchen Laufbahn ungeſetzlicher und zum Theil abſcheulicher Mittel bedient, und wurde mit Recht von der Oligarchie vernichtet, weil er ſelbſt, nachdem er vor allen Andern dieſelbe gegründet hatte, ſie dann untergrub. Auch in der Demokratie wäre er nicht mit Unrecht verurtheilt worden; denn er hatte zweimal dieſelbe zerſtören helfen und, um dies zu erreichen, einmal ſogar ſeine Vaterſtadt an die Feinde verhandelt.

Von jetzt an überſtiegen die Grauſamkeiten, Beraubungen, Hinrichtungen und Verbannungen jedes Maß. Man wollte zuletzt ſogar niemanden mehr den Aufenthalt in der Stadt erlauben, außer den Dreitauſend, denen das Recht Waffen zu tragen gewährt worden war, und vertrieb viele auch aus ihren Landgütern, welche hierauf von den Dreißigen und ihren Anhängern in Beſitz genommen wurden. Theben, Megara und andere Städte füllten ſich mit atheniſchen Flüchtlingen.

In das traurige Schickſal ſeiner Vaterſtadt, welche von wüthenden Gewalthabern gepeinigt ward, wurde auch Alcibiades verwickelt, obgleich er fern von ihr in der Verbannung lebte. Doch ſind die Nachrichten über das Lebens-Ende dieſes Mannes widerſprechend, und es iſt nicht ausgemacht, ob die Spartaner und die ihnen befreundeten Herrſcher in Athen oder der perſiſche Statthalter Pharnabazus die Schuld ſeines Todes tragen. Er ſoll nach einer dritten Nachricht ſogar als das Opfer einer bloßen Privatrache gefallen ſein. Die Spartaner hatten ihm, aus Furcht vor ſeinem großen Talente und Ehrgeiz, den Aufenthalt auf ſeinen thraciſchen Gütern nicht lange geſtattet, und er war nach Kleinaſien geflohen, wo Pharnabazus ihn freundlich aufnahm. Auch hier ſoll ihn der Haß und die Furcht der Spartaner verfolgt haben, welche noch überdies von Kritias und ſeinen Collegen angereizt wurden, weil dieſe von der Gewandtheit und dem Anſehen dieſes Mannes mehr, als von irgend einem anderen Vertriebenen, Gefahr für ihre Herrſchaft befürchten mußten. Alcibiades wurde in einem phrygiſchen Dorfe getödtet, entweder weil einige Privatleute, die er durch ſeine

grenzenloſen Ausſchweifungen beleidigt hatte, ſich durch ſeine Ermordung rächten, oder weil Pharnabazus der Aufforderung der Spartaner, den für die Ruhe Griechenlands und Perſiens gefährlichen Mann aus dem Wege zu räumen, Folge leiſtete, oder endlich weil Alcibiades von den geheimen Rüſtungen des Prinzen Cyrus gegen den König Artaxerxes II. Kenntniß erhalten hatte, und Pharnabazus die Abſicht desſelben, ſich nach Suſa zu begeben und einen Krieg des Königs gegen die mit Cyrus befreundeten Spartaner herbeizuführen, hintertreiben wollte. Die zur Ermordung des Alcibiades abgeſchickte Schaar wagte nicht, in deſſen Wohnung einzudringen und ihn geradezu anzugreifen, ſondern umzingelte das Haus und ſteckte es in Brand. Alcibiades ſtürzte mit gezücktem Schwerte aus ſeiner brennenden Wohnung heraus; die Soldaten wichen erſchreckt vor ihm zurück, tödteten ihn aber aus der Ferne mit ihren Pfeilen. Seine Leiche ward von der Hetäre Timandra beſtattet, welche ihm nach Kleinaſien gefolgt war.

Die dreißig Tyrannen bereiteten durch ihre Schreckensregierung, namentlich aber durch die Vertreibung ſo vieler Bürger, ſich ſelbſt den Untergang, und ſchon acht Monate nach ihrer Einſetzung wurden ſie der Herrſchaft wieder verluſtig. Thraſybul überrumpelte mit ſiebenzig andern Flüchtlingen von Theben aus die attiſche Grenzfeſte Phyle. Hier ſammelten ſich ſo viele Vertriebene und Unzufriedene um ihn, daß er bald eine Schaar von ſiebenhundert Mann hatte, und daß die Dreißig, um die weitere Ausbreitung des Übels zu hindern, einen Angriff auf dieſen Zufluchtsort nöthig fanden. Der Angriff ſcheiterte, Thraſybul dagegen bemächtigte ſich des Hafens Piräus und der Vorſtadt Munychia. Von dieſem Augenblick an fanden täglich Gefechte Statt, und Bürgerblut floß in Strömen. In einem der Gefechte fielen Kritias und Hippomachus, die beiden gewaltthätigſten der dreißig Tyrannen, und die einzigen, welche im Stande geweſen wären, das Begonnene mit Muth und Kraft durchzuſetzen. Dadurch ward es möglich, die Parteien zu vergleichen; Kleokritus, ein Beamter der Myſterien, ſuchte die Dreitauſend, welche unter der Herrſchaft der Dreißig allein höhere politiſche Rechte beſaßen, mit den übrigen Bürgern auszuſöhnen. Seine Bemühung hatte einigen Erfolg; ſchon am folgenden Tag entflohen die Tyrannen und ihre Anhänger nach Eleuſis, und an

ihrer Stelle ward eine andere Regierungs-Behörde eingeſetzt, welche aus zehn Männern, je einem aus jeder Phyle oder Bürgerklaſſe, beſtand (im Frühjahr 403 v. Chr.).

Um vor den Grundſätzen der vertriebenen Oligarchen und ihrem Einfluß ganz ſicher zu ſein, hatte man zu dieſer neuen Obrigkeit abſichtlich ſolche Männer gewählt, welche Feinde des Kritias geweſen waren, weil man annahm, daß ſie eben deshalb Freunde der Vertriebenen wären. Allein man hatte ſich in ihnen geirrt: ſie wollten als neue Oligarchen ebenſo unumſchränkt wie die verjagten Tyrannen herrſchen, und dachten ebenſo wenig, wie die Dreitauſend, daran, ſich mit den von jenen Vertriebenen zu verſtändigen oder gar, wie Viele gehofft hatten, die alte Demokratie wiederherzuſtellen. Die Freunde der Volksherrſchaft ſtrömten daher, über die zehn Männer erbittert, in den Piräus zu Thraſybul hinaus, um in Verbindung mit ihm und ſeiner Schaar durch die Waffen zu erlangen, was man in Güte nicht gewähren wollte.

Die zehn Männer verzweifelten bald an der Möglichkeit, ſich im Beſitz der Herrſchaft und der Stadt Athen zu behaupten, und erbaten ſich Hülfe von den Spartanern, an welche auch die dreißig Tyrannen von Eleuſis aus Abgeordnete geſchickt hatten. Von Sparta aus erſchienen alsbald Lyſander und ſein Bruder Libys, jener als Anführer zu Lande, dieſer als Admiral einer kleinen Flotte. Libys ſperrte den Hafen Piräus, und Lyſander ſchloß denſelben von der Landſeite ein. Das arme, dreifach getheilte Athen ſah ſich alſo von neuem mit dem Untergang bedroht. Ein glücklicher Zufall rettete die Stadt. Der ſpartaniſche König Pauſanias II. und die Mehrzahl der damaligen Ephoren waren nämlich keine Freunde Lyſander's, ſie ſahen ein, daß dieſer herrſchſüchtige Feldherr ihrem Staate überall einen für die Behauptung der ſpartaniſchen Uebermacht bedenklichen Haß zugezogen habe, und neigten ſich deshalb zu einer friedlichen und gemäßigten Politik. Jener Haß hatte bereits ſo ſehr zugenommen, daß ſelbſt das kleine Megara es wagte, einem Schiffskapitain, der am meiſten zum Siege bei Aegospotamos beigetragen hatte, trotz der Verwendung Lyſander's das nachgeſuchte Bürgerrecht zu verweigern, und daß Sparta ſelbſt im vorhergehenden Winter für gut gefunden hatte, einen Theil der von Lyſander in

verſchiedenen Städten eingeſetzten Oligarchieen wieder aufzuheben. Die Gegner Lyſander's bewirkten die Abſendung eines neuen Heeres nach Attika, deſſen Commando dem Könige Pauſanias übertragen ward, welcher zugleich die oberſte Leitung der ganzen den atheniſchen Zwiſt betreffenden Angelegenheit erhielt. Pauſanias hemmte nach ſeiner Ankunft in Attika ſogleich Lyſander's gewaltſame Schritte, und ſuchte ſo ſchnell als möglich den Frieden herzuſtellen. Er veranlaßte Thraſybul's Partei zur Abſendung von Geſandten, welche in Sparta über die Beilegung der Zwiſtigkeiten unterhandeln ſollten. Von hier wurden gleich nach der Ankunft dieſer Abgeordneten fünfzehn Commiſſäre nach Attika geſchickt, um in Verbindung mit Pauſanias die ganze Angelegenheit in Ordnung zu bringen.

Auf dieſe Weiſe kam ſehr bald ein Frieden zwiſchen den Spartanern und Athenern zu Stande, in Folge deſſen (im Sommer des Jahres 403 v. Chr.) die Truppen der Erſteren nach Hauſe zurückkehrten, und Thraſybul mit ſeinen Anhängern in die Stadt einzog. Pauſanias hatte bei dieſem für Athen günſtigen Friedensvertrage überſehen, Sparta's Einfluß ſicher zu ſtellen, nicht weil er Athen ſchonen wollte, ſondern weil er hierbei, wie in ſeinem ganzen Verfahren ſich blos von der Eiferſucht auf Lyſander leiten ließ. Deshalb wurde er, als er nach Sparta zurückgekehrt war, der Vernachläſſigung ſeiner Pflicht angeklagt, und entging der Verurtheilung nur durch eine ſehr geringe Mehrzahl der Stimmen. Nach dem mit Pauſanias abgeſchloſſenen Vertrage wurden die vertriebenen Demokraten wieder in die Stadt aufgenommen, und erhielten ihr eingezogenes Eigenthum zurück, die dreißig Tyrannen aber und die Theilnehmer ihrer Gewaltthaten mußten die Stadt verlaſſen und ſich in Eleuſis niederlaſſen; für alle andern Bürger wurde eine Amneſtie in Betreff alles ſeither Vorgefallenen ausgeſprochen, und denjenigen von den Dreitauſend, welche nicht in Athen zu bleiben wagten, ward die Erlaubniß gegeben, ſich nach Eleuſis überzuſiedeln. Die Entſcheidung über die Verfaſſungsangelegenheit blieb den Athenern allein überlaſſen.

Durch den Friedensvertrag war alſo Attika in zwei feindliche Staaten getheilt worden, welche aus einer und derſelben Stadt hervorgegangen waren. Dieſe konnten natürlich auf einem ſo engen Raume nicht lange neben einander beſtehen. Die Oligarchen in

Eleuſis fingen bald an, Rüſtungen zu einem Kriege gegen die Demokraten in Athen zu machen, und auf die Nachricht davon zogen die Letzteren mit geſammter Macht gegen ſie aus. Zum Kampfe kam es jedoch nicht, ſondern die Anführer der Eleuſinier ließen ſich durch Friedensvorſchläge täuſchen, kamen zu einer angebotenen Unterhandlung mit den Häuptern der Gegenpartei zuſammen, und wurden treuloſer Weiſe erſchlagen; allen anderen Bürgern aber, welche nach Eleuſis ausgewandert waren, wurde die Erlaubniß zur Rückkehr in ihre Vaterſtadt und eine vollkommene Amneſtie gewährt (Oktober 403 v. Chr.). Jene Ermordung der angeſehenſten Oligarchen war der letzte Gräuel, den das atheniſche Volk in dieſer Zeit ausübte. Die ganze Bürgerſchaft ſchwor einen Eid, daß alles, was vor oder unter der Herrſchaft der Dreißig und der Zehn geſchehen ſei, vergeſſen werden, und daß keinem irgend etwas aus der früheren Zeit zum Verbrechen gemacht werden ſolle, außer den Dreißig, ſowie den elf Männern, welche während ihrer Herrſchaft die Hinrichtungen zu vollziehen gehabt hatten, und zehn anderen Bürgern, die unter der Herrſchaft der Dreißig als Stellvertreter derſelben im Piräus regiert hatten. Selbſt dieſen aber, hieß es, ſolle nichts zu Leid gethan werden, wenn ſie ihre Amtshandlungen zu rechtfertigen wüßten. Dieſe Amneſtie, in welche auch die Kinder der von ihr Ausgeſchloſſenen mit aufgenommen waren, wurde hauptſächlich auf Betreiben Thraſybul's erlaſſen, und iſt um ſo mehr hervorzuheben, als ſonſt die Revolutionen griechiſcher Staaten mit Hinrichtungen und Verbannungen der unterliegenden Partei verbunden waren. Sie galt übrigens nur kurze Zeit; denn bald nachher wurden manche Bürger wegen ihres Verhaltens unter und ſelbſt vor der Herrſchaft der Dreißig gerichtlich belangt, und dem Sokrates machten ſeine Feinde vor Gericht ſogar einen Vorwurf daraus, daß Kritias ſein Schüler geweſen ſei.

Nach der Erlaſſung der Amneſtie wurde beſchloſſen, daß man zur früheren Staatsordnung und zu der Soloniſchen Verfaſſung zurückkehren wolle. Für die nöthigen Zuſätze und Änderungen ward eine aus fünfhundert Bürgern beſtehende Geſetzgebungs-Commiſſion erwählt, welche alle neuen Verbeſſerungen zuerſt öffentlich aufſtellte, und dann mit dem Senat berieth und beſchloß. Jedem Bürger wurde bei dieſen Verhandlungen der Eintritt in den

Senat und die Theilnahme an der Berathſchlagung geſtattet. Die auf dieſe Weiſe durchgeſehene und verbeſſerte Verfaſſung wurde unter die Obhut des Areopagus geſtellt, welcher darüber zu wachen hatte, daß die Obrigkeiten ſtreng nach den Vorſchriften derſelben verführen. Die einzelnen Beſtimmungen und Geſetze der Verfaſſung wurden auf der Burg an die Wand einer Säulenhalle geſchrieben, wo ſie auch früher geſtanden hatten, in der letzten Zeit aber zum Theil erloſchen waren, und wo jeder die Stellen, die er vor Gericht oder zu anderen Zwecken brauchte, ſich abſchreiben durfte. Bei dieſer Gelegenheit zeigt ſich recht deutlich der große Nutzen, den uns Neueren die Buchdruckerkunſt gewährt, nicht blos in Betreff dieſer Schwierigkeit für jeden Einzelnen, welcher irgend einen Theil der Geſetze ſchriftlich in Händen haben wollte, ſondern auch wegen der großen und langwierigen Mühe, welche die Ausfertigung eines authentiſchen und gegen Verfälſchung geſicherten Geſetzbuches machte. Die Athener waren nämlich genöthigt, alle ihre Geſetze an eine Wand anſchreiben zu laſſen, und mußten die Beſorgung dieſes Geſchäftes, mit welchem nothwendiger Weiſe eine Art von Redaction verbunden war, einem einzigen Manne übertragen, welcher dabei ſo willkürlich verfuhr, daß nach langen Zögerungen das entſcheidende Geſetzbuch doch eigentlich nie zu Stande kam, weil, ehe dies geſchehen konnte, die Umſtände ſich ſchon völlig geändert hatten. Dieſer Mann, Nikomachus, brauchte ſtatt der vier Monate, welche ihm vorgeſchrieben waren, ſechs Jahre zur Vollziehung ſeines Auftrags, und während der ganzen Zeit ſeines Geſchäftes konnten die Abſchriften jedes einzelnen, zu einem Proceſſe nöthigen Geſetzes nur von ihm erhalten werden; man behauptete, daß er ſich dabei allerlei Verfälſchungen erlaubt habe, und mitunter ſollen ſogar die beiden Parteien eines Proceſſes widerſprechende Geſetze vorgelegt haben, welche Beide von ihm erhalten zu haben behaupteten. Zuletzt ſah man ſich genöthigt, ihm das übertragene Geſchäft abzunehmen und ihn wegen ſeines Verfahrens zur Rechenſchaft zu ziehen.

Mit der Rückkehr zur alten demokratiſchen Verfaſſung Athen's und mit dem Abzug der ſpartaniſchen Truppen war keineswegs auch die eigentliche Unabhängigkeit des Staates wiederhergeſtellt; denn Athen war, ſeitdem auf Lyſander's Geheiß die Feſtungsmauern

zerſtört waren, ein offener Ort, welcher als ſolcher der Willkür der Spartaner preisgegeben blieb und ihren Geboten Folge leiſten mußte. Die Wiederherſtellung jener Werke war, ſo lange der Frieden dauerte, unmöglich, weil die Spartaner ſie niemals zugegeben haben würden, und wirklich gelangten auch die Athener erſt durch einen neuen Krieg in Griechenland dazu.

Übrigens erhoben ſich die Athener, auch nachdem ſie durch den Wiederaufbau ihrer Feſtungsmauern ihre völlige Selbſtſtändigkeit erlangt hatten, doch nie wieder zu ihrer früheren Macht und Größe; denn ſie ſelbſt waren und blieben entartet, und kehrten nicht mehr zu dem Geiſte und der Geſinnung ihrer Väter zurück. Die Verdorbenheit des Charakters und der Sitten, in welche das atheniſche Volk durch ſeine Oberherrſchaft verfallen war, hatte mit dem Untergang derſelben nicht aufgehört, und ſchwand noch viel weniger mit der Wiederkehr des Glückes; ſie dauerte im Gegentheil nicht allein durch alle folgenden Zeiten fort, ſondern nahm ſogar auch immermehr zu. Reichthum und Üppigkeit hatten die Kraft des atheniſchen Volks gebrochen, die Bürger hatten ſich jeder bleibenden Anſtrengung entwöhnt, und die beſten Lebensſäfte Athen's verdarben durch weichliche Muße. Durch das in der vorhergehenden Zeit aufgekommene Söldnerweſen füllte ſich die Stadt mit dem Auswurf von ganz Griechenland, die Bürger wurden durch dasſelbe dem Kriegsdienſt immer mehr entzogen und an ſchlaffe Trägheit gewöhnt, ihre Kraft und ihr Geiſt gelähmt und vergiftet. Müßiges Volk, welches kein Vaterland hatte, Leute, die mit allen möglichen Laſtern und Verbrechen ſich befleckt hatten, ſtrömten nach Attika, und bildeten den Kern des atheniſchen Heeres und die ſtreitbare Mannſchaft der Flotte, obgleich man wohl wußte, daß dieſelben mit jedem, der ihnen einen höheren Sold bot, auch gegen Athen ziehen würden. Während die früheren Athener, ſelbſt als in ihrer Burg Gold und Silber in Menge aufgehäuft lagen, dennoch für die Herrſchaft, die ſie zu erlangen ſtrebten, ſelbſt kämpfen zu müſſen glaubten, beſtand jetzt, obgleich die Stadt noch immer ſehr volkreich war, das Heer gleich dem der Perſer-Könige faſt nur aus Söldnern, und auch die Seeſoldaten der atheniſchen Flotte waren Fremde, nur die Ruderer und Matroſen wurden aus den Bürgern genommen. Dabei war der Staat ſo geldarm, daß die Ausgaben

aus den eigenen Mitteln desſelben nicht beſtritten werden konnten, ſondern daß man genöthigt war, die von ihm abhängigen Bundesgenoſſen mit Auflagen zu drücken. Auf dieſe Weiſe ſchwächte Athen, als es einen Theil ſeiner früheren Macht wieder erlangte, dieſe ſogleich wieder ebenſoſehr, wie ehemals. Das Streben nach der Herrſchaft über Griechenland gab man, ungeachtet aller Scheu vor den Mühſeligkeiten des Krieges, nicht auf, man ließ ſich vielmehr aus Herrſchſucht ſtets in neue Kämpfe ein, wollte aber das erſehnte Ziel nicht durch eigene Kraft, ſondern durch bezahlten fremden Muth erreichen. Zu dieſem Allem kommt noch hinzu, daß durch die Kriege, welche Athen in den letzten fünfzig Jahren geführt hatte, eine ſehr große Zahl alt-atheniſcher Familien völlig ausgetilgt worden war. An die Stelle derſelben waren Fremde getreten, welche durch eben dieſelben Kriege nach Athen gezogen wurden, und ein großer Theil der Bürgerſchaft beſtand alſo nicht mehr aus dem alt-attiſchen Stamm, ſondern aus einem Gemiſche von Menſchen der verſchiedenſten griechiſchen Stämme und Länder.

2. Perſiſche Angelegenheiten und der Rückzug der Zehntauſend.

Das perſiſche Reich war ſeit Darius I. in jenen Zuſtand gerathen, der früher (Th. I. S. 140) dargeſtellt worden iſt, und die Kriege desſelben mit Griechenland, durch welche das Letztere in ſeiner Entwickelung ſo ungemein gefördert wurde, hatten den Verfall der perſiſchen Macht beſchleunigt. Das Reich hatte unter Darius I. ſeinen höchſten Glanz erreicht, ſank aber unmittelbar nach dieſem König ſchnell von ſeiner Höhe herab. Die Geſchichte der Perſer unter den Nachfolgern des Darius iſt deshalb beſonders dadurch intereſſant und belehrend, daß ſie den großen Vorzug des griechiſch-europäiſchen Weſens und Lebens vor dem perſiſch-orientaliſchen zeigt, und uns einen deutlichen Begriff von dem Verhältniß gibt, in welchem die von Darius eingeführten Grundſätze der perſiſchen Regierung und die ſchöne Theorie der Feueranbeter zu dem ſtanden, was im Staat und im Leben wirklich ausgeübt wurde. Von einer Verwaltung in unſerem Sinne des Wortes war, trotz der geregelten Ordnung, welche Darius I. einzu-

führen geſucht hatte, im perſiſchen Reiche kaum eine Spur zu finden. Ebenſowenig war der Staat auf das Nationalgefühl und die Tüchtigkeit ſeiner Bürger geſtützt, und ſchon aus dieſem Grunde hätten die Unternehmungen gegen Griechenland ſcheitern müſſen, deſſen Bewohner in ihrem Nationalgeiſt, ihrer Vaterlandsliebe und in der Regſamkeit und freien Entwickelung ihrer Kräfte eine ganz andere Macht beſaßen, als der Perſer-König in der zahlloſen Menge ſeiner Unterthanen und in der großen Maſſe edler Metalle, die aus den Provinzen ſeines ausgedehnten Reichs in die Staatskaſſe zuſammenfloß. Was nutzten ihm die vielen Landſtriche, die er beherrſchte, und die große Menge ſeiner Unterthanen, welche zum Unterſchied von den Freiheit-liebenden Griechen gern und willig dienten, und ſogar ſtolz auf ihre Dienſtbarkeit gegen einen Herrſcher waren, deſſen Glanz und Pracht ihr Auge blendete? Gab es doch mitten in ſeinem weiten Reiche große Striche Lands, deren Bevölkerung entweder außer der Heeresfolge im Kriege ihm keine Dienſte leiſtete, oder auch völlig unbezwungen war! Andererſeits löſte ſich in vielen Theilen des Reichs ſchnell das Band des Gehorſams und der Unterwürfigkeit auf, ſobald unter Xerxes I. durch das Mislingen des griechiſchen Feldzugs der Zauber verſchwunden war, der den Thron umgab und den Herrſcher als einen Halbgott erſcheinen ließ. Unmittelbar nach dieſem Unglück des Xerxes fielen Macedonien, Thracien und ganze Striche der kleinaſiatiſchen Küſte ab, und die ſeither unterworfen geweſenen griechiſchen Seeplätze dieſer Länder wurden ebenſoviele Feſtungen und Kriegshäfen, aus welchen man mit Erfolg das Reich befehdete und ſich auf Koſten desſelben bereicherte. So wurden die mächtigen und ſtolzen Perſer gleichſam eine Beute der kleinen griechiſchen Staaten; denn ſie beſaßen weder Schiffe, um ihre Feinde zur See zu verfolgen, noch ein Nationalgefühl, welches einen Theil der Nation oder auch nur irgend einen Satrapen angetrieben hätte, die Schmach zu rächen. In Egypten brach ſeit Darius I. eine Empörung nach der andern aus, und es währte nicht lange, ſo wußten die Führer derſelben ſich eine bleibende Unabhängigkeit zu verſchaffen, ſo daß uns eine ganze Reihe von egyptiſchen Herrſchern genannt wird, die faſt hundert Jahre lang ſich gegen den perſiſchen Koloß behaupteten.

Die Regierung ſelbſt ward ein Spielball der mannichfaltigſten Ränke, und an dem Hofe zu Suſa entſchied nur die Stimme deſſen, der durch Schmeichelei und Gewandtheit ſich einen Einfluß zu verſchaffen und denſelben zu behaupten wußte. Trat einmal ein tüchtiger Mann auf, machte er ſich um das Reich verdient, wie Megabyzus unter Artaxerxes I., ſo wurde er durch Weiber und elende Höflinge geſtürzt und, wenn er anders am Leben blieb, an die Grenzen des Reiches verbannt. Ein Ausländer konnte ſich noch weniger halten, wie das Beiſpiel des Atheners Konon zeigt, welcher etwa zehn Jahre nach dem peloponneſiſchen Kriege Admiral der Perſer ward, ihre Seemacht zum erſten Male furchtbar machte und ihnen die Herrſchaft im ägäiſchen Meer errang, zum Lohn dafür aber von einem Satrapen verrätheriſcher Weiſe in Feſſeln gelegt wurde. So war denn das perſiſche Reich im Beginn des vierten Jahrhunderts vor Chriſto, trotz ſeiner Größe und ſeines Reichthums, um den größten Theil ſeiner eigentlichen Kraft und Bedeutung gebracht, und glich ſchwachen und feigen Menſchen, welche immer ſich zu dem hinzuneigen pflegen, der die meiſte Macht hat oder in ihnen am meiſten Furcht erweckt. Das Letztere thaten damals die Spartaner, und deshalb wurden ſie die Verbündeten Perſiens. Kurz nach jener Zeit erhielt das perſiſche Reich, ohne im geringſten an Macht gewonnen zu haben oder beſſer regiert worden zu ſein, nach Außen eine größere Bedeutung und Wichtigkeit, weil, wie ſich in der ſpäteren Darſtellung der griechiſchen Geſchichte zeigen wird, die damals unter den Griechen entſtehenden Verhältniſſe den Perſern eine andere Stellung gaben.

Die perſiſche Geſchichte der Zeiten nach Darius I., für welche die Schriften der Griechen unſere einzige Quelle ſind, bietet in ihrem Verlauf immer häufiger den Anblick von Grauſamkeiten, Verräthereien, Ermordungen und ſcheußlichen Barbareien dar. Dieſe können in einer allgemeinen Geſchichte nicht einzeln berichtet werden, zumal da überdies elende und geſunkene Naturen und ſelbſtſüchtige Schwächlinge, wie die damaligen perſiſchen Hofleute waren, nur für ihres Gleichen eine Bedeutung haben, für jeden beſſeren Menſchen aber ein Gegenſtand des Abſcheus ſind. Der Hauptgang der perſiſchen Geſchichte aber, wie er in der Zeit vom Tode des Darius I.

bis auf Artaxerxes II. ſich an das früher (Th. I. S. 138) Erzählte anſchließt, ſoll in der Kürze angegeben werden.

Der Sohn des Darius, Xerxes I., begann ſeine Regierung (485 v. Chr.) mit der Unterdrückung einer egyptiſchen Empörung, welche ſchon unter ſeinem Vater ausgebrochen war, und führte hierauf den ſo unglücklichen Krieg mit Griechenland, welcher unter dem Namen des dritten Perſer-Kriegs bereits früher (Th. I. S. 356) ausführlich dargeſtellt worden iſt. Die Griechen konnten ihre Siege um ſo ungeſtörter benutzen, da Xerxes durch ſeine häuslichen Verhältniſſe in die verdrießlichſten Händel verwickelt wurde, und die Kriegsangelegenheiten ganz ſeinen Satrapen überlaſſen mußte. Zuerſt zerfiel er mit ſeinem Bruder Maſiſtes, weil ſeine eigene Gemahlin deſſen Gattin aus Eiferſucht grauſam hatte verſtümmeln laſſen, und als Maſiſtes auf Empörung ſann, ſah Xerxes ſich genöthigt, ihn mit ſeiner ganzen Familie aus dem Wege zu räumen. Dann ſchöpfte er gegen ſeinen älteſten Sohn Darius, der mit einer Tochter des Maſiſtes vermählt war, Verdacht, und rief denſelben aus der ihm anvertrauten Statthalterſchaft zurück. Ferner führte ſeine Tochter Amytis, die Gemahlin des mächtigen Megabyzus oder Megabazus, einen ſo anſtößigen Lebenswandel, daß der Vater ihr öffentlich Vorwürfe machen mußte. Endlich verſchworen ſich des Königs größte Günſtlinge, Artabanus, der Anführer der Leibwache, und der Oberkammerherr Spamitres gegen Xerxes, und brachten ihn ums Leben. Die Mörder gaben die That dem älteſten Sohn des Königs, Darius, ſchuld, und trachteten, als deſſen Bruder Artaxerxes ihn getödtet hatte, auch dieſem nach dem Leben, wurden aber verrathen und umgebracht.

Der neue König, Artaxerxes I., welchem die Griechen den Beinamen Langhand gaben, beſtieg auf dieſe Weiſe einen Thron, an den er kein Recht hatte, und behauptete denſelben von 476 bis 424 vor Chriſto. Seine Regierung begann mit einem gefährlichen Kriege, den Artaban's Söhne und Anhänger erregten, und in welchem der General Megabyzus nur mit Mühe die Sache des Königs rettete. Hierauf hatte Artaxerxes eine zweite ebenſo gefährliche Empörung zu dämpfen, die von einem anderen älteren Bruder desſelben ausging, welcher Statthalter in Baktrien war und ſein näheres Recht an den Thron geltend machte. Auch dieſer

Aufſtand konnte nur durch einen förmlichen Kriegszug und zwei Schlachten unterdrückt werden.

Die nächſte Aufgabe für den neuen König war wieder eine Empörung. Egypten nämlich hatte unmittelbar nach Xerxes Tode nicht nur das perſiſche Joch abgeworfen, und unter der Anführung des Inarus und Amyrtäus ſich für unabhängig erklärt, ſondern auch ein Bündniß mit den Athenern geſchloſſen, und von dieſen eine Hülfsflotte von zweihundert Schiffen erhalten. Der König des großen perſiſchen Reichs ſchickte zur Bezwingung der Egypter ſeinen Oheim Achämenes, einen Sohn des Königs Darius I., mit einer ungeheuren Land- und Seemacht ab. Er ſetzte jedoch ſelbſt in dieſes große Heer, welches gegen eine einzige Provinz und einen von den Athenern unterſtützten Rebellen auszog, ſo wenig Vertrauen, daß er ſeine Zuflucht noch zu Beſtechungen griechiſcher Staaten nahm. Er ſandte nämlich, als die Wiederunterwerfung Egyptens nicht gelingen wollte, einen vornehmen Perſer mit großen Summen in den Peloponnes, um die Spartaner zu einem Einfall in Attika zu vermögen, und dadurch die Athener zu nöthigen, ihre Flotte aus Egypten zurückzurufen; dieſer Verſuch ſchlug aber fehl.

In Egypten war es bald nach der Ankunft des perſiſchen Heeres bei dem Orte Papremi im Delta zu einer Schlacht gekommen, in welcher Achämenes eine ſchwere Niederlage erlitt und ſelbſt fiel. Auch zur See wurden die Perſer mit großem Verluſte geſchlagen. Nach dem Siege der Egypter ſchickte Artaxerxes ein neues, aus zweimalhunderttauſend Mann beſtehendes Heer unter Megabyzus und eine Flotte von nicht weniger als dreihundert Schiffen gegen ſie. Dieſes Heer mußte aber erſt in Aſien ein ganzes Jahr lang in den Waffen geübt und für den Krieg vorbereitet werden, ehe Megabyzus mit ihm nach Egypten marſchiren konnte. Die Egypter bedrängten unterdeſſen die Reſte des früheren perſiſchen Heeres, welches ſich in einen Theil der Stadt Memphis zurückgezogen hatte, und denſelben mit ausdauerndem Muthe bis zur Ankunft des Megabyzus vertheidigte. Der neue perſiſche Feldherr wußte den Krieg bald glücklich zu Ende zu bringen. Er beſiegte in einer Schlacht das verbündete Heer der Egypter und Athener, vertrieb die Feinde aus Memphis, brachte dadurch, daß er dem Inarus vortheilhafte Bedingungen anbot, die Erſteren zur Unterwerfung, und trieb ſodann

durch kluge Maßregeln die Athener ſo ſehr in die Enge, daß ſie alle ihre Schiffe verloren, und nur wenige von dem atheniſchen Heere nach Hauſe zurückkehrten. Inarus hatte ſich gefangen geben müſſen; obgleich ihm aber dabei ſein Leben verbürgt worden war, ſo wurde er doch fünf Jahre ſpäter, auf Betreiben einer Prinzeſſin des perſiſchen Hofes, die wegen des Todes des Achämenes gegen ihn erbittert war, ans Kreuz geſchlagen.

Die egyptiſche Empörung war zwar, nach ſechsjährigem Kampfe, 455 v. Chr. unterdrückt worden; aber einer der Anführer derſelben, Amyrtäus, hatte ſich in den Sümpfen des Delta verſteckt, und beunruhigte bald nachher wieder den perſiſchen Statthalter des Landes. Auch er wurde im Jahr 450 von Athen mit einer kleinen Flotte unterſtützt; da jedoch die Athener dabei nur die Abſicht hatten, einen Theil der perſiſchen Macht von Cypern abzulenken, und bei dem im nächſten Jahre erfolgten Tode Cimon's den Krieg mit den Perſern für eine Zeit lang einſtellten, ſo hatte dieſe Unterſtützung keine weiteren Folgen. Allein die egyptiſchen Unruhen dauerten jetzt hundert Jahre lang fort. Unter der Regierung des Darius Nothus, eines Sohnes von Artaxerxes I., ward Egypten ſogar unabhängig, und es herrſchten ſeitdem daſelbſt längere Zeit hindurch Könige, welche meiſtens den Perſern blos einen jährlichen Tribut bezahlten.

Bald nach der Unterwerfung der Egypter durch Megabyzus hatte Artaxerxes wieder in einem andern Theile des Reichs eine Rebellion zu bekämpfen, welche durch den am perſiſchen Hofe ſtets großen Einfluß der Damen der königlichen Familie veranlaßt wurde. Megabyzus wurde nämlich durch die Mutter des Königs bitter an ſeiner Ehre gekränkt; er begab ſich deshalb in ſeine Statthalterſchaft Syrien, und erhob daſelbſt die Waffen gegen den König. Zwei Heere wurden nacheinander gegen ihn ausgeſchickt, aber Megabyzus ſchlug beide. Endlich ſöhnte er ſich, durch die Vermittelung ſeiner Gemahlin, mit dem König aus. Er fiel jedoch kurze Zeit nachher wegen eines Verſtoßes gegen das Hofceremoniell ſchon wieder in Ungnade, und ward in eine Stadt am rothen Meer verbannt. Auch diesmal wurde er, durch den Einfluß ſeiner vielvermögenden Gemahlin, nach fünf Jahren wieder begnadigt. Er kehrte an den Hof zurück, ſtarb aber bald nachher. Auch ſein Sohn

Zopyrus empörte ſich, nach des Vaters Tode, und entfloh, als er ſich nicht behaupten konnte, nach Athen. Von Athen aus wollte er ſich eine eigene Herrſchaft in Karien gründen, verlor aber bei dieſem Verſuch das Leben.

Artaxerxes I., welcher 424 v. Chr. eines natürlichen Todes ſtarb, hatte von ſeiner rechtmäßigen Gemahlin nur einen einzigen Sohn. Er hinterließ aber außerdem noch ſiebenzehn Söhne von Kebsweibern, und dieſe hatten insgeſammt hohe Stellen oder Statthalterſchaften. Der rechtmäßige Erbe, Xerxes II., hatte daher kaum den Thron beſtiegen, als er von einem dieſer Halbbrüder, Sogdianus, geſtürzt wurde. Sogdianus verſchwor ſich nämlich mit einem angeſehenen Höfling gegen ihn, und ermordete fünfundvierzig Tage nach Artaxerxes Tode den König Xerxes während eines feſten Schlafs, in welchen er durch Trunkenheit verfallen war. Der Mörder beſtieg hierauf den Thron, und ſuchte ſich auf demſelben vor Allem dadurch zu befeſtigen, daß er den mächtigſten ſeiner Halbbrüder, Ochus, welcher Statthalter einer Provinz war und am Hofe viele Verbindungen hatte, nach Suſa lockte. Dieſer aber rüſtete ſich, und zog mit ſeinem Heere gegen Sogdianus aus. Einige andere Satrapen ſchloſſen ſich an ihn an, und der Anführer der königlicheu Reiterei ging zu ihm über. Sogdianus ließ ſich hierauf durch angebotene Unterhandlungen täuſchen, fiel ſo in ſeines Bruders Gewalt, und ward von dieſem, nach einer Regierung von ſechs und einem halben Monat, aus der Welt geſchafft.

Ochus beſtieg unter dem Namen Darius II. den Thron. Er erhielt von den Griechen, zur Unterſcheidung von anderen perſiſchen Königen, den Namen Nothus, d. i. der Unechte oder Uneheliche. Unter ſeiner Regierung, welche von 423 bis 404 währte, ſank das Reich ganz herab; denn die Satrapen wurden in ihren Provinzen faſt zu unabhängigen Fürſten, und der König ließ ſich ganz von ſeiner Gemahlin Paryſatis, einem herrſchſüchtigen Weibe, und drei Günſtlingen leiten. Die Geſchichte Perſiens iſt namentlich unter dieſem Könige mit Grauſamkeiten, Verräthereien und Empörungen angefüllt, bei welchen meiſtens auch die Königin Paryſatis thätig war. Das für die allgemeine Geſchichte Wichtigſte iſt die Kabale der Paryſatis zu Gunſten ihres Lieblingsſohnes, Cyrus des Jüngeren, und deren Folgen.

Paryſatis, welche unter Darius II. eigentlich die Regierung führte, hatte dreizehn Kinder gehabt, von denen jedoch neun ſchon früh ſtarben. Von den übrigen vier ward der älteſte, Artaxerxes, vom Vater zu ſeinem Nachfolger in der Regierung beſtimmt; einen der jüngeren aber, welchem die Mutter den, ſonſt nur von Königen oder Thronerben geführten und ſoviel als Sonne bedeutenden, Namen Cyrus gegeben hatte, ſuchte dieſe auf jede Weiſe zum Nachtheil jenes Bruders zu heben. Sie verſchaffte ihm die Stelle eines Oberſtatthalters in dem Weſten von Kleinaſien, weil dieſe ihn mit den Griechen in Verbindung brachte, und in den Stand ſetzte, ſeinem Bruder durch griechiſche Soldtruppen gefährlich zu werden. Cyrus ſuchte vor Allem die Spartaner für ſich zu gewinnen, und hatte dadurch auch einen großen Einfluß auf den Ausgang des peloponneſiſchen Kriegs.

Kaum war Darius Nothus geſtorben, als Tiſſaphernes, der Unterſtatthalter von Jonien und Karien, dem neuen Könige, Artaxerxes II., welcher ſeines ſtarken Gedächtniſſes wegen den Beinamen Mnemon erhielt, die Anzeige machte, daß Cyrus mit Empörungs-Gedanken umgehe. Auf dieſe Nachricht wollte Artaxerxes ſeinen Bruder hinrichten laſſen. Paryſatis wußte ihn aber davon abzubringen, und bewog ihn ſogar, daß er dem Cyrus ſeine ſeitherige Stelle von neuem übertrug. Der junge Prinz konnte ſich alſo nun mit aller Muße gegen ſeinen Bruder rüſten. Vergebens machte Tiſſaphernes eine neue Anzeige; Cyrus benutzte einen Zwiſt, den er um einiger joniſchen Städte willen mit Tiſſaphernes hatte, um einen ſchicklichen Vorwand zur Fortſetzung ſeiner Rüſtungen zu haben, und der König ließ ſich dadurch um ſo leichter täuſchen, als er den nun ausbrechenden Krieg zwiſchen Cyrus und Tiſſaphernes nicht ungern ſah, weil Beide, um ihre Rechte zu wahren, die Abgaben für die ſtreitigen Städte an die königliche Schatzkammer entrichteten. Als Cyrus auf dieſe Weiſe ein großes Heer geſammelt hatte, brach er unter dem Vorwande, angebliche Unruhen in Piſidien und Cilicien dämpfen zu wollen, nach dem Inneren des Reiches auf. Den Kern ſeines Heeres bildeten 13,000 griechiſche Söldner, welche mit Unterſtützung der Spartaner in verſchiedenen Theilen Griechenlands angeworben worden waren, und an deren Spitze Klearchus aus Sparta ſtand.

Cyrus drang tief in das perſiſche Reich ein, und traf neun deutſche Meilen von Babylon, bei dem Orte Kunara, mit dem von Artaxerxes ſelbſt angeführten königlichen Heere zuſammen. Hier kam es zu einer blutigen Schlacht, in welcher Cyrus ſelbſt, nachdem er ſeinen Bruder mit eigener Hand verwundet hatte, von deſſen Umgebung getödtet ward. Der aſiatiſche Theil ſeiner Truppen ergriff nach des Prinzen Tod die Flucht, die dreizehntauſend Griechen aber ſchlugen nicht nur den ihnen gegenüberſtehenden Flügel der Feinde, ſondern erfochten, nach der Niederlage ihrer aſiatiſchen Mitkämpfer, auch über den übrigen Theil des perſiſchen Heeres einen glänzenden Sieg (401 v. Chr.). Die Griechen, deren Lager während der Schlacht geplündert worden war, wieſen nach derſelben die Aufforderung des Perſer-Königs, ſich ihm auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen, zurück, und faßten, obgleich ihre Zahl jetzt nur noch zehntauſend betrug, den Beſchluß, ſich mit den Waffen nach Kleinaſien durchzuſchlagen und ſo einen Marſch durch Feindesland zu machen, welcher auf ihrem Zuge von Epheſus bis Kunara vierhundert deutſche Meilen betragen hatte.

Dieſer Marſch der Griechen, welcher gewöhnlich der Rückzug der Zehntauſend heißt, iſt von Xenophon, einem der Führer derſelben, in einem beſonderen Werk beſchrieben worden. Er iſt eine der berühmteſten Kriegsthaten des Alterthums, und gibt die Vorzüge der griechiſchen Welt in ihrem vollſten Glanze zu erkennen; denn die kühne und glücklich ausgeführte Unternehmung der zehntauſend Griechen gehört nicht etwa ihnen allein, ſondern ihrer Zeit, ihrer Nation und der damaligen Bildung derſelben als Gemeingut an, und macht den Kontraſt zwiſchen dem Werthe perſiſcher und griechiſcher Staatseinrichtung und Cultur auf das klarſte anſchaulich. Eine Handvoll Griechen bot damals dem König des ungeheuren perſiſchen Reichs, ſeinen großen Heeresmaſſen und allen Ränken ſeiner Satrapen aufs glänzendſte Trotz; griechiſche Bildſamkeit und Gewandtheit trug den Sieg über das Mechaniſche und Unverrückte perſiſcher Einrichtungen davon, griechiſche Wiſſenſchaft über orientaliſche Geiſtesarmuth, griechiſche Taktik über perſiſche Unordnung, wahres Ehrgefühl endlich und echter Nationalſtolz über Ränke, Feigheit und knechtiſchen Sinn.

Der Weg, welchen die Zehntauſend einſchlugen, war nicht der ihres Marſches nach Kunaxa, ſondern er ging durch Meſopotamien, Medien, Armenien und am ſüdlichen Ufer des ſchwarzen Meeres her nach Thracien. Die tapferen Griechen kannten in dieſen Ländern weder Weg noch Steg, hatten keine Karten und keine zuverläſſigen Wegweiſer, mußten durch Wüſten und Wildniſſe, durch Gebirge und Schluchten, durch barbariſche Völker und durch die zu den Waffen aufgerufene Bevölkerung ganzer Landſtriche ſich ihren Marſch bahnen, und erreichten nichts deſtoweniger mit einem verhältnißmäßig nur geringen Verluſte die Grenzen ihres heimathlichen Welttheils.

Bald nachdem ſie ihren Marſch angetreten hatten, ſchloß Artaxerxes durch den Satrapen Tiſſaphernes, welchem die Oberſtatthalterſchaft des Cyrus übertragen worden war, einen Vertrag mit ihnen, kraft deſſen ſie ungeſtört nach Hauſe ziehen, von Letzterem an der Spitze eines perſiſchen Heeres begleitet, und allenthalben mit den nöthigen Lebensmitteln verſehen werden ſollten. Tiſſaphernes ließ aber die Griechen mehr als zwanzig Tage auf ſeine Rückkehr aus dem Lager des Königs warten. Als er endlich zurückgekommen war und die Griechen auf dem Wege durch Medien begleitete, zeigte er ſich ſehr argwöhniſch, und veranlaßte immer häufiger werdende Reibungen zwiſchen ſeinen und den griechiſchen Truppen, weshalb Klearchus, der Oberanführer der Letzteren, den Satrapen um eine Unterredung erſuchte. Tiſſaphernes gewährte dieſelbe, und Klearchus begab ſich voll Vertrauen auf die Redlichkeit des feindlichen Führers mit ſeinem ganzen, aus vierundzwanzig Ober-Officieren beſtehenden Kriegsrath in das perſiſche Lager. Hier wurden alle gleich nach ihrer Ankunft treuloſer Weiſe verhaftet und ihr Gefolge niedergehauen. Bald nachher wurden ſie ſelbſt in die Reſidenz des Königs geſchleppt und hier insgeſammt hingerichtet.

Die Perſer hatten gehofft, daß durch ihren treuloſen Streich die Griechen in Verwirrung gebracht und ſo mit leichter Mühe beſiegt werden würden; ſie waren aber nicht wenig erſtaunt, als, zum Unterſchied von der Beſchaffenheit und dem Geiſte ihrer eigenen Heere, auf einmal und gleichſam von ſelbſt aus den Gemeinen und Subaltern-Officieren der Griechen eine neue Generalität und

neue Unteranführer hervorgingen. In griechiſchen Heeren wurden nämlich alle Stellen jährlich neu beſetzt, es fand bei ihnen nicht, wie bei den unſrigen, ein Vorrücken Statt, und kein Officier hatte einen bleibenden Rang, ſondern derjenige, welcher in dem einen Jahre die Stelle eines Officiers bekleidet hatte, diente nicht ſelten im darauf folgenden als Gemeiner. Aus dieſem Grunde konnte faſt jeder gemeine Soldat den Officier erſetzen, und es war ein Leichtes, neue Anführer für die größeren und kleineren Abtheilungen des Heeres zu ernennen. Xenophon, welcher ſeither den Zug weder als Officier noch als Gemeiner, ſondern blos als Freund und Begleiter eines der Generale mitgemacht hatte, war der Erſte, der nach der treuloſen That des Tiſſaphernes bei ſeinen Landsleuten darauf drang, daß man der perſiſchen Aufforderung zur Unterwerfung nicht Folge leiſte, ſondern mit den Waffen in der Hand ſich durch das feindliche Land durchſchlage. Von den um ihn verſammelten Oberſten und Hauptleuten trat nur ein einziger gegen Xenophon's Vorſchlag auf; er erweckte deshalb bei den Übrigen Verdacht, und als man ihn genauer betrachtete, erkannte man an ſeinen durchbohrten Ohren, daß er von Geburt kein Grieche, ſondern ein Perſer ſei. Sogleich wurde er ausgeſtoßen, und Xenophon nebſt vier Anderen zu Nachfolgern der von den Perſern gefangen genommenen Generale ernannt.

Xenophon war ſeitdem die Seele des griechiſchen Heeres, und ihm, der das Zutrauen desſelben mit vollem Rechte beſaß, verdankte dieſes ſeine Rettung. Er war ſo klug, nur in des Spartaners Cheiriſophus Namen zu commandiren, obgleich es dieſem an allem Talente und an den nöthigen Kenntniſſen fehlte, um ſeine Landsleute aus dem Innerſten des perſiſchen Reichs nach Hauſe zu führen. Xenophon wollte nämlich, da die Spartaner durch den peloponneſiſchen Krieg die Herren von Griechenland geworden waren, eines Theils ſich ſelbſt ihnen nicht verhaßt machen, und konnte anderes Theils ſeine eigenen Leute durch die Furcht vor einem ſpartaniſchen Anführer beſſer in Zucht halten. Unter einer trefflichen taktiſchen Leitung, die den jedesmaligen Umſtänden und Lokalitäten angemeſſen war, ſetzten die Griechen, von den Perſern beſtändig verfolgt und angegriffen, ihren Marſch bis in die ſchroffen und unwirthlichen Gebirge um den oberen Tigris fort. Hier ſtießen

ſie auf das wilde, kriegeriſche Volk der Karduchen, welche gleich den heutigen Kurden, die vielleicht ihre Nachkommen ſind, noch nie unterworfen worden waren, und jede friedliche Unterhandlung über den Durchzug durch ihr Land zurückwieſen. Die Perſer, welche nicht in dasſelbe einzudringen wagten, gaben jetzt die Verfolgung der Zehntauſend auf; dieſe aber zogen in das ſteile und rauhe Felſenland der Karduchen, und gelangten, trotz der ſteten Angriffe ſeiner Bewohner, durch die Überlegenheit ihrer Disciplin und Kriegserfahrenheit, in ſieben Tagen auf die entgegengeſetzte Seite des Gebirges und an die Grenze von Armenien. Der Marſch durch das Land der Karduchen war der ſchwierigſte Theil ihres ganzen Zuges geweſen, und hatte ihnen mehr Leiden und Verluſte gebracht, als alle Angriffe des perſiſchen Heeres.

Auf dem Marſche durch Armenien hatten die Griechen wieder durch perſiſche Ränke zu leiden. Teribazus, der perſiſche Statthalter dieſes Landes, ſchloß mit ihnen einen Vertrag, welcher dem des Tiſſaphernes gleich war, brach denſelben aber bald wieder. Er wurde dafür mit dem Verluſte ſeines Lagers beſtraft, welches die Griechen erſtürmten und plünderten. Mehr, als durch die Hinterliſt feiger Feinde, litten die Griechen, welche im Monat Januar Armenien durchzogen, durch die Winterkälte und große Schneefälle, ſowie durch den Kampf mit einigen kleineren Volksſtämmen dieſes Landes. Endlich gelangten ſie, vier Monate nach der Schlacht bei Kunaxa, nach Trapezunt, der erſten griechiſchen Stadt, wo ſie eine freundliche Aufnahme fanden, und ihre glückliche Ankunft bei ihren Landsleuten durch Opfer und Kampfſpiele feierten. Von hier ſetzte ein Theil von ihnen zu Land, ein anderer zur See den Rückzug weiter fort. Jetzt aber, wo griechiſche Luft ſie wieder anwehte, und die Furcht vor den Barbaren geſchwunden war, riſſen Zwietracht und Raubgier unter ihnen ein, und ſelbſt die Bürger griechiſcher Pflanzſtädte am Südufer des ſchwarzen Meeres ſuchten ihrer, als ſehr drückender Gäſte, ſobald als möglich wieder los zu werden. Unter häufigen Plünderungen und nicht ohne großen Verluſt gelangten ſie durch Bithynien nach Byzanz und von da in das Innere von Thracien, deſſen damaliger Beherrſcher, Seuthes, die zu rohen, kriegsluſtigen Abenteurern ausgearteten Überreſte der Zehntauſend in ſeine Dienſte nahm. Sie halfen demſelben während einiger

Monate ſeine Herrſchaft über verſchiedene thraciſche Stämme ausbreiten. Endlich ließen ſie ſich von den Spartanern, welche damals das perſiſche Reich bekriegten, anwerben, und kehrten ſo wieder nach Aſien zurück.

Der Überreſt der ganzen Schaar belief ſich auf 6000 Mann; der Weg, den dieſelbe vom Schlachtfeld bei Kunara an bis etwa in die Mitte der Südküſte des ſchwarzen Meeres zurückgelegt hatte, betrug nicht weniger als vierhundert vierundſechzig deutſche Meilen. Sie hatten dieſen Weg in acht Monaten gemacht. Ihr ganzer Zug aber von Epheſus bis Kunara und von da bis in jene Gegend des ſchwarzen Meeres umfaßte fünfzehn Monate (vom Februar des Jahres 401 bis zum Beginn des Juni 400 v. Chr.), ſowie der Marſch von hier an bis zu ihrer Vereinigung mit dem ſpartaniſchen Heere in Kleinaſien (im März 399 v. Chr.) neun Monate.

Xenophon, der bei dieſem denkwürdigen Zuge am meiſten ſich verdient gemacht hatte, kehrte, nachdem er den Reſt der Zehntauſend zu dem ſpartaniſchen Heere in Kleinaſien geführt hatte, nach Griechenland zurück. Einige Jahre nachher nahm er an dem Zuge, den ſein Freund, der ſpartaniſche König Ageſilaus, gegen die Perſer machte, Antheil, und focht nach deſſen Rückkehr auch in der Schlacht bei Koronea mit. Während er mit Ageſilaus in Aſien war, wurde er durch einen Volksbeſchluß aus ſeiner Vaterſtadt verbannt, weil er an einem Kriege gegen den damals mit Athen verbündeten Perſer-König Antheil genommen, und durch ſeine ariſtokratiſche Geſinnung und ſeine Vorliebe für das ſpartaniſche Staatsweſen den Haß der Demagogen und die Eiferſucht des Volks gegen ſich erregt hatte. Nach der Schlacht bei Koronea ging er mit Ageſilaus eine Zeitlang nach Sparta, und ließ ſich dann auf einem in der Nähe von Olympia gelegenen Landgute nieder, welches er entweder von den Spartanern zum Geſchenk erhalten, oder mit ſeinen großen, in Aſien erworbenen Reichthümern ſich erkauft hatte. Hier und in Korinth, wo er ſpäter lebte, ſchrieb er einen Theil ſeiner Werke. Die gegen ihn ausgeſprochene Verbannung aus Athen wurde zwar nach langer Zeit wieder zurückgenommen, wahrſcheinlich kehrte er aber nie wieder in ſeine Vaterſtadt zurück; er bewog jedoch ſpäter ſeinen Sohn Gryllus, an einem Kriegszuge der Athener Theil zu nehmen. Gryllus fiel in der Schlacht bei Mantinea, und es wird

erzählt, daß dem greiſen Vater die Nachricht von dem Tode ſeines Sohnes gerade in dem Augenblicke hinterbracht worden ſei, als er an einem Altar ſtand, um den Göttern zu opfern. Xenophon war nach dem bei den Griechen üblichen Brauche, daß man ſich bei feſtlichen Gelegenheiten bekränzte, mit einem Kranze geſchmückt. Er nahm ſogleich ſeinen Kranz vom Haupte, hörte aber die Nachricht vom Tode des Sohnes mit der größten Faſſung an, und ſagte: er wiſſe, daß er nur einen Sterblichen erzeugt habe. Als man ihm erzählte, daß Gryllus ſehr tapfer gefochten habe, ſetzte er den Kranz wieder auf, vollbrachte ſein Opfer, und verknüpfte dasſelbe mit einem Gebete, in welchem er den Göttern für die Trefflichkeit ſeines Sohnes dankte. Xenophon ſtarb zu Korinth im neunzigſten Jahre ſeines Lebens (355 v. Chr.).

3. Geſchichte Griechenlands von der Wiederherſtellung der atheniſchen Verfaſſung an bis zum Ausbruch des böotiſchen Kriegs.

Die Theilnahme der dreizehntauſend Griechen an des Cyrus Empörung war nur eine Privatſache ſolcher Griechen geweſen, die ſich von Cyrus hatten anwerben laſſen, und hatte deshalb keinen unmittelbaren Einfluß auf die zwiſchen Perſien und Griechenland beſtehenden Verhältniſſe. Der Krieg ſelbſt aber, zu welchem dieſe Söldner geworben worden waren, hatte einen gewiſſen Zuſammenhang mit dem Gang der griechiſchen Geſchichte, und gab namentlich zur Wiederherſtellung der Unabhängigkeit Athen's eine entfernte Veranlaſſung. Tiſſaphernes hatte nämlich ſeinem Könige in dieſem Kriege ſehr weſentliche Dienſte geleiſtet, und war zum Dank dafür mit der angeſehenen und mächtigen Oberſtatthalterwürde, welche Cyrus beſeſſen hatte, bekleidet worden. Sobald er nach Kleinaſien gekommen war, machte er von ſeiner neuerlangten Macht dadurch Gebrauch, daß er die griechiſchen Städte Joniens, die in der letzten Zeit unabhängig geweſen waren, zu unterwerfen ſuchte. Dieſe wandten ſich ſogleich nach Sparta um Hülfe, und hier gab man ihrem Geſuch Gewährung. Tauſend Heloten, denen man zur Belohnung für ihre im Kriege geleiſteten Dienſte vorher das Bürgerrecht geſchenkt hatte, und 4000 Mann aus anderen peloponneſiſchen

Staaten wurden, unter der Anführung Thimbron's, nach Kleinaſien geſchickt (im Herbſt des Jahres 400 v. Chr.). Thimbron, welcher ſein Heer noch durch die Truppen griechiſcher Städte Kleinaſiens und durch die Reſte der Zehntauſend verſtärkte, führte zwar den Krieg nicht ohne Glück, war aber in der Belagerungskunſt zu unerfahren, als daß er für die Umſtände getaugt hätte. Außerdem drückte er durch die Plünderungsſucht ſeines, aus allerlei Volk beſtehenden Heeres die mit Sparta verbündeten Städte in Kleinaſien ſo ſehr, daß dieſe ihn in Sparta verklagten, und man ſich veranlaßt ſah, ihn bald wieder abzurufen. An Thimbron's Stelle ward (im Herbſt des Jahres 399 v. Chr.) Derkyllidas gewählt, welcher ſeinen Vorgänger an Gewandtheit und Schlauheit übertraf, und bis zum Jahre 397, wo er einen Waffenſtillſtand ſchloß, einen glücklichen Krieg mit Tiſſaphernes führte.

So ſtanden die Angelegenheiten Kleinaſiens, als der ſpartaniſche König Agis I. ſtarb, und deſſen Bruder Ageſilaus mit Hülfe Lyſander's auf den Thron von Sparta gelangte (397 v. Chr.). Lyſander hatte damals in ſeiner Vaterſtadt viel von ſeinem ſeitherigen Einfluß verloren, und auch auf den Inſeln und in den kleinaſiatiſchen Städten waren die von ihm gemachten Einrichtungen nach und nach abgeſchafft worden. Er wollte aber um jeden Preis wieder eine Rolle ſpielen, und die Erfüllung dieſes Wunſches konnte er nur dann erreichen, wenn er von neuem an die Spitze eines Heeres geſtellt wurde. Dazu bot ſich ihm beim Tode des Agis, wie es ſchien, eine treffliche Gelegenheit dar. Agis nämlich, welcher nur einen einzigen Sohn, Leotychides, hinterließ, hatte während ſeines Lebens ſelbſt ſtets behauptet, daß dieſer nicht ſein, ſondern des Alcibiades Sohn ſei. Obgleich er nun auf dem Todbette Leotychides noch als ſeinen Sohn anerkannt hatte, ſo machte doch Ageſilaus dieſem die Echtheit ſeiner Geburt ſtreitig. Lyſander unterſtützte dabei den Oheim gegen ſeinen Neffen, weil Ageſilaus hinkend und von einem unanſehnlichen Äußeren war, und es deßwegen ſchien, als wenn er keine Bedeutung im Kriege erhalten, und überhaupt ein Werkzeug deſſen, der ihm zur Regierung verholfen habe, ſein werde. Allein Lyſander ſah bald, daß er ſich in ſeinen Erwartungen betrogen habe. Ageſilaus bemühte ſich nicht allein gleich nach ſeiner Thronbeſteigung, den Oberbefehl in Aſien zu erhalten, ſondern er

war auch einer der ausgezeichnetſten Feldherren der Spartaner und überhaupt einer der größten Männer, welche ihre Geſchichte kennt. Er erhielt das gewünſchte Commando, und obgleich Lyſander ihn anfangs auf ſeinem Feldzuge begleitete, ſo entſpann ſich doch bald eine heftige Zwietracht zwiſchen beiden Männern, und Lyſander ſuchte ſeitdem durch eine förmliche Revolution in Sparta ſeinem Ehrgeize Befriedigung zu gewähren. Er machte den Plan, Ageſilaus und deſſen Mitkönig zu ſtürzen und ſich ſelbſt zum Beherrſche- von Sparta aufzuwerfen. Dies würde er auch auszuführen ger ſucht haben, wenn nicht der Ausbruch des ſogenannten bötiſchen Kriegs und ſein in der erſten Schlacht deſſelben erfolgter Tod (394 v. Chr.) ihn daran gehindert hätten.

Ageſilaus hatte bei dem aſiatiſchen Kriegszuge, deſſen Leitung ihm übertragen worden war, die geheime Abſicht, die Perſer nicht blos aus dem Beſitze der griechiſchen Städte Kleinaſiens zu verdrängen, ſondern auch in ihrem eigenen Lande anzugreifen und im Inneren von Aſien Eroberungen zu machen. Auch viele andere Griechen hegten dieſen Wunſch, und es wäre jetzt wahrſcheinlich um das perſiſche Reich geſchehen geweſen, wenn nicht Ageſilaus durch den bötiſchen Krieg gezwungen worden wäre, aus Aſien nach Griechenland zurückzukehren. Der ſpartaniſche König entwickelte gleich bei dem Beginn ſeines Zuges die größten militäriſchen Talente, und Xenophon, der ſich ſeinem Heere anſchloß, unterſtützte ihn durch ſeinen Rath und die kurz zuvor von ihm gemachten Erfahrungen. Ageſilaus landete im Frühling des Jahres 396 v. Chr. bei Epheſus, und überraſchte den Satrapen Tiſſaphernes, welcher im Vertrauen auf den mit Derkyllidas abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand ſeine Rüſtungen nur langſam betrieben hatte, nicht wenig. Der Perſer bat ſogleich um die Fortdauer des Waffenſtillſtandes, und verſprach dagegen dem Ageſilaus, die verlangte Anerkennung der Unabhängigkeit der kleinaſiatiſchen Griechen von ſeinem Könige zu erwirken; Ageſilaus gewährte deshalb das Geſuch des Satrapen, und blieb mit ſeinem Heere in Epheſus. In der kurzen Zeit, während welcher der ſpartaniſche König hier verweilte, entwickelte ſich jener Zwiſt zwiſchen ihm und Lyſander. Der Letztere nämlich, welcher eine wichtige Stelle im Kriegsrathe bekleidete, ſtellte bei den kleinaſiatiſchen Griechen, unter denen er ehemals

faſt wie ein Gebieter aufgetreten war, ſein früheres Anſehen wieder her, und bildete eine Art von Hof um ſich. Er war beſtändig von einem großen Gefolge von Dienſtbefliſſenen und von Leuten, die um ſeine Gunſt buhlten, umgeben, ſo daß er öffentlich gewiſſermaßen als König, Ageſilaus aber als ein bloßer Privatmann erſchien. Dadurch erbitterte Lyſander ſowohl den Ageſilaus, als auch ſeine Collegen im Kriegsrath auf's höchſte, brachte ſich ſelbſt um allen Einfluß, und ſpielte zuletzt in den Augen des Heeres und der Kleinaſiaten eine ſo demüthige Rolle, daß er ſelbſt ſeine Entfernung wünſchte. Ageſilaus gab ihm eine Sendung nach dem Hellespont, von wo Lyſander bald darauf nach Sparta zurückkehrte.

Als Tiſſaphernes ſeine Rüſtungen geendigt und aus dem Inneren des Reichs eine bedeutende Verſtärkung erhalten hatte, kündigte er den Spartanern den Waffenſtillſtand auf, und verlangte ihren augenblicklichen Abzug aus Kleinaſien. Ageſilaus, der ihm an Kräften durchaus nicht gewachſen war, wußte während des Sommers die zwiſchen Tiſſaphernes und Pharnabazus, den beiden Satrapen Kleinaſiens, beſtehende Uneinigkeit trefflich zu ſeinem Vortheile zu benutzen, und zugleich auf eine ſehr ſchlaue Weiſe einem entſcheidenden Kampfe auszuweichen. Die darauf folgende Winterszeit benutzte er, um ſein Heer einzuüben, es zu verſtärken, und ſich von den griechiſchen Städten Kleinaſiens die ihm fehlende Reiterei zu verſchaffen. Im nächſten Sommer rückte er, während Tiſſaphernes ſich von ihm täuſchen ließ, ſchnell gegen Sardes vor, ſchlug die dieſer Stadt zu Hülfe eilenden Truppen, und machte große Beute. Tiſſaphernes hatte in der Königin Paryſatis, die ihm den Tod ihres Lieblingsſohnes Cyrus nicht verzeihen konnte, längſt eine gefährliche Feindin am Hofe, und mußte jetzt die Vortheile, welche Ageſilaus erhalten hatte, mit dem Leben büßen. Tithrauſtes ward an ſeine Stelle ernannt, und nahm ihm auf Befehl des Königs das Leben. Der neue Statthalter trat ſogleich mit Ageſilaus in Unterhandlung, ſchloß mit ihm einen halbjährigen Waffenſtillſtand, und bewog ihn, ſich mit ſeinem Heer in die Provinz des Pharnabazus zu begeben. Ageſilaus zog hierauf plündernd nach Phrygien, wo Pharnabazus ſich durch einen Waffenſtillſtand aus der Verlegenheit half, und traf ſodann die nöthigen Vorkehrungen, um mit ſeinem ſieggewohnten Heere in das Herz von Aſien

einzudringen. Schon wollte er, im Frühjahr 394 v. Chr., aus Phrygien dahin aufbrechen, ſchon war auf dieſe Weiſe die Axt an den morſchen Stamm des perſiſchen Reichs gelegt, als die Verhältniſſe Griechenlands den ſpartaniſchen König zur Rückkehr nach Europa nöthigten.

4. Der böotiſche Krieg.

In den meiſten Staaten Griechenlands herrſchte eine große Unzufriedenheit mit der Art, wie Sparta ſeine wiedererlangte Oberherrſchaft den Schwächeren fühlen ließ, und manche Staaten, wie namentlich Athen, hegten überdies den lebhaften Wunſch, ihre ſeit dem Ende des peloponneſiſchen Kriegs nur ſcheinbare Unabhängigkeit wieder in eine wirkliche zu verwandeln. Dieſe Stimmung wurde durch die Brutalität der Beamten, welche Sparta von Zeit zu Zeit mit Aufträgen in die eine oder in die andere Stadt ſandte, immer wieder von neuem angeregt. Außerdem erweckte die Härte, mit welcher die Spartaner an einigen ihnen verhaßten Staaten Rache nahmen, einerſeits zwar Furcht vor ihrer großen Übermacht, andererſeits aber auch großen Haß und die Sehnſucht nach einer Veränderung, durch welche die ſchwächeren Staaten gegen eine ähnliche Behandlung geſichert würden. Die Spartaner hatten unter Andern, gleich nach dem peloponneſiſchen Krieg, die Elier und die in Naupaktus und auf der Inſel Kephallenia angeſiedelten Meſſenier ihren Groll auf eine ſehr rohe Art fühlen laſſen. Die Erſteren wurden zur Strafe dafür, daß ſie im Jahr 420 v. Chr. ein Bündniß mit Argos und Athen geſchloſſen, und nachher den ſpartaniſchen Bürgern den Zutritt zu den olympiſchen Spielen verwehrt hatten, nicht allein mit großer Kriegsmacht angegriffen, ſondern ihr Land wurde auch ein ganzes Jahr hindurch auf eine wahrhaft ſyſtematiſche Weiſe verwüſtet, bis ſie endlich durch ſehr drückende Zugeſtändniſſe ſich Ruhe und Frieden erkauften. Unmittelbar nach dieſer grauſamen Beſtrafung der Elier wandte ſich das ſpartaniſche Heer gegen die einzigen freien Überreſte des unglücklichen meſſeniſchen Volks; dieſe wurden aus ihren beiden Wohnſitzen vertrieben, und mußten den Boden des griechiſchen Mutterlandes ganz verlaſſen. Sie begaben ſich theils nach Sicilien, theils nach der Pflanzſtadt Cyrene in Afrika, wo ſie Söldnerdienſte nahmen.

Auf dieſe Weiſe erregten die Spartaner durch ihren Druck und ihre Mishandlung griechiſcher Staaten faſt überall einen ſo großen Unwillen, daß derſelbe nothwendiger Weiſe bei der erſten Veranlaſſung in einen Krieg ausbrechen mußte. Dieſer Anlaß wurde durch des Ageſilaus Unternehmungen in Aſien gegeben. Der Satrap Tithrauſtes hatte nämlich nicht ſobald die Abſicht des ſpartaniſchen Königs, das perſiſche Reich in ſeinem Herzen ſelbſt anzugreifen, erkannt, als er den Beſchluß faßte, den in Griechenland unter der Aſche glimmenden Funken des Haſſes gegen Sparta zur Flamme anzufachen. Er ſchickte einen gewandten Mann, Timokrates von Rhodus, mit bedeutenden Geldſummen nach Griechenland, um daſelbſt Unruhen zu erregen, und dieſem fiel es nicht ſchwer, die leitenden Männer in Theben, Korinth, Argos und anderen Staaten zu gewinnen.

Zu gleicher Zeit drohte der ſpartaniſchen Übermacht von Aſien her noch eine andere große Gefahr. Der atheniſche Feldherr und Admiral Konon, welcher mit dem kleinen Überreſt der bei Aegospotamos vernichteten Flotte nach Cypern entflohen war, hatte daſelbſt bei dem Beherrſcher der Stadt Salamis, Evagoras, eine freundliche Aufnahme gefunden. Konon ſtrebte, auch fern von ſeiner Vaterſtadt, nach der Wiederherſtellung der Unabhängigkeit derſelben und erkannte, daß dies am ſicherſten vermittelſt einer gehörig ausgerüſteten und gut angeführten perſiſchen Flotte erreicht werden könne, weil Sparta nur zur See beſiegbar war. Evagoras, der ein Vaſall des perſiſchen Königs war, hatte deshalb, in Verbindung mit Pharnabazus, den erfahrenen atheniſchen Seemann ſeinem Oberherrn als einen Mann empfohlen, der die perſiſche Seemacht wiederherſtellen und im Kriege mit Sparta wichtige Dienſte leiſten könne, und Konon war ſelbſt an den Hof des Königs gereiſt, um ſeinen Plan beſſer durchſetzen zu können. Artaxerxes ging auf Konon's Vorſchläge ein, und ließ die zur Ausrüſtung einer genügenden Zahl Schiffe nöthigen Gelder anweiſen. In kurzer Zeit war eine anſehnliche Flotte in See, welche von Pharnabazus und Konon befehligt wurde.

In Griechenland brach im Frühling des Jahres 394 v. Chr. der Krieg gegen Sparta aus. Ein Streit zwiſchen den Phokiern und opuntiſchen Lokrern, welcher an und für ſich nur einer jener

vielen Zwiſte war, die in Griechenland zwiſchen einzelnen Völkerſchaften faſt ohne Aufhören Statt fanden, wurde als Vorwand gebraucht. Die Thebaner leiſteten den Lokrern Hülfe, und nöthigten dadurch die Phokier, ſich an die Spartaner zu wenden. In Sparta war man längſt gegen die Thebaner aufgebracht, und konnte es ihnen nicht verzeihen, daß ſie, ſtolzer, als die übrigen Griechen, die Gebote der Spartaner einige Male zurückgewieſen, und auf dieſe Weiſe ihren Entſchluß, ſich der herrſchenden Macht nicht unbedingt zu fügen, zu erkennen gegeben hatten. Man wollte alſo den dargebotenen Anlaß benutzen, um die Thebaner zu demüthigen, und gewährte den Phokiern die gewünſchte Hülfe. Lyſander erhielt den Auftrag, nach Phokis zu reiſen und daſelbſt ein Heer zu ſammeln, während der König Pauſanias II. die Truppen der peloponneſiſchen Bundesgenoſſen zuſammenziehe. Beide ſollten an einem beſtimmten Tage bei der böotiſchen Stadt Haliartus zuſammentreffen. Die Thebaner ihrerſeits hatten ſich an die Athener um Hülfe gewandt, und dieſe ſchickten zu ihrer Unterſtützung ein Heer ab. So entſtand ein Krieg gegen Sparta, welcher der böotiſche Krieg genannt wird, weil er faſt blos in Böotien geführt wurde.

Lyſander erſchien an dem beſtimmten Tage vor Haliartus, Pauſanias aber zog in langſamem Marſche nach Böotien, und kam nicht zur rechten Zeit an. Lyſander ließ ſich ohne ihn in einen Kampf ein, weil er entweder ſeinem Glücke zu ſehr traute, oder einer Schlacht nicht länger ausweichen konnte. In dieſer Schlacht bei Haliartus (im Juni 394 v. Chr.), in welcher der Sieg unentſchieden blieb, verlor Lyſander ſelbſt das Leben, ſein in Phokis und einigen benachbarten Staaten zuſammengeleſenes Heer aber ging in der darauf folgenden Nacht aus einander. Am nächſten Tage erſchienen zu gleicher Zeit Pauſanias und die von Thraſybul commandirte Hülfsſchaar der Athener auf dem Schlachtfeld. Pauſanias und ſein Kriegsrath wagten nicht den Feind anzugreifen, ſondern ließen ſich mit demſelben in eine Unterhandlung ein, um die Leichen der in dem Treffen gebliebenen Landsleute beſtatten zu können. Es wurde eine Übereinkunft getroffen, in welcher zum erſten Mal ſeit undenklicher Zeit ein ſpartaniſcher König ſich dazu verſtand, die Auslieferung der Gefallenen durch das Verſprechen des Abzugs aus dem feindlichen Lager zu erkaufen. Auf dieſe Weiſe

Staatsbibliothek Augsburg

verließ Pauſanias zum Triumph der Athener und Thebaner, welche das abziehende ſpartaniſche Heer mit Spottreden überhäuften, das Schlachtfeld, und kehrte nach Sparta zurück. Er wurde deshalb zu Hauſe vor Gericht geſtellt und zum Tode verurtheilt, wich aber, wie einſt ſein Vater Pliſtonax (ſ. Th. I. S. 419), der Strafe durch die Flucht aus. Er begab ſich nach der arkadiſchen Stadt Tegea, wo er nach einigen Jahren ſtarb.

Jetzt bildete ſich in Griechenland ein mächtiger Bund gegen Sparta. Theben, welches an der Spitze der böotiſchen Städte ſtand, Athen, Korinth und Argos vereinigten ſich, um die ſpartaniſche Oberherrſchaft zu brechen, und bald ſchloſſen ſich auch die euböiſchen Städte, die Akarnanen und andere Völkerſchaften an dieſen Bund an. Dies nöthigte die Spartaner, Ageſilaus mit ſeinem Heere aus Aſien zurückzurufen. Ein Eilbote brachte ihm, gerade als er die Ausführung ſeines großen Eroberungsplanes beginnen wollte, den Befehl der Rückkehr, und Ageſilaus verſäumte keine Zeit zur ſchleunigen Vollziehung desſelben. Er zog ſich ſchnell aus Phrygien zurück und ſetzte, nachdem er viertauſend Mann zur Beſchützung der griechiſchen Städte in Kleinaſien zurückgelaſſen hatte, über den Helleſpont Während er von hier in Eilmärſchen weiterzog, war es in Griechenland bereits noch einmal zu einem Treffen gekommen. Ein aus mehr als fünfundzwanzig tauſend Mann beſtehendes Heer der Verbündeten nämlich war aufgebrochen, um in Lakonien einzufallen, und die Spartaner hatten demſelben etwa fünfzehn tauſend Mann unter dem Commando des Ariſtodemus, welcher als Vormund ſeines Vetters, des jungen Sohnes des Pauſanias, die Regierung führte, entgegengeſchickt. Beide Theile trafen bei Sikyon zuſammen, wo dann (im Juli 394 v. Chr.) ein Treffen geliefert wurde, in welchem das ſpartaniſche Heer zwar einige Vortheile erkämpfte, keineswegs aber entſcheidend ſiegte.

Während auf dieſe Weiſe in Griechenland das Glück die Spartaner wenigſtens nicht geradezu verließ, wandte ſich dasſelbe auf dem Meere ganz von ihnen ab. Ageſilaus hatte die Unvorſichtigkeit begangen, das Commando der ſpartaniſchen Flotte dem tüchtigen Seemann Pharax abzunehmen, um es ſeinem Schwager Piſander zu übertragen, der zwar Muth und Kühnheit beſaß, aber nicht Erfahrung genug im Seekrieg hatte. Dieſer traf in der Nähe der

kariſchen Stadt Knidus mit der von Konon und Pharnabazus befehligten perſiſchen Flotte zuſammen, und erlitt eine Niederlage, durch welche die ſpartaniſche Überlegenheit zur See gänzlich vernichtet ward. Piſander ſelbſt verlor dabei mit vielen ſeiner Leute das Leben, und fünfzig große Kriegsſchiffe mit fünfhundert Mann geriethen in die Gewalt der Sieger (im Anfang des Auguſt 394 v. Chr.). In Folge dieſer Schlacht mußten die Harmoſten der Spartaner aus faſt allen Städten der kleinaſiatiſchen Küſte und der benachbarten Inſeln weichen, ihre Schiffe waren nicht mehr im Stande das Meer zu behaupten, und die Athener konnten ungehindert ihre Flotte wiederherſtellen.

Ageſilaus, welcher aus Aſien denſelben Weg nahm, den einſt Xerxes genommen hatte, erhielt die Nachricht von dieſer unglücklichen Schlacht an der Grenze von Böotien. Er hatte ſich durch Theſſalien mit den Waffen durchſchlagen müſſen, weil die mit Theben verbündeten Bewohner der dortigen Städte Lariſſa, Skotuſſa und Pharſalus ſeinen Marſch durch ihr Land aufzuhalten ſuchten. In Böotien erwartete ihn die vereinte Macht der Böotier, Athener, Argiver, Korinther, Aenianen und Euböer, ſowie der ozoliſchen und opuntiſchen Lokrer. Um der entmuthigenden Wirkung, welche die Nachricht von Piſander's Niederlage auf den bevorſtehenden Kampf hätte ausüben können, zuvorzukommen, täuſchte er ſeine Truppen durch die Anzeige, daß zwar ſein Schwager geblieben ſei, daß aber die Flotte desſelben einen Sieg errungen habe. Bei der böotiſchen Stadt Koronea lieferte er hierauf, am 20. Auguſt 394 v. Chr., eine Schlacht, über deren Ausgang die Berichte der griechiſchen Geſchichtſchreiber einander widerſprechen. Nach der Verſicherung des mit Ageſilaus befreundeten Xenophon trugen die Spartaner einen vollſtändigen Sieg davon, nach anderen Angaben aber waren ſie blos im Stande, das Schlachtfeld zu behaupten. Beide Theile fochten mit großer Tapferkeit, und der Verluſt an Todten war für die Spartaner und ihre Feinde gleich groß; Ageſilaus ſelbſt empfing mehrere Wunden, und ſeine aus fünfzig jungen Männern beſtehende Umgebung verlor größtentheils das Leben. Das ſpartaniſche Heer behauptete den Wahlplatz, und errichtete am nächſten Tage ein Siegeszeichen auf demſelben; die Feinde aber trugen, um ihre Todten beerdigen zu können, auf einen kurzen Waffenſtillſtand an, was bei den Griechen

als ein Eingeſtändniß der Niederlage angeſehen wurde. Dagegen ſah ſich aber auch Ageſilaus außer Stand, den Krieg fortzuſetzen, und zog bald nach der Schlacht in ſeine Vaterſtadt zurück. Mag man nun den Ausgang der Schlacht anſehen, wie man will, ſo ſteht doch außer allem Zweifel, daß durch dieſelbe die ſpartaniſche Übermacht zu Lande nicht wieder hergeſtellt ward.

5. Der korinthiſche Krieg.

Die Fortſetzung des Krieges nach der Schlacht bei Koronea wird gewöhnlich mit dem Ausdruck korinthiſcher Krieg bezeichnet, weil der Kampf ſeitdem hauptſächlich in der Umgebung der Stadt Korinth geführt wurde; denn die Spartaner machten Sicyon, ihre Gegner aber Korinth zu ihrem Haupt-Waffenplatz. In dieſem Kriege wurde keine größere Schlacht geliefert, und meiſtens behielten die Spartaner zu Lande, die Verbündeten zur See die Oberhand. Den größten Vortheil hatten die Athener, weil ſie durch dieſen ſiebenjährigen Kampf der Spartaner mit einem Theile von Griechenland Zeit und Gelegenheit erhielten, ihre Flotte wieder herzuſtellen. Überhaupt wurde die Haupt-Entſcheidung zur See gegeben. Der Landkrieg hat nur dadurch eine allgemeinere Wichtigkeit, daß damals zuerſt der atheniſche General Iphikrates die ganz neue Taktik, welche er geſchaffen hatte, anwandte, und daß überhaupt in dieſem Kriege zuerſt die große Änderung, die jetzt in dem griechiſchen Militärweſen eintrat, ſichtbar zu werden anfing.

Dieſe Änderung in dem Kriegsweſen hing mit der geſammten Entwickelung des griechiſchen Volks zuſammen, und beſtand haupſächlich darin, daß der Krieg damals ein Handwerk und eine Wiſſenſchaft ward. Bis zur Zeit des Iphikrates hatte das griechiſche Militärweſen mit den Einrichtungen jedes einzelnen Staates im innigſten Zuſammenhange geſtanden, und war deshalb auch von den Erfindungen Einzelner weniger abhängig geweſen. Die Taktik, das Aufſchlagen des Lagers, die Marſchordnung, die Wahl der Stellungen und viele andere Dinge dieſer Art änderten ſich allerdings den Fortſchritten der Zeit gemäß, die Kriegsübungen aber, ſowie die Zuſammenſetzung und Bewaffnung der Heere waren eine rein nationale Sache und in Sitte und Verfaſſung gegründet. Jeder Bürger war zum Kriegsdienſte verpflichtet, und dieſer wurde durch-

aus nicht als ein beſonderer, für ſich beſtehender Beruf, ſondern als ein Theil der bürgerlichen Pflichten und des Staatslebens angeſehen. Deswegen war auch diejenige Klaſſe der Bürger, welche den Kern des Staates bildete und denſelben vorzugsweiſe leitete, zugleich der Kern des Heeres oder das ſchwerbewaffnete Fußvolk, neben welchem es nur wenige leichte Truppen gab. Aus eben demſelben Grunde war auch bei allen griechiſchen Völkerſchaften außer den Theſſaliern die Reiterei ihrer Zahl nach ſo unbedeutend, daß ihr Verhältniß zum Fußvolk in unſeren Zeiten oft lächerlich, wenn nicht geradezu unmöglich ſein würde. Die Urſache davon lag zwar zum Theil in dem Boden des Landes, weil auf dieſem eine große Reiterei weder zu gebrauchen, noch auch leicht zu ernähren war, zum Theil aber auch darin, daß alle Bürger zum Kriegsdienſt verpflichtet waren, die Mehrzahl derſelben aber nicht im Stande war, ein Pferd zu unterhalten. Die Spartaner behielten dieſes geringe Verhältniß der Reiterei immer bei, und fühlten das Bedürfniß einer ſtarken Cavallerie nie, außer auf des Ageſilaus Feldzug in Aſien, wo ſie ſich von den Einwohnern des Landes mit leichter Mühe die nöthigen Reiter verſchafften. Die Athener dagegen, welche viel weniger als die Spartaner an ihren alten Einrichtungen feſthielten, ſahen ſchon früh den Nutzen der Reiterei ein, und bedienten ſich in ihrem erſten Kriege mit den Spartanern ihrer theſſaliſchen Bundesgenoſſen mit dem beſten Erfolg; bald nachher aber eroberten ſie auf der Inſel Euböa ebene Gegenden, welche ſich zur Pferdezucht beſſer eigneten, als das felſige Attika, und ſeitdem unterhielten ſie ſelbſt eine Reiterei.

So dauerte das alte Kriegsſyſtem der Griechen mit nur wenigen Veränderungen bis zur Zeit des Iphikrates fort. Durch Iphikrates aber, durch den theſſaliſchen Herrſcher Jaſon, durch die Thebaner Epaminondas und Pelopidas und durch die beiden großen Könige von Macedonien, Philipp II. und Alexander den Großen, ward dasſelbe völlig umgeſtaltet. Dieſe Veränderungen wurden dadurch herbeigeführt, daß die freien Bürger ſich dem Kriegsdienſt immer mehr entzogen, und durch Söldner erſetzen ließen. Seitdem ward der Kriegsdienſt ein beſonderer Beruf und das Militärweſen von den Staatseinrichtungen weniger abhängig; dieſes mußte ſich alſo auch von jetzt an ſelbſtſtändiger entwickeln, und ward zugleich ein eigentliches Gewerbe und eine Wiſſenſchaft: gerade wie im vierzehnten und

fünfzehnten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung die Condottieri oder Söldner-Hauptleute Italiens die Schöpfer der neueren Taktik und Strategie wurden, oder vielmehr zu beiden Wiſſenſchaften den erſten Grund legten.

Die Kriege des griechiſchen Volkes wurden von dem Beginn des vierten Jahrhunderts v. Chr. an größtentheils durch Soldtruppen geführt. Es gab ſeitdem in Griechenland gewiſſermaßen ganze Heere von Söldnern. Dieſe lebten von den ewigen Fehden der griechiſchen Staaten, bei welchen ſie ſich den Meiſtbietenden verkauften, ſowie von dem perſiſchen Kriegsdienſte, den ſie als ein Haupterwerbsmittel anſahen, und aus welchem ſie ebenſo, wie in neuerer Zeit die Schweizer-Offiziere, mit fremdem Gelde und fremden Laſtern in ihre Heimath zurückkehrten. Die griechiſchen Staaten mußten dieſe Soldtruppen natürlich ganz anders discipliniren und einrichten, als es die alten Bürgerheere geweſen waren, deren Beſchaffenheit und Übung dem Herkommen und den Geſetzen ihres Staats entſprochen hatte. Dadurch kam ebenſo, wie in den angegebenen Zeiten Italiens, das ganze Kriegsweſen in die Hände der Hauptleute oder Führer der Söldnerſchaaren. Unter dieſen ragt am meiſten Iphikrates aus Athen hervor, indem die von ihm gebildeten Soldaten damals ebenſo ſehr geſucht wurden, wie in der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien die Truppen eines Braccio, Carmagnola und Franz Sforza.

Iphikrates gehörte, als der Sohn eines Schuſters, der unter den Griechen verachtetſten Klaſſe freier Bürger an; er hob ſich aber, wie Franz Sforza, vermittelſt ſeiner kriegeriſchen Laufbahn zu fürſtlichem Glanze empor. Er vermählte ſich zuletzt mit der Tochter eines durch Pracht und Luxus ausgezeichneten thraciſchen Fürſten, und führte in dieſem Lande ein höchſt ſchwelgeriſches Leben. Seine große Bedeutung in der Geſchichte der Griechen beſteht darin, daß er mit atheniſchem Geiſte die Taktik und Bewaffnungsart ſeiner Landsleute vervollkommnete und, wie Friedrich der Große, aus zuverläſſigem geworbenem Volke ein brauchbares Heer ſchuf. Iphikrates führte zuerſt in den griechiſchen Heeren die ſogenannten Peltaſten als ein Haupt-Corps ein. Dieſe Waffenart ſtand in der Mitte zwiſchen den Schwerbewaffneten und den leichten Truppen, und zeichnete ſich durch kurze und leichte Schilde und lange Speere und Schwerter aus.

Die Peltaſten vereinigten die Vorzüge beider Waffenarten, und Iphikrates erreichte durch die Einführung und fertige Einübung derſelben zwei wichtige Vortheile: er erleichterte nämlich dadurch ſeinem Heere die Bewegung in den Fällen, in welchen es darauf ankam, nicht ſowohl eine entſcheidende Schlacht zu liefern, als vielmehr zu überraſchen, einzuſchließen oder zu übervortheilen, und die Peltaſten dienten ihm außerdem ganz beſonders dazu, einen Feind, dem man in ſeiner ihm eigenthümlichen Kriegsart nicht gleichkommen konnte, durch eine ihm fremde zu verwirren. Dies gelang dem Iphikrates vollkommen, und er verdankte einen großen Theil ſeines beginnenden Ruhms der Überraſchung eines ſpartaniſchen Regiments, welches er 392 v. Chr. in der Nähe des Iſthmus plötzlich überfiel und die Waffen zu ſtrecken zwang, eine Sache, die an und für ſich und als bloße Waffenthat betrachtet höchſt unbedeutend war. —

Der korinthiſche Krieg, in welchem des Iphikrates Änderungen zuerſt angewandt wurden, dauerte bis zum Jahre 387 v. Chr., und ward nicht auf dem feſten Lande, ſondern durch die Vorfälle zur See entſchieden. Die Spartaner wurden durch die Unternehmung des Pharnabazus und Konon gleich anfangs (394 v. Chr.) aller ihrer Beſitzungen jenſeit des ägäiſchen Meeres beraubt, es blieben ihnen nur die am Hellespont gelegenen Städte Abydus und Seſtus unterworfen. Im Frühling des nächſten Jahres (393 v. Chr.) ward die Küſte von Lakonien ſelbſt durch die feindliche Flotte verheert, und die wichtige Inſel Cythere von den Perſern beſetzt. Zugleich brachte Konon dem Pharnabazus die Überzeugung bei, daß die Wiederherſtellung der Feſtungswerke von Athen für die Perſer vortheilhaft ſei, weil durch die erneute Macht und Größe Athen's der ſpartaniſchen Übermacht der feſteſte Wall entgegengeſetzt werden würde. Konon erhielt von dem Satrapen die perſiſche Flotte und eine bedeutende Summe Geld, um dies auszuführen, und ſegelte ſogleich nach Athen. Hier bot die ganze Bürgerſchaft ihre Kräfte auf, um die Mauern ſo ſchnell als möglich wiederherzuſtellen, die Matroſen der perſiſchen Flotte und viele mit dem perſiſchen Golde gedungenen Arbeiter, ſowie die Böotier und einige andere befreundete Staaten legten mit Hand an, und ſo erhielt Athen in kurzer Zeit ſeine Feſtungswerke wieder. Auch die Mannſchaft der atheniſchen Flotte ward ſeitdem mit perſiſchem Gelde bezahlt.

Von dieſem Augenblick an verzweifelten die Spartaner, daß ſie ihre alte Stellung in Griechenland behaupten könnten, wenn nicht die perſiſche Unterſtützung den Athenern entzogen und ihnen ſelbſt zugewendet würde. Sie ſuchten deshalb das Letztere auf diplomatiſchem Wege und mit Aufopferung der Freiheit ihrer kleinaſiatiſchen Landsleute zu erreichen, und ſchickten einen beſonders gewandten und in den perſiſchen Hofkünſten erfahrenen Mann, Antalcidas, nach Kleinaſien, um den Satrapen Tiribazus, welcher neben Pharnabazus einen Theil von Kleinaſien als Statthalter regierte, für Sparta zu gewinnen, und mit deſſen Hülfe dem Freunde der Athener, Pharnabazus, entgegenzuarbeiten. Auf die Nachricht davon ſchickten ſogleich auch die Athener, Böotier, Korinther und Argiver Geſandte an Tiribazus. Antalcidas erklärte dem Letzteren, daß die Spartaner dem perſiſchen König alle Städte Kleinaſiens überlaſſen, und außerdem auch über keine Inſel und keinen Staat Griechenlands die Herrſchaft in Anſpruch nehmen, ſondern dieſe völlig unabhängig laſſen wollten, und daß alſo die Perſer thöricht handeln würden, wenn ſie fortführen, Geld und Menſchen auf einen Krieg gegen Sparta zu verſchwenden. Dies leuchtete dem Tiribazus ein, und wer die Beſchaffenheit des heutigen türkiſchen Reichs kennt, wird es nicht auffallend finden, daß jetzt dieſer Satrap, obgleich des Pharnabazus Einfluß in Suſa ſehr groß war, dennoch geradeswegs gegen denſelben auftrat. Er wagte zwar nicht, dem Letzteren ganz offen entgegen zu handeln, unterſtützte aber die Spartaner einſtweilen insgeheim mit Geld, und vertröſtete die Athener und ihre Bundesgenoſſen damit, daß er erſt die weiteren Befehle des Königs einholen wolle. Ehe er jedoch zur weiteren Verfolgung ſeines Planes nach Suſa abreiſte, ließ er den gefährlichſten Gegner der Spartaner, Konon, ins Gefängniß werfen. Zum Vorwande der Verhaftung nahm er irgend eine demſelben angedichtete Handlung. Das weitere Schickſal Konon's iſt nicht zuverläſſig bekannt; er wurde der einen Nachricht zu Folge nach Suſa geſchleppt und dort getödtet, nach einer andern aber entkam er ſpäter aus ſeiner Haft, und ſtarb bald darauf eines natürlichen Todes.

Um dieſelbe Zeit etwa verloren die Athener auch einen anderen ausgezeichneten Feldherrn, ihren ehemaligen Befreier Thraſybul. Dieſer hatte im Jahre 390 v. Chr. mit einer kleinen Flotte glückliche

Unternehmungen an der Küſte von Thracien und Kleinaſien gemacht, wurde aber im Frühling des folgenden Jahres, als er an der pamphyliſchen Küſte Contributionen erhob, von den Einwohnern überfallen und in ſeinem Zelte erſchlagen.

Tiribazus erreichte am Hofe des Perſer-Königs aus unbekannten Gründen ſeinen Zweck nicht, und der Krieg zwiſchen den Perſern und Spartanern dauerte noch einige Jahre fort. Allein im Jahre 388 v. Chr. landete Antalcidas wieder zu demſelben Zweck, wie früher, an der kleinaſiatiſchen Küſte, reiſte ſogleich in Begleitung des Tiribazus nach Suſa, und war diesmal glücklicher. Tiribazus wurde von dem König bevollmächtigt, die Friedensangelegenheiten zu leiten, und Antalcidas erlangte in Suſa ſolche Bedingungen eines Friedens, wie er ſie wünſchte. Er erhielt zugleich die Erlaubniß, die Annahme dieſes Friedens von Seiten der Griechen mit der Drohung zu fordern, daß, wenn die Athener und ihre Verbündeten denſelben zurückwieſen, der König die Spartaner gegen ſie unterſtützen würde.

Die Athener, welche wieder ſo mächtig geworden waren, daß ſie die Herrſchaft zur See behaupten zu können hofften, wollten anfangs dieſer Drohung Trotz bieten, und ſich nicht zu dem im Namen des perſiſchen Königs angebotenen Frieden bequemen; allein ſie konnten ihr Widerſtreben nicht lange durchführen, weil das Glück ſich gegen ſie gewendet hatte. Ihr Freund Pharnabazus war nach Suſa gegangen, wo er ſich mit einer Tochter des Königs vermählte, und ſein Nachfolger oder Stellvertreter in Kleinaſien, Ariobarzanes, war mit Antalcidas befreundet und den Spartanern gewogen. Der Letztere und Tiribazus vermehrten die kleine ſpartaniſche Flotte, welche damals von Antalcidas commandirt wurde, durch perſiſche Schiffe, ſo daß dieſelbe in den Stand geſetzt ward, nicht allein die See zu halten, ſondern auch den atheniſchen Getraideſchiffen die Fahrt aus dem ſchwarzen Meer zu verwehren, und ſo die Stadt Athen wegen ihrer Verſorgung mit Lebensmitteln in Verlegenheit zu bringen. Dieſe Lage der Athener benutzte der ſchlaue ſpartaniſche Senat, um den mächtigſten der verbündeten Gegner von den übrigen zu trennen. Er ließ die perſiſche Regierung oder vielmehr den mit dem Ordnen der griechiſchen Angelegenheiten beauftragten Tiribazus bewegen, in Einem Punkte den Athenern nachzugeben. Dieſe nahmen nämlich die Herrſchaft der Inſeln Lemnos, Imbros und Skyros,

welche ſie ſeit Cimon's Zeit unausgeſetzt beſeſſen hatten, auch fernerhin in Anſpruch, während der zwiſchen Antalcidas und Tiribazus verabredete Friedensvorſchlag die Unabhängigkeit aller griechiſchen Inſeln ausſprach. Durch die Abänderung dieſes Artikels wurden die Athener zufriedengeſtellt, ſo daß jetzt die Perſer den Griechen den Frieden geradezu dictiren konnten (im Juli 387 v. Chr.).

Von allen griechiſchen Staaten, welche an dem Kriege Antheil genommen hatten, waren Geſandte an Tiribazus geſchickt worden. Dieſe beſchied der Satrap wie ein Gebieter vor ſich, um ſeine Befehle über die Art, wie es mit ihren Angelegenheiten gehalten werden ſolle, zu vernehmen. Als ſie verſammelt waren, zeigte er ihnen das an der Friedens-Acte befindliche Siegel ſeines Königs, und las ihnen dann den Inhalt deſſelben vor, oder mit andern Worten, er verkündete ihnen, gleich als wenn er es mit Untergebenen zu thun hätte, den Befehl des Königs. Dieſer Frieden des Antalcidas, wie er gewöhnlich genannt wird, lautet wörtlich folgendermaßen: „Artaxerxes der König erkennt für Recht, daß alle Städte Kleinaſiens, von den Inſeln aber Klazomenä und Cypern ihm angehören, alle übrigen griechiſchen Städte dagegen, kleine wie große, unabhängig ſein ſollen, außer Lemnos, Imbros und Skyros; dieſe ſollen wie vor Alters den Athenern gehören. Alle Staaten aber, welche dieſen Frieden nicht annehmen, werde ich in Verbindung mit denen, die ihn annehmen, bekriegen, zu Waſſer und zu Lande, mit Schiffen und mit Geld." Von allen griechiſchen Staaten nahmen nur die Thebaner dieſen Frieden nicht an; allein die Spartaner gaben ſich zu Vollſtreckern des perſiſchen Willens her, und rüſteten ein Heer unter der Anführung des Ageſilaus aus, um Theben zur Unterwerfung unter die Gebote des Perſer-Königs zu zwingen. Da fügten ſich auch die Thebaner, welche, von allen Bundesgenoſſen verlaſſen, es nicht zum Äußerſten kommen laſſen durften.

Dieſer für Griechenland ſchmachvolle Frieden brachte wichtige Änderungen in den Verhältniſſen der Griechen und der Perſer hervor. Die Spartaner, die ſich bei der ganzen Betreibung der Sache, ohne alle Rückſicht auf die Nationalehre und das allgemeine Wohl des griechiſchen Volks, blos von ſelbſtſüchtiger Klugheit hatten leiten laſſen, erhielten durch den Antalcidiſchen Frieden die Sorge für die Vollziehung deſſelben, und erlangten auf dieſe Weiſe ihr früheres

Übergewicht in Griechenland wieder. Die griechiſchen Staaten aber kamen durch dieſen Frieden in ein ganz neues Verhältniß zu dem perſiſchen Reich, welches ſeinerſeits durch denſelben auf einmal nach Außen hin eine viel größere Bedeutung erhielt. Jetzt war eine Zeitlang der Perſer-König der Leiter der allgemeinen Angelegenheiten Griechenlands, und jene ewigen Zwiſte der einzelnen griechiſchen Staaten unter einander hatten ſtets den Erfolg, daß der Hof zu Suſa und die Satrapen in Kleinaſien als Wächter, Schiedsrichter und Gebieter den Zuſtand der Dinge ordneten und lenkten.

Dieſe neue Stellung, welche das perſiſche Reich jetzt einnahm, dauerte fort, bis die großen macedoniſchen Könige Philipp und Alexander die Macht des griechiſchen Volks in ihrer Hand vereinigten, und endlich das Schattenbild eines Reiches zerſtörten, welches nur durch die Uneinigkeit der Griechen fortgedauert hatte. Auf den inneren Zuſtand des perſiſchen Staats hatte die erlangte größere Bedeutung desſelben nach Außen gar keinen Einfluß, ſondern dieſer Zuſtand blieb wie er war, oder vielmehr er wurde noch ärger. Was wir in jener Zeit von der inneren Geſchichte Perſiens erfahren, gibt ein ſchauderhaftes Bild von Verwirrungen. Es wurden unter Andern auf Betreiben der Paryſatis alle diejenigen qualvoll gemordet, welche in irgend einer Weiſe zum Untergang des jungen Cyrus beigetragen hatten, ſelbſt ſolche, die vorher vom König dafür belohnt worden waren. Auch Tiſſaphernes ward ein Opfer der rachgierigen Paryſatis, welche ſeine Überliſtung durch Ageſilaus (ſ. oben S. 34) benutzte, um bei Artaxerxes den Verdacht eines geheimen Einverſtändniſſes mit den Spartanern gegen ihn zu erregen und ſo den Befehl ſeiner Hinrichtung herbeizurufen. Dagegen bewirkte Statira, die Gemahlin des Königs, welche ihre Schwiegermutter bitter haßte, daß, trotz der Fürbitten der Letzteren, die von Tiſſaphernes gefangen genommenen Ober-Officiere der griechiſchen Söldner als Freunde des Cyrus getödtet wurden. Zur Strafe dafür wurde ſie aber von Paryſatis vergiftet, obgleich ſie auf jede Weiſe ſich gegen die Rache derſelben zu ſichern geſucht hatte. Statira nahm nämlich, wenn ſie einem Gaſtmahl der Paryſatis beiwohnte, keine Speiſe an, von welcher nicht dieſe zuvor ein Stück gegeſſen hatte. Die in allen Liſten erfahrene Paryſatis aber ließ eines Tages die eine Seite des zum Zerlegen des Fleiſches dienenden Meſſers mit Gift beſtreichen,

und das von dieſer berührte Stück der Königin reichen, während ſie ſelbſt das andere nahm. Auf dieſe Weiſe gelang es ihr, die gehaßte Feindin aus dem Wege zu räumen. Der König ſchöpfte beim plötzlichen Tode ſeiner Gemahlin Verdacht gegen ſeine Mutter, ließ deshalb die Diener derſelben auf qualvolle Weiſe foltern, und tödtete um ſich zu rächen, ihre Freundinnen.

Ebenſo, wie am Hofe, drehte ſich auch in den Provinzen die Regierung um perſönliche Intereſſen und Ränke. Gegen das Ende der Regierung Artaxerxes II. empörten ſich zu gleicher Zeit der damalige Beherrſcher von Egypten und die durch die Spartaner unterſtützten Satrapen von Phrygien, Myſien und Lydien, welche mit einigen kleineren Vaſallen des Königs und mit den griechiſchen Städten der Küſte ſich gegen ihre Oberherrn verſchworen hatten. Der Statthalter von Myſien aber, den dieſe zu ihrem Oberanführer erwählt hatten, benutzte den Aufſtand, um ſeine Verbündeten zu verderben und ſich ſelbſt auf ihre Koſten zu heben. Er trat mit dem König in geheime Unterhandlung, und gewährte demſelben dadurch die Möglichkeit, den Aufſtand wieder zu unterdrücken. Ebenſo verſuchte bei einer Empörung des Statthalters von Kappadocien, Datames, der eigene Schwager desſelben, dieſen zu verrathen, um ſich ſelbſt empor zu ſchwingen. Mit den tributpflichtigen Herrſchern von Egypten, die den Empörern in Kleinaſien und Syrien ſtets Hülfe leiſteten, wurden ebenfalls mehrere Kriege geführt, welche insgeſammt keinen andern Erfolg hatten, als daß die Perſer Geld und Menſchen verſchwendeten, ohne Egypten wieder unterwerfen zu können.

6. Das Verfahren der Spartaner gegen Theben und Olynth nach dem Frieden des Antalcidas.

Die Spartaner gebrauchten das Übergewicht, welches der Antalcidiſche Frieden ihnen wieder verſchafft hatte, nicht weniger übermüthig, als ſie nach der Unterwerfung Athen's gethan hatten, und machten ſich dadurch bald von neuem der Oberherrſchaft verluſtig. Schon im erſten Jahre nach dem Abſchluß jenes Friedens verlangten ſie unter dem Vorwande, daß Mantinea in der letzten Zeit feindliche Geſinnungen gegen Sparta zu erkennen gegeben habe, von den Bürgern dieſer arkadiſchen Stadt, welche nach und nach aus vier offenen Flecken entſtanden und den Spartanern zu mächtig geworden

war, daß ſie ihre Mauern ſchleifen und ſo in ihren früheren machtloſen Zuſtand zurückkehren ſollten. Als die Mantineer ſich weigerten, dies zu thun, ward ein Heer unter dem König Ageſipolis I., dem Sohne des Pauſanias II., gegen ſie ausgeſchickt, ihr Gebiet verwüſtet und ihre Stadt belagert. Ageſipolis brachte hierauf, vermittelſt eines durch Mantinea fließenden Flüßchens, eine plötzliche Überſchwemmung hervor, durch welche nicht nur die Häuſer der Stadt ſehr Noth litten, ſondern auch die aus ungebrannten Ziegeln erbaute Feſtungsmauer einſtürzte. Jetzt waren die Mantineer der Willkür der Spartaner preisgegeben. Sie mußten ihre Stadt, welche von den Spartanern zerſtört wurde, verlaſſen, und ſich wieder in vier Dorfgemeinden auflöſen (385 v. Chr.). Ebenſo gewaltſam verfuhr Sparta gegen den im Norden des Peloponnes liegenden kleinen Staat von Phlius, welcher unter Androhung eines Krieges genöthigt wurde, ſeine verbannten Mitbürger wieder aufzunehmen, obgleich der Antalcidiſche Frieden allen Staaten Griechenlands Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit zuerkannt hatte.

Am meiſten ſchritt der herrſchſüchtige ſpartaniſche Senat da gewaltſam ein, wo das Streben nach einer Vereinigung mehrerer Staaten ſich zeigte. Auch unter den Arkadern war damals die Neigung zu einem Föderations-Syſtem aufgekommen, und dies namentlich hatte die Macht von Mantinea für Sparta gefahrdrohend gemacht. Eine Föderation bildete ſich auch auf der macedoniſch-thraciſchen Halbinſel Chalcidike. Dort war die Stadt Olynth durch ihren Handel ſo reich geworden, daß ſie ein Heer von zehntauſend Mann unterhalten konnte. Sie beherrſchte damals auch ein Stück des benachbarten Landes Macedonien, und hatte den Plan einer Verbindung der griechiſchen Städte von Chalcidike entworfen, nach welchem die Abgeordneten von dieſen in Olynth ſich verſammeln und gemeinſchaftlich die Regierung aller Städte führen ſollten. Dieſe Art von Staatenverbindung, zu welcher die Olynthier bereits eine beträchtliche Zahl von Städten bewogen hatten, war eine eigentliche Conföderation im engeren und neueren Sinne des Worts; eine ſolche war aber bis dahin den Griechen ganz fremd geblieben, da alle ihre Vereine entweder ſo locker waren, daß ſie kaum dieſen Namen verdienten, oder von den mächtigeren Staaten als ein Mittel zur Unterwerfung der ſchwächeren gebraucht wurden.

Zwei chalcidiſche Städte, Akanthus und Apollonia, ſahen auch den von den Olynthiern vorgeſchlagenen Verein als eine Verbindung der letzteren Art an, zumal da Olynth ihnen im Fall der Weigerung des Beitritts mit Gewalt drohte. Sie riefen daher die Spartaner um Beiſtand an, indem ſie ſich auf den Antalcidiſchen Frieden ſtützten, welcher für alle Griechen bindend war, und für deſſen Aufrechthaltung Sparta ſich verbürgt hatte.

Die Spartaner, welche durch den Frieden des Antalcidas wieder als leitender Staat an die Spitze von Griechenland geſtellt worden waren, hätten, wenn es ihnen um die griechiſche Freiheit zu thun geweſen wäre, die Olynthier unterſtützen müſſen, ſtatt ſie zu bekriegen; denn Olynth hatte einen mächtigen Bund griechiſcher Staaten gebildet, den benachbarten macedoniſchen König aus ſeiner Reſidenz Pella verdrängt, ihn in die größte Verlegenheit gebracht, und auf dieſe Weiſe die griechiſche Freiheit von der Grenze Theſſaliens an bis tief nach Macedonien hinein und bis an den Bosporus auf ſichere Stützen gegründet. Allein die Spartaner ſahen ſich durch das Gedeihen dieſes Staatenbundes in ihrer eigenen Stellung gefährdet, und ſagten daher den Akanthiern und Apolloniern ihre Hülfe bereitwillig zu. Sie ſchickten ſogleich eine Anzahl Truppen unter Eudamidas als Hülfs-Corps voraus (382 v. Chr.), und beauftragten Phöbidas, den Bruder des Eudamidas, aus den mit Sparta verbündeten Städten ein Heer zuſammenzuziehen und mit demſelben ſeinem Bruder nachzufolgen. Eine Partei in Sparta verband mit dieſem Feldzuge zugleich den Plan, die Stadt Theben, welche an der Spitze von vierzehn böotiſchen Städten ſtand, und wegen dieſer Macht für Sparta gefährlich ſchien, durch einen plötzlichen, mitten im Frieden unternommenen Überfall zu demüthigen und an Sparta zu feſſeln, und Phöbidas führte die Sache wirklich aus. Ob der ſpartaniſche Anführer dabei mit oder ohne Erlaubniß ſeiner Regierung handelte, iſt ungewiß, und kann auch nicht aus dem nachherigen Verfahren der Letzteren gegen Phöbidas erkannt werden; denn dieſer wurde zwar, nachdem er die Burg von Theben beſetzt hatte, in Sparta zu einer Geldbuße verurtheilt, weil er einen ſo wichtigen Schritt ohne Auftrag des Senats gethan habe, die Spartaner zogen aber ihre Beſatzung nicht wieder aus der Burg zurück.

In Theben war die Bürgerſchaft in zwei Parteien getheilt, und von den beiden Polemarchen oder höchſten Beamten der Stadt ſtand der eine, Ismenias, an der Spitze der demokratiſch Geſinnten, der andere, Leontiades, war das Haupt der oligarchiſchen Partei. Der Erſtere ließ ein Verbot ergehen, nach welchem kein Bürger von Theben an dem ſpartaniſchen Kriegszuge Theil nehmen ſollte; der Letztere dagegen trat mit Phöbidas, der auf ſeinem Marſch in Böotien Halt gemacht und nahe bei Theben ſein Lager aufgeſchlagen hatte, in geheime Unterhandlungen, und verſprach ihm eine bedeutende Verſtärkung ſeines Heeres, wenn er ihm und ſeiner Partei zur Unterdrückung ihrer Gegner und zur Herrſchaft von Theben behülflich ſein wolle. Phöbidas verſtand ſich dazu, und Leontiades wählte zur Ausführung des mit dem ſpartaniſchen Anführer verabredeten Schlages einen Tag, an welchem alle Weiber der Stadt ſich zur Feier eines religiöſen Feſtes in der Burg verſammelten, und deshalb die Thore derſelben geöffnet waren. Die Spartaner erſchienen plötzlich vor Theben, und Leontiades führte ſie ohne Widerſtand in die Burg ein.

Mit Hülfe der ſpartaniſchen Beſatzung der Burg nahmen hierauf Leontiades und ſeine Partei die beabſichtigten Änderungen in der Regierung vor. Dieſe oligarchiſche Revolution wurde ohne Schwierigkeit und in der bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlichen Art und Weiſe ausgeführt: Ismenias ward verhaftet, ſeine Partei auf's grauſamſte verfolgt, und viele Bürger dadurch zur Flucht bewogen. Dieſe, vierhundert an der Zahl, wandten ſich meiſtens nach Athen. Leontiades reiſte ſogleich nach Sparta, um dort das Verfahren des ſpartaniſchen Heeres beſchönigen zu helfen. Phöbidas wurde zwar zur Bezahlung einer Geldſumme verurtheilt, aber nicht weil er etwas Ungerechtes unternommen, ſondern weil er gegen die ſpartaniſche Kriegszucht gefehlt und ohne höheren Auftrag gehandelt habe; die Sache ſelbſt wurde alſo nicht misbilligt, und eben ſo wenig die Beſatzung aus der Burg von Theben zurückgezogen. Man ſchickte im Gegentheil drei ſpartaniſche Commiſſäre nach Theben, welche mit Abgeordneten der Verbündeten Sparta's ein Gericht bilden ſollten, um über des Leontiades und ſeiner Partei Anklage gegen Ismenias zu entſcheiden. Dadurch, daß auch Männer aus andern griechiſchen Städten zu dem Gerichte hinzugezogen wurden, wollte man ſich den Schein der

Gerechtigkeit geben; allein dieſe Richter wurden von den drei ſpartaniſchen Commiſſären beobachtet und geleitet und ſtanden alſo ganz unter dem Einfluſſe Sparta's. Dem Ismenias ward vorgeworfen, daß er aus Abſichten, die für Griechenland gefährlich geweſen wären, mit dem Perſer-König in Verbindung getreten ſei, Geld von ihm erhalten habe, und vorzugsweiſe an dem Ausbruch des böotiſchen und korinthiſchen Kriegs ſchuld geweſen ſei. Man machte alſo dem Ismenias Verbindungen zum Verbrechen, welche Antalcidas und andere Griechen in noch viel ausgedehnterem Maße geſucht und unterhalten hatten, und erhob gegen ihn blos die ganz allgemeine Beſchuldigung, daß er ein hochſtrebender Kopf und ein Unruhſtifter ſei. Die Ankläger konnten auf ſeine Vertheidigung nichts erwidern, Ismenias wurde aber deſſen ungeachtet als ein unruhiger und gefährlicher Menſch für ſchuldig erklärt und hingerichtet.

Nachdem auf dieſe Weiſe auch Theben unter das Joch der Spartaner gebeugt war, wandten ſich dieſe mit großer Macht gegen Olynth. Die Olynthier waren den Spartanern auf die Dauer nicht gewachſen, obgleich ſie eine Eidgenoſſenſchaft der griechiſchen Städte an der macedoniſchen und thraciſchen Küſte gegründet, und eine furchtbare Macht in ihren Mauern vereinigt hatten. Eudamidas ſelbſt hatte den Krieg mit Glück begonnen, war aber nach kurzem Kampfe vor der Stadt Olynth gefallen. Hierauf erſchien Teleutias, der Bruder des Ageſilaus, welcher an Phöbidas Stelle den Oberbefehl erhalten hatte, mit zehntauſend Mann in Chalcidike. Sein Heer wurde noch durch die Soldtruppen des macedoniſchen Königs und anderer benachbarten Fürſten unterſtützt, welche alle wegen der wachſenden Macht Olynth's in Gefahr waren, von der Küſte ausgeſchloſſen zu werden. Teleutias erfocht zwar einige kleine Vortheile, verlor aber im nächſten Jahr nach ſeiner Ankunft (381 v. Chr.) ein Haupttreffen vor den Thoren von Olynth, und kam ſelbſt dabei ums Leben. Die Spartaner ſahen jetzt ein, daß zur Beſiegung der Olynthier eine größere Anſtrengung erforderlich ſei, als ſonſt die Unterwerfung eines einzelnen griechiſchen Staates erheiſchte, und ſchickten ihren König Ageſipolis I. mit einer beträchtlichen Verſtärkung gegen Olynth.

Dies geſchah in demſelben Jahre, in welchem auch der zweite König von Sparta, Ageſilaus, abgeſandt wurde, um einen andern

freien Staat mit ungerechtem Kriege zu bedrängen. Die Phliuſier nämlich, welche kurz vorher zur Wiederaufnahme ihrer verbannten Mitbürger genöthigt worden waren, hatten dieſen die eingezogenen Güter nicht zurückgegeben, und ſollten mit Gewalt dazu gezwungen werden. Sie leiſteten zwar einen verzweifelten Widerſtand, wurden aber nach einer Belagerung von zwanzig Monaten durch Hunger zur Unterwerfung gebracht. Den Olynthiern erging es nicht beſſer. Ageſipolis ſelbſt führte den Krieg gegen ſie nicht lange, da er bald nach ſeiner Ankunft in Chalcidike an einer Krankheit ſtarb; ſein Nachfolger im Commando aber, Polubiades, ſchloß die Stadt Olynth zu Waſſer und zu Lande enge ein. Die Olynthier konnten ſich gegen die überlegene Macht ihrer Feinde nicht behaupten, und da bald auch der Hunger in ihrer Stadt wüthete, ſo mußten ſie nach einer langen Einſchließung ſich den Umſtänden fügen. Sie erhielten den Frieden unter der Bedingung, daß ſie Bundesgenoſſen Sparta's würden, dem macedoniſchen König die eroberten Theile ſeines Landes zurückgäben, und ihren Bund mit den andern Städten der thraciſch-macedoniſchen Küſte auflöſeten. So wurde die Macht dieſer Städte wieder vereinzelt, und folglich ſie ſelbſt der Herrſchaft der Spartaner unterworfen.

VI. Thebaniſche Zeit.

1. Die Befreiung Theben's von der Herrſchaft der Spartaner.

Als die Macht der Olynthier gebrochen, und Theben den Spartanern unterworfen worden war, ſchienen Sparta's Anſehen und Herrſchaft größer als jemals zu ſein. Um ſo überraſchender war es, als die an ſich unbedeutende Verſchwörung einiger thebaniſcher Flüchtlinge auf einmal ans Licht brachte, wie hohl das Gebäude der ſpartaniſchen Macht durch ihren Misbrauch geworden ſei. Dies ging beſonders daraus hervor, daß die thebaniſche Revolution gerade in dem Augenblick erfolgte, als Sparta ſich von neuem in der Herrſchaft von Griechenland feſtgeſetzt hatte. Die Befreiung Theben's, welche drei Jahre nach der Beſetzung desſelben durch die Spartaner plötzlich bewerkſtelligt ward, ging, wie das in Revolutionen der Fall zu ſein pflegt, vermuthlich nicht gerade von Freunden der Freiheit oder von moraliſch geſinnten Menſchen aus; denn von den drei großen Männern, welche allein von allen Thebanern zugleich das wahre Intereſſe ihrer Vaterſtadt erkannten, und ſich von der Rückſicht auf die Ehre und Freiheit derſelben unbedingt leiten ließen, war der eine, Pelopidas, bei jener Verſchwörung anfangs nur eine Nebenperſon, die beiden andern, Epaminondas und Gorgidas, aber nahmen erſt nach dem Sturz der herrſchenden Partei Antheil an der Sache.

Die in Theben herrſchende oligarchiſche Partei, deren Leiter Leontiades und die beiden Polemarchen Archias und Philippus waren, überließ ſich im Vertrauen auf die ſpartaniſche Beſatzung der Burg einer großen Sorgloſigkeit, und ſtürzte dadurch ſich ſelbſt

ins Verderben. Ein ſcheinbarer Anhänger der Oligarchie, Phyllidas, der Staatsſchreiber und Vertraute der Polemarchen, beſchloß, die Sicherheit, mit welcher die Beherrſcher von Theben im Beſitze der erlangten Gewalt lebten, zum Sturze derſelben zu benutzen, und verband ſich zu dieſem Zweck mit einigen Flüchtlingen in Athen. Mit dieſen, an deren Spitze Mellon ſtand, verabredete Phyllidas einen Plan, nach welchem die Häupter der Oligarchie theils bei einem Gaſtmahle, theils in ihren eigenen Wohnungen überfallen und getödtet werden ſollten; denn er hielt ſich überzeugt, daß nach dem Tode derſelben das zur Freiheit aufgerufene thebaniſche Volk ſich augenblicklich zu Gunſten der Demokratie erheben werde.

Nur ſieben Mitverſchworene, unter ihnen Mellon und Pelopidas, nahmen an der Ausführung dieſes Planes Theil. Sie reiſten von Athen nach Böotien, näherten ſich als Bauern verkleidet der Stadt Theben, gingen mit der anbrechenden Nacht unerkannt durch die Thore derſelben, und begaben ſich in das Haus des Mitverſchworenen Charon. Hier hielten ſie ſich den ganzen folgenden Tag hindurch verborgen. Am Abend dieſes Tages wohnten die beiden Polemarchen einem ſchwelgeriſchen Mahle bei, während deſſen ſie von den Verſchworenen ermordet werden ſollten. Sie hatten ſich, wie es heißt, kaum niedergelaſſen, als ihnen angezeigt wurde, daß in der Stadt das Gerücht gehe, es wären einige Vertriebene heimlich zurückgekehrt und hätten ſich in das Haus Charon's verſteckt. Sogleich wurde dieſer vorbeſchieden; Charon wußte ſich aber ſo geſchickt zu verſtellen, daß die nur auf den Genuß bedachten Polemarchen ſich von ihm täuſchen ließen, und die gemachte Anzeige für ein leeres Gerede hielten. Selbſt einen von Athen geſchickten Brief, welcher die Anzeige der Pläne der Verſchworenen enthielt, ſoll Archias mit den Worten, es ſei jetzt keine Zeit für Geſchäfte, uneröffnet bei Seite gelegt haben. Phyllidas hatte den Polemarchen verſprochen, zu dem Mahle auch Frauen kommen zu laſſen, und ohne daß jene etwas Arges ahneten, traten nun plötzlich die als Weiber verkleideten Verſchworenen in das Zimmer. Sie fielen über die Polemarchen her und ermordeten dieſelben mit leichter Mühe. Hierauf begaben ſie ſich ſogleich nach der Wohnung des Leontiades und anderer Oligarchen, und tödteten auch

dieſe ohne Schwierigkeit. Leontiades, ein mäßiger Mann, hatte ſo eben geſpeiſt, und ſaß bei ſeiner Gattin, welche nach der Sitte griechiſcher Frauen ſich mit Spinnen beſchäftigte. Phyllidas ließ ihm von außen ſagen, daß er eine Meldung von den Polemarchen zu überbringen habe; er wurde hierauf ſogleich in das Haus eingelaſſen, und drang mit drei Begleitern ſchnell nach dem Zimmer des Leontiades. Dieſer griff zwar ſogleich zu den Waffen, und tödtete auch einen der Gegner, erlag aber doch bald den Streichen der Anderen (December 379 v. Chr.). Als auf dieſe Weiſe die Führer der Gegenpartei aus dem Wege geräumt waren, befreite man die zahlreichen Staatsgefangenen aus ihren Kerkern, und rief die Bürger der Stadt zur Freiheit auf. Dieſe Aufforderung fand allgemeinen Anklang; alsbald kamen auch die übrigen Verbannten von der attiſchen Grenze her nach Theben, und die Demokratie wurde hierauf wieder hergeſtellt.

Von dieſem Augenblick an traten die meiſten Verſchworenen in den Schatten, und Pelopidas, Epaminondas und Gorgidas erhielten die Leitung der Dinge. Zum großen Glück für Theben war die Burg nicht mit Lebensmitteln verſorgt, weil man an die Möglichkeit eines plötzlichen Überfalls gar nicht gedacht hatte. Sie wurde ſchnell umzingelt, und die Beſatzung derſelben ſchon im Januar zu einer Capitulation gezwungen, nach welcher ſie freien Abzug erhielt. Dieſe Capitulation wurde in Betreff der Spartaner ſelbſt gewiſſenhaft eingehalten, die in die Burg geflüchteten Thebaner aber wurden von ihren Gegnern getödtet, und ſogar die Kinder derſelben mit kaltem Blute niedergemetzelt. Der ſpartaniſche Befehlshaber ward in Sparta hingerichtet, weil er die Burg übergeben hatte, ohne die Ankunft von Entſatz-Truppen abzuwarten.

Nach dem Abzug der Spartaner mußten die Führer des thebaniſchen Volks vor allen Andern drei Dinge ins Auge faſſen, die Hülfe der Athener für den bevorſtehenden Krieg mit Sparta zu gewinnen, ihre Mitbürger gegen den unausbleiblichen Angriff der Spartaner gehörig zu rüſten, und zur Behauptung der wieder erlangten Freiheit die frühere Hegemonie Theben's über die böotiſchen Freiſtädte wieder herzuſtellen. Die beiden letzteren Punkte wurden durch das Talent der großen Männer Epaminondas und

Pelopidas erreicht, den Beiſtand der Athener aber verſchaffte den Thebanern ein glücklicher Zufall. Die thebaniſchen Demokraten hatten nämlich in Athen viele Freunde, zwei von den damaligen Strategen oder höchſten Militärbeamten Athen's hatten dieſelben bei ihrem Verſuche zum Sturz der Oligarchie ſogar insgeheim unterſtützt, und die den Thebanern gewogenen Bürger in Athen warteten nur darauf, daß ihnen ein paſſender Vorwand gegeben würde, um das Volk zum Kriege mit Sparta bewegen zu können. Dieſen Vorwand verſchaffte ihnen die Unvorſichtigkeit des Spartaners Sphodrias. Der König Kleombrotus I. nämlich, welcher im vorhergehenden Jahre (380 v. Chr.) beim Tode ſeines Bruders Ageſipolis I. den ſpartaniſchen Thron beſtiegen hatte, war auf die erſte Nachricht von der Belagerung der thebaniſchen Burg mit Truppen nach Böotien geeilt, zum Glück für Theben aber zu ſpät gekommen, weil die Athener ihm den Durchgang durch Attika nicht geſtatteten, und er deshalb einen Umweg machen mußte. Er kehrte daher bald wieder nach Hauſe zurück, nachdem er eine kleine Schaar unter Sphodrias in der böotiſchen Stadt Thespiä zurückgelaſſen hatte. In Athen war die Mehrzahl der Bürger zur Unterſtützung der Thebaner ſo wenig geneigt, daß man ſogar, um mit den Spartanern nicht in Feindſchaft zu gerathen, die beiden Strategen, welche die thebaniſche Revolution unterſtützt hatten, zur Verantwortung zog, und daß der eine derſelben hingerichtet wurde, der andere aber nur durch die Flucht der gleichen Strafe entging. Das unkluge Benehmen des Sphodrias aber erleichterte das Beſtreben derer, welche in Athen auf den Krieg mit Sparta hinarbeiteten, und hätte das atheniſche Volk auch gegen ſeinen Willen zur Unterſtützung der Thebaner nöthigen müſſen. Sphodrias glaubte entweder ſelbſt oder ließ ſich durch Leute, die den Thebanern gewogen waren, zu dem Glauben verleiten, daß er den atheniſchen Hafen Piräus, welcher damals keine Thore hatte, überrumpeln, und dann durch den Beſitz des Haupthafens von Athen dieſe Stadt von jedem für Sparta nachtheiligen Beſchluſſe abhalten könne. Er mußte zwar den gemachten Verſuch gleich nach ſeinem Einmarſch in Attika wieder aufgeben, beleidigte aber durch denſelben die Athener auf das empfindlichſte, und gab den Freunden Theben's unter ihnen einen rechtmäßigen Vorwand zum Kriege

an die Hand, zumal da Sphodrias wegen des eigenmächtigen Bruches des zwiſchen Sparta und Athen beſtehenden Friedens nicht beſtraft, ſondern in Folge der Verwendung des Königs Ageſilaus vor Gericht freigeſprochen wurde. Die Athener rüſteten alſo eine Flotte aus, und verbanden ſich mit Theben und einigen anderen Staaten zur gemeinſchaftlichen Bekriegung Sparta's. In den nächſten Jahren, in welchen Sparta zuerſt unter Ageſilaus und dann unter Kleombrotus Truppen gegen Theben ausſandte, konnten dieſe, hauptſächlich wegen des Beiſtands der Athener, die damals von Chabrias zu Lande wie zur See mit ebenſoviel Glück als Geſchicklichkeit angeführt wurden, nichts ausrichten, ſondern ſie mußten immer wieder unverrichteter Sache nach Hauſe zurückkehren.

2. Epaminondas und Pelopidas.

Theben erhielt durch das Talent der beiden einzigen großen Männer, welche es beſeſſen hat, diejenige Einrichtung und Stellung, vermöge deren es nicht nur den Spartanern die Spitze bieten konnte, ſondern auch auf einige Zeit der Hauptſtaat von Griechenland wurde. Pelopidas und Epaminondas allein verſchafften nämlich ihrer Vaterſtadt den Vorrang in Griechenland, welchen ſeither die Spartaner und Athener beſeſſen hatten. Der leitende Geiſt dieſer Männer iſt in dem Gange der thebaniſchen Angelegenheiten überall unverkennbar, und Theben wäre ohne ſie ebenſowenig zu der Stellung gelangt, die es in den nächſten Jahrzehnten einnahm, als es dieſelbe nach dem Tode ſeiner beiden großen Bürger behaupten konnte.

Die Thebaner, ſowie die Bewohner des Landes Böotien überhaupt waren ihrem Stamm-Charakter nach von den Athenern und Spartanern ſehr verſchieden, und durchaus nicht geeignet, eine Bedeutung, wie dieſe ſie hatten, bleibend zu beſitzen. Sie waren von jeher den gröberen Genüſſen ebenſoſehr ergeben, wie man dies von den Bewohnern eines geſegneten Landes im ſüdlichen Deutſchland behauptet, und hatten ſich durch das Wohlgefallen an Schwelgereien ſtets ſo ſehr vor den übrigen Griechen ausgezeichnet, daß ſie deshalb bei dieſen ſogar ſprichwörtlich geworden waren. Ein Volk aber, bei welchem das Eſſen und Trinken eine ſo große Bedeutung

haben, iſt nicht im Stande, einen geiſtigen Aufſchwung auf die Dauer zu behaupten, und längere Zeit hindurch große Anſtrengungen für höhere Güter zu machen. Jene vorherrſchende Richtung der Böotier erhielt durch alle Zeiten hindurch eine gewiſſe Rohheit und Härte bei ihnen; ihre Genußſucht machte ſie außerdem egoiſtiſch, und bannte aus ihrem Gemeinweſen die Triebfedern der Ehre und der Vaterlandsliebe, ſo daß in ihrem Staatsleben nichts enthalten war, was ganze Generationen hätte antreiben können, alle ihre Kräfte dem Staate zu widmen. In Böotien beſtanden z. B. ebenſo, wie überall in Griechenland, jene Einrichtungen, welche aus dem Streben des griechiſchen Volks, das Leben und den Genuß mit den Künſten, dem Staat und den höchſten Zwecken desſelben zu verbinden, hervorgegangen waren, und es fanden deshalb auch in den böotiſchen Städten ſowohl gemeinſchaftliche Mahle der einzelnen Gemeinden und ihrer Unterabtheilungen, als auch größere Gaſtereien bei Gelegenheit religiöſer Feſte Statt; allein dieſe echt griechiſche Sitte verlor bei den Böotiern ſchon früh ihre urſprüngliche Bedeutung, und nahm einen ganz anderen Charakter an, als bei den Athenern und anderen Griechen. In Athen entſtanden ſelbſt in der ſpäteren Zeit, in welcher der Geiſt dieſer Stadt bereits entartet war, neben ſolchen öffentlichen Schmauſereien und Bewirthungen viele Privat-Vereinigungen, welche von einzelnen Mitgliedern Stiftungen für Mahle, die an beſtimmten Tagen gehalten werden ſollten, erhielten; ſolche Vermächtniſſe wurden aber nicht des bloßen Eſſens wegen gemacht, ſondern um beim geſelligen Mahle ſich der Vereinigung zu freuen oder geiſtreiche und gelehrte Unterhaltungen zu pflegen. Die philoſophiſchen Secten zu Athen, wie z. B. die der Anhänger des Plato und Ariſtoteles, hatten ſolche gemeinſchaftlichen Mahle und Fonds für dieſelben, und die Stifter machten beſondere Vorſchriften, wie es mit dieſen gehalten werden ſollte. Ganz anders in Theben. Auch wurden zu jenen Zeiten viele Klubb's und Brüderſchaften errichtet und von einzelnen Mitgliedern derſelben Stiftungen gemacht, aber der Zweck war nicht die Unterhaltung und die Freude des Zuſammenſeins, ſondern die größere Üppigkeit und Wohlfeilheit des Genuſſes. Dieſe bloßen Eßgeſellſchaften nahmen in Böotien ſo ſehr an Zahl zu, daß es daſelbſt viele

Bürger gegeben haben ſoll, welche als Mitglieder derſelben jeden Monat zu mehr Schmauſereien berechtigt waren, als der Monat Tage hatte.

Bei dieſem Geiſte des thebaniſchen Volks iſt es nicht zu verwundern, daß die unter des Epaminondas und Pelopidas Leitung errungene Macht desſelben nur kurze Zeit dauerte, oder daß, wie ein griechiſcher Schriftſteller ſich ausdrückt, Theben's Macht mit der Leiche des Epaminondas zu Grabe getragen wurde. Auf der anderen Seite hebt aber dieſe angeborene Unfähigkeit der Thebaner, die Hegemonie von Griechenland zu behaupten, die Größe jener beiden Männer erſt recht glänzend hervor. Deswegen iſt es auch nöthig, den Faden der Erzählung zu unterbrechen, um den Charakter und das Weſen beider darzuſtellen.

Epaminondas und Pelopidas, welche ſchon früh durch innige Freundſchaft mit einander verbunden waren, und mit vereinter Kraft für die Erhebung von Theben arbeiteten, waren ihren äußeren Verhältniſſen, wie ihrem inneren Weſen nach von einander ſehr verſchieden. Pelopidas war, wie Epaminondas, von vornehmer Geburt, aber er beſaß einen großen ererbten Reichthum, während ſein Freund von Hauſe aus arm war und es ſein ganzes Leben hindurch blieb. Pelopidas war ferner, bei aller angeborenen Verſtandesgröße, eine nach außen gerichtete Natur, welche nur für das praktiſche Leben geſchaffen war, und liebte neben den Staatsgeſchäften und dem Kriege vorzugsweiſe die Übungen der Ringſchule und die Jagd. Er ſtand ſeinem Freunde an Bildung des Geiſtes weit nach, war aber wegen ſeiner rein praktiſchen Richtung und der erlangten Gewandtheit im äußeren Leben mehr, als Epaminondas, für diplomatiſche Verhandlungen befähigt, und zeichnete ſich in dieſen um ſo mehr aus, als er neben ſeiner großen Geſchicklichkeit im Unterhandeln zugleich die Ehre eines von edleren Motiven geleiteten Mannes aufrecht zu erhalten wußte. Beide Männer beſaßen einen angeborenen höheren Adel, welcher den Grundzug ihres Weſens bildete, und der Betrachtung ihres Handelns und Wirkens eine in rein menſchlicher Hinſicht wohlthuende Seite gibt. Beide gehören zu den größten Staatsmännern des griechiſchen Alterthums, ſowohl dem Endziele ihrer Beſtrebungen nach, als auch in Betreff der Einſicht und Gewandtheit, mit welcher

ſie dasſelbe zu erreichen ſuchten. Beide, namentlich aber Epaminondas, waren als Feldherrn ausgezeichnet, und ragen über ihre Zeitgenoſſen Ageſilaus, Iphikrates und Chabrias nicht blos durch ihre Kriegsthaten hervor, ſondern auch durch den umfaſſenden und ſchöpferiſchen Geiſt, mit welchem ſie die Kriegskunſt auf eine neue Stufe der Entwickelung hoben. Sie ſchufen ein ganz neues Syſtem der Taktik und Strategie, welches bald nachher von den macedoniſchen Königen Philipp und Alexander weiter ausgebildet wurde; und obgleich der damals in Griechenland herrſchende Geiſt und die ganz veränderte Kriegskunſt faſt überall das Anwerben von Miethstruppen herbeigeführt hatten, ſo ſetzten Epaminondas und Pelopidas doch ihre Heere nur aus Bürgern zuſammen, ſie wußten dieſen aber nicht blos Geſchicklichkeit und Gewandtheit im Gebrauche der Waffen und in den Bewegungen zu geben, ſondern auch einen Geiſt einzuhauchen, vermöge deſſen dieſelben ebenſowohl der Tapferkeit der Spartaner, als der kriegeriſchen Tüchtigkeit der berühmteſten Söldnerſchaaren gewachſen waren.

Epaminondas zeichnete ſich nicht weniger durch ſeine ſittliche Größe und ſeine Bildung, als durch ſeine Feldherrn-Eigenſchaften und ſeine praktiſchen Kenntniſſe im Staatsweſen aus. Er beſaß philoſophiſche Bildung, und widmete ſein ganzes Leben hindurch die Zeit der Muße ebenſo den wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, wie ſein Freund Pelopidas den Vergnügungen der Jagd und der Ringſchule. Seine Beredſamkeit und ſeine Einſicht in das menſchliche Weſen und die Verhältniſſe der griechiſchen Völkerſchaften waren ſo groß, daß er einſt, als er zugleich mit den Geſandten anderer Staaten den Friedensunterhandlungen in Sparta beiwohnte (372 v. Chr.), durch ſeine Darſtellung der ſpartaniſchen Herrſchſucht und Tyrannei den Spartanern vielleicht ebenſo ſehr ſchadete, als Pelopidas einige Jahre früher durch den Sieg bei Tegyra ihrem militäriſchen Rufe geſchadet hatte. Des Epaminondas Grundſätze waren denen der atheniſchen und ſpartaniſchen Generale ſeiner Zeit ſo durchaus entgegengeſetzt, daß man ſie mit den Grundſätzen der pythagoreiſchen Schule verglich, und ihn ſelbſt zuweilen einen Pythagoreer nannte, weil er den Unterricht des Lyſis oder eines der wenigen Männer genoſſen hatte, die ſich rühmen konnten, die Lehren dieſer Schule rein bewahrt zu haben. Seine von Natur

milde und menſchenfreundliche Seele wurde ſtets von Motiven edlerer Art geleitet. Namentlich aber bildeten ſeine Einfachheit, Mäßigkeit und Uneigennützigkeit einen ſchneidenden Gegenſatz gegen den herrſchenden Geiſt ſeiner Zeit.

Die auf dieſen ſittlichen Vorzügen beruhende äußere Erſcheinung des Epaminondas zeigt zugleich in der Art, wie die Mit- und Nachlebenden ſeines Volkes dieſelbe beurtheilten, einen großen Unterſchied zwiſchen den Lebensanſichten der alten und neueren Zeit. Epaminondas war ein Mann, welcher arm geboren auch arm bleiben wollte, ungeachtet deſſen aber durch ſeine äußere Erſcheinung ſeinen Landsleuten nicht allein keinen Anſtoß gab, ſondern ſogar in ganz Griechenland bis an ſein Ende die erſte Rolle ſpielte. Während ſelbſt in den republikaniſchen Staaten unſerer Zeit äußere Repräſentation von hohen Staatsämtern unzertrennlich ſcheint, konnte dagegen unter den Griechen auch in den Zeiten des Verfalls der Reichthum nirgends den Rang des Verdienſtes geben, und das griechiſche Volk war und blieb weit entfernt, das Feſthalten an der erſten und natürlichſten Lebensweiſe für lächerlich zu halten und einen, der dies that, einen Sonderling zu nennen, wie dies bei uns zu geſchehen pflegt. Den beſten Beweis davon gibt das Beiſpiel des Epaminondas, welches dieſe rühmliche Seite des griechiſchen Nationalgeiſtes auf das glänzendſte anſchaulich macht. Epaminondas ward, wie die Philoſophen Sokrates, Antiſthenes und Diogenes, unter ſeinen Landsleuten gerade dadurch ein Gegenſtand der Bewunderung, daß er die Geringſchätzung der äußeren Mittel des Lebens bis zum Übermaße trieb. Ja, Epaminondas übte ſogar, gerade weil dieſer, der neueren Zeit fremde Charakterzug den Griechen eigenthümlich war, vermittelſt der Einfachheit ſeines äußeren Lebens einen beſonders großen Einfluß auf ſein Volk aus, und er ſelbſt fühlte ſich zum Theil deshalb zu derſelben bewogen. Er beſaß, wie berichtet wird, manches Hausgeräthe nicht, welches ſelbſt in den Wohnungen ganz geringer Leute ſich fand, und er ſoll, auch als er an der Spitze ſeiner Vaterſtadt ſtand, nur einen einzigen Mantel beſeſſen haben, ſo daß er, ſo oft dieſer gewaſchen wurde, einige Tage hindurch nicht ausgehen konnte; er hatte aber bei dieſer Ärmlichkeit, die er doch leicht hätte beſeitigen können, den edlen Zweck, daß er ſeinen Landsleuten zeigen

wollte, wie wenig das Leben eigentlich erfordere, und wie thöricht es ſei, ſich beſtändig zu plagen, um ſich die Mittel zum Leben zu verſchaffen, die man doch ſo wohlfeil haben könne.

Als einſt ein perſiſcher Geſandter ihn durch ein Geſchenk von dreißigtauſend Goldſtücken für das Intereſſe ſeines Königs gewinnen wollte, nahm Epaminondas dies nicht nur nicht an, ſondern er verbot auch dem Geſandten den ferneren Aufenthalt in Theben. „Wenn deines Herrn Abſichten,“ ſprach er zu ihm, „meinem Vaterlande vortheilhaft ſind, ſo bedarf es keiner Geſchenke; ſind ſie es aber nicht, ſo vermag alles Gold der Welt mich nicht für dieſelben zu gewinnen. Ich ſelbſt verzeihe dir, daß du mein Herz nach dem deinigen beurtheilt haſt; aber ich kann dir den Aufenthalt in Theben nicht länger geſtatten, weil du mit deinem Golde auch Andere in Verſuchung führen könnteſt.“ Ein ander Mal wies er zweitauſend Goldſtücke, welche der mächtige theſſaliſche Fürſt Jaſon bei ſeiner Anweſenheit in Theben ihm geben wollte, gerade weil ſie von dieſem ihm angeboten wurden, zurück, obgleich er in großer Geldverlegenheit war, und bei dem bevorſtehenden Ausmarſch des Heeres ſich genöthigt ſah, zur Anſchaffung ſeines Feldgeräthes zwölf Thaler von einem Freunde zu borgen. Als Epaminondas einſt auf einem Feldzuge erfuhr, daß ſein Waffenträger einen Gefangenen für vieles Geld frei gegeben habe, verabſchiedete er denſelben mit den Worten: „Gib mir meinen Schild zurück, und kaufe dir eine Trödlerbude; denn da du jetzt ein Reicher geworden biſt, ſo wirſt du nicht ferner Muth und Luſt haben, dich der Todesgefahr auszuſetzen.“ Wer ſo handelte und verfuhr, der konnte mit mehr Erfolg, als jeder Andere, gegen die Entartung ſeiner Landsleute, die Rohheit und Eßluſt der Böotier und die in ganz Griechenland herrſchende Habgier und Eigennützigkeit auftreten. In dieſem Sinne antwortete Epaminondas ſelbſt einſt, als an einem feſtlichen Tage in Theben Alle ſich beim Weine beluſtigten, einem ſeiner Bekannten auf die Frage, warum er allein ſich der Theilnahme an der allgemeinen Luſt entziehe: „Damit ihr Andern euch deſto ruhiger der Sorgloſigkeit überlaſſen könnt.“ Auch mußte ein Staat, an deſſen Spitze ein ſolcher Mann ſtand, ganz anders in ſeinen Unternehmungen gedeihen, als z. B. Athen, deſſen größte Männer, ein Iphikrates, Chabrias und Ti-

motheus, damals vorzugsweiſe nach Reichthum, Genuß und Glanz ſtrebten, ſo daß ſie zugleich den Geſetzen der Moral ungetreu und in ihren Vermögensumſtänden zerrüttet wurden.

3. Von der Befreiung Theben's an bis zur Schlacht bei Leuktra.

Die beiden großen Thebaner verſchafften ihrer Vaterſtadt, bald nachdem auch die Athener die Waffen gegen Sparta erhoben hatten, die nöthige Macht und militäriſche Einrichtung, um dem Kampfe mit dem Feinde gewachſen zu ſein. Durch die Theilnahme der Athener am Kriege wurden die Spartaner gleich anfangs von einem Angriff auf Theben abgehalten, und Pelopidas und Epaminondas nahmen dieſe Zeit wahr, um die erforderlichen Maßregeln für den Krieg zu treffen. Epaminondas vervollkommnete das ganze Kriegsweſen ſeiner Vaterſtadt, Pelopidas aber bildete die ſogenannte heilige Schaar, welche Gorgidas errichtet hatte, vollſtändig aus. Dieſes Corps, das ſpäter in den Hauptſchlachten ſich einen ausgezeichneten Ruhm erwarb, beſtand aus dreihundert auserleſenen jungen Männern, welche durch eine beſonders enge Kameradſchaft inniger mit einander verbunden waren, als ſonſt die Soldaten der einzelnen Truppen-Abtheilungen zu ſein pflegten, und die zugleich durch Vaterlandsliebe und durch das ſtolze Bewußtſein, die Erſten und Tapferſten des thebaniſchen Heeres zu ſein, begeiſtert und angetrieben wurden. Anfangs fochten ſie unter die andern Truppen vertheilt, ſeit dem Treffen bei Tegyra aber ſtets als ein beſonderes, unzertrennliches Corps.

Unterdeſſen hatten die Spartaner zweimal (378 und 377 v. Chr.) ein Heer unter Ageſilaus gegen die Thebaner und Athener ausgeſchickt, ohne etwas ausrichten zu können. Das eine Mal war Ageſilaus am Berge Cithäron mit den Feinden zuſammengetroffen, wurde aber durch ein neu ausgedachtes Manöver des atheniſchen Generals Chabrias genöthigt, ſich ohne einen eigentlichen Kampf wieder zurückzuziehen. Chabrias hatte nämlich, als Ageſilaus zum Angriff vorrückte, ſeine Truppen mit auf das Knie geſtemmten Schildern und mit gefällten Speeren in einer geſchloſſenen Maſſe aufgeſtellt, und ihnen befohlen, nicht vom Platze zu weichen, ſondern die Feinde ruhig gegen ſich heranziehen zu laſſen. Ageſilaus, welcher

bereits die ſeitwärts ſtehenden Thebaner vergebens zurückzudrängen verſucht hatte, konnte nicht hoffen, dieſe feſte Maſſe zu durchbrechen, und zog ſich daher zurück. Bald darauf führte er nach einigen unbedeutenden Scharmützeln ſein Heer wieder nach Hauſe. Chabrias erlangte durch dieſen Erfolg ſeiner Erfindung einen ſo großen Ruhm, daß die Athener, als ſie ſpäter ihm eine Ehren-Statue errichteten, ihn in der erwähnten Stellung abbilden ließen. Ageſilaus konnte auch im nächſten Jahre, wo er wieder in Böotien erſchien, nichts ausrichten: er wurde, als er ſich der Stadt Theben näherte, von den Bewohnern derſelben ſogleich zum Rückzug genöthigt, und kehrte nach einigen Verwüſtungen des Landes wieder nach Sparta zurück.

Im dritten Jahre (376 v. Chr.) wurde Ageſilaus durch eine Krankheit an der Anführung des Heeres gehindert, und die Spartaner übertrugen deshalb den Oberbefehl ſeinem Mitkönig Kleombrotus I. Auch dieſer wurde am Cithäron durch die vereinte Macht der Thebaner und Athener zur baldigen Rückkehr genöthigt. Nun rüſtete Sparta eine Flotte aus, um Athen der nöthigen Zufuhr von Lebensmitteln zu berauben und dadurch von ſeinem Verbündeten abzuziehen; allein auch dieſer Verſuch mislang: die ſpartaniſche Flotte wurde bei der Inſel Naxos von der ſtärkeren atheniſchen unter Chabrias gänzlich geſchlagen, und verlor die Hälfte ihrer Schiffe. Als hierauf (375 v. Chr.) die Spartaner ein neues Landheer nach Böotien ſchickten, ſuchten ihnen die Athener durch einen Seezug zuvorzukommen. Die Letzteren rüſteten nämlich ſchnell eine zweite Flotte aus, und ſandten dieſelbe, während die andere im Norden des ägäiſchen Meeres kreuzte, unter dem ausgezeichneten General Timotheus, einem Sohne Konon's, zur Beunruhigung des Peloponnes ab. Timotheus führte ſeinen Auftrag mit großem Erfolge aus: er umſchiffte den Peloponnes, eroberte die Inſel Korcyra, und gewann, als die Spartaner endlich eine Flotte gegen ihn auslaufen ließen, ein bedeutendes Seetreffen.

Um dieſelbe Zeit wurden die Spartaner auch zu Lande in einem eigentlichen Treffen geſchlagen. Pelopidas hatte ſich mit der heiligen Schaar und einer kleinen Zahl Reiter bei dem böotiſchen Städtchen Tegyra gelagert; hier ſtießen unerwartet zwei ſpartaniſche Regimenter auf ihn, und Pelopidas brachte ihnen, obgleich

dieſelben ſeinen Truppen mindeſtens um die doppelte Zahl überlegen waren, eine gänzliche Niederlage bei. Es war dies ſeit langer Zeit zum erſten Male, daß ein ſpartaniſches Corps auf offenem Felde von einer ſchwächeren feindlichen Macht beſiegt wurde, und Pelopidas erwarb ſich deshalb durch dieſen Sieg den größten Ruhm bei allen griechiſchen Völkerſchaften, welche, wie ein alter Schriftſteller übertreibend ſich ausdrückt, damals zuerſt überzeugt wurden, daß nicht blos die Ufer des Eurotas ſtreitbare und tapfere Männer hervorbrächten. Auch gab dieſe Schlacht zuerſt den Thebanern das vollſtändigſte Vertrauen zu ſich ſelbſt. Insbeſondere nahm ſeitdem die heilige Schaar den höchſten Rang der Tapferkeit für ſich allein in Anſpruch. Auch blieb ſie von jenem Treffen an bis zu der Schlacht bei Chäronea, in welcher ſie ruhmvoll unterging, ſtets unbeſiegt.

Dieſe glücklichen Ereigniſſe und Umſtände der erſten Kriegsjahre wurden von Epaminondas und Pelopidas, welche dieſelben mit herbeiführen halfen, ſehr geſchickt benutzt, um ihrer Vaterſtadt den verlorenen Vorrang unter den böotiſchen Städten wieder zu verſchaffen, und auf dieſe Weiſe aus den vereinten Kräften Böotiens eine große Macht zu bilden. Böotien, deſſen Einwohnerzahl nicht geringer war, als die von Attika, bildete von alten Zeiten her einen Staatenbund, deſſen Abgeordnete ſich auf dem Gebiete der Stadt Koronea zu verſammeln pflegten, und welchem beſondere vom Bunde erwählte Beamte, Böotarchen genannt, vorſtanden. Theben war früher das Haupt des böotiſchen Bundes geweſen, hatte aber durch den Frieden des Antalcidas dieſe Stellung verloren. Epaminondas und Pelopidas verſchafften ihrer Stadt den früheren Vorrang wieder, und Theben leitete von jetzt an nicht etwa blos als Vorort des Bundes die Angelegenheiten desſelben, ſondern es wurde auch der eigentliche Herr und Gebieter von Böotien. Hätte Athen damals nicht ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf den Krieg mit Sparta gerichtet gehabt, ſo würde es ſchwerlich zugegeben haben, daß die geſammte Macht eines ſo beträchtlichen Nachbarlandes in die Hände der Thebaner überging. Erſt als dies geſchehen war, wurden die Athener darauf aufmerkſam, erſt dann gaben ſie, wiewohl zu ſpät, die Verbindung mit Theben auf, und ſchloſſen ſich an die Spartaner an. Die

Veranlaſſung zu dieſem Bruche zwiſchen beiden Staaten wurde von den Thebanern ſelbſt gegeben, und zwar durch den Misbrauch, welchen ſie von ihrem erlangten Übergewichte machten, und durch die Herrſchſucht, mit der ſie ihre Macht auch über die Grenzen von Böotien auszubreiten ſuchten.

Die Thebaner überfielen und eroberten nämlich die gegen ſie feindlich geſinnten Städte Platää und Thespiä, ſchleiften die Mauern der letzteren, und machten die erſtere dem Erdboden gleich. Die vertriebenen Bürger von Platää flüchteten mit ihren Weibern und Kindern nach Athen, und baten dieſe Stadt, welche bereits auf die wachſende Macht Theben's eiferſüchtig war, um Hülfe. Die Athener nahmen nicht allein die heimathloſen Platäer in ihre Stadt auf, und ertheilten ihnen das Bürgerrecht, ſondern ſie wurden durch das Verfahren der Thebaner auch zu dem Gedanken des Friedens mit Sparta getrieben, weil ſie zu keiner Zeit den Thebanern den Beſitz von Thespiä und Platää geſtatten zu dürfen glaubten. Dazu kam noch, daß damals die Thebaner auch die Selbſtſtändigkeit von Phokis bedrohten, und zugleich eine Seemacht einzurichten anfingen. Sie bereicherten ſich damals im Kriege, während Athen ärmer ward, weil das nahe liegende Aegina durch ſeine Kapereien den Handel desſelben beunruhigte. Die Athener fingen alſo Unterhandlungen mit Sparta an, und miſchten auch den Perſer-König, den ſie ſchon vorher mit Geſandtſchaften beſtürmt hatten, von neuem in die griechiſchen Angelegenheiten. Dieſe Verhandlungen führten nach einigen Zwiſchenvorfällen, durch welche dieſelben unterbrochen wurden, endlich zu einem Kongreß der griechiſchen Staaten, der in Sparta gehalten ward (372 v. Chr.).

Auch die Thebaner hatten der Einladung zu dieſem Kongreß Folge geleiſtet, und ihren Epaminondas als Geſandten nach Sparta geſchickt. Bei dieſer Gelegenheit gab ſich die Beredſamkeit dieſes Mannes auf die glänzendſte Weiſe vor den Repräſentanten des geſammten Griechenlands kund. Die Selbſtſtändigkeit aller griechiſchen Staaten, wie der Antalcidiſche Frieden ſie verlangte, war jetzt für Athen, welches durch die wachſende Macht der ganz Böotien beherrſchenden Thebaner bedroht ward, ebenſo vortheilhaft und erwünſcht, als für Sparta, deſſen Einfluß außerhalb des Peloponnes ganz aufgehört hatte. Nur Theben mußte dabei verlieren,

weil ihm dadurch jene Herrſchaft geraubt worden wäre. Sparta und Athen kamen alſo über einen dem des Antalcidas ähnlichen Friedensſchluß überein, welcher, wie es ſcheint, überdies noch durch die Drohungen perſiſcher Geſandten unterſtützt wurde. Alle griechiſchen Staaten nahmen dieſen Friedensvertrag an, Theben aber erklärte ſich dazu nur unter der Bedingung bereit, daß es denſelben ebenſo im Namen von ganz Böotien unterzeichnen dürfe, wie Athen ihn für das Land Attika und Sparta zugleich für Lakonien und Meſſenien unterzeichnet hatte. Epaminondas ſtellte dabei zugleich den Geſandten der griechiſchen Staaten mit eindringlichen Worten die eigentlichen Abſichten dar, welche dem Begehren der Selbſtſtändigkeit der böotiſchen Städte von Seiten Sparta's zu Grunde lagen, indem er, mit Hinweiſung auf die Vergangenheit und auf die politiſchen Verhältniſſe Griechenlands, ſeine Landsleute vor der ſpartaniſchen Herrſchſucht warnte. Er brachte dadurch ebenſoſehr den König Ageſilaus, der im Namen Sparta's die Verhandlung zu leiten hatte, in Verlegenheit, als er die Geſandten der andern Staaten in Erſtaunen ſetzte, und durch ſeine Darſtellung den Spartanern dauernd ſchadete. Der Vertrag wurde zwar von allen andern Staaten, aus Furcht vor Sparta, angenommen; allein der Eindruck, den des Epaminondas Worte gemacht hatten, blieb, und äußerte bald nachher, als Sparta's Anſehen durch einen Hauptſieg der Thebaner einen Stoß erlitt, ſeine Wirkung.

Nachdem auf dieſe Weiſe Theben ſich vom Frieden ausgeſchloſſen hatte, war der Augenblick gekommen, wo es ſich zeigen mußte, ob Epaminondas und Pelopidas ihren Staat wirklich ganz umgeſchaffen, und zu einer der größeren Mächte Griechenlands erhoben hätten. Von jetzt an erſcheinen deshalb auch beide Männer als Hauptperſonen der allgemeinen Geſchichte, zumal da Ageſilaus durch ſeine Kränklichkeit verhindert wurde, häufig im Felde zu erſcheinen. Zu einem entſcheidenden Kampfe mußte es der ganzen Lage der Dinge nach ſehr bald kommen. Die Spartaner zogen in Folge des Friedens ihre Truppen und Harmoſten aus allen Gegenden und Örtern zurück, befahlen aber ihrem Könige Kleombrotus, welcher mit einem Heere in Phokis ſtand, aus dieſem Lande nicht ſogleich nach Sparta zurückzukehren, ſondern zuerſt in

Böotien einzubrechen, und die Thebaner zur Wiederherſtellung der Unabhängigkeit der dortigen Städte zu zwingen. Kleombrotus marſchirte daher mit ſeinem ganzen Heere nach Böotien. Die Thebaner ſchickten ſogleich ihre Kriegsmacht unter der Anführung des Epaminondas und Pelopidas gegen ihn aus, obgleich ihr Heer dem ſpartaniſchen an Zahl weit nachſtand, und doch der offene Kampf, den ſie jetzt mit dem Kerne der ſpartaniſchen Macht zu führen hatten, nothwendiger Weiſe ein entſcheidender werden mußte. Man erzählt, daß das thebaniſche Volk nicht ohne Bangigkeit dieſem Kampfe entgegengeſehen habe, und die alten Schriftſteller haben uns manche wahren oder erdichteten Anekdoten überliefert, welche dieſe Stimmung und, als Gegenſatz gegen dieſelbe, die Feſtigkeit und Entſchiedenheit der beiden Leiter des thebaniſchen Volkes bezeichnen. Als z. B. Pelopidas beim Abmarſch des Heeres aus Theben von ſeiner Gattin Abſchied nahm, und dieſe ihn mit Thränen bat, auf die Erhaltung ſeines Lebens bedacht zu ſein, ſoll er ihr die Antwort gegeben haben: „Daran mag der gemeine Soldat denken, des Anführers Pflicht aber iſt es, Sorge zu tragen, daß das Leben der Anderen erhalten werde!“ Als auf dem Marſche des Heeres ein übles Vorzeichen die Truppen erſchreckte, rief ihnen Epaminondas ſogleich den Homerſchen Vers zu: „Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu erretten!“

In der Ebene von Leuktra, wo die beiden Heere zuſammentrafen, kam es am 8. Juli 371 v. Chr. zur Schlacht, nachdem Epaminondas und Pelopidas die Mehrzahl der Böotarchen, von welchen ein Theil kein Vertrauen zum Kampfe hatte faſſen können, für den kühneren Beſchluß gewonnen hatten. Von beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit gefochten; der Muth der heiligen Schaar aber, die Tüchtigkeit und Gewandtheit der thebaniſchen Reiterei und vor Allem das große Feldherrntalent des Epaminondas, welcher bei Leuktra zum erſten Male die von ihm ausgedachte ſchiefe Schlachtordnung anwandte, entſchieden den Sieg für die Thebaner. Kleombrotus hatte ſein Heer in der Form eines halben Mondes aufgeſtellt, und aus dem von ihm ſelbſt commandirten Kern deſſelben die rechte Seite gebildet. Epaminondas gab deswegen ſeinem Heere eine ſchiefe Stellung, und vereinigte an der fünfzig Mann tiefen Spitze derſelben den tüchtigſten Theil ſeiner

Truppen. So griff er mit dem Kern und der größten Maſſe ſeiner Krieger den rechten Flügel der Spartaner an. Die ſpartaniſche Schlachtlinie wurde durch die unerwartete Art des Angriffes, die Überlegenheit der thebaniſchen Reiterei und die Tapferkeit der heiligen Schaar bald durchbrochen und in Unordnung gebracht, und als auch der König und ſeine Umgebung nach einem hartnäckigen Kampfe gefallen waren, vermochte keine Anſtrengung den verlorenen Sieg wieder zu erringen. Die Spartaner zogen ſich fliehend zurück, und erkannten dadurch, daß ſie vermittelſt eines abgeſandten Herolds um einen Waffenſtillſtand und um die Auslieferung der Todten baten, ſelbſt ihre Gegner als Sieger an.

Dieſer Sieg der Thebaner bei Leuktra war der härteſte Schlag, der den ſpartaniſchen Staat treffen konnte; denn zum erſten Male ſeit dem Beginn der ſicheren Geſchichte wurden die Spartaner von einem ſchwächeren Heere in einer großen offenen Feldſchlacht geſchlagen, und der Eindruck, welchen dieſe Niederlage auf die andern griechiſchen Staaten machte, war, ungeachtet des in der Schlacht erlittenen geringen Verluſtes, für das Anſehen und den Einfluß der Spartaner entſcheidend: der Zauber, der die ſpartaniſchen Heere ſeither unüberwindlich gemacht hatte, war jetzt für immer zerſtört. In Sparta ſelbſt war man, auf die Nachricht von dieſer Niederlage, vor allem Andern darauf bedacht, zur Rettung der geſchlagenen Truppen ein neues Heer auszurüſten. Der Oberbefehl desſelben wurde dem Archidamus, einem Sohne des Ageſilaus, übertragen, da dieſer ſelbſt von ſeiner Krankheit noch nicht wiederhergeſtellt war. Die Thebaner hatten gleich nach der Schlacht einen Herold an die Athener geſandt, um dieſelben zu einer neuen Bundesgenoſſenſchaft aufzufordern, und mit ihrer Hülfe dem geſchlagenen ſpartaniſchen Heere den Rückzug abzuſchneiden; allein die auf Theben's Macht eiferſüchtigen Athener wieſen das Geſuch zurück, und ſo gelangten die beſiegten Spartaner ungefährdet aus Böotien nach Megaris, wo Archidamus mit ſeinen Truppen ſich mit ihnen vereinigte und ſie nach Hauſe zurückführte. Man hätte gegen ſie eigentlich die Beſtimmungen eines alten Geſetzes, welche die Flucht auf dem Schlachtfelde mit entehrenden Strafen belegte, anwenden ſollen; allein man ließ wegen der Menge der Schuldigen diesmal die Sache auf ſich beruhen.

„Laßt uns annehmen,“ ſoll Ageſilaus bei der Berathung darüber geſagt haben, „daß die Geſetze während jenes unglücklichen Tages geſchlafen haben!“

4. Von der Schlacht bei Leuktra an bis zum Frieden des Perſer-Königs.

Die Schlacht bei Leuktra würde allen Kampf in Griechenland geendigt haben, wenn die Thebaner ſich zu dem Gedanken hätten erheben können, den ſo lange ſchon der Willkür der Spartaner unterworfenen Peloponnes zu befreien, ohne dabei für ſich ſelbſt einen Vortheil zu ſuchen. Dazu bot ſich ihnen unmittelbar nach jener Schlacht durch die Beſtrebungen der Arkadier eine treffliche Gelegenheit dar. In faſt allen Staaten dieſes Volkes regte ſich nämlich damals das Streben nach der Vereinigung zu einem engen Bunde. Ein großer Theil der Arkadier, an deſſen Spitze Lykomedes von Mantinea ſtand, wünſchte, daß alle Städte ihres Landes einen Bund ſchlöſſen, welcher unter einer gemeinſchaftlichen demokratiſchen Regierung ſtände. Dieſer Plan hatte aber nicht allein die Ariſtokraten der einzelnen Staaten gegen ſich, ſondern mußte auch gleich anfangs die Spartaner bewegen, alles Mögliche zur Hintertreibung einer Sache aufzubieten, durch welche eine Anzahl vereinzelter ſchwacher Nachbarſtaaten in eine große und gefährliche Geſammtmacht vereinigt werden ſollte. Sie nahmen von dem Hülfegeſuch der ariſtokratiſchen Regierungen des Landes Veranlaſſung, dieſe bedenklichen Beſtrebungen zu unterdrücken, und ſchickten, 369 v. Chr., ein Heer unter Ageſilaus nach Arkadien. Dieſes vermochte aber nichts auszurichten, und kehrte im Beginne des Winters nach Lakonien zurück. Unterdeſſen hatte der demokratiſche Theil der Arkadier die Elier, Argiver und Thebaner um Hülfe erſucht, und die Letzteren erſchienen bald nach dem Abzug der Spartaner in Arkadien, wo die Truppen der beiden Erſteren ſich an ſie anſchloſſen.

Dieſes Heer war von Epaminondas und Pelopidas, denen die übrigen Böotarchen den Oberbefehl allein überlaſſen hatten, befehligt, und beſtand aus nicht weniger als vierzigtauſend Schwerbewaffneten. Der Umſtand, daß ſich in demſelben auch Truppen der Lokrer, Phokier, Akarnanen, ſowie der Theſſalier und aller

Städte Euböa's befanden, zeigt, wie bedeutend damals die Macht Theben's war. Mit dieſem Heere und einem großen Theil der Arkadier beſchloß Epaminondas in Lakonien ſelbſt einzufallen, obgleich die Athener ſich bereits wieder mit den Spartanern verbunden, und unter des Iphikrates Anführung ein Heer abgeſchickt hatten, welches die Thebaner in Arkadien beunruhigen und ihnen den Rückweg aus dem Peloponnes verſperren ſollte. Die Eroberung des ſpartaniſchen Landes konnte deshalb Epaminondas durchaus nicht hoffen, zumal da auch einige peloponneſiſchen Staaten den Spartanern Hülfstruppen ſchickten; allein er drang bis in die Nähe der Stadt Sparta ſelbſt, deren Boden ſeit mehr als fünfhundert Jahren kein auswärtiger Feind betreten hatte, und verherrlichte dadurch den Namen der Thebaner in den Augen des geſammten Griechenlands (im Januar 368 v. Chr.). Auch führte er damals die glänzendſte That aus, die im ganzen Kriege geſchah: er rief ein dreihundert Jahre früher durch die Spartaner vernichtetes Volk wieder ins Leben. Nachdem nämlich Epaminondas Lakonien in verſchiedenen Richtungen durchſtreift und verwüſtet hatte, rückte er in Meſſenien ein, und rief die unterdrückten Bewohner dieſes Landes zur Freiheit auf. Mit Hülfe der Arkadier und einiger andern Verbündeten gründete er an einem paſſenden Orte eine neue Stadt, die den Namen Meſſene erhielt, legte eine Anzahl Thebaner als bleibende Beſatzung in dieſelbe, vertheilte die Felder unter die befreiten Bewohner der Umgegend, und ließ durch ausgeſandte Boten die in der Fremde lebenden Nachkommen der alten Meſſenier zur Rückkehr in ihre Heimath auffordern.

Nachdem auf dieſe Weiſe die Thebaner auch im Peloponnes als die erſte Macht Griechenlands aufgetreten waren, zog Epaminondas mit ſeinem Heere wieder nach Böotien zurück, ohne daß die Athener ihn daran zu hindern verſucht hätten. Noch in demſelben Jahre fiel Epaminondas zum zweiten Male in den Peloponnes ein. Die Athener und Spartaner hatten ſich nämlich enger als je mit einander verbunden, und den Perſer-König, ſowie den mächtigen Beherrſcher von Syrakus, Dionyſius I., um Hülfe gebeten; der Erſtere hatte Geld, der Letztere Hülfstruppen geſchickt, und ein zahlreiches Heer war von den verbündeten Feinden Theben's aus-

gerüſtet worden. Epaminondas wurde deshalb von neuem in den Peloponnes geſandt, wo die Arkadier unter der Anführung des Lykomedes durch einen verheerenden Zug nach Lakonien den Krieg bereits begonnen hatten. Die Athener und Spartaner beſetzten ſchnell die korinthiſche Landenge, um die Thebaner vom Einfall in den Peloponnes und von der Verbindung mit den ihnen befreundeten Arkadiern, Eliern und Argivern abzuhalten; allein Epaminondas eröffnete ſich durch die große Einſicht und Gewandtheit, mit welcher er den ſchwächſten Punkt der feindlichen Linien erkannte und benutzte, mit leichter Mühe den Durchgang, verwüſtete einen Theil der feindlichen Staaten, und hätte beinahe das wichtige Korinth erobert, wenn nicht die Tüchtigkeit des atheniſchen Generals Chabrias dieſe Stadt gerettet hätte. Bald nachher kehrten die Thebaner wieder aus dem Peloponnes nach Hauſe zurück; wahrſcheinlich war die Unzuverläſſigkeit der Arkadier und die drohende Stellung, welche Alexander, der Beherrſcher der theſſaliſchen Stadt Pherä, im Norden von Theben annahm, die Urſache dieſes ſchleunigen Rückzugs.

Die Arkadier hatten durch ihre Vereinigung in einen Bundesſtaat, durch die im Peloponnes eingetretene Verwirrung, ſowie durch die Schwächung der Spartaner und das unangefochtene Aufblühen der neuen Stadt Meſſene eine Wichtigkeit erhalten, wie ſie ſie früher niemals gehabt hatten. Im Bewußtſein dieſer erlangten Bedeutung war ihr Zutrauen zu ſich ſelbſt gewachſen, ſie fingen an, nach dem Vorrang unter den Peloponneſiern zu ſtreben, und Lykomedes von Mantinea, ein Mann von Kopf und Unternehmungsgeiſt, der die Umſtände ſehr geſchickt zu benutzen wußte, leitete ſeine Landsleute in dieſem Streben ganz vortrefflich. Er hatte den Bau einer neuen Hauptſtadt Arkadiens bewirkt, welche den Namen Megalopolis erhielt, und in der ein aus zehntauſend Bürgern beſtehender Ausſchuß des arkadiſchen Volkes ſeinen Sitz erhielt, um die allgemeinen Angelegenheiten zu leiten. Auf den Rath des Lykomedes ſuchten dieſe Zehntauſend im Intereſſe der Arkadier der Zunahme der thebaniſchen Macht vorzubeugen, und vereitelten ſo die Abſichten des Epaminondas, der an Sparta's Stelle Theben zum Oberhaupt der peloponneſiſchen Völkerſchaften machen wollte.

Die Lage der Dinge erhielt durch dieſe in Arkadien eingetretene Wendung, durch die Einmiſchung der Perſer in die griechiſchen Angelegenheiten und durch die unten näher anzugebenden Vorfälle in Theſſalien eine ganz neue Geſtalt. Die Verhältniſſe Griechenlands verwickelten ſich immer mehr, und die drei großen Männer Theben's, Epaminondas, Pelopidas und Gorgidas, hatten oft jeder auf einer andern Seite und mit andern Feinden zu thun. Wegen dieſer Verwickelungen aber und wegen der zunehmenden Bedeutung, welche dadurch die Perſer erlangten, erhielten jetzt die diplomatiſchen Waffen das Übergewicht über die kriegeriſchen. Die Thebaner ſahen ſich genöthigt, einen Geſandten an den perſiſchen König zu ſchicken, deſſen Satrap Ariobarzanes im Herbſt des Jahres 368 v. Chr. den Anführer ſeiner griechiſchen Söldner, Philiskus, zur Herſtellung des Friedens nach Griechenland geſandt hatte, und den die Thebaner durch die Zurückweiſung der von Philiskus vorgeſchriebenen Bedingungen beleidigt hatten. Zu dieſer wichtigen Sendung wurde Pelopidas auserſehen, und in Folge derſelben ſchickten auch die übrigen Staaten Geſandte nach Suſa (367 v. Chr.). Der perſiſche König hatte dadurch die Freude, eine ganze Schaar griechiſcher Geſandten an ſeinem Hof zu ſehen, die von ihm einen Frieden erbaten, und ſich die Bedingungen desſelben vorſchreiben ließen.

Die Unterhandlungen am perſiſchen Hofe haben Pelopidas faſt berühmter gemacht, als alle ſeine Feldzüge; denn er verſtand, auf eine zugleich ſehr geſchickte und durchaus ehrenhafte Weiſe, die Perſer ganz und gar für das Intereſſe ſeiner Vaterſtadt zu gewinnen. Dies wurde ihm freilich durch den Charakter der perſiſchen Regierung, ſowie durch die gemeine Geſinnung des einen der beiden Geſandten von Athen ſehr erleichtert. Die feigen Schwächlinge, welche in Perſien die Regierung in Händen hatten, waren gewohnt, ſich an den Stärkeren anzuſchmiegen, ſobald ſie daher das ſpartaniſche Übergewicht in Griechenland durch die Thebaner zerſtört ſahen, wandte ſich ihr Vertrauen den Letztern zu. Von den atheniſchen Geſandten ſuchte nur der Eine, Leon, das Intereſſe ſeines Staates zu wahren; der andere, Timagoras, dagegen dachte blos an die Ehren und Reichthümer, welche ſeine Anweſenheit am perſiſchen Hofe ihm brachte. Pelopidas benutzte die Zwietracht

der beiden atheniſchen Geſandten und die niedrige Denkungsart des einen derſelben ganz vortrefflich: er überließ dem Timagoras alle Geſchenke, Ehren und Bequemlichkeiten, welche die Perſer anboten, und gewann dadurch dieſen gemeinen Menſchen ſo ſehr für ſich, daß derſelbe aus Freude über die eingeernteten Reichthümer und Ehren ſich ganz und gar an Pelopidas anſchloß. Der Letztere erhielt auf dieſe Weiſe das Übergewicht bei den Verhandlungen, und die Perſer überließen ihm, die Friedensbedingungen ſelbſt anzugeben, welche den griechiſchen Staaten im Namen des Königs vorgelegt werden ſollten. Die betrogenen Athener verurtheilten zwar den Timagoras, der mit einer großen Menge von Gold, Silber, Teppichen, Sklaven und anderen Geſchenken nach Hauſe zurückkehrte, wegen ſeines Verfahrens zum Tode; dies hielt aber bei der herrſchenden ſittlichen Entartung der Griechen Andere nicht ab, ſolche Geſandtſchaften nach wie vor zu ihrer eigenen Bereicherung zu benutzen. Hatte doch einige Zeit vorher der atheniſche Geſandte Epikrates, als er in der Volksverſammlung der Beſtechung durch den Perſer-König beſchuldigt ward, ſtatt aller Rechtfertigung ſich mit dem ſcherzhaften Antrage geholfen, daß man jährlich, anſtatt neun Archonten zu wählen, die neun ärmſten Bürger als Geſandte nach Perſien ſchicken ſolle! Das Volk lachte über den launigen Vorſchlag, und verzieh dem treuloſen Geſandten ſeine Verkäuflichkeit.

Der von Pelopidas erlangte Friedensvertrag, welcher mit dem perſiſchen Staatsſiegel verſehen und den Geſandten im Namen des Königs vorgeleſen wurde, enthielt die Beſtimmung, daß Sparta die Unabhängigkeit Meſſeniens anerkennen, Athen ſeine Kriegsſchiffe aus der See zurückziehen und abtakeln ſolle, und daß im Weigerungsfalle beide Staaten von den übrigen Griechen und vom Perſer-Könige bekriegt werden ſollten. Mit dieſer Friedens-Akte reiſte Pelopidas, von einem vornehmen Perſer begleitet, nach Griechenland zurück, und die Thebaner ließen hierauf ſogleich durch Boten alle Staaten zu einer Verſammlung in Theben einladen. Die Athener und Spartaner wieſen dieſe Aufforderung zurück; die andern Staaten aber ſchickten Geſandte nach Theben. Hier las der perſiſche Begleiter des Pelopidas, im Namen ſeines Herrn und mit Hinweiſung auf das königliche Siegel, den Friedensvertrag

vor, und verlangte die unmittelbare Annahme und Beſchwörung desſelben. Die Verſammelten trennten ſich jedoch mit der Erklärung, daß ſie hierzu keine Vollmacht hätten. Die Thebaner ſchickten hierauf Geſandte an die einzelnen griechiſchen Staaten, um ſie zur Annahme des königlichen Friedens zu bewegen; allein die Korinther, zu welchen dieſe Geſandten zuerſt kamen, gaben ihnen die vernünftige Antwort, ſie ſähen nicht ein, warum ſie eine Vorſchrift des perſiſchen Königs, der ſie ja gar nichts angehe, annehmen und beſchwören ſollten. Alle andern Staaten folgten dem Beiſpiele der Korinther. Dadurch ward freilich nichts aus dem Frieden, welchen Pelopidas zu erlangen geſucht hatte; allein ſeine Unterhandlungen hatten doch den wichtigen Erfolg, daß der Perſer-König jetzt ſeiner eigenen Ehre wegen das Geld, welches bisher den Spartanern ugefloſſen war, den Thebanern geben mußte.

5. Geſchichte der Theſſalier bis zu dieſer Zeit.

Um dieſelbe Zeit, als die Thebaner ſich zur Hauptmacht in Griechenland erhoben, erhielten auch die Theſſalier zum erſten Male eine größere Bedeutung in der Geſchichte des griechiſchen Volkes. Ja, es hatte damals ſogar eine Zeitlang das Anſehen, als wenn die Theſſalier eine Hauptrolle in Griechenland ſpielen ſollten; ſie wurden aber durch die Beſchaffenheit ihres eigenen Weſens daran gehindert. Hätten ſie eine andere politiſche Einrichtung, eine Betriebſamkeit, wie ſie bei ſo vielen griechiſchen Staaten ſich fand, und Einigkeit unter ſich ſelbſt gehabt, ſo würden die Theſſalier vielleicht ſtatt der Macedonier zur Herrſchaft von Griechenland gelangt ſein.

Die Theſſalier waren in ihren Sitten und Einrichtungen von den übrigen Griechen ſehr verſchieden und dagegen den Macedoniern ähnlich. Sie zerfielen in eine Anzahl kleiner Staaten, welche in einen Bund vereinigt waren, und eine gemeinſchaftliche Oberbehörde oder vielmehr das Schattenbild einer Regierung hatten. Es wurde nämlich zwar von Zeit zu Zeit eine Bundesverſammlung von Abgeordneten aller Staaten und Völkerſchaften gehalten, mit dieſer hatte es aber eben dieſelbe Bewandtniß, wie mit den Bundesverſammlungen aller Staaten von ungleichen Kräften: ſie war eine leere Form, welche nur dann, wenn einmal ein fähiger

und kräftiger Mann ſich zum Herrn aufgeworfen hatte, durch militäriſchen Zwang auf kurze Zeit eine Bedeutung erhielt.

Die einzelnen Staaten hatten eine Art Feudalverfaſſung, welche auf die ſeit uralter Zeit beſtehende Leibeigenſchaft der ſogenannten Peneſten oder der unterdrückten Bauern gegründet war. Der herrſchende Theil des Volkes war ein Adel, dem das Grundeigenthum und die leibeigenen Bebauer desſelben gehörten, und welcher dadurch, ſowie durch ſeine Bewaffnung, ſeine Sitten und Gewohnheiten eine auffallende Ähnlichkeit mit der Ritterſchaft des Mittelalters hatte. Der theſſaliſche Adel bildete zugleich mit dem macedoniſchen die einzige ſchwere Reiterei, die im alten Griechenland vorkommt, während die Vaſallen desſelben in großen Schaaren als Leichtbewaffnete dienten. Von Kopf bis zu Fuß gepanzert und auf gepanzerten Roſſen reitend, glichen die Edelen des theſſaliſchen Volkes auch in dieſer Hinſicht den Rittern des germaniſchen Mittelalters. Ritterliche Spiele und beutereiche Kriegszüge waren ihre Luſt, und die in den macedoniſchen Heeren Philipp's und Alexander's des Großen dienenden theſſaliſchen Ritter erhielten deswegen, gleich den in die Fremde ziehenden nordiſchen Helden und den Warägern in Konſtantinopel, immer den glänzendſten Theil der Beute, und wurden von Zeit zu Zeit mit dieſen Schätzen nach Hauſe entlaſſen, um dieſelben im Kreiſe der Ihrigen zu genießen und jüngeren Rittern ihre Stelle einzuräumen.

Ein kriegeriſches Leben iſt bei einem ſchnellen und bequemen Erwerb von Reichthümern und bei dem Beſtehen großer adeliger Häuſer, von denen eins das andere überglänzen will, leicht mit Genußſucht und mit dem Streben nach Pracht und Aufwand verbunden. Dieſe bildeten daher auch Haupt-Charakterzüge des theſſaliſchen Adels, und zwar bis zu dem Grade, daß die Schwelgerei desſelben bei den übrigen Griechen zum Sprichworte ward. Der theſſaliſche Adel hatte aber deswegen auch das Schickſal, welches der venetianiſche, römiſche und ſpaniſche im Mittelalter und der polniſche in der neueren Zeit gehabt hat. Er ward nämlich ſchon frühe einigen wenigen Familien dienſtbar, welche die größten Güter oder, nach der Weiſe des Mittelalters zu reden, die erſten Baronieen des Landes beſaßen, in deren Händen deshalb auch gewöhnlich die Regierung war. Dazu kommt noch, daß, wie das Beiſpiel

der ſpäteren Spartaner zeigt, eine verdorbene Oligarchie, beſonders in militäriſchen Staaten, ebenſo leicht in Tyrannei übergeht, als eine entartete Demokratie. Es gelang aus dieſem Grunde in Theſſalien von Zeit zu Zeit einem der Edlen, ſich zum alleinigen Gebieter in einem Staate aufzuwerfen. Solche Herrſcher machten dann auch andere Staaten des Landes von ſich abhängig, und ſchufen ſich auf dieſe Weiſe mitunter ein ausgedehntes und mächtiges Fürſtenthum. Dieſe Herrſchaften hatten jedoch insgeſammt nur eine kurze Dauer, theils weil zufällige Umſtände ihren Untergang bald herbeiführten, theils aber auch wegen der Schwierigkeit, einen an Willkür gewöhnten Adel, wie der theſſaliſche war, in Gehorſam zu halten; auch trugen die Unzuverläſſigkeit und der Mangel an Anhänglichkeit, welche ebenfalls einen Haupt-Charakterzug des theſſaliſchen Volkes bildeten, nicht wenig zum ſchnellen Untergang ſolcher Fürſtenthümer bei.

Zur Zeit der Befreiung Theben's vom Joche der Spartaner hatte ſich in der Stadt Pharſalus Polydamas und in Pherä Jaſon der Regierung bemächtigt. Polydamas gründete ſeine Herrſchaft auf Rechtlichkeit, auf Vaterlandsliebe und auf jene glänzende Gaſtfreundlichkeit, welche dem ritterlichen Adel Theſſaliens eigenthümlich war, ganz beſonders aber auf das perſönliche Zutrauen und die Ergebenheit, die er ſich bei den adeligen Familien ſeiner Vaterſtadt zu erwerben gewußt hatte. Dieſe vertrauten ihm aus freien Stücken die Burg von Pharſalus an, und überließen ihm die Verwaltung aller Einkünfte des Staats nebſt der Entſcheidung über die Ausgaben desſelben. Polydamas legte ihnen nur ein Mal jährlich Rechenſchaft ab, und verwaltete die Staatsgelder ſo, daß er das Fehlende aus ſeinem eigenen Vermögen ergänzte und nachher, wenn Überſchuß da war, die vorgeſtreckte Summe wieder zurücknahm. Ganz verſchieden von dieſen Stützen der Gewalt waren die Mittel, welche Jaſon zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft anwandte. Auch er hatte, was bei den Herrſchern jener Zeit ſelten war, Moralität und einen edleren Sinn, allein die ſittlichen Rückſichten mußten bei ihm zurückſtehen, ſo oft ſie mit ſeiner Herrſchſucht in Widerſpruch geriethen. Außerdem ſuchte er ſeine Herrſchaft vor allen andern Dingen beſonders dadurch zu ſichern, daß er bedeutende Schätze ſammelte, ein ſtarkes Söldnerheer unterhielt, und ſich Verbindungen in Theben verſchaffte.

Jaſon, welcher ſein Gebiet durch die Unterwerfung vieler anderen Städte nach und nach ſehr erweiterte, und den Beherrſcher von Pharſalus an Macht, Reichthum und Glanz weit übertraf, wünſchte beide Fürſtenthümer mit einander zu vereinigen und aus Theſſalien einen einzigen Staat zu bilden. Er ſah aber keine Möglichkeit, den Beherrſcher von Pharſalus zu verderben, und ſuchte daher dadurch ſeinen Zweck zu erreichen, daß er denſelben durch Freundſchaft an ſich knüpfte. Er lud, nicht lange nach der Schlacht bei Leuktra, den Polydamas zu einer Zuſammenkunft ein, um mit ihm zu berathen, wie man den Krieg zwiſchen Sparta und Theben zum Beſten Theſſaliens benutzen könne. Jaſon wußte damals dem Beherrſcher von Pharſalus die Überzeugung beizubringen, daß man mit den vereinten Kräften Theſſaliens ganz Griechenland unterwerfen könne, und gewann ihn dadurch ganz und gar für ſeine Plane. Beide ſchloſſen eine enge Verbindung mit einander, deren nächſtes Ziel die Vereinigung Theſſaliens in einen einzigen Staat war. Durch den Beiſtand des Polydamas wurde hierauf Jaſon von dem Adel zum Tagos oder Oberanführer von ganz Theſſalien ernannt.

Jetzt ſchuf ſich Jaſon eine ſtehende Kriegsmacht, welche in Griechenland ihres Gleichen nicht hatte, und bildete dieſelbe ſo aus, daß ſie ſich mit jedem andern Heere meſſen konnte. Seine Truppen beſtanden zuletzt aus nicht weniger als zwanzigtauſend Hopliten oder Schwergerüſteten, einem zahlloſen Heere von Leichtbewaffneten und einer gut organiſirten ſchweren Reiterei. Die Letztere war ganz national und ritterlich, Pferd und Mann mit ſchwerer Rüſtung verſehen. Jaſon ſelbſt, ein körperlich kräftiger und durch Anſtrengungen abgehärteter Mann, leitete, wie der große macedoniſche König Philipp, unabläſſig die Übungen dieſes Heeres. Er hielt auch im Frieden die Truppen in beſtändiger Bewegung, und ſuchte durch Belohnungen und Strafen, durch ſorgſame Pflege der Soldaten und durch ſtete Ausſonderung aller nur einigermaßen untauglich Gewordenen unter ihnen die Disciplin, die Kraft und den Geiſt ſeines Heeres zu erhalten. Seiner großen militäriſchen Einſicht gemäß nahm er auch nicht ſelten Änderungen in der Organiſation ſeiner Truppen vor, und vervollkommnete dadurch die Tüchtigkeit derſelben immer mehr. Mit dieſem Heere breitete Jaſon

ſeine Herrſchaft weit über die Grenzen von Theſſalien hin aus. Die Dryoper, Doloper und andere kriegeriſche Völkerſchaften der theſſaliſchen Grenzgebirge wurden von ihm unterworfen, und der Beherrſcher des macedoniſchen Reichs, welches damals durch innere Zwiſtigkeiten zerriſſen war, ward unter der Form einer Bundesgenoſſenſchaft ſein Vaſall. Auch die rohen Bewohner von Epirus mußten ſeinen Fahnen folgen, und begannen in Folge davon damals zum erſten Mal, ſich zu einer Civiliſation zu erheben und dadurch einen Rang unter den Staaten der alten Welt einzunehmen.

Von den nördlichen und weſtlichen Nachbarländern Theſſaliens wandte Jaſon ſein Auge auf die Staaten des eigentlichen Griechenlands, und ſuchte ſich allmälig den Weg zur Herrſchaft über die Griechen zu bahnen. Er machte mehrere Reiſen nach Athen und Theben, trat mit den großen Feldherren dieſer Staaten, Pelopidas und Timotheus, in freundſchaftliche Verbindung, und ſuchte durch fürſtliche Großmuth und königlichen Glanz die gebildeteren Völkerſchaften Griechenlands und ihre leitenden Staatsmänner für ſich zu gewinnen. Dem Thebaner Epaminondas bot er einſt, wiewohl vergebens, ein Geſchenk von zweitauſend Goldſtücken an; dem Athener Timotheus zu Gefallen eilte er, als dieſer vor ſeinem Volke eine für ſeine Ehre und ſein Leben gefahrdrohende Anklage zu beſtehen hatte, nach Athen, um gleich einem Privatmann durch ſeine perſönliche Verwendung ihm die Gunſt des Volkes gewinnen zu helfen. Jaſon war übrigens durch die Anwendung ſolcher Mittel dem bald nach ihm auftretenden macedoniſchen König Philipp ähnlich, und ſchlug auch in anderer Beziehung denſelben Weg ein, auf welchem der Letztere zur Herrſchaft von Griechenland gelangte. Wie dieſer, ſo ſuchte auch Jaſon zuerſt in dem Lande Phokis feſten Fuß zu faſſen, um von dort aus zur gelegenen Zeit in Böotien eindringen zu können; und wie Philipp, begann auch er, als ſeine Plane gegen Griechenland reif waren, damit, daß er die Feſtungswerke der Städte, die ihm im Wege lagen, ſchleifen ließ. Unmittelbar nach der Schlacht bei Leuktra luden ihn die Thebaner zu einem Bündniß ein; er nahm die Einladung an und erſchien mit ſeinen Truppen bei Leuktra; ſtatt aber den Thebanern zur Vernichtung des geſchlagenen ſpartaniſchen Heeres behülflich zu ſein,

ſuchte er die Rolle eines Vermittlers zu ſpielen, um ſich durch den Namen eines Friedensſtifters ein größeres Anſehen in den Augen der Griechen zu geben.

Jaſon hatte nicht das Glück, das von ihm erſtrebte Ziel zu erreichen; der Tod riß ihn vor der Zeit hinweg, und Theſſalien verlor dadurch die Ehre, diejenige Stelle in der Weltgeſchichte einzunehmen, welche nachher Macedonien durch ſeinen König Philipp erhielt. Jaſon's Beſtrebung wäre indeſſen, auch wenn nicht ein plötzlicher Tod ſeinem Leben ein Ende gemacht hätte, erfolglos geblieben; denn es ſtanden ihm drei Umſtände als unüberwindliche Hinderniſſe im Wege, mit welchen der glücklichere Philipp nicht zu kämpfen hatte. Er war ein bloßer Uſurpator, und ſein Adel war alſo eiferſüchtig auf ſeine Macht, ſtatt daß der macedoniſche dem Philipp als ſeinem rechtmäßigen König ergeben war und gern ſeinen Geboten Folge leiſtete. Jaſon ſtützte ferner ſeine Herrſchaft auf Miethvölker, nicht, wie Philipp, auf eine rein nationale Heeresmacht; er war alſo ſtets der Gefahr ausgeſetzt, daß ſeine Truppen bei der geringſten Unzufriedenheit ihn verließen. Er lebte endlich in einer Zeit, wo die Thebaner zwei Männer an ihrer Spitze hatten, welche weit mehr Talent und Einfluß beſaßen, als Jaſon, und wo auch Sparta und Athen größere Feldherren ausſenden konnten, als zu Philipp's Zeit.

Jaſon fiel durch Meuchelmord. Er hatte ungeheure Anſtalten gemacht, um bei den bevorſtehenden pythiſchen Spielen dem griechiſchen Volke ſeine ganze Macht und allen ſeinen Glanz zu zeigen; er hatte für die bei dieſen Spielen zu haltenden Opfer nicht weniger als tauſend Ochſen und zehntauſend Stück kleineres Vieh zuſammenbringen laſſen. Seine geſammte Kriegsmacht war bereits zuſammengezogen worden, um mit ihm nach Delphi zu ziehen, als er in öffentlicher Audienz durch ſieben junge Theſſalier, die ſich gegen ihn, den Wohlthäter ihres Landes, verſchworen hatten, ermordet ward (370 v. Chr.). Zwei von den Mördern wurden gleich nach geſchehener That durch die Garden Jaſon's niedergehauen; den fünf andern gelang es, durch ſchnelle Flucht dem gleichen Schickſal zu entgehen. Dieſe wurden in Athen und in andern griechiſchen Städten, wohin ſie ſich flüchteten, als Tyrannen-Mörder mit lautem Jubel und großen Ehren empfangen. Keinem der

Jubelnden fiel es ein, daß dieſe Jünglinge durch die Ermordung eines menſchenfreundlichen Regenten ihr Heimathland in endloſe Verwirrung, in fortdauernde Zwiſte und in die Gewalt blutdürſtiger Räuber ſtürzten.

Jaſon's Brüder, Polydor und Polyphron, folgten ihm nach ſeinem Tode ohne irgend eine Schwierigkeit im Beſitz ſeiner Herrſchaft nach. Sie glichen aber ihrem Vorgänger nicht im mindeſten. Polyphron räumte ſeinen Bruder bald aus dem Wege, und ermordete auch den pharſaliſchen Fürſten Polydamas, ward aber ſelbſt nicht lange nachher von einem nahen Anverwandten, Alexander, getödtet (369 v. Chr.). Dieſer, einer der ruchloſeſten Tyrannen Griechenlands, herrſchte elf Jahre lang über Theſſalien; er behauptete die durch Mord erlangte Herrſchaft durch Gräuelthaten der ärgſten Art, und ſeine Regierung beſtand in einer fortlaufenden Reihe von entſetzlichen Grauſamkeiten und unaufhörlichen Kriegen. Gleich anfangs empörte ſich ein Theil der theſſaliſchen Städte, an deren Spitze die Stadt Lariſſa und die daſelbſt anſäſſige mächtige Familie der Aleuaden ſtand. Die Empörten riefen den König von Macedonien, Alexander II., zu Hülfe, dieſer aber benutzte die dargebotene Gelegenheit, um ſeine eigene Herrſchaft auszubreiten. Er beſetzte Lariſſa und andere Städte mit ſeinen Truppen. Es wandten ſich daher die Theſſalier, um ſeiner wieder los zu werden, nach Theben, und die Thebaner ſchickten ihnen ein Heer unter Pelopidas, kurz zuvor ehe dieſer als Geſandter nach Suſa reiſte.

Pelopidas kam unter ſehr günſtigen Umſtänden nach Theſſalien. Der macedoniſche König hatte ſelbſt fremde Hülfe nöthig, weil ſein Halbbruder Ptolemäus Alorites ihm den Thron ſtreitig machte. Er gab daher freiwillig den Beſitz der theſſaliſchen Städte auf. Pelopidas reiſte, nachdem er die Theſſalier mit ihrem Herrn ausgeſöhnt hatte, nach Macedonien, um auch hier als Vermittler aufzutreten. Er legte die Streitigkeiten der macedoniſchen Prinzen bei, und kehrte dann nach Theben zurück (367 v. Chr.). Wahrſcheinlich war es bei dieſer Gelegenheit, daß er den nachher ſo berühmt gewordenen König Philipp, einen jüngeren Bruder Alexander's II., als Geißel mit ſich nach Theben nahm, wo derſelbe einige Zeit blieb, und durch den Verkehr mit Epaminondas

und Pelopidas in ſeiner Entwickelung und Bildung nicht wenig gefördert wurde.

Die von Pelopidas in Macedonien gemachten Anordnungen beſtanden nur kurze Zeit, und Pelopidas mußte, unmittelbar nach ſeiner Rückkehr aus Perſien, ſich ſchon wieder mit den Angelegenheiten dieſes Landes befaſſen. Der König Alexander wurde nämlich von ſeinen nächſten Anverwandten ermordet, Ptolemäus Alorites bemächtigte ſich des Thrones, und die Thebaner ſahen ſich dadurch veranlaßt, zwei Commiſſäre, Pelopidas und Jsmenias, nach Macedonien zu ſchicken, um den minderjährigen Brüdern des Ermordeten, Perdikkas und Philipp, ihre Rechte zu ſichern. Die Sendung der beiden Thebaner hatte den gewünſchten Erfolg: Ptolemäus verſtand ſich nämlich gleich dazu, die Regierung nur im Namen und als Vormund des Perdikkas zu führen und ſie demſelben ſeiner Zeit zu übergeben.

Als Pelopidas und Jsmenias durch Theſſalien nach Theben zurückreiſten, begingen ſie im Vertrauen auf den Glanz und die Größe der thebaniſchen Macht die Unvorſichtigkeit, einer Einladung Alexander's von Pherä Folge zu leiſten, und mit demſelben ohne militäriſche Begleitung zu einer Unterredung zuſammenzukommen. Alexander ließ beide feſtnehmen und gebunden ins Gefängniß werfen. Eine ſolche Verletzung des Völkerrechts konnten die Thebaner nicht ungerächt laſſen, ſie ſchickten zur Beſtrafung derſelben ſogleich ein Heer unter dem Böotarchen Kleomenes ab. Dieſer Zug gab durch ſeinen Ausgang auf eine recht anſchauliche Weiſe zu erkennen, daß nicht Theben, ſondern Epaminondas und Pelopidas es waren, welche den Spartanern und Athenern den Vorrang in Griechenland entriſſen hatten; denn die Unternehmung misglückte nicht allein ganz und gar, ſondern das Heer ſelbſt kam auch in die größte Gefahr, und wurde nur dadurch vom Untergang gerettet, daß zuletzt Epaminondas ſtatt jenes Böotarchen den Oberbefehl übernahm. Die Athener ſchloſſen nämlich, obgleich ſie ſelbſt wenige Jahre zuvor die Mörder des edeln, gerechten und ihnen befreundeten Jaſon mit Ehren überhäuft hatten, ein Bündniß mit dem ruchloſen Tyrannen Alexander, und ſchickten ihm eine kleine Flotte nebſt tauſend Mann Truppen gegen Pelopidas, den Befreier von Griechenland, zu Hülfe. Andererſeits aber wurde der

6*

thebaniſche Anführer, welcher im Vertrauen auf die Theſſalier ſich bis tief in ihr Land vorgewagt hatte, von dieſen nicht unterſtützt. Dadurch gerieth das thebaniſche Heer in die größten Verlegenheiten, und es wäre verloren geweſen, wenn nicht Epaminondas, welcher damals kein Amt bekleidete, ſich freiwillig an daſſelbe angeſchloſſen gehabt hätte. Ihm überließ der Böotarch, als er ſich gar nicht zu helfen wußte, das Commando, und Epaminondas führte das Heer glücklich nach Hauſe zurück. Die Thebaner unternahmen ſogleich einen zweiten Zug nach Theſſalien, und dieſer hatte den gewünſchten Erfolg. Alexander fand es klüger, die beiden Gefangenen wieder freizugeben, als ſich in einen längeren Kampf mit Theben einzulaſſen; die Thebaner aber waren zu ſehr mit andern griechiſchen Staaten beſchäftigt, als daß ſie mehr als eine billige Genugthuung verlangt hätten.

Übrigens iſt die theſſaliſche Geſchichte zur Zeit Alexanders von Pherä durch einige Schriftſteller des Alterthums auf eine romanhafte Weiſe ausgeſchmückt worden. Dieſe haben uns von dem Tyrannen und ſeinem Gefangenen, Pelopidas, Anekdoten überliefert, welche das deutliche Gepräge der Unwahrheit an ſich tragen, weil ſie uns einen, erwieſener Maßen durch kalte Klugheit ausgezeichneten, Tyrannen als einen höchſt unbeſonnenen Herrſcher und den verſtändigen und überlegten Staatsmann Pelopidas als einen thörichten Prahler darſtellen. Der Letztere ſoll nach dieſen erdichteten Berichten dem Alexander aus dem Gefängniß haben ſagen laſſen, daß es widerſinnig von ihm ſei, ſo viele unſchuldigen Menſchen unter ſeinen Unterthanen zu tödten, während er einen Feind am Leben laſſe, welcher den erſten Augenblick ſeiner Befreiung benutzen würde, um ſich zu rächen. Als dem Alexander dieſe Äußerung überbracht wurde, ſagte derſelbe, wie es heißt, zu ſeiner Umgebung: „Warum iſt denn Pelopidas ſo begierig zu ſterben?" Pelopidas aber ſoll dem Gefangenwärter dieſe Frage mit der Erklärung beantwortet haben: „Damit der Tyrann durch meine Tödtung den Göttern und Menſchen noch mehr verhaßt werde, und dadurch um ſo eher ſeinen Untergang erleide!" Ebenſo, wie mit dieſer Anekdote, verhält es ſich auch mit der Erzählung von dem Verhältniß, in welches Thebe, die Gemahlin Alexander's, zu Pelopidas getreten wäre. Dieſe Frau, eine Tochter Jaſon's, welche ſpäter den Mord

ihres Gemahls veranlaßte, ſoll aus Bewunderung der Größe des Pelopidas ſich von Alexander die Erlaubniß erbeten haben, denſelben im Gefängniß zu beſuchen. Als ſie dem Pelopidas ſagte, ſie bedaure ſein Weib und ſeine Kinder, ſoll dieſer ihr erwiedert haben: „Du ſelbſt biſt zu beklagen, daß du die Gattin eines Wütherichs biſt.“ Ja, der Erzähler dieſer Anekdote geht ſogar ſo weit, zu behaupten, daß die Unterredung der Thebe mit Pelopidas ihr zuerſt Abneigung gegen Alexander eingeflößt, und ſie zum Morde ihres Gemahls bewogen habe.

Alexander, dem die verwickelten Verhältniſſe Griechenlands ſehr zu Statten kamen, drückte die Theſſalier auf eine ſo harte Weiſe, daß ſie zuletzt ſeine Tyrannei nicht länger ertragen konnten, und die Thebaner um ein Hülfsheer erſuchten. Da jetzt bei der allgemeinen Unzufriedenheit der Theſſalier eine mächtige Gegenpartei gegen Alexander entſtanden war, und deshalb ein neuer Zug gegen dieſen die größte Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs für ſich hatte, ſo gewährten die Thebaner die gewünſchte Hülfe, und ſandten den Pelopidas mit einem ſtarken Heere ab, an welches gleich nach ſeiner Ankunft im Lande ſich viele Theſſalier anſchloſſen. Es kam bald zu einem Treffen, in welchem Alexander den Vortheil der Lokalität und der Truppenzahl für ſich hatte, die Thebaner aber deſſen ungeachtet den Sieg davon trugen. Pelopidas ſelbſt verlor in dieſem Treffen das Leben. Von dem Wunſche getrieben, Rache an ſeinem Feinde zu nehmen, hatte er ſich durch ſeinen Ungeſtüm und die Hitze des Kampfes zu ſehr hinreißen laſſen, und war, den Tyrannen ſelbſt aufſuchend, bis zur Leibwache desſelben vorgedrungen, wurde aber von dieſer umzingelt und nach einem heldenmüthigen Kampfe getödtet (364 v. Chr.). Sein Tod und der Wunſch, ihn zu rächen, trieb die Thebaner zu einer außerordentlichen Anſtrengung an, und ſie erfochten daher einen vollſtändigen Sieg. Die Leiche des Pelopidas wurde in feierlichem Zuge nach Theben gebracht, und die theſſaliſchen Verbündeten verherrlichten nicht allein durch zahlreiche Begleitung und glänzende Feierlichkeiten ſein Leichenbegängniß, ſondern ſie ehrten auch ſein Andenken durch Statuen, die ſie ihm ſetzen ließen.

Durch die von Alexander erlittene Niederlage erlangten zwar viele theſſaliſchen Städte ihre Freiheit wieder, doch war die Macht

des Tyrannen noch keineswegeſ gebrochen; denn er erſcheint in der nächſten Zeit wieder ſo mächtig, daß er ſogar eine kleine Flotte ausrüſten, griechiſche Inſeln berauben und den Athenern Schiffe wegnehmen konnte. Es ſetzte ſeine Räubereien zu Waſſer und zu Lande noch Jahre lang fort, bis er endlich das Opfer einer Verſchwörung ward. Seine eigene Gemahlin verband ſich mit ihren Brüdern Tiſiphonus und Lykophron zu ſeinem Sturze; ſie verſteckte dieſelben im Schlafgemach, und Alexander wurde, als er durch Trunkenheit in tiefen Schlaf verfallen war, von ihnen ermordet. Das ganze Land jubelte über dieſe That, Thebe und ihre Brüder riefen die Theſſalier zur Freiheit auf, und wurden dafür mit Ehrenbezeugungen überhäuft; allein die Mörder des Tyrannen, die ſich ſeines Schatzes bemächtigt und ſeine Miethtruppen gewonnen hatten, wollten nichts weniger als die Freiheit des theſſaliſchen Volkes wiederherſtellen. Sie riſſen die Herrſchaft an ſich, und geriethen dadurch in einen Kampf mit den Städten des Landes, durch welchen Philipp von Macedonien herbeigezogen und zum Herrn von Theſſalien gemacht wurde.

6. Geſchichte der Griechen vom Frieden des Perſer-Königs an bis zur Schlacht bei Mantinea.

Während die Thebaner mit einem Theile ihrer Macht durch die Angelegenheiten Theſſaliens öfters in Anſpruch genommen wurden, hatte ſich bei den Arkadiern die oben erwähnte Sinnesänderung immer mehr entwickelt, und die zwiſchen Theben und dem Peloponnes beſtehenden Verhältniſſe erhielten dadurch eine andere Geſtalt. Der Kongreß des arkadiſchen Volkes faßte, ungeachtet des fortdauernden Krieges mit Sparta, auf Lykomedes Rath den Beſchluß, den Athenern ein Bündniß anzutragen. Die Letzteren trugen anfangs Bedenken, darauf einzugehen, weil es ſonderbar war, daß ſie zugleich mit den Spartanern und den Feinden derſelben im Bunde ſein ſollten. Endlich aber nahmen ſie den Vorſchlag an, da ſie den Spartanern einen Dienſt zu erweiſen glaubten, wenn ſie die Arkadier dem thebaniſchen Bunde

ganz und gar entzögen. Lykomedes reiſte ſelbſt nach Athen, um die näheren Bedingungen einzuleiten, und brachte die Sache auch zu Stande; allein unglücklicher Weiſe landete er bei ſeiner Rückkehr in einem peloponneſiſchen Hafen, in welchem ſich viele durch die Demokraten vertriebenen arkadiſchen Ariſtokraten befanden; dieſe erſchlugen ihn (366 v. Chr.), und mit ſeinem Tode zerrann ſein ganzer Plan. Die Arkadier begnügten ſich ſeitdem mit Raubzügen gegen die Spartaner und andere benachbarte Völkerſchaften. Beſonders ſuchten ſie die Elier, mit denen ſie damals in einen heftigen Zwiſt gerathen waren, durch verheerende Einfälle heim, und plünderten dabei einſt auch den reichen Tempel von Olympia. Dieſen Raub misbilligten die Mantineer, und ein Theil der andern arkadiſchen Städte, und ſo geriethen jetzt die Arkadier unter ſich ſelbſt in Zwietracht. Diejenigen Städte, welche ſich des Tempelraubs ſchuldig gemacht hatten, wandten ſich an die Thebaner und erſuchten ſie um Hülfstruppen. Obgleich der größere übrige Theil der Arkadier für einen allgemeinen Frieden war, und ſich die Einmiſchung der Thebaner verbat, ſo ſetzte doch Epaminondas aus Furcht, daß Theben ſeinen Einfluß im Peloponnes ganz verlieren möchte, den Beſchluß eines Kriegszugs nach Arkadien durch. Mantinea und die andern arkadiſchen Städte der Gegenpartei ſchickten hierauf Geſandte nach Athen und Sparta, und erhielten von beiden Staaten die Zuſage einer kräftigen Unterſtützung.

Im Frühling des Jahres 362 v. Chr. zog Epaminondas mit einem aus Böotiern, Euböern, Lokrern und Theſſaliern zuſammengeſetzten Heere in den Peloponnes, wo außer dem thebaniſch geſinnten Theil der arkadiſchen Städte auch noch die Sikyonier, Argiver und Meſſenier ihre Truppen mit demſelben vereinigten. Epaminondas ſchlug bei der arkadiſchen Stadt Tegea ſein Lager auf. Er hoffte, daß der Schrecken des thebaniſchen Namens den feindlich geſinnten Theil des arkadiſchen Volks zur freiwilligen Unterwerfung bringen würde, ſah ſich aber bald in ſeiner Erwartung getäuſcht. Als er hierauf erfuhr, daß Ageſilaus mit ſeinen Truppen in Arkadien eingerückt ſei, beſchloß er die Entfernung des ſpartaniſchen Heeres aus Sparta zu benutzen, um dieſe Stadt zu überrumpeln. Er brach plötzlich auf, marſchirte eine ganze

Nacht hindurch, und erſchien mit Tagesanbruch vor Sparta. Allein Ageſilaus hatte noch zur rechten Zeit von dem heimlichen Abzuge des Epaminondas Kenntniß erhalten, und nach Sparta Eilboten geſchickt, welche dem feindlichen Heere um wenige Augenblicke zuvorkamen. Archidamus, des Ageſilaus Sohn, traf ſogleich die nöthigen Maßregeln, und alle Einwohner, ſelbſt Knaben und Greiſe, griffen zu den Waffen. Die Thebaner drangen zwar in die durch keine Mauern geſchützte Stadt ein, und gelangten bis auf den Marktplatz; die außerordentliche Tapferkeit der Spartaner aber und die plötzliche Erſcheinung des Ageſilaus, welcher mit ſeinen Truppen herbeigeeilt war, verbreitete einen paniſchen Schrecken unter den Thebanern, und Epaminondas mußte wieder aus der Stadt zurückweichen. Er ſchlug in der Nähe derſelben ein Lager auf; da aber die ganze Kriegsmacht der Mantineer den Ageſilaus begleitet hatte, ſo zog Epaminondas bald wieder weiter, um gegen Mantinea dasſelbe zu verſuchen, was ihm gegen Sparta mislungen war. Das Schickſal war ihm auch hierbei entgegen; denn kurz vor ihm war ein atheniſches Corps in Mantinea angelangt. Dieſes ſchlug die angreifenden Thebaner zurück, und rettete ſo die Stadt.

Epaminondas hatte durch ſeine Erſcheinung im Peloponnes bis dahin noch gar nichts bewirken können, im Gegentheil, das Mislingen zweier Züge hatte ſeinem Feldherrnruhm Eintrag gethan. Dieſen konnte er nicht beſſer als durch einen Kampf auf offenem Felde wieder herſtellen; er entſchloß ſich daher zu einer Schlacht. Dieſe Schlacht, welche am 4. Juli des Jahres 362 v. Chr. bei Mantinea geliefert wurde, war die blutigſte des ganzen Krieges; denn es ward in derſelben zum zweiten Mal um den erſten Ehrenplatz in Griechenland entſcheidend gekämpft. Der Kern der ſpartaniſchen Bundesmacht ſtand, zwei und zwanzig tauſend Mann ſtark, dem aus drei und dreißig tauſend Mann beſtehenden Heere der Thebaner und ihrer Verbündeten gegenüber. Von beiden Seiten wurde mit der größten Tapferkeit geſtritten, der Sieg aber ward den Thebanern zu Theil. Sie verdankten denſelben nicht ihrer überlegenen Zahl, ſondern der Erfahrung und dem Talente des Epaminondas, des größten Feldherrn ſeiner Zeit. Dieſer wußte zuerſt durch eine Scheinbewegung ſeine Gegner zu täuſchen, dann

wandte er auf eine ſchnelle und unerwartete Weiſe diejenige Schlachtordnung an, durch welche er auch bei Leuktra geſiegt hatte, und durchbrach auf dieſe Weiſe die feindlichen Linien. Die Schlacht war bereits vollſtändig gewonnen, und die Feinde wichen überall zurück, als Epaminondas ſelbſt eine tödtliche Wunde erhielt. Sein Fall brachte in dem thebaniſchen Heere Verwirrung und Schrecken hervor, und hatte zur Folge, daß der bereits errungene Sieg nicht benutzt ward; die Schaaren der Feinde ſtellten ſich von neuem auf, und der Reſt des Tages verging unter einzelnen Kämpfen mit abwechſelnden Siegen und Niederlagen. Beide Theile, und zwar die Spartaner zuerſt, baten um die Auslieferung ihrer Todten, beide errichteten Trophäen, und nahmen auf dieſe Weiſe die Ehre des Tages für ſich in Anſpruch; die Wahrheit iſt, daß die Thebaner ſiegten, ſich aber durch den Tod des Epaminondas abhalten ließen, den Sieg zu ihrem Vortheile zu benutzen.

Epaminondas war nach ſeiner Verwundung aus dem Schlachtgewühle getragen worden, und lag, von ſeinen Freunden umgeben, in einem Zelte. Ein Wurfſpeer war in ſeine Bruſt gedrungen und die Ärzte erklärten, daß er rettungslos verloren ſei und in demſelben Augenblicke ſterben müſſe, in welchem der Speer herausgezogen werde. Epaminondas fragte nach ſeinem Schilde, und war ſehr erfreut, als er die Gewißheit erhielt, daß der Schild nicht in die Hände der Feinde gefallen war. Hierauf äußerte er einige Beſorgniß über den Ausgang der Schlacht; als man ihm aber ſagte, daß die Thebaner geſiegt hätten, befahl er den Speer aus der Wunde herauszuziehen, und ſtarb wenige Augenblicke nachher mit der Ruhe und Freudigkeit, welche das Bewußtſein eines thätigen und ſegensreichen Lebens gewährt. Die Geſchichtswerke der ſpäteren rhetoriſchen, d. h. nur auf ſchöne Darſtellung und auf Erregung des Gemüths bedachten Schriftſteller, zu welchen auch der durch ſeine Biographieen berühmt gewordene Plutarch gehört, ſind mit intereſſanten Anekdoten und mit erdichteten geiſtreichen Reden der Helden älterer Zeiten angefüllt. Dieſe Geſchichtſchreiber haben auch den Tod des Epaminondas mit unwahren Erzählungen ausgeſchmückt. Sie berichten von dem ſterbenden Helden unter Andern Folgendes: einer von denen, welche den Epami-

nondas in ſeinen letzten Augenblicken umgaben, habe ihn laut beklagt, daß er kinderlos ſterbe; Epaminondas aber habe demſelben die Worte zugerufen: „Nein, ich ſterbe nicht kinderlos, denn ich hinterlaſſe ja zwei unſterbliche Töchter, die Schlachten bei Leuktra und Mantinea!"

Die Schlacht bei Mantinea war die letzte des langen Krieges, welcher zwiſchen Sparta und Theben geführt wurde. Beide Theile fühlten ſich ſo erſchöpft, daß unmittelbar nachher von ſelbſt Ruhe eintrat. Die allgemeine Ermattung aber führte vor Ablauf des Jahres einen Frieden herbei, welcher unter der Vermittelung perſiſcher Geſandten geſchloſſen wurde. Durch ihn ward jedem Staate ſeine Selbſtſtändigkeit geſichert, und auch das meſſeniſche Volk für unabhängig erklärt. Der ſpartaniſche Stolz ließ eine ſolche Bedingung nicht zu, und deshalb wies Sparta allein von allen griechiſchen Staaten dieſen Frieden zurück. Deſſen ungeachtet ſtellten die Spartaner die Befehdungen der andern Griechen ein, ſie nahmen auf dieſe Weiſe den Frieden der That nach an, ohne ihren Beitritt zu demſelben auszuſprechen. Sie ſuchten dafür auf eine andere Weiſe ihr Anſehen wieder herzuſtellen, und zugleich ihre erſchöpfte Staatskaſſe zu füllen; ſie ſchickten nämlich einen Theil ihrer Truppeu nach Egypten, wo der König Tacho nicht allein ſeine Unabhängigkeit von dem perſiſchen Reiche behauptete, ſondern auch dic empörten Satrapen Vorderaſiens in ihrem Kampfe unterſtützte. Da die Letzteren um die Zeit der Schlacht bei Mantinea wieder unterworfen worden waren, und Tacho deshalb einen Angriff durch die geſammte perſiſche Macht befürchten mußte, ſo hatte er ſich an die Spartaner gewandt, und ſie um die Zuſendung von Hülfstruppen unter dem Commando des Ageſilaus gebeten. Seine Bitte wurde erfüllt, und Ageſilaus ſetzte mit tauſend ſpartaniſchen Schwerbewaffneten nach Egypten über, wohin auch der von Tacho geworbene atheniſche General Chabrias als Admiral der egyptiſchen Flotte kam.

Ageſilaus gerieth bald mit Tacho in Zwiſt, weil dieſer ſein Verſprechen, ihn an die Spitze ſeiner ganzen Kriegsmacht zu ſtellen, nicht hielt, und dem ſpartaniſchen König nur das Commando über die griechiſchen Soldtruppen gab. Als daher Tacho mit einem Theil ſeines Heeres nach Syrien gezogen war, und ein

herrſchſüchtiger Egypter Nektanebus II., die Abweſenheit desſelben zu einer Empörung benutzte, erklärte ſich Ageſilaus mit ſeinen Truppen für dieſen. Tacho verzweifelte, weil er gegen griechiſche Truppen nichts ausrichten konnte, an der Wiedererlangung der verlorenen Herrſchaft, und nahm, im Gedränge zwiſchen den Perſern und ſeinem Nebenbuhler, ſeine Zuflucht zu der Gnade des perſiſchen Königs. Ageſilaus befeſtigte ſeinen Schützling im Beſitz des egyptiſchen Thrones, und ſchiffte ſich ſodann, mit großen Schätzen belohnt, zur Rückreiſe nach Sparta ein. Ein Sturm zwang ihn unterwegs, in einem Hafen der Cyrenäer zu landen; hier erkrankte er und ſtarb im achtzigſten Jahre ſeines Lebens (361 v. Chr.).

7. Der Bundesgenoſſenkrieg der Athener.

Wenige Jahre nach dem Ende des Kampfes mit Theben geriethen die Athener in einen gefährlichen Krieg mit einer Anzahl griechiſcher Seeſtaaten, welche zwar Bundesgenoſſen der Athener waren, durch das Verfahren derſelben aber ſich genöthigt ſahen, mit vereinter Kraft gegen ſie aufzutreten. Die Athener hatten nämlich ſeit Konon's Rückkehr aus Aſien nach und nach ihr ehemaliges Übergewicht zur See wieder erlangt; ſie ſahen aber nicht ein oder wollten nicht einſehen, daß die Zeiten nicht mehr dieſelben waren, und ſtatt gegen die mit ihnen verbündeten Seeſtädte, von welchen einige ſehr mächtig geworden waren, mit der größten Behutſamkeit zu verfahren, legten ſie denſelben einen übermäßigen Tribut auf und duldeten ſogar, daß ihre Feldherren bei der Eintreibung desſelben die härteſten Erpreſſungen übten. Selbſt die einſichtsvolleren unter ihren Generalen, ein Timotheus und Iphikrates, hatten ſich ſolche Mishandlungen erlaubt, um die Staatskaſſe und ſich ſelbſt zu bereichern. Die große Erbitterung, welche dieſe Raubſucht erzeugte, war ſchon von Epaminondas zu dem Verſuche benutzt worden, eine Verbindung der griechiſchen Seeſtaaten unter Theben's Schutze zu Stande zu bringen, wenn anders die Nachricht, daß derſelbe eine thebaniſche Seemacht zu bilden angefangen habe, ihre Richtigkeit hat. Der Erfolg dieſer zwiefachen Bemühung war jedoch jedenfalls unbedeu-

tend. Dagegen gelang es im Jahre 358 v. Chr. dem König Mauſolus, welcher als perſiſcher Vaſall über Karien herrſchte, einige mächtigen Seeſtädte zu einem Kriege gegen Athen zu vereinigen.

Das Land Karien beſtand längere Zeit hindurch aus mehreren kleinen Fürſtenthümern, und von den Herrſchern derſelben war jene Artemiſia I., die in der Schlacht bei Salamis ſo viel Klugheit und Entſchloſſenheit gezeigt hatte (ſ. Th. I. Seite 373 f.), am berühmteſten geworden. Einer der Nachfolger dieſer Fürſtin von Halikarnaſſus war der erwähnte Mauſolus. Dieſer Mann machte ſich ebenſoſehr durch verſchmitzte und arge Erpreſſungen, wie ſie in neuerer Zeit nur irgend ein türkiſcher Paſcha üben kann, als durch ſeinen Glanz und die großartigſte Unterſtützung der Künſte und Wiſſenſchaften berühmt. Seine Gemahlin Artemiſia II. aber, welche ihm in der Regierung nachfolgte, überbot ihn ſogar noch in der letzteren Beziehung. Um das Andenken ihres Gemahls, den ſie ungemein liebte, auf die glänzendſte Art zu ehren, ſetzte ſie den griechiſchen Redekünſtlern einen Preis für die beſte Lobrede auf ihn aus, und ließ außerdem durch die größten Künſtler ihrer Zeit ein Grabmal erbauen, welches ſo prachtvoll war, daß es zu den ſieben Wundern der Welt gerechnet wurde, und daß der Namen desſelben, Mauſoleum, bis auf unſere Tage zur Bezeichnung eines beſonders prächtigen Grabmals gebräuchlich geblieben iſt.

Mauſolus, der während ſeines ganzen Lebens ſeine Herrſchaft ſtets zu erweitern trachtete, ſtrebte auch nach dem Beſitze der wichtigen Inſel Rhodus, und entwarf, um dieſe zu erlangen, den Plan zu einem Bunde gegen Athen. Er wußte die Inſeln Chios, Rhodus und Kos und die mächtige Stadt Byzanz zu dem Entſchluſſe zu bewegen, daß ſie ſich mit ihm verbanden, um ſich gegenſeitig gegen die Athener Hülfe zu leiſten. Die Athener ſchickten auf die Nachricht davon ſogleich eine Flotte mit Landungstruppen unter Chabrias und Chares nach der Inſel Chios. So begann 358 v. Chr. der ſogenannte Bundesgenoſſenkrieg der Athener, welcher drei Jahre hindurch mit großer Erbitterung geführt wurde. Die Verbündeten ſchickten den Chiern eiligſt Hülfe, und machten es den Athenern unmöglich, etwas gegen dieſe auszu-

richten. Bei der vergeblichen Belagerung der Hauptſtadt der Inſel verlor ſogar der eine der atheniſchen Anführer, Chabrias, gleich anfangs ſein Leben. Er war bei dem Verſuch der Flotte, in den Hafen der Stadt einzudringen, mit ſeinem Schiffe allein in denſelben gelangt, und ſodann von ſeinen Landsleuten abgeſchnitten worden. Die Mannſchaft ſeines Schiffes rettete ſich größtentheils durch Schwimmen, er ſelbſt aber zog einen ehrenvollen Tod der Flucht vor, und erlag tapfer fechtend den Pfeilen der Feinde. Dieſer Mann war, ungeachtet ſeines ſchwelgeriſchen Lebens, einer der tüchtigſten Feldherren der Athener geweſen; man rühmte von ihm, daß er im Laufe ſeines Lebens nie eine Schlacht verloren, fünfzehn Städte erobert, ſiebenzig feindliche Schiffe nach Athen gebracht, dreitauſend Gefangene gemacht, und mehr als hundertzwanzig Talente oder dreimalhundert und zwölf tauſend Gulden (173,000 Thaler) als Beute in die Staatskaſſe geliefert habe. Selbſt die Feinde ſollen ihn ſo ſehr geachtet haben, daß die Chier, obgleich er zuletzt gegen ſie focht, doch die von ihnen ihm früher zuerkannten Ehren aufrecht erhielten.

Chares ſah ſich genöthigt, die Belagerung von Chios nach einem großen Verluſte wieder aufzugeben, und die Bundesgenoſſen gingen jetzt von der Verheidigung zum Angriff über. Sie verheerten die Inſeln Imbros und Lemnos, die älteſten Beſitzungen der Athener im ägäiſchen Meere, machten auf das wichtige Samos einen Angriff, und plünderten auch andere den Athenern befreundeten Inſeln. Athen rüſtete daher, zu Anfang des zweiten Kriegsjahres, eine neue Flotte aus, welche von Iphikrates und Timotheus commandirt wurde. Dieſe vereinigte ſich mit den Schiffen des Chares, und griff, hundert und zwanzig Segel ſtark, die Stadt Byzanz an. Dadurch wurden die Feinde genöthigt, die Belagerung der Hauptſtadt von Samos aufzuheben, um den Byzantiern zu Hülfe zu eilen. Als beide Flotten im Hellespont zuſammentrafen, erhob ſich zufällig ein heftiger Sturm, Iphikrates und Timotheus hielten es daher für rathſam, von dem Beſchluß, eine Schlacht zu liefern, abzugehen. Chares dagegen wollte dem Winde zum Trotz durchaus ein Treffen geliefert haben, und ließ ſeine beiden Collegen, als ſie ſich nicht in ſeinen Willen fügten,

deshalb in Athen verklagen. Iphikrates and Timotheus wurden abberufen und vor Gericht geſtellt, weil ſie, wie ihnen vorgeworfen ward, ſich von den Rhodiern und Chiern hätten beſtechen laſſen. Iphikrates wußte durch die vielen Leute in Athen, welche unter ihm gedient hatten, den Richtern zu imponiren, und ſo wurde über die beiden Angeklagten ſtatt des Todesurtheils, das ſie im Fall der Schuld verdient hätten, eine Geldſtrafe verhängt. Dieſe beſtand aber in einer ſo großen Summe, daß ihre Bezahlung unmöglich war, und beide Männer mußten daher als Verbannte ihre Vaterſtadt verlaſſen, in welche ſie nie wieder zurückkehrten.

Durch die Entfernung dieſer beiden ausgezeichneten Generale ward das Ende des Kriegs unerwartet ſchnell herbeigeführt. Chares hatte nämlich jetzt den Oberbefehl allein, und ließ ſich in eine Unternehmung ein, welche die Athener bald zum Frieden zwang. Artabazus, der Satrap von Jonien, der ſich gegen ſeinen Herrn empört hatte, bat den atheniſchen Anführer um Hülfe, und dieſer leiſtete ihm dieſelbe, entweder weil er dem erſchöpften Athen durch die Bezahlung ſeiner Truppen mit dem Gelde des Satrapen einen Dienſt zu leiſten glaubte, oder weil ſein aus Miethlingen beſtehendes Heer, dem der Sold nicht regelmäßig ausgezahlt wurde, ihn dazu zwang. Chares unterſtützte den empörten Perſer mit ſeiner ganzen Macht, und erhielt dafür von dieſem alle Gelder, die zur Beſoldung und Unterhaltung ſeiner Matroſen und Soldaten erfordert wurden. Anfangs hatten die Athener darüber große Freude; ſie erfuhren aber bald zu ihrem Schrecken, daß ſie dadurch in eine große Gefahr gebracht worden waren. Der Perſer-König, Artaxerxes III. oder Ochus, ließ ihnen nämlich durch eine beſondere Geſandtſchaft drohen, daß er, wenn ſie nicht auf der Stelle ihre Schiffe und Truppen aus den Gewäſſern von Kleinaſien zurückzögen, ihre Feinde ſowohl mit Geld, als auch mit dreihundert Schiffen unterſtützen würde. Den Athenern blieb jetzt nichts Anderes übrig, als den Krieg mit ihren früheren Bundesgenoſſen durch einen ſchleunigen Frieden zu beendigen, zumal da auch der König Philipp II. von Macedonien ihnen von Tag zu Tag furchtbarer wurde, und da außerdem in Griechenland ſelbſt ein neuer Krieg

entſtanden war. Im Friedensvertrage mußten ſie ſich dazu verſtehen, ihre Feinde als völlig freie und unabhängige Staaten anzuerkennen (355 v. Chr.) Es verſchwand alſo auf dieſe Weiſe das von Athen kaum erſt wiederhergeſtellte Übergewicht zur See wieder völlig.

VII. Die Unterwerfung Griechenlands unter die Oberherrſchaft der Macedonier.

1. Geſchichte Macedoniens bis auf König Philipp II.

Der Anfang der macedoniſchen Geſchichte verliert ſich, wie die älteſte Geſchichte jedes Volkes, in Sagen und Mythen. Die Macedonier, deren Abſtammung nicht ſicher bekannt iſt, ſcheinen dem eigentlichen Kerne des Volkes nach griechiſchen Urſprungs geweſen zu ſein; darauf deutet wenigſtens der Umſtand, daß die macedoniſchen Könige den Herkules für ihren Stammvater hielten. Auch die übrigen Griechen hatten dieſe Anſicht, und ließen deshalb die Könige von Macedonien zu den olympiſchen Spielen zu, an denen niemand Theil nehmen durfte, der ſeine griechiſche Abkunft nicht beweiſen konnte. Die Sage nennt uns eine ganze Reihe von Königen, welche in der erſten Zeit über Macedonien geherrſcht haben ſollen. Die älteſte Dynaſtie führt den Namen der Temeniden, weil Karanus, der erſte jener Könige, ein Nachkomme des Herakliden Temenus geweſen ſein ſoll.

Macedonien beſtand in der älteſten Zeit aus dem Lande Emathia, welches im Hintergrunde des Buſens von Salonichi um die Flüſſe Axius oder Wardar und Erigon oder Biſtritza lag. Die Bewohner desſelben hatten ſchon früh mit den Päoniern und andern benachbarten Völkern von illyriſcher oder thraciſcher Abkunft blutige Kriege zu führen, und wurden durch die an der Küſte gegründeten griechiſchen Colonieen faſt gänzlich vom Meere abgeſchnitten. Jene Völkerſchaften waren in kleine und von einander unabhängige Staaten zertheilt, und die

Macedonier konnten ſich daher leicht gegen dieſelben behaupten, zumal da ſie Anhänglichkeit an ihre Könige hatten, und dieſe weniger danach ſtrebten, die benachbarten Völker zu unterdrücken, als vielmehr ihnen einige Bildung mitzutheilen und ſie dem macedoniſchen Staate förmlich einzuverleiben. Die Macedonier ſelbſt ſtanden zwar den Bewohnern des eigentlichen Griechenlands und ſeiner Colonieen an Bildung nach, hatten aber doch ſchon früh Antheil an der unter denſelben aufblühenden Cultur, und unterſchieden ſich dadurch ſtets von den rohen Stämmen, welche ihr Land umgaben. Dies geht daraus hervor, daß ihre Könige ſchon früh an den olympiſchen Spielen Theil nahmen, zur Zeit der Perſerkriege das atheniſche Bürgerrecht erhielten, mit Athen von alter Zeit her im Verhältniß der ſogenannten Gaſtfreundſchaft ſtanden, und alſo ſchon längſt mit den übrigen Griechen in einem fortdauernden Verkehr waren. Auch mußten die griechiſchen Pflanzſtädte, welche an ihrer Küſte gegründet wurden, einen fördernden Einfluß auf die Cultur des macedoniſchen Volkes haben, da ja die Blüthe und der Handel dieſer Colonieen auf ihrem Zuſammenhang mit dem inneren Lande beruhten.

Das macedoniſche Volk war wegen der beſtändigen Kriege mit ſeinen rohen Nachbarn arm, und ward dadurch lange Zeit in ſeiner weiteren Entwickelung gehemmt. Unter Darius I. mußte es ſich den Perſern unterwerfen und ihnen Tribut zahlen, es erhielt aber dafür eine bedeutende Erweiterung ſeines Gebiets nach Thracien hinein. Dieſe Tributpflichtigkeit begann unter dem Könige Amyntas I. und endete unter deſſen Sohne Alexander I. Der Letztere mußte mit einem perſiſchen Heere gegen die Griechen ziehen und ward von Mardonius zu der früher (Th. I. S. 376) erwähnten Botſchaft an die Athener gebraucht. Nach der verderblichen Niederlage der Perſer bei Plataä erwarb er ſich um ſeine griechiſchen Landsleute das Verdienſt, daß er die nach dem Hellespont entfliehenden Reſte des perſiſchen Heeres, bei ihrem Durchzuge durch ſein Land, überfiel und größtentheils vernichtete. Sein Sohn Perdikkas II., welcher in der erſten Hälfte des peloponneſiſchen Krieges lebte, trat in eine noch nähere Verbindung mit den Griechen, und befolgte eben dieſelben Grundſätze, welchen ſpäter Philipp ſeine erſten Fortſchritte verdankte. Während

nämlich die freien griechiſchen Staaten einen blutigen Krieg mit einander führten, ſuchte er zuerſt Herr in ſeinem eigenen Lande zu werden, ſeine Unterthanen an einen regelmäßigen Kriegsdienſt zu gewöhnen, und dann die Zwietracht der Griechen zur Befeſtigung und Erweiterung ſeiner Macht zu benutzen. Er nahm im Beginn des peloponneſiſchen Kriegs lebhaften Antheil an dem Zwiſte zwiſchen Potidäa und Athen, ſchloß ſich nachher ganz an die Spartaner an, und unterſtützte die griechiſchen Colonieen auf der Halbinſel Chalcidike in ihrem Bemühen, ſich dem Drucke der Athener zu entziehen. Freilich ahnete er nicht, daß er, als er jene Pflanzſtädte ermunterte, Olynth zu befeſtigen und zu ihrem Vereinigungspunkt zu machen, ſeinen Nachfolgern gefährlichere Feinde gebe, als die Athener jemals geweſen waren.

Nach ſeinem Tode entſtanden heftige Thronſtreitigkeiten, welche, nach der Ermordung des rechtmäßigen Kronerben, damit endeten, daß Archelaus, ein natürlicher Sohn des Perdikkas, den Thron beſtieg. Dieſer König iſt von allen macedoniſchen Herrſchern bis auf Philipp II. der wichtigſte und berühmteſte, weil er das von ſeinen Vorgängern oft verſuchte und immer wieder durch die Umſtände gehemmte Unternehmen, das macedoniſche Volk bleibend auf eine höhere Stufe der Cultur zu erheben und den übrigen Griechen näher zu ſtellen, wirklich durchführte. Er legte die erſten Städte, Landſtraßen und Feſtungswerke an, ermunterte den Ackerbau und die Gewerbe, und richtete ſein Heer nach griechiſchen Grundſätzen ein. Außerdem verſchaffte er auch der höheren Bildung der griechiſchen Nation einen Einfluß in ſeinem Lande, und machte ſich bei den übrigen Griechen durch den thätigen Antheil, den er an der Poeſie und Kunſt derſelben nahm, ſehr beliebt. Er gewährte Dichtern und Künſtlern die freundlichſte Aufnahme, ſo daß ſein Hof ein Sammelplatz der gebildeten griechiſchen Welt ward. Er trat mit Euripides und andern Tragikern ſeiner Zeit in perſönlichen Verkehr, erwies ihnen an ſeinem Hofe ausgezeichnete Ehren, und ließ ihre Stücke mit großer Pracht aufführen. Die Zimmer ſeines Palaſtes ließ er durch den berühmten Maler Zeuxis ausmalen, und er bezahlte für dieſe Arbeit gegen ſieben Talente oder fl. 17,300 (9600 Thlr.), eine Summe, die man nach dem damals viel größeren Werth des

Geldes bis auf das Sechs- oder Achtfache erhöhen muß, um ſie unſeren Begriffen nach gehörig ſchätzen zu können. Aus allen Gegenden Griechenlands ſtrömte man an des Archelaus Hof, um dieſe berühmten Gemälde zu ſehen.

Nach dem Tode dieſes Königs brachen von neuem blutige Zwiſte um den Thron aus. Nicht weniger als fünf Prinzen des königlichen Hauſes machten auf denſelben Anſpruch, und ſtritten lange gegen einander, bis endlich einer derſelben, Amyntas II., ſich mit Hülfe der Theſſalier im Beſitze der Herrſchaft behauptete. Auch dieſer König ſtand in ununterbrochenem Verkehr mit den Griechen, und ſuchte, wie ſein Vorgänger, die Sitten und Künſte derſelben in ſeinem Lande einzuführen. Unter ihm gerieth Macedonien durch den Plan der Olynthier, eine Eidgenoſſenſchaft aller griechiſchen Städte an der macedoniſchen und thraciſchen Küſte zu bilden (ſ. oben S. 49), in die Gefahr, für immer von der Küſte ausgeſchloſſen und in einen Zuſtand der Abhängigkeit verſetzt zu werden. Die Olynthier hatten bereits ihre Macht auf Koſten des macedoniſchen Königs ſehr ausgebreitet, und dieſen ſogar ſchon aus ſeiner Reſidenz Pella vertrieben, als die beiden Pflanzſtädte Apollonia und Akanthus die Spartaner zu Hülfe riefen. Amyntas unterſtützte in dem Kriege, welcher hierauf zwiſchen den Olynthiern und Spartanern geführt wurde, die Letzteren ſehr eifrig, und erhielt nach der Beſiegung der Erſteren den Beſitz von Pella wieder. Doch blieben die Olynthier auch als ſpartaniſche Bundesgenoſſen immer noch ſehr beſchwerliche Nachbarn.

Nach Amyntas Tode trat wieder eine Zeit der Verwirrung ein. Die Gemahlin desſelben, Eurydike, welche ſchon ihm ſelbſt nach dem Leben getrachtet hatte, ſuchte auch ihre eigenen Söhne, die ſie dem Amyntas geboren hatte, den Alexander II., Perdikkas III. und Philipp II., zu verdrängen, um den Thron ihrem Geliebten Ptolemäus, welcher von ſeiner Geburtsſtadt den Beinamen des Aloriten führte, zu verſchaffen. Dies und die Herrſchſucht des Ptolemäus, deſſen verwandtſchaftliches Verhältniß zu Amyntas und ſeinen Söhnen nicht ſicher bekannt iſt, veranlaßte viele Verwickelungen und einen öfteren Thronwechſel. Dadurch wurden die Theſſalier, Athener, Thebaner und Thracier in

die Angelegenheiten Macedoniens gezogen, ſie übernahmen wechſelsweiſe eine mehr oder weniger entſcheidende Rolle, und machten zum Theil die macedoniſchen Könige von ſich abhängig. Alexander II. beſtieg nach Amyntas Tode zuerſt den Thron, wurde aber, während er ſeine Macht auf Koſten der Theſſalier auszubreiten ſuchte, von Ptolemäus bedroht. Dadurch ward Pelopidas, den die Theſſalier gegen Alexander zu Hülfe gerufen hatten, nach Macedonien gezogen. Pelopidas legte den Zwiſt Alexander's mit Ptolemäus bei, zwang den Erſteren, welcher im Beſitz des königlichen Thrones befeſtigt wurde, allen Anſprüchen auf Theſſalien zu entſagen, und nahm den jungen Prinzen Philipp II. als Geißel mit nach Theben. Es iſt jedoch nicht ganz ausgemacht, ob Philipp damals oder bei einer anderen Gelegenheit den Thebanern als Geißel übergeben wurde.

Die durch Pelopidas bewirkte Ausſöhnung hatte nicht lange Beſtand. Ptolemäus Alorites tödtete, in Verbindung mit Eurydike, den König Alexander, und bemächtigte ſich, unter dem Namen eines Vormundes des jungen Perdikkas, der Regierung. Die Macedonier wollten ihn aber nicht als Regenten anerkennen, und erklärten ſich der Mehrzahl nach für einen gewiſſen Pauſanias, deſſen Recht an den Thron uns unbekannt iſt. Ptolemäus und Eurydike riefen gegen dieſen den atheniſchen General Iphikrates zu Hülfe, welcher damals die auf der thraciſchen Küſte gelegene Stadt Amphipolis bekriegte. Pauſanias wurde durch Iphikrates vertrieben, kehrte aber bald wieder zurück. Er hatte jedoch kaum den Thron wieder beſtiegen, als eine thebaniſche Geſandtſchaft in Macedonien erſchien, um die Rechte des in Theben lebenden Philipp und ſeines Bruders Perdikkas zu ſichern. Pelopidas und Ismenias, die beiden thebaniſchen Geſandten, verjagten den Pauſanias zum zweiten Male, und ordneten die Angelegenheiten des Landes in der Weiſe, daß Ptolemäus gegen das Verſprechen, die Regierung nur als bloßer Vormund des Perdikkas führen zu wollen, den Thron bis zur Großjährigkeit desſelben behalten ſollte. Ptolemäus regierte nur noch kurze Zeit; er wurde ſchon im nächſten Jahr (366 oder 365 v. Chr.) von ſeinem Mündel Perdikkas ermordet.

Perdikkas III. herrſchte ebenfalls nicht lange. Er ward im Kampfe mit den Illyriern erſchlagen. Sein Sohn Amyntas war, als er ſtarb, noch ein Kind. Aus dieſem Umſtand ſuchten die Feinde Macedoniens Vortheile zu ziehen, und das Land gerieth dadurch in die größte Gefahr. Die räuberiſchen Illyrier hatten bereits unter ihrem Häuptling Bardylis einen Theil von Macedonien beſetzt; Athen ſchickte ein Heer, um Argäus, einen Enkel des Archelaus, auf den Thron zu erheben, weil ſie nachher mit deſſen Hülfe die Stadt Amphipolis wieder erobern zu können hofften; die Thracier rüſteten ſich zu einem Einfall in das Land, und wollten den von Iphikrates und den Thebanern vertriebenen Pauſanias als Herrſcher einſetzen; endlich verwüſteten auch die rohen Päonier die ihnen benachbarten Striche von Macedonien. In dieſer bedenklichen Lage trat Philipp II. auf (361 v. Chr.), und rettete nicht allein das Land aus den ihm drohenden Gefahren, ſondern erhob daſſelbe auch nach und nach zur erſten Macht des ganzen südöſtlichen Europa's. Er war anfangs nur vormundſchaftlicher Regent an ſeines jungen Neffen Amyntas Stelle, wurde aber bald nachher, als er die Freiheit der Macedonier gerettet hatte, von dem Volke als wirklicher König anerkanut. Den bei Seite geſchobenen Amyntas vermählte Philipp ſpäter mit einer ſeiner Töchter.

2. Philipp II. von Macedonien.

Philipp II., der durch ſeine fünfundzwanzigjährige Regierung (von 361 bis 336 v. Chr.) einer der wichtigſten Männer der alten Geſchichte geworden iſt, war ſchon als kleines Kind von ſeinem Vater Amyntas II. den Illyriern als Geißel übergeben worden, und hatte beim Beginn ſeiner Jünglingsjahre noch einmal daſſelbe Loos. Er ward nämlich, wie bereits oben angegeben iſt, von Pelopidas als Geißel mit nach Theben genommen. In welchem Jahre und bei welchem Anlaſſe dies geſchah, iſt nicht ſicher bekannt; wahrſcheinlich brachte ihn Pelopidas im Jahre 367 v. Chr. nach Theben. Eben deshalb weiß man auch nicht mit Beſtimmtheit, wie lange Philipp in Theben verweilte; ſein Aufenthalt daſelbſt umfaßte aber wenigſtens drei Jahre, ein alter

Schriftſteller verſichert ſogar, daß Philipp neun Jahre in Theben geblieben ſei. Philipp's längere Anweſenheit in Theben iſt einer der wichtigſten Umſtände ſeines Lebens; denn er erhielt hier die geiſtige Entwickelung und Anregung, welche ihn zu einem der größten Könige des Alterthums machten. Er lebte zu Theben mit Epaminondas und deſſen Freunden in täglichem Verkehr, beſuchte von dort aus andere griechiſchen Freiſtaaten, ward mit dem atheniſchen Redner Iſokrates, mit den Philoſophen Plato und Ariſtoteles und andern großen Männern Griechenlands bekannt, und hatte ſo die beſte Gelegenheit, griechiſche Kunſt und Wiſſenſchaft, ſowie die bürgerlichen Einrichtungen und das Kriegsweſen ſeiner Zeit mit Muße zu ſtudiren. Die einzelnen Umſtände ſeines Lebens in Theben ſind unbekannt.

Über ſeinem erſten Erſcheinen in Macedonien ſchwebt dasſelbe Dunkel, wie über ſeinem Aufenthalt in Theben. Nach der einen Angabe wäre er auf die Nachricht von dem Tode ſeines Bruders Perdikkas III. aus Theben nach Macedonien entflohen; nach einer andern und viel wahrſcheinlicheren aber war er ſchon vorher nach ſeiner Heimath zurückgekehrt. Je dunkler indeſſen Philipp's frühere Geſchichte iſt, deſto glänzender und gewiſſer iſt ſein Verdienſt in der folgenden Zeit. Er rettete, obgleich er bei ſeiner Thronbeſteigung erſt dreiundzwanzig Jahre alt war, Macedonien vom drohenden Untergang, und ordnete die ganze Verwaltung auf eine neue und feſtere Weiſe, nachdem alles, was ſeine Vorfahren gethan hatten, um Land und Volk nach griechiſcher Art einzurichten und griechiſch zu bilden, in den letzten Jahren untergegangen, und das Reich ſeiner Auflöſung nahe gebracht worden war.

Philipp befreite Land und Thron mit großer Gewandtheit bald von ihren Feinden. Er benutzte die Habſucht des thraciſchen Königs, und brachte ihn durch Geld dahin, daß er den Kron-Prätendenten Pauſanias nicht länger unterſtützte. Nachdem er ſo ſeine Herrſchaft gegen die Thracier ſicher geſtellt hatte, wandte er ſich gegen den furchtbarſten ſeiner Feinde, die Athener, welche dem Argäus dreitauſend Mann Hülfstruppen geſchickt hatten. Er verfolgte den Schützling der Athener, der in Macedonien nirgends Anhang gefunden hatte, und ſich deshalb mit ſeinen Truppen

wieder zurückzog, beſiegte ihn in einem Treffen, in welchem Argäus ſelbſt das Leben verlor, und machte dabei viele Gefangene. Dieſen gab er insgeſammt ohne Löſegeld die Freiheit, gegen die Athener unter ihnen aber benahm er ſich beſonders aufmerkſam und freigebig, weil er durch Großmuth die Freundſchaft Athen's zu gewinnen wünſchte. Er behandelte dieſelben ſehr freundlich, gab ihnen ihr ganzes Gepäck zurück, und entließ ſie mit einem Schreiben, in welchem er dem atheniſchen Volke ſeinen Wunſch ausſprach, die freundſchaftlichen Verhältniſſe, die einſt zwiſchen ſeinem Vater und Athen beſtanden hatten, wiederherzuſtellen. Er verſprach zugleich, daß er die Stadt Amphipolis, welche mit Athen ſeit langer Zeit um ihre Unabhängigkeit kämpfte, nicht unterſtützen wolle. Die durch Philipp's Großmuth zur Dankbarkeit verpflichteten Athener nahmen ſein Anerbieten an, und erneuerten den mit Amyntas geſchloſſenen Freundſchaftsvertrag.

Nachdem Philipp auf dieſe Weiſe ſich ſeines gefährlichſten Feindes nicht nur entledigt, ſondern denſelben auch für ſich gewonnen hatte, richtete er ſeine Waffen gegen die Barbaren. Er benutzte den glücklichen Umſtand, daß der König der Päonier kurz vorher geſtorben war, und wandte ſich zuerſt gegen dieſes Volk. Mit leichter Mühe wurde daſſelbe in einer offenen Feldſchlacht beſiegt, aus Macedonien verjagt und ſogar zur Tributpflichtigkeit gezwungen. Hierauf marſchirte er mit ſeiner ganzen Kriegsmacht gegen die Illyrier, welche durch Bardyllis bereits an eine regelmäßige Kriegführung gewöhnt worden waren. In einer blutigen Schlacht, in welcher beide Theile auf's hartnäckigſte ſtritten, und in der Philipp den erſten Beweis ſeines großen Feldherrntalents ablegte, wurden die Illyrier gänzlich geſchlagen. Sie ſollen in derſelben nicht weniger als ſiebentauſend Mann verloren haben, und mußten ſich zu einem Frieden bequemen, in welchem ſie alle von ihnen beſetzten Städte Macedoniens wieder herausgaben.

Dieſe Begebenheiten fielen in die drei erſten Regierungsjahre Philipp's. Als wirklicher König war Philipp von ſeinem Volke ſchon ſein Jahr nach dem Tode ſeines Bruders Perdikkas anerkannt worden. Seit der Beſiegung der Illyrier war er nicht allein darauf bedacht, ſein Reich zu erweitern, ſondern er begann

auch im Innern desſelben Einrichtungen zu machen, durch welche der Grund zur macedoniſchen Weltherrſchaft gelegt wurde. Dieſe Änderungen in der Organiſation des Staats und des Heeres, welche Philipp nach und nach vornahm, bedürfen wegen ihrer großen Wichtigkeit einer ausführlicheren Darſtellung. Um daher den Zuſammenhang der Ereigniſſe ſelbſt nicht zu unterbrechen, ſcheint es am paſſendſten, vor der Angabe der Letzteren mit einigen Worten des großen macedoniſchen Königs Charakter und Geiſt, die übrigens allein aus den Thatſachen ſelbſt erkannt werden können, ſowie ſeine Schöpfungen im Staats- und Kriegsweſen zu ſchildern.

Philipp vereinigte alle Tugenden und alle Fehler ſeiner Zeit in ſich. Er war ſeinen angeborenen Talenten nach zum Feldherrn, Staatsmann und Alleinherrſcher geſchaffen, und beſaß alle Mittel, um den Griechen die monarchiſche Regierung, die eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden war, annehmlich zu machen. Sein Endzweck war die Herrſchaft über Griechenland und die Vereinigung der, ſeither durch ſtete innere Kriege gelähmten, Kräfte des griechiſchen Volks zur Eroberung des perſiſchen Reichs; aber Philipp wollte ſeine Herrſchaft nicht auf die Unterdrückung der Freiheit gründen, ſondern die beſtehenden Verfaſſungen und Formen erhalten, und als oberſter Leiter an der Spitze einer wahrhaft freien Nation ſtehen. Dieſes Ziel erreichte er nicht etwa durch die außerordentliche Klugheit, welche ihn bei ſeinen einzelnen Unternehmungen leitete, ſondern durch ſeinen großen Scharfblick, ſeine tiefe Erkenntniß der menſchlichen Natur und Verhältniſſe, und durch die Stellung, die er vermittelſt ſeiner geiſtigen Bildung der Zeit und der Nation gegenüber einnahm. Seine große Bildung und ſein angeborner Sinn für jede Wiſſenſchaft und Kunſt machten ihn ſelbſt der Ehre würdig, das Oberhaupt des gebildetſten Volkes zu ſein. Sie leuchten aus ſeiner ganzen Handlungsweiſe hervor, und geben ſich in allen ſeinen Unternehmungen zu erkennen. Philipp zeigte ſtets hohe Achtung gegen jede Art von geiſtiger Beſtrebung, erwies Dichtern, Künſtlern, Schauſpielern und Rednern von Talent ausgezeichnete Ehren, und ſuchte in ſeinem eigenen Lande griechiſche Sitten und griechiſchen Geiſt dadurch zu verbreiten, daß er die Bürger der

eroberten griechiſchen Küſtenſtädte ſeines Landes in das Innere des Reichs verſetzte, und dagegen die Macedonier in die Küſtenſtädte verpflanzte. Am ſchönſten zeigte ſich dieſe Seite von Philipp's Weſen in dem Umſtand, daß er den Philoſophen Ariſtoteles, welcher alle Kenntniſſe und geiſtigen Beſtrebungen der Griechen in ſich vereinigte, zum Lehrer und Erzieher ſeines Prinzen Alexander auserkor, beſonders aber in der feinen Art und Weiſe, mit der er dieſen Mann darum erſuchte. Philipp ſchrieb nämlich unmittelbar nach der Geburt ſeines Sohnes Alexander dem Ariſtoteles, mit welchem er ſchon in ſeiner Jugend in Verkehr getreten war, einen Brief, der hier Platz finden mag, obgleich ſeine Echtheit nicht unbezweifelt iſt: „Ich zeige dir an, daß ich einen Sohn erhalten habe. Ich bin den Göttern dankbar, nicht ſowohl daß mir ein Sohn geworden iſt, als vielmehr daß derſelbe gerade in der Zeit geboren ward, in welcher ein Ariſtoteles lebt; denn ich hoffe, daß er von dir erzogen und gebildet und dadurch meiner ſelbſt und ſeiner hohen Beſtimmung würdig werden wird. Ich halte nämlich für beſſer, gar keine Kinder zu hinterlaſſen, als ſolche, die ihren Vorfahren Unehre machen!"

In ſittlicher Rückſicht ſtand Philipp höher, als die entarteten Republikaner ſeiner Zeit; ſeine wahrhaft königliche Großmuth, ſeine Freundlichkeit und ſelbſt ſein Privatleben bildeten einen auffallenden Kontraſt gegen die gewinnſüchtige, ſophiſtiſche Gemeinheit der meiſten Staatsmänner, welche damals die Republiken der griechiſchen Welt leiteten. Philipp war jedoch nicht frei von einzelnen und zum Theil groben Laſtern, und ſteht in dieſer Beziehung ſeinem Sohne weit nach. Allein auch dieſe Sittenloſigkeiten waren gewiß nicht ſo arg, als ſie in den uns erhaltenen Schriften des Alterthums von politiſchen Gegnern des großen Königs oder von republikaniſch geſinnten Geſchichtſchreibern dargeſtellt werden. Philipp liebte unter Andern den Trunk; aber die Sitten und Einrichtungen des macedoniſchen Volkes waren ſo beſchaffen, daß bei ihnen, gerade wie unter den germaniſchen Völkern des Mittelalters, Gelage und Feſte eine wichtige Rolle ſpielten, und daß, ſowie noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts an deutſchen und nordiſchen Höfen, ein guter Staatsmann und Diplomat auch ein ſtarker Trinker ſein mußte. Dieſe

Eigenſchaft war alſo einem macedoniſchen König ebenſo unentbehrlich, wie die Gewandtheit und Feinheit im geſelligen Leben, welche Philipp ebenfalls in hohem Grade beſaß; und auch Philipp's Sohn, Alexander, der den Trunk nicht liebte, nahm deshalb doch wenigſtens den Schein davon an, und ſuchte durch ſeine Unterhaltung den Generalen und Hofleuten die Zeit und Gelegenheit des Trinkens zu verlängern. Außerdem erzählt aber auch derſelbe Schriftſteller, welcher den König Philipp wegen ſeiner Neigung zum Trunk am heftigſten tadelt, daß Philipp, wenn er zur Unzeit dem Weine gefröhnet, ſich auf die Nüchternheit ſeines Feldherrn und Staatsmannes Antipater verlaſſen habe.

Ebenſo, wie mit der Trinkſucht Philipp's, verhält es ſich mit den andern Laſtern, welche von ihm berichtet werden. Sie waren ihm zur Erreichung ſeiner politiſchen Zwecke förderlich, weil dadurch der macedoniſche Adel enger an ihn gefeſſelt, und die Griechen, die an ſeinen Hof kamen, für ihn eingenommen wurden. Er ſelbſt trug aber außerdem Sorge, daß dieſe Laſter ſeine Staatsgeſchäfte nicht beeinträchtigten. Philipp hatte an Poſſenreiſſern Gefallen, und trieb ſelbſt öfters Poſſen; dies hing aber theils mit ſeiner Liebe zur Geſelligkeit und mit ſeiner Laune zuſammen, theils erfriſcht ja oft nichts den männlichen Geiſt mehr und hält ihn mehr munter, als eine Kinderei zur rechten Zeit. Auch machten gerade die Sänger, Tänzer, Luſtigmacher und Spieler, welche er zuweilen vor ſich ließ, ſowohl ſeinen eigenen Leuten, als auch den entarteten griechiſchen Patriciern und dem an dergleichen von jeher gewöhnten theſſaliſchen Adel den Aufenthalt an ſeinem Hofe in hohem Grade angenehm. Außerdem ſagt derſelbe Schriftſteller des Alterthums, deſſen Bemerkung über Philipp's Trinkſucht ſo eben erwähnt wurde, zur Ehre dieſes Königs, daß Philipp den Anblick des Antipater geſcheut habe, wenn er einmal zur Unzeit ſich mit dergleichen Dingen abgab. Bedenkt man endlich noch, welche Kraft und welches Temperament Philipp beſaß, und wie angeſtrengt und umfaſſend zu allen Zeiten ſeine Thätigkeit war, ſo wird man in Betreff dieſer Laſter eher geneigt ſein, einen ſolchen Mann zu entſchuldigen, als die meiſten zugleich entarteten und müßigen Griechen ſeiner Zeit.

Auch die Art und Weiſe des äußeren Lebens dieſes Königs zeigt den großen Staatsmann und Feldherrn, der im Verfolgen eines würdigen Zieles die leeren Formen und eitlen Genüſſe, welche dem Alltagsmenſchen das Wichtigſte ſind, verſchmäht und nur dann, wenn ſie wirklich einen Werth haben, zuläßt. Philipp lebte im Kreiſe ſeiner Generale und Freunde einfach; wenn aber Feſte gehalten oder Fremde und Geſandte griechiſcher Staaten empfangen werden ſollten, dann mußte ſein Hof die glänzendſte Geſtalt annehmen. Er ſuchte bei ſolchen Gelegenheiten den eitlen Athenern und andern Griechen durch Großartigkeit und Pracht zu imponiren; alles Kleinliche und alle Kargheit waren dann verbannt; und die für Geſandte getroffenen Einrichtungen, die Bewirthung derſelben, die Sorge für ihre Behaglichkeit und die ganze Art der Gaſtfreundſchaft überhaupt waren ſo beſchaffen, daß ſie auf alle, ſelbſt auf die feindlich geſinnten Geſandten, den beabſichtigten Eindruck hervorbrachten.

Bei dem Streben nach der Oberherrſchaft in Griechenland hatte Philipp den Vortheil, daß die Griechen ſelbſt ihm durch ihre Entartung dazu behülflich waren. Schon durch die in dem Geiſte und den Verhältniſſen dieſes Volkes eingetretene Veränderung war dem macedoniſchen Eroberer vorgearbeitet worden. Die herrſchende Genußſucht und Geldgier verſchafften ſeinem Golde den Eingang; das aufgekommene Söldnerweſen lieferte ſeinem Heere die beſten Rekruten; und endlich mußte ſchon allein das Treiben des um Sold dienenden Raubgeſindels und ſeiner Hauptleute viele unter den Griechen zu der Überzeugung drängen, daß es bei weitem beſſer ſei, wenn einem erblichen und conſtitutionellen Herrſcher auch die freien Staaten unterworfen würden, als wenn irgend ein roher Soldat oder Glücksritter ſich denſelben als Gebieter und Herr aufdränge.

Wie der neue Zuſtand der Dinge, welchen Philipp und ſein Sohn in Griechenland herbeiführten, von dieſen beiden Königen nicht etwa dem eigentlichen Sinne des Wortes nach geſchaffen wurde, ſondern in der Zeit ſelbſt lag, und durch die Bemühungen Beider nur vollkommen entwickelt ward, ſo waren auch die Veränderungen und Einrichtungen, welche Philipp in ſeinem Stammlande Macedonien machte, ſchon längſt vorbereitet. Philipp ſam=

melte und ordnete die Ergebniſſe deſſen, was ſeine Vorfahren für die Umbildung des macedoniſchen Volkes ſtückweiſe gethan hatten, förderte die ſeither durch mancherlei Hinderniſſe zurückgehaltene Entwickelung desſelben auf eine ſchnelle Weiſe, und führte die Beſtrebungen früherer Könige zum Ziele.

Um dieſe von Philipp vollendete Umbildung und neue Einrichtung des macedoniſchen Königreichs klar zu erkennen und richtig zu beurtheilen, muß man den Nationalcharakter und die herkömmlichen Sitten der Macedonier berückſichtigen. Die macedoniſchen Einrichtungen hatten urſprünglich viel Ähnlichkeit mit den theſſaliſchen, und in den Sitten wie in der Verfaſſung hatte ſich bei den Macedoniern vieles aus der älteſten heroiſchen Zeit erhalten. Die Macedonier hatten, wie die Griechen des Homeriſchen Zeitalters, eine große Menge von Sklaven, ſie liebten, wie dieſe, die Jagd, die Kriegsübungen und den Waffentanz, und hatten auch bei manchen Gelegenheiten die in der älteren griechiſchen Zeit allgemein herrſchende Sitte, bei Tiſche zu ſitzen, ſtatt ſich, wie die ſpäteren Griechen thaten, zu lagern. Ebenſo war auch das ſtarke Trinken, welches überhaupt von jeder ritterlichen Heldenzeit unzertrennlich zu ſein ſcheint, unter den Macedoniern herrſchend; man pflegte viel und aus großen Humpen zu trinken, und die Trunkenheit war bei den Mahlen dieſes Volkes eine nicht ſeltene Erſcheinung.

Auch die Einrichtung des Reichs hatte viel Ähnliches mit der der alten Griechen und Germanen. Das Verhältniß des Königs zu ſeinem Adel war ein Verhältniß der Gleichheit, verbunden mit Unterordnung, und auch das Volk hatte dieſelbe Stellung wie zur Zeit Homer's. Es konnte z. B. in Macedonien, wie bei den Homeriſchen Helden, kein Beſchluß ohne die Zuſtimmung des Volkes oder doch wenigſtens ohne den Schein ſeiner Zuſtimmung gefaßt werden. Ferner gehörte das Leben des Einzelnen der geſammten Nation an; deshalb war auch in Macedonien die Steinigung, d. h. eine durch die Hand Aller vollzogene Hinrichtung, die einzige Art der Todesſtrafe. Der macedoniſche Adel war kriegeriſch und mächtig, wie der theſſaliſche; allein er hatte nicht, wie dieſer, Leibeigene, ſondern die Bauern waren freie Grundbeſitzer, die ſich jedoch dem Adel gern anſchloſſen, wenn dabei Ehre und Vortheil

zu erlangen war. Das Volk ſtand alſo zu den edeln Familien des Landes in demſelben Verhältniß, wie dieſe zu dem König.

Nach allem dieſem war ein macedoniſcher König das Oberhaupt einer mehr oder weniger militäriſchen Ariſtokratie. Er beſaß, wie ein König der Homeriſchen Zeit, nur dann eine ſelbſtſtändige Macht, wenn er kriegeriſche Talente hatte, alſo die dictatoriſche Gewalt eines Generals ſich anzueignen wußte, und nöthigenfalls den ihm ergebenen und von ihm bezahlten Haufen zu ſeinen Zwecken zu benutzen verſtand. Die beſtändigen Unruhen, von welchen die macedoniſche Geſchichte redet, rührten daher, daß die in ihrem Einfluß auf den Staat gehemmten Könige nach einer unumſchränkten Gewalt ſtrebten, Widerſtand in der Nation fanden, und mit Prätendenten zu kämpfen hatten, welche dieſe ihnen entgegenſetzte. Durch ſolche unaufhörlichen inneren Zwiſtigkeiten ſank, wie ehemals in Deutſchland, das Anſehen und die Kraft der Nation gegen fremde Völker ſehr herab. Die Theſſalier, ſobald ſie einmal unter ſich einig geworden waren, überwältigten Macedonien, und erhoben daſelbſt Könige auf den Thron oder ſtürzten ſie. Die rohen Illyrier und andere Nachbarvölker räuberiſcher Art brachen häufig in das Land ein und plünderten es. Auf dieſe Weiſe unterlag das kräftige, nationalſtolze und kriegeriſche Volk der Macedonier nicht ſelten der Willkür anderer Nationen, weil durch ſeine politiſchen Einrichtungen häufig innere Zwiſte hervorgerufen wurden, und dieſe ſeine Kraft lähmten und zerſplitterten.

Philipp änderte die bisherige Verfaſſung von Macedonien; aber er that dies in einer wahrhaft nationalen Weiſe und ſo, daß ſeine Änderungen nicht als eine neu geſchaffene politiſche Einrichtung, ſondern als eine neue und kräftigere Entwickelung der Nation anzuſehen ſind. Er ließ die Macedonier in ihren Rechten ungekränkt, wandelte aber die mehr oder weniger militäriſche Ariſtokratie, welche von jeher im Reiche beſtanden hatte, in eine völlig militäriſche um, und ſuchte ſie von dem Herrſcher abhängig zu machen. Den Adel wußte er dadurch, daß derſelbe ihn bei ſeinen Jagden, Kriegen und Feſten umgab, an ſeine Perſon zu feſſeln. Philipp nahm ſich dabei wohl in Acht, die Hofordnung des perſiſchen Königs und ſeiner Satrapen nachzuahmen, oder

Schranken und Klaſſen zu errichten; denn ſeiner Überlegenheit bewußt, bedurfte er dieſer Formen nicht, er blieb deshalb immer der Erſte unter Gleichen. Außer ſeinen Macedoniern, die den Kern ſeiner Macht bildeten, verſchaffte er ſich in Thracien, in den eroberten griechiſchen Städten und in Theſſalien noch eine andere, weit größere Macht, über welche er, obgleich auch dieſen Völkern mit nur wenigen Abänderungen ihre Rechte gelaſſen wurden, unumſchränkt gebieten konnte. Ungeachtet es möglich geweſen wäre, mit Hülfe dieſer Macht ſich eine unbeſchränkte Regierung in Macedonien zu verſchaffen, ſo fiel es doch weder dem König Philipp noch ſeinem Sohne Alexander ein, ihre Monarchie in eine Despotie umzuwandeln. Beide zeigten im Gegentheil ſtets Achtung für freie griechiſche Kraft und für die bei ihrem eigenen Volke beſtehenden conſtitutionellen Formen. Dadurch hatten beide Könige aber auch den Vortheil, daß ihre Macht und ihre Beſtrebungen nicht die Macht und Angelegenheit eines Einzelnen, ſondern die der Nation waren. Das alte Recht und das Selbſtgefühl der Macedonier blieben beſtehen, und der macedoniſche Adel in Philipp's Heer bildete einen politiſchen und militäriſchen Rath, den man faſt mit dem römiſchen Senat der früheren Zeiten vergleichen kann. Auch die fremden Völker, welche Philipp ſeinem Scepter unterwarf, die Theſſalier, Griechen und Thracier, behandelte er auf die ihnen eigenthümliche Weiſe. Er ließ denſelben ihre Rechte und gewohnten Einrichtungen, und änderte nur ſoviel an denſelben, als nöthig war, um ſeine Herrſchaft ſicher zu ſtellen und über die erworbene Macht ungehindert verfügen zu können. Bei jedem dieſer Völker hatte er einen beſonderen, dem Charakter derſelben angemeſſenen Hauptzweck: das eine diente ihm vorzugsweiſe für ſeine Kriege, das andere aber zur Vermehrung ſeiner Einkünfte, oder auch blos um durch dasſelbe einen Berührungspunkt mit andern Völkern zu erhalten.

Philipp's Macht war, ungeachtet aller beibehaltenen Freiheit und Geſetzmäßigkeit, eine eigentliche Militärmacht. Ebendeswegen iſt die von ihm gemachte Einrichtung des Heeres von großer Wichtigkeit. Sie hing enge mit Philipp's politiſcher Einrichtung des Reichs zuſammen, und beide Dinge zuſammengenommen waren das, was ihm vorzugsweiſe die Oberherrſchaft in Griechenland

verſchaffte und ſicherte. Philipp bildete die Kriegswiſſenſchaft ſelbſt weiter aus, und gründete darauf, daß er ſie bei ſeinem Heere anwandte, die Macht, welche nachher ſeinem Sohne die Herrſchaft der Welt verſchaffte. Er benutzte dabei alle Erfindungen der ausgezeichneteren Söldner-Hauptleute, ihrer ſelbſt aber bediente er ſich nur dann, wenn ſie in ſeinem Heere auf die Ehrenplätze Verzicht leiſteten, und mit bloßem Geld-Vortheil vorlieb nahmen.

Die verſchiedenen Truppengattungen, aus welchen Philipp ſein Heer zuſammenſetzte, behielten die eigenthümliche Bewaffnungsart der einzelnen Theile des Landes, denen ſie angehörten, und dieſe wurden nur ſoweit abgeändert, als es die Verbindung zu einem geordneten Ganzen und die militäriſche Klugheit erforderte. Wir finden daher in Philipp's Heer alle Truppengattungen, von der ſchwer gerüſteten Ritterſchaft, wie ſie im Mittelalter vorkam, an bis zu den Panduren und Koſaken des achtzehnten Jahrhunderts. Alexander und die aus ſeiner Schule hervorgegangenen Generale ſchritten auf dieſer von Philipp betretenen Bahn weiter fort, und benutzten alles, was ſie auf ihren Eroberungszügen bei irgend einem Volk Paſſendes fanden, für ihre militäriſchen Einrichtungen.

Den eigentlichen Grundbeſtandtheil von Philipp's Heer bildete die macedoniſche Nationalmacht, welche er nach der Art der griechiſchen ſchwerbewaffneten Bürgermacht oder der ſogenannten Hopliten eingerichtet hatte. Er fügte derſelben aber, zum Unterſchied von dieſer, auch eine nationale Reiterei oder eine Garde zu Pferd bei, welcher nicht allein die Griechen nichts Ähnliches entgegenſtellen konnten, ſondern die ſogar vor den Rittern des römiſchen Volks, in Rückſicht auf ihre Zahl, Übung und Bewaffnung, Vorzüge hatte. Das Fußvolk ward aus dem Volke geworben, und bildete die ſogenannte Phalanx; die Reiterei dagegen war der auserleſene Theil des macedoniſchen Adels. Beide ſtellten gleichſam den Ausſchuß oder Kern der macedoniſchen Nation vor, und fochten als ſolcher, nicht aber als Soldaten im Dienſte eines Eroberers. Philipp's und Alexander's Heer war alſo eine Nation, und hatte Nationalgefühl und einen eigenen Willen; daſſelbe ward daher auch nie zum todten Werkzeug, und Alexander mußte auf

ſeinem Zuge in das ferne Indien umkehren, ſobald ſeine Truppen ſich weigerten weiter mit ihm zu ziehen. Die Phalanx ſtellte die Maſſe des Volks vor, und wurde als ſolche auch dann jedes Mal verſammelt, wenn ein Gericht über Leben und Tod zu halten oder ein Beſchluß von allgemeiner Wichtigkeit zu faſſen war. Ebenſo repräſentirte die zur Phalanx gehörige Reiterei, in Verbindung mit einer Garde zu Fuß, welche für den eigentlichen Dienſt beim König beſtimmt war, den macedoniſchen Adel, und ſetzte dem Freiheitsſtolz der Griechen Nationalgefühl und Nationalſtolz entgegen.

Die Phalanx, bei welcher Philipp die in Macedonien von alter Zeit her gebräuchlichen Evolutionen beibehielt, Alexander aber die der Spartaner einführte, war anfangs nur ſechzehntauſend Mann ſtark, wurde aber ſpäter ſehr vermehrt. Sie ward, wenn der Boden und die Umſtände es erlaubten, ſechzehn Mann hoch aufgeſtellt, und bildete dann eine innig verbundene eiſerne Maſſe, welche auch als Maſſe wirkte. Ihre Beweglichkeit erhielt ſie durch die Leichtbewaffneten und Reiter, die ſtets auf den Flügeln ſtanden. Die Soldaten hatten Schwerter, welche wie die römiſchen zugleich zu Hieb und Stich eingerichtet, aber größer und ſchwerer zu handhaben waren, als dieſe. Die Hauptwaffe war die Sariſſa, ein nicht weniger als ein und zwanzig Fuß langer Speer. Wegen dieſer Länge ragten die Sariſſen von fünf Gliedern vorne an der Fronte hervor; die übrigen Glieder legten ihre Speere auf die Schultern der vor ihnen Stehenden, wodurch die Schwenkungen ungemein erleichtert wurden. Die Schilder waren ſo groß, daß ſie den ganzen Körper deckten.

Die zur Phalanx gehörende Reiterei, welche das Agema der Hetären d. h. die Schaar der Freunde und Genoſſen des Königs genannt wurde, und zugleich auch einen Theil der königlichen Garde bildete, ſcheint nie ſtärker als zwölfhundert Mann geweſen zu ſein. Sie war in Ileen oder Schwadronen abgetheilt, die den Abtheilungen der Phalanx entſprachen. Die einzelnen Schwadronen waren wahrſcheinlich ſo zuſammengeſetzt, daß jede aus dem Adel einer andern Gegend Macedoniens beſtand. Die Anführer der Schwadronen hatten wegen dieſes Umſtands und vermöge ihrer Geburt einen angeſehenen Rang. Dieſe Reiterei war

durchaus ſchwer gerüſtet, wie die der Theſſalier, deren Einrichtung wahrſcheinlich zum Muſter genommen war.

Die ebenfalls aus Adeligen beſtehende Garde zu Fuß oder die königliche Leibwache führte den Namen Pezetären d. h. die Freunde oder Genoſſen zu Fuß, und wurde wegen ihrer langen Schilder oft auch das Corps der Hypaspiſten d. h. der Schildtragenden genannt. Sie beſtand aus dreitauſend Mann, und ihre Bewaffnungsart ſcheint von der der Phalanx nicht weſentlich verſchieden geweſen zu ſein, mit der alleinigen Ausnahme, daß die Pezetären längere und ſchwerere Schilder und Sariſſen hatten. Außer dieſem Corps gab es noch eine andere Garde zu Fuß, welche aus dem niederen macedoniſchen Adel genommen war, und die Schaar der Argyraspiden d. h. der Garde mit ſilbernen Schildern hieß, weil ſie Schilder hatte, die mit ſilbernen oder überſilberten Platten belegt waren. Die Argyraspiden ſcheinen nach dem Muſter der ſogenannten Peltaſten oder halb ſchwer, halb leicht bewaffneten Fußgänger des Iphikrates gebildet worden zu ſein; ſie hatten einen leichteren Schild und einen weniger ſchwer zu handhabenden Speer, als die Soldaten der Phalanx. Die dadurch bewirkte größere Beweglichkeit machte, daß dieſes Corps beſonders häufig gebraucht wurde, und nicht wenig zum Kriegsruhm der Macedonier beitrug.

Aus dieſen verſchiedenen Truppenarten beſtand der rein macedoniſche Theil von Philipp's Heer. Die Truppen der unterworfenen und verbündeten Völker benutzte Philipp je nach ihrer beſonderen nationalen Bewaffnungs- und Streitart. Aus dem theſſaliſchen Adel z. B. bildete er eine ſchwer gerüſtete Garde zu Pferde, welche ebenſo ſtark war als die des macedoniſchen Adels, und dieſer an Tüchtigkeit gleichſtand; die halbrohen thraciſchen Stämme dagegen lieferten ihm theils Bogenſchützen, theils eine leichte Reiterei, die etwa mit den Koſaken und Huſaren der neueren Zeit zu vergleichen iſt.

3. Philipp's II. Verhältniß zu Griechenland bis zum dritten heiligen Krieg.

Nachdem Philipp die Angriffe innerer und äußerer Feinde auf ſein Reich zurückgeſchlagen hatte, ſuchte er die Macht und die

Grenzen desſelben zunächſt nach der Küſte hin zu erweitern, und namentlich die Athener von derſelben zu verdrängen. Dieſe führten mit der Stadt Amphipolis, welche ſich ihnen nicht unterwerfen wollte, ſchon ſeit langer Zeit Krieg, ſie waren aber gerade damals nicht allein zugleich mit den Euböern und den Thebanern in Zwiſt gerathen, ſondern ihre ganze Macht wurde auch durch den ausbrechenden Bundesgenoſſenkrieg in Anſpruch genommen. Philipp benutzte dieſe Lage der Athener, und bot ihnen an, Amphipolis für ſie zu erobern, wenn ſie dagegen die in ihrer Gewalt befindliche macedoniſche Küſtenſtadt Pydna, einen Ort von viel geringerer Bedeutung, ihm überlaſſen wollten. Die Athener ließen ſich durch dieſes Anerbieten täuſchen, und Philipp brach ſogleich auf, um Amphipolis zu erobern. Durch das Einverſtändniß mit einer Partei in Amphipolis gelang es ihm, ſich dieſer Stadt zu bemächtigen (358 v. Chr.); er trat dieſelbe aber nicht den Athenern ab, ſondern vereinigte ſie mit dem macedoniſchen Reich.

Hierauf ward Olynth, obgleich dieſe Stadt vorher den Königen von Macedonien ſtets feindlich geweſen war, durch ein Bündniß an Philipp's Intereſſe geknüpft. Der König trat den Olynthiern die Stadt Anthemus, welche von ihnen ſchon lange in Anſpruch genommen wurde, ab, und verſprach ihnen bei der Eroberung der am Buſen von Salonichi gelegenen und den Athenern unterworfenen Städte Pydna und Potidäa Hülfe zu leiſten, weil er dieſe lieber in ihrer als der Athener Gewalt ſehe. Beide Städte wurden von ihm eingenommen und hierauf ſogleich den Olynthiern übergeben; denn es galt dem ſchlauen König damals noch nicht um den Beſitz dieſer Plätze, ſondern blos darum, daß die Athener ihrer Feſtungen in ſeinem Lande und deſſen Nähe beraubt würden. Die Eroberung von Pydna fand wahrſcheinlich im Jahre 358 v. Chr. Statt, die der Stadt Potidäa aber, welche eine lange und hartnäckige Belagerung aushielt, im folgenden Jahre. Einige Geſchichtſchreiber des ſpäteren griechiſchen Alterthums ſagen, daß Philipp an demſelben Tage, an welchem er Potidäa einnahm, zugleich drei freudige Nachrichten erhalten habe, nämlich die von der Geburt ſeines Sohnes Alexander, die von dem Siege ſeiner Roſſe in den olympiſchen Spielen und die Nachricht von einem andern Siege, welchen ſein General Parmenio

über die von neuem in Macedonien eingebrochenen Illyrier erfochten hatte. Eine ſorgfältige Unterſuchung der Begebenheiten lehrt jedoch, daß jene Schriftſteller höchſt wahrſcheinlich die wirkliche Zeitfolge der Ereigniſſe dem theatraliſchen Effect, welchen ein ſolches Zuſammentreffen hervorbringen mußte, aufgeopfert haben. Der Sieg über die Illyrier und der in Olympia mögen wohl kurz vor der Eroberung von Potidäa erhalten worden ſein; die Einnahme von Pydna aber fällt vermuthlich in das vorhergehende Jahr, und Alexander wurde höchſt wahrſcheinlich erſt im Jahre 356 v. Chr. geboren.

Philipp benahm ſich bei dem Streben, die atheniſche Macht aus der Nähe von Macedonien zu verbannen, ſowie bei ſeinen ferneren Bemühungen um die Erweiterung ſeiner Herrſchaft mit bewunderungswürdiger Schlauheit. Er kannte ſeine Feinde genau, und wußte ſie im Intereſſe ſeiner Plane ſehr geſchickt zu täuſchen. Namentlich gelang ihm dies vollkommen mit den Athenern, welche ſich in einem unverbeſſerlichen Zuſtande der Entartung befanden. Die Athener waren damals ſo erſchlafft, daß ſie nicht allein den gemeinen Kriegsdienſt, ſondern ſogar die Anführung großer Heere gedungenen Fremdlingen überließen. Von einem Streben für das gemeine Beſte waren überhaupt nur ſehr wenige Bürger Athen's beſeelt, jeder dachte blos an ſich und ſeinen eigenen Vortheil; Üppigkeit und Prachtliebe nahmen in demſelben Grade zu, in welchem der allgemeine Reichthum und die Handelsgröße Athen's abnahm; manche Bürger lebten wie Fürſten, und prahlten mit dem Glanze und den Sitten verdorbener Höfe; das Unzureichende der rechtlichen Mittel der Exiſtenz endlich trieb die angeſehenſten Männer des Staats zu argen Betrügereien und zu einer ſchmählichen Verkäuflichkeit, ſo daß ein längeres Fortbeſtehen der rein demokratiſchen Verfaſſung eine Unmöglichkeit war, und der Staat bis zu dem Untergang derſelben in allen ſeinen Unternehmungen ſchlecht geleitet ſein mußte. Philipp zog aus dieſen Zuſtänden und Verhältniſſen den beſten Nutzen. Durch Geld verſchaffte er ſich in Athen eine Partei, welche das Volk für ihn bearbeitete und, wenn dieſes etwa nicht für ihn zu gewinnen war, wenigſtens jede entſcheidende Maßregel gegen ihn verzögerte. Dieſe macedoniſche Partei in Athen, an deren Spitze in der erſten Zeit

Philipp's Philokrates, ſpäter aber der Redner Aeſchines ſtand, und welcher eine andere Partei unter der Leitung des Demoſthenes entgegenwirkte, ward durch Philipp's Schlauheit und Gewandtheit auf jede Weiſe und bei jeder Gelegenheit unterſtützt. So gab er ihr z. B. bei der Eroberung von Potidäa dadurch ein treffliches Mittel an die Hand, ihn zu loben und das Volk irre zu führen, daß er damals ebenſo, wie früher bei der Beſiegung des Kron-Prätendenten Argäus, die gefangen genommene atheniſche Mannſchaft auf eine freundliche und ehrenvolle Weiſe entließ. Wie in Athen, ſo verſchaffte Philipp ſich auch in andern griechiſchen Staaten vermittelſt der Beſtechlichkeit und Eitelkeit der leitenden Männer eine Partei, und machte dadurch nach und nach Griechenland von ſich abhängig, noch ehe er dasſelbe mit den Waffen unterwerfen konnte.

4. Philipp's Unternehmungen in Thracien und die frühere Geſchichte dieſes Landes.

Philipp's Plane richteten ſich, nach der Eroberung von Potidäa, zunächſt auf Thracien, und dieſes ſeither, in Bezug auf die Menſchheit im Allgemeinen, ganz bedeutungsloſe Land erhielt jetzt als Provinz von Macedonien, ſowie unmittelbar nachher als beſonderes Königreich zum erſten Male eine Wichtigkeit für die Weltgeſchichte. Deswegen iſt es nöthig, vor der Erzählung des weiteren Verlaufs der Begebenheiten die Verhältniſſe des thraciſchen Volkes und ſeine ſeitherige Geſchichte mit wenigen Worten anzudeuten.

Die Thracier bewohnten ein Land, welches im Alterthum ſeiner vielen Wälder und Sümpfe wegen ein rauheres Klima hatte, als jetzt. Sie waren in viele Völkerſchaften zertheilt, und durch die an ihrer Küſte gegründeten griechiſchen Pflanzſtädte vom Meere abgeſchnitten. Dieſe Verhälniſſe hatten die Wirkung, daß das thraciſche Volk lange auf einer niederen Stufe der Cultur ſtehen blieb, und ſich der übrigen Welt nur durch ſeine wilde Tapferkeit und durch die ewigen Kriege der verſchiedenen Stämme unter einander bekannt machte. Unter Darius I. wurde Thracien, welches damals ſehr ſtark bevölkert war, den Perſern unterworfen. Dies war für das Land von großer Wichtigkeit;

denn durch die perſiſche Herrſchaft, welche mehr als dreißig Jahre in Thracien beſtehen blieb, wurden manche der dortigen Völkerſchaften an eine regelmäßige Regierung gewöhnt, und die wilden Bergvölker auf ihre Urſitze eingeſchränkt. Der unglückliche griechiſche Feldzug des Xerxes und die Vernichtung ſeiner Herrſchaft auf der europäiſchen Seite des ägäiſchen Meeres hatte für Thracien den wichtigen Erfolg, daß dadurch der Anlaß zur Entſtehung eines eigentlichen Staates und größeren Reiches gegeben wurde.

Dieſes neugeſchaffene Reich war das der Odryſen, einer in der öſtlichen Hälfte von Süd-Thracien, um den Hebrus-Fluß oder die heutige Maritza wohnenden Völkerſchaft. Das wichtigſte der Völker, welche neben den Odryſen im Weſten des ſüdlichen Thraciens ihre Sitze hatten, waren die Päonier, welche nordöſtlich von Macedonien, gegen den oberen Arius oder Wardar-Fluß hin wohnten, und zu denen auch die als Bogenſchützen und leichte Truppen berühmt gewordenen Agrianer gehörten. Die längs der Donau hin ſich erſtreckende nördliche Hälfte von Thracien hatten zu Darius Zeit die Triballer und Geten inne; jene wohnten im heutigen Servien, dieſe im Oſten desſelben bis zur Küſte des ſchwarzen Meeres. Die Letzteren verließen aber zur Zeit Alexander's des Großen ihren ſeitherigen Wohnſitz, und ſiedelten ſich auf der Nordſeite der Donau an.

Als die perſiſche Herrſchaft aus Thracien ſchwand, erhoben ſich die Odryſen unter einem König, welcher Teres hieß. Sie unterwarfen ſich einige kleineren Völkerſchaften, und traten auch mit den benachbarten griechiſchen Colonieen in näheren Verkehr. Teres Sohn, Sitalkes, welcher zur Zeit des peloponneſiſchen Kriegs lebte, und mit Athen verbündet war, breitete ſeine Herrſchaft noch weiter aus. Unter Seuthes aber, dem Nachfolger des Sitalkes, erreichte die Macht der Odryſen ihre größte Höhe; das Reich erſtreckte ſich damals von der Südküſte Thraciens und vom Neſtus- oder Karaſu-Fluſſe an bis zur Donau; auch griechiſche Colonieen wurden dem Beherrſcher desſelben tributpflichtig, und die Einkünfte des Staats beliefen ſich auf mindeſtens achthundert Talente oder zwei Millionen Gulden (1,160,000 Thlr.). Die odryſiſche Macht hatte aber kaum ihren Gipfel erreicht, als ſie auch ſchnell zu ſinken begann. Schon Sitalkes hatte am Ende ſeiner Re-

gierung eine ſchwere Niederlage durch die Triballer erlitten, von ſeinem nächſten Nachfolger aber fielen ſchon einige der unterworfenen Stämme ab. Ihrem Beiſpiele folgten bald andere Stämme, und die Odryſen verloren auf dieſe Weiſe ſchnell ihre ganze Macht und Bedeutung. Die Odryſen waren übrigens während ihrer Herrſchaft nur bis zum Beginne einer Cultur gekommen, und ihr Reich hatte aus einem Gemiſche vieler Völkerſchaften beſtanden, welche nur durch äußere Gewalt zuſammengehalten wurden, und nothwendiger Weiſe beim erſten Stoß, den die ihnen gebietende Macht erlitt, ſich von einander trennen mußten. So viele Truppen auch der König der Odryſen in den Krieg führen konnte, ſo bildeten dieſelben doch kein eigentliches Heer, ſondern eine untergeordnete, zuchtloſe Maſſe, welche nur mit den Schwärmen der Koſaken, der Tataren und ähnlicher Völker verglichen werden konnte. Der Kern der Macht war ſehr klein, und die odryſiſchen Könige der folgenden Zeit hingen deswegen auch ganz von gemietheten griechiſchen Truppen und deren Generalen ab.

Die von Seuthes abgefallenen Völkerſchaften ſanken in ihre frühere Verwilderung zurück; nur eines derſelben bildete ein kleines Reich im ſüdlichen Thracien, welches neben dem odryſiſchen fortbeſtand, es erlangte aber niemals die Bedeutung, welche dieſes früher gehabt hatte. Der Zuſtand von Thracien überhaupt war in den Zeiten nach Seuthes wieder, wie früher, ein verwirrtes, räuberiſches Treiben der einzelnen Stämme, deren Macht mit dem Glück ſtieg und mit dem Unglück ſank. Zur Zeit des Iphikrates herrſchte im ſüdlichen Thracien Kotys, der Häuptling eines dieſer Stämme. Dieſer wurde durch griechiſche Soldtruppen, welche er in ſeine Dienſte genommen hatte, ſo mächtig, daß er durch die Pracht ſeines Hofes und die Üppigkeit ſeiner Mahle ſelbſt die Griechen in Erſtaunen zu ſetzen vermochte. Kotys war übrigens ein bloßer Raubfürſt, der ſeine Herrſchaft blos darum auszudehnen ſuchte, um ſeine ſchwelgeriſchen Genüſſe vermehren zu können; er zeichnete ſich außer ſeinem Reichthum und roh ſinnlichen Leben nur durch Wuth und Grauſamkeit aus. In Onokarſis, einer ſeiner Sommer-Reſidenzen, hatte er die ſchönſten Gärten und Luſtwälder anlegen laſſen, und hier fröhnte er vorzugsweiſe ſeiner Schwelgerei und Wolluſt. Er trat mit Athen in

Verbindung, gerieth aber nachher, wegen ſeiner Raubzüge gegen die atheniſchen Bundesſtädte in Thracien, mit den Athenern in Krieg, und ſo ſehr hatte das Nationalgefühl der Griechen ſich abgeſtumpft, daß damals Iphikrates dieſem Barbaren gegen ſeine Vaterſtadt Hülfe leiſtete. Iphikrates heirathete Kotys Tochter, wurde aber deſſen ungeachtet ſpäter von ihm entlaſſen, und durch Charidemus, einen der roheſten und ausſchweifendſten Söldner-Häuptlinge, erſetzt. Kotys trieb zuletzt ſeine Völlerei, Wolluſt und Grauſamkeit bis zum Wahnſinn, und ſtarb durch die Hand zweier Bürger der thraciſch-griechiſchen Seeſtadt Aenos.

Der Tod des Kotys brachte im ſüdlichen Thracien eine große Verwirrung hervor, welche den Athenern ſehr zu Statten kam. Die drei Söhne dieſes Königs, Kerſobleptes, Beriſades und Amadokus, welche nach dem Willen des Vaters die Herrſchaft unter ſich theilen ſollten, entzweiten ſich ſogleich mit einander. Kerſobleptes gewann den Charidemus mit ſeinen Söldlingen für ſich, der beiden andern Brüder aber nahmen ſich die Athener an. In dem Kriege, welcher dadurch entſtand, wurde Kerſobleptes zuletzt dahin gebracht, daß er den Athenern den Beſitz des Cherſoneſus oder der auf der Weſtſeite des Hellespont gelegenen Halbinſel abtreten mußte; zu gleicher Zeit aber bot die Zwietracht der Beherrſcher von Süd-Thracien dem König Philipp eine vortreffliche Gelegenheit dar, ſeine Macht in dieſem Lande auszubreiten.

Für den macedoniſchen König, der ſchon zu Kotys Zeit einen Eroberungszug nach dem ſüdlichen Thracien gemacht hatte, war dieſes Land aus mehr als Einem Grunde wichtig. Im Norden der Stadt Amphipolis befanden ſich reiche Goldbergwerke, deren jährlicher Ertrag auf tauſend Talente oder 2,600,000 Gulden (1,450,000 Thlr.) angeſchlagen wurde, und die, wenn Philipp ſich ihrer zu bemächtigen vermochte, ihm als eine neue Erwerbsquelle ſehr vortheilhaft werden mußten. Außerdem verſchaffte ihm die Unterwerfung thraciſcher Stämme ohne Mühe eine große Zahl von Truppen, die er als Leichtbewaffnete zu Fuß und zu Pferd vortrefflich gebrauchen konnte. Endlich aber wußte Philipp, daß, wenn er einmal Herr des inneren Landes ſei, die griechiſchen Pflanzſtädte auf der Küſte ihm ſchwerlich lange widerſtehen könnten, und

daß durch die Bezwingung dieſer Städte zugleich die Athener, welchen dieſelben theils unterworfen, theils verbündet waren, in ihrer Macht ſehr beeinträchtigt werden würden. Philipp hatte bald nach der Einnahme von Potidäa ſich der erwähnten Goldminen bemächtigt, und zur Behauptung derſelben in ihrer Nähe eine feſte Stadt angelegt, welche den Namen Philippi erhielt, und mit Griechen und Macedoniern bevölkert wurde. Nachdem er hierauf eine Zeitlang auf andern Seiten ſeines Reichs beſchäftigt worden war, benutzte er den Zwiſt der Beherrſcher von Süd-Thracien, von denen einer ihn um Hülfe gebeten hatte, zu weiteren Eroberungen in dieſem Lande. Er entriß dem Kerſobleptes einen Theil ſeines Gebiets, und ſuchte hierauf von dort aus den Athenern den Beſitz des Cherſones zu verkümmern.

5. Philipp's fernere Unternehmungen und der dritte heilige Krieg bis zur Eroberung von Olynth.

Während Philipp durch Eroberungen in Thracien ſeine Macht vermehrte und feſter gründete, hatte er auch im Süden von Macedonien ſeinem großen Plan der Unterwerfung von Griechenland vorgearbeitet. Er war nämlich von den Theſſaliern gegen die mächtige, im Norden des Landes herrſchende Familie der Aleuaden zu Hülfe gerufen worden, und hatte in ſeinem eigenen wohlverſtandenen Intereſſe nicht geſäumt, dieſem Geſuche Folge zu leiſten. Er war nach Theſſalien geeilt, und hatte das Land durch einen ſiegreichen Kampf bald von der unerträglichen Herrſchaft jener Familie befreit. Dafür hatten ihm die Theſſalier das Recht gewährt, in einigen ihrer Häfen und Handelsſtädte Zölle zu erheben, und Philipp erfreute ſich alſo jetzt des großen Vortheils, daß er mit Einem Fuße in dieſem Lande ſtand, und ſeine Herrſchaft ſowohl in Theſſalien ſelbſt, als auch von dort aus nach dem übrigen Griechenland hin um ſo leichter ausbreiten konnte.

Unmittelbar nach den Eroberungen, welche Philipp auf Koſten des Kerſobleptes im ſüdlichen Thracien gemacht hatte, wandte er ſich gegen das im Lande Pierien gelegene Methone, die einzige noch unabhängige Stadt zwiſchen Macedonien und Theſſalien. Er erſchien unerwartet vor Methone, konnte dasſelbe aber doch erſt nach einer langen und hartnäckigen Belagerung einnehmen, bei

welcher er ſelbſt durch einen Pfeilſchuß das rechte Auge verlor. Er war zwar über den Widerſtand der Methoner ſehr erbittert, und ſchleifte ihre Stadt, gewährte ihnen aber freien Abzug, und wies ihnen andere Wohnſitze an (353 v. Chr.).

Kaum hatte Philipp auf dieſe Weiſe die Straße nach Theſſalien von allen noch übrigen Hemmniſſen befreit, als ihm der phokiſche oder dritte heilige Krieg eine willkommene Gelegenheit darbot, zu gleicher Zeit Theſſalien ganz an ſein Reich zu knüpfen und einen Verſuch auf das eigentliche Griechenland zu machen. Dieſer Krieg, welcher von 356—346 v. Chr. geführt wurde, gab dem macedoniſchen König das Mittel an die Hand, auf eine gewiſſermaßen rechtmäßige Weiſe zur Oberherrſchaft in Griechenland zu gelangen, und erhielt dadurch eine bei weitem größere Wichtigkeit, als die beiden anderen heiligen Kriege, welche in früheren Zeiten geführt wurden. Die Letzteren hatten für die allgemeine Geſchichte nur eine untergeordnete Bedeutung; der dritte heilige Krieg aber brachte nicht allein Macedonien an die Spitze der griechiſchen Staaten, ſondern bewirkte auch, in Folge der während desſelben Statt gefundenen Beraubung des reichen delphiſchen Orakels, eine große Umwälzung im religiöſen und moraliſchen Leben der Griechen, ſowie in allen ihren auf Geld und Geldumlauf beruhenden Verhältniſſen. Dieſer wichtige Krieg wurde durch die Amphiktyonen ſelbſt herbeigeführt.

Der delphiſche Amphiktyonen-Bund, welcher ſeit uralter Zeit beſtand (ſ. Th. I. S. 263), hatte die Beſchützung des Tempels und Orakels zu Delphi und die Erhaltung des alten verwandtſchaftlichen Bandes von zwölf Völkerſchaften, die ſonſt auf jede Weiſe von einander getrennt waren, zu ſeinem eigentlichen Zwecke. Ein heiliger, unter furchtbaren Verfluchungen geleiſteter Eid verpflichtete die Glieder des Bundes zur Unterhaltung und Beſchützung des Apollo-Tempels zu Delphi, zur Sorge für die gemeinſchaftlichen Feſte in demſelben und zur Schonung der Mitverbündeten im Kriege. Wenn jemand, hieß es namentlich in dieſem Eide, ſich an dem Eigenthum des delphiſchen Gottes vergreife, dann wolle man mit Hand, Fuß und Stimme und mit aller Macht zur Rache gegen ihn behülflich ſein. Jede der zwölf Völkerſchaften, aus welchen die delphiſche Amphiktyonie beſtand, hatte in der Bundes-

verſammlung zwei Stimmen, welche durch eine beliebige Anzahl von Geſandten abgegeben wurden, und mitunter nicht anders als durch mehrere abgegeben werden konnten, weil manche alte Völkerſchaft, wie z. B. die der Dorer und Jonier, nach und nach in mehrere Staaten zerfallen war, und jeder von dieſen das gleiche Recht an die zwei Stimmen ſeines urſprünglichen Stammes hatte. Die uralten Geſetze, welche im Amphiktyonen-Bunde kleinen und großen Staaten vorgeſchrieben waren, hatten ſich durch alle Zeiten hindurch erhalten, obgleich in den meiſten vorkommenden Fällen nicht daran zu denken geweſen war, daß dieſelben in Ausführung gebracht wurden. Die Verſammlung ſtand natürlich ſtets unter dem leitenden Einfluſſe desjenigen Staates, welcher gerade das Übergewicht hatte, und die Abgeordneten brachten auch nur dann eine Anklage vor, wenn ſie die Ausführung des von ihnen gegen einen der verbündeten Staaten beantragten Spruches im Voraus erwarten konnten. Die Thätigkeit der Bundesverſammlung beſchränkte ſich daher auch bis zur thebaniſchen Zeit faſt blos auf die Anordnung der Feſte und Opfer des delphiſchen Tempels, und nur ſehr ſelten übten die verſammelten Amphiktyonen eine richterliche und ſtrafende Gewalt aus. Der Grund davon lag wahrſcheinlich darin, daß die drei Hauptvölker Griechenlands, die Spartaner, Athener und Thebaner, deren untergeordnete Verbündete die übrigen Theil nehmenden Staaten waren, ſich in der Verſammlung ungefähr das Gleichgewicht hielten, meiſt in offenem Kriege mit einander waren, und daher der geiſtlichen Waffen, welche das Gericht der Amphiktyonen darbot, nicht bedurften. Dies änderte ſich nach der Schlacht bei Leuktra. Die Thebaner, welche ſeitdem, durch die von ihnen erlangte Stellung unter den Griechen, über die Mehrzahl der Stimmen geboten, wollten aus dem Amphiktyonen-Bunde eine politiſche Maſchine machen, mit der ſie andere Staaten demüthigen könnten. Sie ſuchten alſo der Verſammlung der Amphiktyonen eine größere Bedeutung zu verſchaffen, indem ſie ſich das Anſehen gaben, als wenn die alte Ordnung des Cultus und die Heiligkeit des geleiſteten Eides wiederhergeſtellt werden ſollte.

Gleich nach der Schlacht bei Leuktra klagten die Thebaner den ſpartaniſchen Staat bei dem Amphiktyonen-Gericht wegen der un-

gerechten Beſetzung der Burg von Theben an. Bald nachher erhoben ſie eine zweite Anklage gegen die Spartaner, weil dieſe, was allerdings ein Bruch des amphiktyoniſchen Eides war, in Böotien arge Verheerungen angerichtet, und ſogar ganze Städte zerſtört hatten. Die Verſammlung der Amphiktyonen verurtheilte, auf Betreiben der Thebaner, die Spartaner zu einer Geldbuße von fünfhundert Talenten oder 1,300,000 Gulden (723,000 Thlrn.), und fügte ihrem Spruche ſogar noch die Erklärung bei, daß, wenn dieſe Summe nicht innerhalb einer beſtimmten Friſt bezahlt würde, ſie alsdann verdoppelt werden ſollte.

Um dieſelbe Zeit, in welcher dieſer harte Spruch erlaſſen wurde, bedienten ſich die Thebaner des Amphiktyonen-Bundes noch gegen einen anderen ihrer Feinde, nämlich gegen die mit Sparta befreundeten Phokier. Dieſen ward ein Verbrechen daraus gemacht, daß ſie gewiſſe wüſte Ländereien, welche dem delphiſchen Gotte gehörten, den Phokiern aber unentbehrlich geworden waren, angebaut hatten. Die Amphiktyonen geboten dem phokiſchen Volke, dieſe Ländereien wieder zu räumen, und legten ihm zugleich eine Geldſtrafe auf, welche ebenſo, wie die der Spartaner, die Kräfte der Verurtheilten überſtieg. Da die Phokier ſich dieſer Strafe nicht unterwerfen wollten und konnten, ſo erließen die Amphiktyonen einen neuen Spruch, der zugleich auch die Spartaner traf und dahin lautete, daß alle Staaten, welche die von dem Amphiktyonen-Gericht ihnen auferlegte Summe nicht gezahlt hätten, mit dem Banne belegt wären (356 v. Chr.). Dies trieb die Phokier und die Spartaner zum Kriege. Beide Völker rüſteten ſich; aber die Spartaner fanden nicht für gut, ſich mit den Phokiern, von welchen ſie darum gebeten wurden, zu verbünden, ſondern ſie benutzten vielmehr den Krieg dieſes Volks mit den Thebanern, um, während die Letzteren im Norden beſchäftigt waren, ſich ſelbſt ihre frühere Macht im Peloponnes wieder zu verſchaffen. Sie griffen (354 v. Chr.) die Meſſenier und die arkadiſche Stadt Megalopolis an, jene, um ſie wieder unter das alte Joch zu beugen, dieſe, um die Bewohner derſelben zu zwingen, ſich in die Dörfer zu zerſtreuen, aus deren Vereinigung Megalopolis entſtanden war. Die Thebaner eilten den Angegriffenen mit einem Heere zu Hülfe, und es kam nach einem kurzen, mit wechſelndem Glücke geführten

Kriege zu einem Vergleich, welcher die Dinge im alten Zuſtand ließ (352 v. Chr.).

Unterdeſſen hatten auch die Phokier ihren Krieg begonnen, welcher unter dem Namen des phokiſchen oder dritten heiligen Kriegs durch ſeinen Ausgang eine große und allgemeine Wichtigkeit erhielt. Einer ihrer Mitbürger, Philomelus, welcher wegen der Rolle, die er ſelbſt dabei zu ſpielen gedachte, einen Krieg wünſchte, hatte die Phokier durch die Hoffnung auf den Beiſtand der Athener und Spartaner ermuthigt, und ſie zugleich bewogen, den Kampf eiligſt zu beginnen, um durch einen plötzlichen Überfall die Stadt Delphi mit ihrem reichen Tempel einzunehmen, und ſich dadurch gleich anfangs gegen die Feinde in Vortheil zu ſetzen. Philomelus war zum Oberbefehlshaber erwählt worden und ſogleich nach Sparta gereiſt, wo er zwar die gewünſchte Unterſtützung nicht erhalten konnte, wohl aber das Verſprechen künftigen Beiſtands und eine kleine Summe Geld als Beitrag zu den Koſten, welche die Anwerbung von Truppen erforderte.

Philomelus ſammelte darauf im Peloponnes zwei bis dreitauſend Söldner, und marſchirte mit denſelben ſogleich auf Delphi los. Er bemächtigte ſich ohne Mühe der Stadt und des Tempels, und ſchlug die Bewohner von Amphiſſa zurück, welche dem Tempel zu Hülfe geeilt waren. Nachdem er hierauf den gegen Phokis und Sparta geſchleuderten Bannſpruch, der in einer Säule des Tempels eingegraben war, hatte austilgen laſſen, erklärte er den Delphiern, daß die Phokier keine feindſeligen Geſinnungen gegen ſie hegten, wohl aber ihr altes Recht in Betreff des Tempels zu behaupten wiſſen würden. Die Delphier hatten nämlich von jeher die Aufſicht über den Tempel für ein ihnen allein zuſtehendes Recht erklärt, die übrigen Bewohner von Phokis aber hatten dieſes Recht auch für ſich in Anſpruch genommen. Schon früher war es darüber zu häufigen Streitigkeiten und einmal ſogar zu einem Kriege zwiſchen Beiden gekommen. Die Phokier hatten damals mit Hülfe der Athener ihren Anſpruch behauptet (ſiehe Thl. I. S. 418); zur Zeit Lyſander's aber hatten ſie, weil die Böotier und andere Völker feindlich gegen ſie geſinnt waren, die Aufſicht über den Tempel wieder verloren. Sie gaben jedoch ihr Recht niemals auf, und es war daher natürlich, daß Philomelus

nach der Einnahme von Delphi dasſelbe wieder geltend machte.

Die Thebaner nebſt den übrigen Böotiern, die Theſſalier und einige kleineren Völker ergriffen jetzt ebenfalls die Waffen, um die Phokier aus dem Beſitz der Stadt Delphi und des dortigen Tempels zu vertreiben, und das Anſehen des Amphiktyonen-Bundes gegen ſie aufrecht zu erhalten. Auf dieſe Weiſe begann der zehnjährige Krieg, in welchem die Phokier anfangs allein gegen eine ziemliche Zahl verbündeter Staaten kämpften, und auch ſpäter eine verhältnißmäßig nur geringe Unterſtützung von außen erhielten. Es liegt auf den erſten Blick hin etwas Überraſchendes darin, daß ein kleines Land wie Phokis im Stande war, einen ſo bedeutenden und langwierigen Krieg zu führen; allein wenn man die Verhältniſſe näher betrachtet, ſo wird dies leicht begreiflich. Phokis war ein Bergland mit nur wenigen kleinen Ebenen, und enthielt zwanzig Städte, welche die ganze Bevölkerung des Landes in ſich ſchloſſen; dieſe Städte lagen alle auf felſigen Anhöhen, ſie waren wohlbefeſtigt, und zwei von ihnen, welche als die Hauptfeſtungen des Landes angeſehen werden konnten, waren an den beiden einzigen, in das Innere führenden Päſſen erbaut, nämlich Elatea auf der von Theſſalien herkommenden Straße und Parapotamii auf der böotiſchen. Die Phokier konnten alſo, ungeachtet ihrer geringen Zahl, wegen der Beſchaffenheit des Bodens in ihrem eigenen Lande ſich leicht vertheidigen. Sie beſaßen außerdem von jeher großen Muth und eine unbegrenzte Liebe zur Freiheit, und wurden in dem damaligen Kriege auch noch durch einige andere Umſtände begünſtigt. Ihre Gegner hatten nämlich in den Athenern und Spartanern geſchworne Feinde, und wenn dieſe auch anfangs den Phokiern nur eine geringfügige Hülfe leiſteten, ſo mußte doch ſchon die allgemein bekannte Stimmung der beiden früheren Hauptſtaaten Griechenlands die Phokier mit Vertrauen und Hoffnung erfüllen, auf ihre Gegner aber entmuthigend einwirken. Endlich ſetzten ſich die Phokier gleich anfangs in den Beſitz des delphiſchen Tempels, bemächtigten ſich der großen Schätze, welche in demſelben aufgehäuft lagen, und konnten alſo bei der Menge brodloſer Söldner, die in Griechenland umherſchwärmten, leicht ein zahlreiches Heer anwerben.

Philomelus verwandelte ſogleich einen Theil der Schätze des delphiſchen Tempels in Geld, um ſein Söldnerheer vermehren zu können. Dies war das erſte Mal, daß ein griechiſcher Staat ſich an den Schätzen des Haupttempels von Griechenland vergriff. Der einmal begangene Tempelraub wurde von den Phokiern im weiteren Verlaufe ihres Kampfes noch einige Male wiederholt, und der phokiſche Krieg erhielt dadurch eine Bedeutung, welche weit über die Zeit desſelben hinausreichte, und auf das geſammte Griechenland umgeſtaltend einwirkte. Durch die Beraubung des delphiſchen Gottes wurde der religiöſe Glaube der Griechen in ſeinem Einfluß auf die Gemüther ſo ſehr erſchüttert, daß es unmöglich ward, ſein Anſehen je wieder herzuſtellen. Der heiligſte Tempel von Griechenland blieb zehn Jahre lang in den Händen derer, welche ſich an dem Eigenthum desſelben auf die frevelhafteſte Weiſe vergriffen, und mit dem aus den Tempelſchätzen gewonnenen Gelde ihren Krieg führten. Welchen zerſtörenden Einfluß mußte dieſer zehnjährige Zuſtand auf das Gemüth des an und für ſich ſchon ſo lebhaften griechiſchen Volks ausüben! Welchen verderblichen Eindruck mußte es machen, wenn man die von dem frommen Sinne der Voreltern geſtifteten Weihgeſchenke in den Handel gebracht und zu profanen Zwecken entweiht ſah; wenn, was nicht ſelten Statt fand, feile Dirnen und andere zur tiefſten Stufe der Erniedrigung herabgeſunkenen Menſchen von den Anführern des tempelräuberiſchen Heeres mit heiligen Koſtbarkeiten des Apollo-Tempels beſchenkt wurden! Geſchah es doch, daß ſolche Creaturen das Eigenthum des Gottes, die heiligen Opferſpenden der Vorfahren, als Schmuck trugen, und daß, wie z. B. einmal in der Stadt Metapontum geſchah, bei Feſten gemeine Citherſpielerinnen mit einem Tempelgeſchenk geſchmückt auftraten, welches dem delphiſchen Gotte einſt von derſelben Stadt verehrt worden war, deren Bürger jetzt dieſe Entweihung mit anſehen mußten! Wie konnten endlich die vielen Griechen, welche als Söldner im phokiſchen Heere dienten, noch länger etwas von einer Religion halten, deren größtes Heiligthum ſie ſelbſt geplündert hatten!

Die Vernichtung des alten Glaubens, welcher durch die Entartung der vorhergehenden Zeit ohnehin bereits gelitten hatte,

war die wichtigſte, aber nicht die einzige Folge des unſeligen phokiſchen Kriegs. Mit der Beraubung des heiligſten Sitzes der Gottheit ſchwand natürlich auch das Vertrauen in die Sicherheit der Tempel. Dieſe waren von jeher ſichere Aufbewahrungsorte von Geldern, ſo zu ſagen heilige Banken geweſen, und hatten daher auch für den Handel die größte Wichtigkeit. Sie konnten dazu nicht länger dienen, ſobald mit der Ehrfurcht vor ihnen auch das Vertrauen in ihre Sicherheit verſchwand; auch der Handel mußte alſo eine große Änderung erleiden. Dieſe beſtand darin, daß jetzt das Geld ganz in die Hände der ſogenannten Trapeziten oder Wechsler kam, und daß dadurch die eigentlichen Geldgeſchäfte und der Wucher in einem früher unbekannten Grade aufblühten.

Dazu kam noch, daß durch den Raub der delphiſchen Tempelſchätze das baare Geld, welches unter den Griechen im Umlauf war, ſehr bedeutend und ſehr ſchnell vermehrt wurde. Es brachte dies in Griechenland ebenſo die größte allgemeine Veränderung hervor, wie im neueren Europa die Einfuhr edler Metalle aus dem neu entdeckten Amerika, durch welche ebenfalls das baare Geld übermäßig vermehrt und der Werth desſelben in gleichem Grade verringert ward. Ja, in Griechenland war die dadurch hervorgebrachte Wirkung ſogar noch größer. In Europa erfolgte die Zunahme des baaren Geldes nur allmälig, ſie fand nicht in einem einzelnen Lande, ſondern in einem ganzen Welttheile Statt, und die vermehrte Geldmaſſe vertheilte ſich außerdem über die meiſten Gewerbe und unter alle Stände. In Griechenland dagegen blieb die Vermehrung des Geldes ganz allein auf ein verhältnißmäßig ſehr kleines Land beſchränkt, ſie erfolgte ferner ganz plötzlich, und die neu in den Verkehr gebrachten Summen kamen ſogleich in die Hände ſolcher Menſchen, welche ſie auf die ſchnödeſte Weiſe vergeudeten, und dadurch nur diejenige Art von Betriebſamkeit förderten, die man in allen wohlgeordneten Staaten mit dem größten Nachdruck zu hemmen ſucht. Das einzige einigermaßen ähnliche Beiſpiel von einer, ohne Einfluß auf die Induſtrie Statt gefundenen plötzlichen Vermehrung des baaren Geldes bietet der ſpaniſche Staat dar, deſſen unmittelbar nach der Entdeckung von Amerika eintretendes Sinken ſeinen Grund zum Theil

in dem Umſtande hat, daß die Maſſe des Geldes zu ſchnell zunahm, und vorzugsweiſe in die Hände der höchſten Stände oder bloßer Abenteurer kam.

Wir haben keine zuverläſſige Angabe über die Menge edler Metalle, welche im delphiſchen Tempel aufgehäuft lag, und durch den phokiſchen Krieg in Umlauf gebracht wurde. Die ſeit alter Zeit dahin geſandten Weihgeſchenke hatten einen ſehr großen Werth, ſie waren jedoch nicht mehr alle vorhanden, als die Phokier ſich der Schätze des Tempels bemächtigten. Der Betrag alles deſſen, was die Phokier vorfanden und in Geld verwandelten, läßt ſich nicht berechnen, und das Alterthum hat uns keine ſicheren Berichte darüber überliefert. Dürfte man den Angaben des Diodor, eines keineswegs zuverläſſigen griechiſchen Geſchichtſchreibers, Vertrauen ſchenken, ſo betrüge die ganze Summe, welche während des zehnjährigen Krieges zu Delphi geraubt und in Umlauf gebracht wurde, mehr als zehntauſend Talente oder ſechsundzwanzig Millionen Gulden (vierzehn und eine halbe Millionen Thaler), oder nach dem zu jener Zeit ſechs- bis achtfach höheren Werthe des Geldes mindeſtens hundert ſechsundfünfzig Millionen Gulden (ſiebenundachtzig Millionen Thaler). Wenn man nun dieſe Summe ſogar bis auf die Hälfte verringert, und dabei in Erwägung zieht, wie wenig baares Geld ſelbſt in unſerer Zeit und in den reichſten Ländern der neueren Welt in Umlauf iſt, ſo wird man leicht beurtheilen können, welche plötzliche und verderbliche Umwälzung aller bisherigen Verhältniſſe durch das Ausmünzen der delphiſchen Schätze herbeigeführt wurde. —

Das Erſte, was Philomelus nach der Beſetzung des delphiſchen Tempels that, war die Vermehrung der phokiſchen Soldtruppen von dreitauſend auf zehntauſend Mann, und die Befeſtigung der Stadt Delphi. Der Kampf ſelbſt, welcher hierauf ſich entſpann, zeichnete ſich im erſten Jahre durch nichts als durch die Grauſamkeit aus, mit der er von beiden Seiten geführt wurde. Die Feinde der Phokier ließen alle Gefangenen als Tempelräuber hinrichten, und die Phokier vergalten Gleiches mit Gleichem, bis endlich die Erſteren von ihrer Grauſamkeit abſtanden, und ſo das gegenſeitige Morden der Gefangenen aufhörte. Im erſten Jahre des Krieges waren die beiden ſtreitenden Heere an Macht ein-

ander ziemlich gleich; im zweiten aber rüſteten die Böotier und ihre Verbündeten ein größeres Heer aus. Philomelus konnte daher das Feld nicht mehr behaupten, und wich dem Kampfe aus. Nachdem ihm dies eine Zeitlang gelungen war, wurde er endlich an einem höchſt ungünſtigen Orte zu einem Treffen gezwungen. Er ward geſchlagen, ſein Heer ergriff die Flucht, und er ſelbſt verlor dabei ſein Leben. Er war, nachdem er ſeine zerſprengten Truppen vergebens zu ſammeln geſucht hatte, in die Berge gedrängt worden, und ſah ſich plötzlich am Rande eines Abgrundes den nachſetzenden Feinden preisgegeben. Rettungslos verloren, beſchloß er ſich ſelbſt den Tod zu geben, um nicht in die Gewalt ſeiner Feinde zu gerathen, und ſtürzte ſich nach einer tapferen Gegenwehr in den Abgrund hinab (354 v. Chr.). Sein Bruder Onomarchus ſammelte die Reſte des geſchlagenen Heeres, und führte ſie glücklich nach Delphi zurück.

Ein Theil des phokiſchen Volkes war nach dem Tode des ſeitherigen Anführers der Meinung, daß man den unglücklichen Krieg aufgeben und ſich mit den Feinden verſtändigen ſolle; allein Onomarch, welcher aus Privatrückſichten die Fortdauer des Krieges wünſchte, wußte in der Verſammlung ſeiner Landsleute der entgegengeſetzten Meinung den Sieg zu verſchaffen. Er ſelbſt wurde hierauf zum Feldherrn mit unumſchränkter Gewalt erwählt. Onomarch griff in viel größerem Maße als ſein Bruder zu den Tempelſchätzen, warb neue Truppen, und ſuchte in Theſſalien Hülfe. Die Böotier gaben ihm die dazu nöthige Friſt, da ſie, durch perſiſches Geld bewogen, einen Theil ihres Heeres nach Bithynien ſchickten, um dort einem perſiſchen Satrapen gegen ſeinen Herrn beizuſtehen. Der Krieg erhielt auf dieſe Weiſe eine andere Richtung.

In Theſſalien herrſchte damals Lykophron, einer der Mörder Alexander's von Pherä, in Gemeinſchaft mit ſeinem jüngeren Bruder Pitholaus über ein beträchtliches Stück Land. Dieſen gewann Onomarch durch bedeutende Summen von dem Gelde, welches er aus dem Gold und Silber der delphiſchen Weihgeſchenke hatte ſchlagen laſſen. Zu gleicher Zeit ſetzte Onomarch durch eben dasſelbe Mittel ſich auch mit Athen und Sparta in eine engere Verbindung. Mit dieſen beiden Staaten insgeheim

einverſtanden, von Lykophron unterſtützt und außerdem auch durch die Zwietracht und theilweiſe Unthätigkeit ſeiner Feinde begünſtigt, machte Onomarch eine Zeitlang ſehr glückliche Unternehmungen. Er verheerte einzelne Striche von Lokris und Doris, brandſchatzte mehrere Städte dieſer Landſchaften und eroberte das wichtige Orchomenos in Böotien. Dieſe Fortſchritte der phokiſchen Waffen machten nicht blos den Böotiern, ſondern auch den ariſtokratiſchen Familien in Theſſalien bange. Die Letzteren ſahen ein, daß durch die Zunahme der phokiſchen Macht auch der mit Onomarch verbündete Tyrann Lykophron in ſeiner Herrſchaft mehr befeſtigt werden würde. Sie baten daher den macedoniſchen König um Hülfe, und dieſer ließ ſich nicht lange bitten. Er erſchien mit ſeinem Heere in Theſſalien zu derſelben Zeit, als auch ſiebentauſend Mann phokiſcher Truppen, welche Onomarch unter der Anführung ſeines Bruders Phayllus dem Tyrannen von Pherä zu Hülfe ſchickte, daſelbſt ankamen. Philipp ſchlug bald beide Gegner in einem entſcheidenden Treffen, und jagte die phokiſchen Hülfstruppen in die Flucht.

Auf die Nachricht von der Niederlage ſeines Bruders ſtellte Onomarch die von ihm unterdeſſen in Böotien begonnenen Unternehmungen ſogleich ein, und eilte mit ſeiner geſammten Macht nach Theſſalien. Philipp wurde von ihm in zwei Treffen kurz nach einander geſchlagen, und nur ein meiſterhafter Rückzug nach Macedonien rettete den Reſt ſeines Heeres (353 v. Chr.). Die Macedonier mußten die Theſſalier ihrem Schickſale überlaſſen, und auch Onomarch zog wieder nach Böotien zurück. Als die Phoker hier ihre Verheerungen von neuem begonnen hatten, und endlich ſo glücklich geweſen waren, die Stadt Koronea zu erobern, erſchien auch Philipp wieder in Theſſalien. Dadurch ſah Onomarch ſich gezwungen, noch einmal mit ſeiner ganzen Macht in dieſes Land zu ziehen. Er brachte ein Heer von zwanzigtauſend Mann zu Fuß und fünfhundert Reitern mit, Lykophron vereinigte ſeine Truppen mit demſelben, und auch die Athener, welche jetzt fühlten, daß ihr eigenes Intereſſe mit dem der Phokier verſchmolzen ſei, hatten eine Flotte mit Landungstruppen abgeſchickt, um die Phokier gegen Philipp und die theſſaliſchen Freunde desſelben zu unterſtützen; dieſe Hülfe kam aber zu ſpät an der Küſte von

Theſſalien an. Onomarch's Fußvolk, welches nur von fünfhundert Reitern unterſtützt ward, konnte es in den Ebenen des Landes mit der ſchweren theſſaliſchen Reiterei nicht aufnehmen; es wurde in zwei Schlachten geſchlagen und erlitt einen ſchweren Verluſt. Gegen das Ende der zweiten Schlacht näherte ſich die atheniſche Flotte unter Chares der theſſaliſchen Küſte, gerade an der Stelle, wo der Kampf Statt fand; ſie kam jedoch zu ſpät und konnte blos einige wenige fliehende Phokier retten. Dreitauſend Phokier wurden von Philipp zu Gefangenen gemacht, die Zahl der Getödteten aber ſoll mehr als ſechstauſend betragen haben. Unter den Letzteren befand ſich auch Onomarchus. Die Leiche desſelben wurde, wie es heißt, auf Philipp's Befehl ans Kreuz geſchlagen, die andern gebliebenen Phokier aber ließ der macedoniſche König als ſolche, die mit Fluch beladen ſeien und deshalb die Ehre der Beſtattung verwirkt hätten, ins Meer werfen (353 v. Chr.).

Die nächſte Folge der von den Phokiern erlittenen Niederlage war der Sturz der Tyrannen von Pherä, Lykophron und Pitholaus. Dieſe ſahen jetzt keine Möglichkeit, ſich länger zu behaupten, ſie übergaben daher ihre Stadt freiwillig dem Sieger, und zogen mit ihren Miethstruppen nach Phokis. Philipp hielt nicht für rathſam, ſeinen Sieg zu einem Einfall in Phokis zu benutzen, um ſo weniger, da die Athener den aus Theſſalien in dieſes Land führenden Paß ſchnell beſetzt hatten. Er zog dagegen aus ſeinem Glücke den Vortheil, daß er ſeine Herrſchaft in Theſſalien feſter gründete. Während Phayllus, der Nachfolger Onomarch's im Commando des phokiſchen Heeres, durch nochmalige Beraubung des delphiſchen Gottes ein neues Heer ſchuf, zu welchem bald auch tauſend Spartaner, fünftauſend vierhundert Athener und zweitauſend Achäer ſtießen, verweilte Philipp in Theſſalien, um daſelbſt die nöthigen Maßregeln zu treffen. Er ſicherte ſich dadurch, daß er einige theſſaliſchen Feſtungen mit macedoniſchen Truppen beſetzte, die erworbene Herrſchaft, ordnete die Verfaſſungen der einzelnen Städte und Landſchaften, und knüpfte durch die Art und Weiſe der von ihm gemachten Einrichtungen nicht blos den Adel, ſondern auch das Volk an das macedoniſche Reich. Philipp hob nämlich vor allen Dingen die allgemeine Bundes-

verſammlung der Theſſalier auf, führte ſtatt derſelben die vor Alters gebräuchlich geweſene Eintheilung des Landes in vier Diſtrikte wieder ein, und gab jedem dieſer vier Theile ſeine eigene Regierung und ſein beſonderes Oberhaupt; in den einzelnen Städten aber ſetzte er eine ſehr ſtrenge Oligarchie ein, und zwar meiſtens in der Weiſe, daß die Regierung nur in den Händen von zehn Familien lag. Durch jene Eintheilung des Landes in vier mit einander nicht verbundene Provinzen machte Philipp die für ſeine Herrſchaft gefährliche Einheit des Ganzen unmöglich; die Oligarchie aber war diejenige Regierungsform, durch welche er ein Volk, das ſehr ſchwer im Gehorſam zu halten war, am beſten beherrſchen zu können glaubte. Außerdem bildeten die zur Oligarchie der einzelnen Städte gehörenden Familien ein Gegengewicht gegen die Beherrſcher der vier Provinzen; endlich aber ward durch alle dieſe Einrichtungen dem Ehrgeiz der herrſchenden Klaſſe unter den Theſſaliern ein Spielraum geöffnet, und ſo häufige Streitigkeiten unter dem Adel hervorgerufen, durch welche dieſer immer an Philipp, als den alleinigen Richter, gewieſen und folglich auch in Abhängigkeit von ihm erhalten wurde. Philipp verfuhr überhaupt mit der größten Vorſicht und Behutſamkeit gegen die Theſſalier, weil er einſah, wie nützlich und faſt unentbehrlich dieſe Nation ihm für ſeine ferneren Kriegszüge wäre, und wie wenig er wagen dürfte, gewaltſame Truppen-Werbungen bei derſelben anzuſtellen. Er beſchränkte deshalb die gewohnten Freiheiten der Theſſalier nicht mehr, als durchaus nöthig war, ſchenkte ihnen ſogar Päſſe und Gegenden, welche in der letzten Zeit nicht mehr zu ihrem Lande gehört hatten, für daſſelbe aber von Wichtigkeit waren, und verlangte dafür weiter nichts, als die Theilnahme der ritterlichen Mannſchaft des Landes an ſeinen Kriegszügen.

Während der phokiſche Krieg die Hauptkräfte des eigentlichen Griechenlands noch längere Zeit in Anſpruch nahm, verfolgte Philipp in andern Gegenden ſein Ziel. Von dem Augenblick an, wo er in Theſſalien Herr geworden war, verdoppelte er ſeine Thätigkeit, und machte damals, wie zu jeder Zeit, durch die Art, wie er ſein Glück gebrauchte, ſich dieſes Glückes würdig. Er eilte zunächſt nach dem ſüdlichen Thracien, wo er bereits feſten Fuß gefaßt hatte, benutzte ſehr geſchickt die Theilung des Landes

unter verſchiedene kleine Fürſten, vertrieb einige derſelben, und machte andere dadurch, daß er ſich zum Beſchützer derſelben aufwarf, von ſich abhängig. Zu gleicher Zeit traf er die nöthigen Maßregeln zur Errichtung einer macedoniſchen Flotte. Obgleich er bald darauf in Folge ſeiner unaufhörlichen Anſtrengungen ſchwer erkrankte, und nach der Krankheit ſich von ſeiner körperlichen Schwäche kaum erholen konnte, ſo ließ er ſich dadurch doch nicht abhalten, die nöthigen Vorkehrungen zur Ausführung eines längſt ſchon entworfenen Hauptplanes zu treffen. Dieſer Plan war die Unterwerfung von Olynth, der wichtigſten Stadt auf der Halbinſel Chalcidike.

Philipp gebrauchte gegen Olynth vor allem Andern dasjenige Mittel, deſſen man ſich zu ſeiner Zeit in jeder griechiſchen Stadt mit ſicherem Erfolge bediente, und welches auch der ſchlaue macedoniſche König überall anzuwenden pflegte, — die Beſtechung. Unter den vielen Ausſprüchen, welche theils wirklich von Philipp herrühren, theils auch, wie dies bei allen großen Herrſchern zu geſchehen pflegt, von der Nachwelt ihm in den Mund gelegt worden ſind, iſt jenes Wort am berühmteſten geworden, daß es keine Feſtungsmauer gebe, über die nicht ein mit Gold beladener Eſel ſpringen könne. Wie wahr dieſer Ausſpruch in Betreff der damaligen Griechen war, beweiſt ſowohl der Umſtand, daß Philipp in allen bedeutenden griechiſchen Städten ſich durch Geld Anhänger verſchaffte, als auch namentlich die Art und Weiſe, wie Olynth in ſeine Gewalt kam. Zwei angeſehene Bürger von Olynth, Laſthenes und Euthykrates, wurden nebſt manchen andern von dem macedoniſchen König durch Geld bewogen, die Verräther ihrer Vaterſtadt zu werden; und ſo groß war die Verdorbenheit jener Zeit, daß dieſe feilen Menſchen die von Philipp erhaltenen Geſchenke in Olynth öffentlich zur Schau tragen durften, und daß ſpäter, als der Krieg mit Philipp bereits ausgebrochen war, es den beiden genannten Verräthern gelang, ſich das Commando der olynthiſchen Reiterei zu verſchaffen.

Philipp trat, nachdem er lange die Maske der Freundſchaft getragen hatte, endlich offen gegen Olynth auf. Er rüſtete ſchnell ein Heer, und eilte die Stadt anzugreifen (349 v. Chr.). Zu ſpät ließen ſich die Olynthier von den Freunden der Freiheit in

ihrer Stadt dahin bringen, daß ſie in Athen Hülfe ſuchten, und zu ſpät ſetzten Demoſthenes und andere Gegner Philipp's bei den Athenern durch, daß man das angebotene Bündniß der Olynthier annahm. Als dies aber endlich geſchehen war, waren die Athener ſehr ſaumſelig mit ihrer Hülfe, während Philipp ſich gerade durch den Abſchluß dieſes Bündniſſes bewegen ließ, den Krieg doppelt eifrig zu betreiben, und ſo ſchnell als möglich die mit Olynth verbündeten kleineren Städte in Thracien wegzunehmen. Die Athener ſchickten, durch des Demoſthenes Beredſamkeit dazu angetrieben, den Olynthiern zweimal Truppen zu Hülfe, aber an der Spitze derſelben ſtanden der elende Schwelger Chares und der noch größere Wüſtling Charidemus, der als ein feiler Miethling bald den Athenern, bald den Thraciern, bald perſiſchen Statthaltern ſeine Dienſte verkaufte. Weder dieſe Führer noch ihre Truppen taugten etwas zum Kampfe mit einem Philipp; im Gegentheil, Charidemus, welcher allein von beiden Anführern in die Stadt Olynth ſelbſt drang, benahm ſich ſammt ſeinen Söldnern daſelbſt ſo zügellos lüderlich und übermüthig, daß er den Olynthiern ſtatt der Hülfe nur eine neue Laſt und Gefahr brachte. Ein drittes Heer, welches Athen auf Demoſthenes Betreiben nach Olynth zu ſchicken beſchloß, wurde zu ſpät ausgerüſtet: die Stadt war, noch ehe dieſe Hülfe ankommen konnte, ihrem Schickſale bereits erlegen.

Philipp war, nach der Eroberung der mit Olynth verbündeten thraciſchen Städte, mit ſeinem Heere ſchnell bis in die Nähe von Olynth ſelbſt vorgedrungen, und hatte die Olynthier zur Unterwerfung aufgefordert, wobei er ihnen zugleich ſeinen feſten und unabänderlichen Willen ausſprach, daß ſie, wie einſt die Bewohner von Methone, jedenfalls insgeſammt ihre Stadt verlaſſen müßten. Als die Olynthier ſeine Aufforderung zurückwieſen, begann er ſogleich die Belagerung. Die Olynthier vertheidigten ſich, ungeachtet der Überlegenheit ihrer Feinde und der Schlaffheit ihrer Freunde, aufs hartnäckigſte, geriethen aber endlich durch die in ihrer Mitte lebenden Verräther in Philipp's Gewalt. Sie hatten an Apollonides einen ſehr tüchtigen Anführer ihrer Reiterei, und verdankten bei den verſchiedenen Ausfällen, welche gemacht wurden, der Tapferkeit und Geſchicklichkeit desſelben manchen Vortheil; deſſen ungeachtet gelang es den von Philipp beſtochenen Bürgern, ihn bei dem

Volke zu verdächtigen, und dieſes dahin zu bringen, daß es den fähigſten Mann im ganzen Heer, angeblicher hochverrätheriſcher Beſtrebungen wegen, nicht allein ſeiner Stelle entſetzte, ſondern auch aus der Stadt verbannte. Ja, dieſe Creaturen Philipp's trieben das betrogene Volk ſogar zu dem Beſchluſſe, daß ſtatt des Apollonides die beiden Hauptverräther, Laſthenes und Euthykrates, das Commando der Reiterei erhalten ſollten. Dieſe benutzten die erſte ſich darbietende Gelegenheit, um ihre Truppen in die Nähe eines feindlichen Hinterhalts zu führen, und ſie ſo den Macedoniern zu überliefern. Bald nachher war die Stadt genöthigt, dem Feinde ihre Thore zu öffnen (348 v. Chr.)

Das Schickſal, welches die Olynthier zu erleiden hatten, war ſchrecklich. Die Stadt wurde geplündert und geſchleift, die Einwohner aber zu Sklaven gemacht und theils verkauft, theils an Anhänger Philipp's in andern griechiſchen Städten verſchenkt. Die Urſachen dieſer harten Behandlung Olynth's mögen wohl folgende geweſen ſein. Philipp war wegen des großen Verluſtes, den ſein Heer durch die hartnäckige Vertheidigung der Stadt erlitten hatte, ſowie wegen der Aufnahme, welche zwei macedoniſche Hochverräther in derſelben gefunden hatten, gegen die Olynthier ſehr erbittert; er wollte außerdem andern Städten ein abſchreckendes Beiſpiel geben; er brauchte ferner Geld zur Verfolgung ſeiner weiteren Pläne, und endlich war die Stadt Olynth wegen ihres Reichthums, wegen ihres Anſehens unter den Griechen auf Chalcidike und wegen des ſtolzen Bewußtſeins ihrer großen früheren Bedeutung eine allzu gefährliche Nachbarin für Macedonien, als daß Philipp ſie hätte fortbeſtehen laſſen können.

Wenn bei dem Gedanken an das ſchwere Geſchick der Olynthier irgend etwas tröſtlich oder erfreulich ſein kann, ſo iſt es das Schickſal, welches die Verräther der Stadt zu erleiden hatten, und der edle Sinn, den der macedoniſche König und einer ſeiner Gäſte bei dem Siegesmahle zeigten. Laſthenes, Euthykrates und die übrigen Verräther wurden von Philipp, der ſich zwar des Verraths als eines Mittels zu ſeinen Zwecken bediente, die Verräther ſelbſt aber ſtets verabſcheute, den Soldaten preisgegeben und von dieſen getödtet. Bald nach dem Fall von Olynth hielt Philipp, bei Gelegenheit eines macedoniſchen Nationalfeſtes, auch ein Freu-

denmahl zur Feier der Eroberung dieſer wichtigen Stadt. Beim Schluſſe des Mahles wurden Geſchenke an die Gäſte ausgetheilt. Auch Satyrus, einer der berühmteſten Schauſpieler Athen's, welchen Philipp ſehr ſchätzte, ward aufgefordert, ſich eine Gunſt zu erbitten, und dieſer erſuchte nun den König, ihm die in Olynth gefangenen und zu Sklavinnen gemachten Töchter ſeines Freundes Apollophanes von Pydna zu ſchenken, indem er ſich jedes andere Geſchenk verbat und die Erklärung hinzufügte, daß er, wenn der König ſeiner Bitte willfahre, die Abſicht habe, den Unglücklichen die Freiheit und zugleich eine gute Ausſtattung zu geben. Apollophanes war ein perſönlicher Feind Philipp's geweſen, er hatte an der Ermordung des älteſten Bruders desſelben thätigen Antheil gehabt, und es ſchien daher dem König eine Ehrenſache, die Töchter dieſes Mannes zurückzuhalten. Deſſenungeachtet opferte Philipp dem Satyrus ſeine Rache auf; denn er wollte ſich vor den anweſenden Gäſten nicht durch den edlen und hohen Sinn des Schauſpielers beſchämt ſehen, und einen hochgeſchätzten Künſtler nicht unbeſchenkt laſſen.

6. Philipp II. und der dritte heilige Krieg von der Eroberung Olynth's an bis zum Ende dieſes Krieges.

Während Philipp in Theſſalien und Thracien ſeine Herrſchaft erweiterte, wurde der phokiſche Krieg ohne Unterbrechung fortgeſetzt, und die Lage der Dinge im eigentlichen Griechenland geſtaltete ſich immer mehr ſo, daß Philipp's Oberherrſchaft zugleich unentbehrlich und unabweisbar wurde. Phayllus, welcher nach Onomarch's Tod den Oberbefehl der Phokier übernommen, und durch eine neue Beraubung des delphiſchen Tempels ein bedeutendes Heer zuſammengebracht hatte, verheerte einzelne Gegenden von Böotien und Lokris; ſo oft er aber auf offenem Felde ſich mit ſeinen Gegnern zu meſſen wagte, zog er ſtets den Kürzeren. Schon im zweiten Jahre ſeines Commando's erkrankte er an der Schwindſucht und bald darauf ſtarb er (352 v. Chr.). Die Phokier ernannten an ſeine Stelle Onomarch's Sohn, Phaläkus, ſetzten demſelben aber, weil er noch ſehr jung war, einen älteren Mann, Mnaſeas,

an die Seite. Der Letztere wurde ſchon im nächſten Jahre, bei einem nächtlichen Überfall der Thebaner, erſchlagen, und Phaläkus ſtand ſeitdem allein an der Spitze des phokiſchen Heeres. Dieſer war, wie es ſcheint, einem ſo ſchwierigen Geſchäft, als die Leitung eines aufgereizten Volkes iſt, nicht gewachſen; denn er wurde, obgleich er nach manchen Wechſelfällen endlich große Vortheile über die Böotier erfochten hatte, von ſeinen Landsleuten abgeſetzt (347 v. Chr.). Man hatte ihm aus der Beraubung des delphiſchen Tempels ein Verbrechen gemacht, und auf dieſen Vorwurf hin das Commando genommen, wahrſcheinlich aber geſchah es blos den Athenern und Spartanern zu Gefallen, welche die Phokier damals nur ſehr ſchwach unterſtützten, und vorgeblich an der Entweihung eines Tempels Anſtoß nahmen.

Phaläkus mußte bald wieder in ſeine frühere Stelle eingeſetzt werden; denn er hatte ſich nicht nur eine mächtige Partei im Volke gebildet, ſondern auch ſeine Söldner beibehalten, und ſich dadurch ſeinen Gegnern furchtbar gemacht. Der große Anhang, welchen Phaläkus im Volke hatte, und die Menge von Soldaten, die ſich als in ſeinen Dienſten ſtehend anſahen, gaben dieſem Manne, ſobald er den Oberbefehl wieder erhalten hatte, eine übermächtige, für die Phokier verderbliche Stellung. Es wurden dadurch nicht allein die Verhältniſſe überhaupt verwirrt und die glückliche Führung des Krieges erſchwert, ſondern das gebieteriſche Benehmen des Phaläkus und ſeiner Officiere hatte auch zur Folge, daß zuletzt ſelbſt die Spartaner und Athener nicht länger den Phokiern beiſtehen konnten, und dieſe ihrem Schickſale überlaſſen mußten. Die Phokier wurden dadurch um ſo mehr in Noth gebracht, als damals auch der delphiſche Tempelſchatz erſchöpft war, und ihnen alſo das nöthige Geld zur nachdrücklichen Fortſetzung des Krieges zu mangeln begann. Zum Unglück für ſie hatten gerade um dieſelbe Zeit, als Phaläkus den Oberbefehl wieder übernahm, die Böotier den macedoniſchen König zu wiederholten Malen um Hülfe gebeten, und dieſer war mit den thraciſchen und theſſaliſchen Angelegenheiten bald ſo weit fertig geworden, daß er die Hände frei hatte und den Kern ſeiner Macht nach Griechenland führen konnte. Vergebens boten die Spartaner und Athener, als die von Macedonien her drohende Gefahr näher heranrückte, bei den Phokiern

und bei Philipp Alles auf, um dieſelbe abzuwenden. Einerſeits ließ Phaläkus die Unterhandlungen ſeiner Landsleute mit beiden Staaten nicht zum Schluſſe kommen, und andererſeits wußte Philipp Alle, die Athener und Phokier wie die Böotier, ſehr geſchickt zu täuſchen. Auf dieſe Weiſe blieben die Phokier ſich ſelbſt überlaſſen, und als endlich Philipp mit ſeinem Heere gegen ſie heranzog, wurden ſie noch dazu von ihren eigenen Führern verrathen.

Philipp hatte, nach der Eroberung von Olynth, einerſeits den aus Theſſalien in das mittlere Griechenland führenden Paß Thermopylä, andererſeits die Meerenge des Hellespont, welche gleichſam als der Schlüſſel des ſchwarzen Meeres anzuſehen iſt, und für Athen wegen ſeines Seehandels eine beſondere Wichtigkeit hatte, als diejenigen beiden Punkte ins Auge gefaßt, durch deren Beſitz die Griechen ſeiner Herrſchaft nothwendiger Weiſe unterworfen werden würden. Es mußte dem macedoniſchen König, welcher ſeit der Einnahme von Olynth mit den Athenern im offenen Kriege war, zunächſt daran gelegen ſein, dieſes Volk zu beſänftigen oder einzuſchläfern, und ſo dasſelbe von der Beſetzung der Thermopylen und von der nachdrücklichen Vertheidigung des Cherſones abzuhalten. Dies gelang ihm vortrefflich. Er machte durch ausgeſchickte Schiffe die See unſicher und ſtörte den Seehandel der Athener; er ließ ihre Inſeln Lemnos und Imbros verheeren; ſeine Flotte ſetzte ſogar einmal an der Küſte von Attika Truppen ans Land, dieſe verwüſteten die Felder, und ſchlugen ein gegen ſie ausgeſandtes atheniſches Corps in die Flucht; endlich ließ Philipp auch auf den Inſeln Salamis und Euböa die Athener befehden. Zu gleicher Zeit knüpfte er mit einigen peloponneſiſchen Staaten bedenkliche Verbindungen an, bekriegte den thraciſchen König Kerſobleptes, und ließ durch ſeine Anhänger das atheniſche Volk bearbeiten. Alles dies trieb die Athener zu dem Wunſche, Frieden mit Philipp zu ſchließen, und ſie beſchloſſen endlich wirklich, Geſandte nach Macedonien zu ſchicken, um mit dem Könige über einen Frieden zu unterhandeln.

Die erſte Einleitung zu dieſem Friedensvorſchlage war durch die beiden atheniſchen Schauſpieler Ariſtodemus und Neoptolemus gemacht worden, welche damals häufig zwiſchen Macedonien und Athen hin und her reiſten, und von Philipp ungemein ge-

ſchätzt wurden. Dieſe Männer, die übrigens, wie alle ihre Kunſtgenoſſen, bei den alten Griechen eine weit ehrenvollere Stellung in der Geſellſchaft einnahmen, als die Schauſpieler zu unſerer Zeit, wurden von Philipp ſo ſehr geachtet, daß er es ihren Mitbürgern als eine wirkliche Gefälligkeit anrechnete, wenn ſie denſelben auf eine Zeitlang Urlaub ertheilten, um in ſeiner Reſidenz Gaſtrollen zu geben. Der eigentliche Vorſchlag zum Frieden, für welchen Neoptolemus und Ariſtodemus vorgearbeitet hatten, wurde dem atheniſchen Volke durch einige Bürger des erſten Ranges gemacht, denen Philipp manche Freundlichkeiten erwieſen, und namentlich ihre weggenommenen Schiffsgüter zurückgegeben hatte, weil er wohl wußte, wie viel in Athen ein angeſehener Privatmann vermöge. Das Volk nahm den Antrag dieſer Männer bereitwillig an, da es bereits zum Frieden geneigt war, und da ſelbſt ein Demoſthenes zu demſelben rathen zu müſſen glaubte. Es wurde alſo beſchloſſen, an Philipp eine förmliche Geſandtſchaft zu ſchicken. Unter den zehn Männern, aus welchen dieſe zuſammengeſetzt war, befanden ſich die beiden größten Redner der Athener, Aeſchines und Demoſthenes, ſowie Ariſtodemus, der erſte Schauſpieler ſeiner Zeit, welcher dem König Philipp an Würde im Benehmen nicht im mindeſten nachſtand.

Die Hauptſache bei dieſen Friedensunterhandlungen (347 v. Chr.) war für die Athener, nicht ſowohl den Cherſones gegen Philipp's Kriegsmacht und die Inſeln und Seeplätze gegen ſeine Kaperſchiffe ſicher zu ſtellen, als vielmehr den macedoniſchen König von weiteren Schritten auf Euböa abzuhalten, den aufs Äußerſte gebrachten Kerſobleptes zu retten, und die Phokier, gegen welche die Thebaner Philipp zu Hülfe gerufen hatten, in den Frieden mit einzuſchließen. Das Letztere war aber gerade das, was Philipp am allerwenigſten zugeben konnte; er wünſchte vielmehr, gerade weil er die Phokier gern bekriegen wollte, die Athener durch Friedensunterhandlungen ſo lange ſicher zu machen, bis er von ihrer Verbindung mit den Phokiern nichts mehr zu fürchten haben würde. Um dies zu erreichen, bot Philipp ſeine ganze Schlauheit auf, und gebrauchte mancherlei Mittel. Zuerſt warf er den Apfel der Zwietracht unter die Geſandten. Dann bewies er vorzugsweiſe zweien unter ihnen die größte Aufmerkſamkeit und Freundlichkeit, nämlich dem ihm

längſt ergebenen Philokrates, der ſich ebenfalls bei ber Geſandtſchaft befand, und dem großen Redner Aeſchines, welcher bisher ſein entſchiedener Gegner geweſen war. Philipp gewann den Letzteren durch ſein Benehmen ganz und gar für ſich. Außerdem hielt der König die Geſandten ſo lange als möglich bei ſich zurück, und als er ſie endlich nach Hauſe entließ, gab er ihnen ein Schreiben an die Athener mit, welches mit Verſicherungen der friedlichſten und freundſchaftlichſten Art angefüllt war, und das Anerbieten eines Friedensvertrags enthielt.

Während man in Athen über den Inhalt von Philipp's Brief und über die von den Geſandten abgeſtatteten Berichte hin und her ſtritt, ſetzte Philipp ſeine Eroberungen in Thracien fort. Nach Athen ſchickte er ſeine drei beſten, auch in der Handhabung der Staatsangelegenheiten ausgezeichneten Generale, Antipater, Parmenio und Eurylochus, vorgeblich um den Frieden abzuſchließen, eigentlich aber um durch neue Schwierigkeiten denſelben ſo lange als möglich zu verzögern. Als die Athener, nach langen Verhandlungen, mit dieſen endlich über einen Vertrag übereingekommen waren, wurde eine zweite feierliche Geſandtſchaft an Philipp abgeſchickt, um den Friedensvertrag durch den König unterzeichnen und beſchwören zu laſſen. Die Mehrzahl dieſer Geſandten, unter welchen auch Aeſchines ſich befand, war an Philipp verkauft, deshalb ſchoben ſie ihre Abreiſe unter allerlei Vorwänden möglichſt lange hinaus, und als ſie endlich in Folge eines förmlichen Befehls der Volksverſammlung abreiſen mußten, brachten ſie auf dem Wege nach Philipp's Reſidenz Pella, wohin man von Athen aus in ſechs Tagen gelangen konnte, nicht weniger als dreiundzwanzig Tage zu. In Pella ſelbſt warteten ſie mehrere Wochen lang auf die Ankunft des Königs, ſtatt zu ihm nach Thracien zu reiſen. Dadurch gewann Philipp die nöthige Zeit, um den Reſt von Kerſobleptes Reich und andere Gegenden Thraciens zu erobern, und die wichtige Stadt Kardia im Cherſones, ſowie eine Anzahl atheniſcher Feſtungen an der thraciſchen Küſte einzunehmen.

Nachdem es ſoweit gekommen war, konnte von einem Frieden, wie er zwiſchen Philipp's Geſandten und den Athenern verabredet worden war, nicht mehr die Rede ſein. Philipp erklärte den atheniſchen Geſandten, welchen nach ihrer Abreiſe von Athen noch De-

moſthenes zugeordnet worden war, daß er zwar den Athenern den Beſitz des Cherſones laſſen wolle, daß aber die Phokier vom Frieden ausgeſchloſſen bleiben müßten. Zu gleicher Zeit täuſchte er die Geſandten durch allerlei Verſprechungen, die er ihnen jedoch meiſtens nur durch ſeine Leute heimlich zuflüſtern ließ, und an welche er deswegen durchaus nicht gebunden war. Er erklärte ihnen z. B., es geſchehe nur aus Rückſicht auf die Thebaner, daß er die Phokier nicht ausdrücklich in die Friedensurkunde aufgenommen haben wolle, ſeine wirklichen Abſichten aber ſeien nicht auf dieſe, ſondern auf die Thebaner ſelbſt gerichtet. In Theſſalien, wohin die atheniſchen Geſandten den König auf ſeinem Marſche nach Phokis begleiteten, kam endlich die Unterzeichnung des Friedens zu Stande. Das betrogene atheniſche Volk wurde zwar bald enttäuſcht, aber als es durch eine dritte Geſandtſchaft gegen die Ausſchließung der Phokier proteſtiren laſſen wollte, war es bereits zu ſpät: noch ehe die Geſandten zu Philipp gelangten, hatte dieſer ſeinen Schlag ausgeführt.

Die Phokier ſelbſt hatten, vor dem Abſchluß des Friedens zwiſchen Philipp und den Athenern, den drohenden Sturm dadurch zu beſchwören geſucht, daß ſie die Letzteren um Hülfe erſuchten. Sie hatten den Athenern das Anerbieten gemacht, in die Feſtungen Nicaea, Thronium und Alpenus, welche in der Nähe der Thermopylen lagen, eine atheniſche Beſatzung aufzunehmen. Die Athener waren auch darauf eingegangen, allein als die Sache zur Ausführung kommen ſollte, verweigerte Phaläkus, der in Nicaea ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte, die Abtretung der drei Feſtungen, und mishandelte ſogar die phokiſchen Geſandten, welche den Vertrag mit Athen abgeſchloſſen hatten. Nachdem hierauf die Athener ihren Frieden mit Philipp zu Stande gebracht hatten, wies Phaläkus auch das Anerbieten des ſpartaniſchen Königs Archidamus III., jene Feſtungen zu beſetzen und die Phokier gegen Philipp zu ſchützen, auf eine ſchnöde Weiſe zurück. Bei den Friedensverhandlungen zwiſchen Athen und Philipp endlich täuſchte der Letztere durch ſeine Vorſpiegelungen nicht weniger die Phokier als die Athener. Jene beruhigten ſich, als Philipp ihnen ſeine vorgeblich freundliche Geſinnung ausſprechen ließ, beſonders deshalb, weil die Athener, die Todfeinde der Thebaner, es waren, die den Frieden mit Philipp

geſchloſſen hatten, und weil in der atheniſchen Volksverſammlung von den angeſehenſten Staatsmännern die günſtigſten Verſicherungen über des Königs Abſichten in Betreff des phokiſchen Volks gegeben worden waren. In Folge dieſer Erklärungen hatte das atheniſche Volk ſogar durch einen beſonderen Beſchluß die Phokier aufgefordert, ihre Sache dem Spruche der Amphiktyonen zu unterwerfen, denen Philipp die Entſcheidung überlaſſen wolle. Da auf das beſtimmteſte ausgeſprochen worden war, daß Philipp ſich bei den Amphiktyonen der Phokier annehmen würde, ſo ſetzten die Phokier dem macedoniſchen Heere, als es in ihr Land eindrang, nicht einmal einen Widerſtand entgegen. Dieſer würde übrigens auch nichts gefruchtet haben, weil Philipp für alle Fälle Vorkehrung getroffen, und namentlich durch Unterhandlungen mit Phaläkus ſich in den Beſitz der die Thermopylen beherrſchenden Feſtungen geſetzt hatte. Phaläkus war wegen der bedenklichen Lage der Dinge auf die ihm angebotene Unterhandlung ſogleich eingegangen, und hatte ſeine Landsleute verrathen, um ſich ſelbſt und ſeine Söldner zu retten; er übergab die Feſtungen den Macedoniern, und erhielt dagegen für ſich und ſein Raubvolk freien Abzug in den Peloponnes, von wo dieſe rohe Horde ſpäter abenteuernd nach Kreta und dann nach Sicilien ſegelte.

Die armen Phokier ergaben ſich dem macedoniſchen König auf Gnade und Ungnade (346 v. Chr.), und mußten auf eine harte Weiſe für die Sünden büßen, welche hauptſächlich von den, ihnen nicht weniger als ihren Nachbarn läſtig geweſenen, Söldnern begangen worden waren. Philipp ließ die Amphiktyonen zur Entſcheidung über das Schickſal der Phokier zuſammenkommen, und dieſe ſprachen ein hartes Urtheil über dieſelben aus. Die Phokier ſollten nämlich von dem Amphiktyonen-Bunde ausgeſchloſſen, und dagegen an ihrer Stelle Philipp in denſelben aufgenommen werden. Ihre Pferde und Rüſtungen ſollten verkauft, der Erlös daraus zum Erſatz des dem delphiſchen Gotte Geraubten verwendet, und von ihren Feldern eine übermäßig ſtarke jährliche Abgabe ſo lange entrichtet werden, bis der Gott vollſtändig entſchädigt ſei. Außerdem ſollten alle Städte des Landes zerſtört werden, und den Phokiern für die Zukunft nur in kleinen Dörfern zu wohnen erlaubt ſein. Endlich ſollte über die Landesflüchtigen dieſes Volkes

und über alle Andern, welche bei dem Tempelraub thätig geweſen waren, der Fluch ausgeſprochen werden. Philipp, welcher mit der Ausführung dieſes Beſchluſſes beauftragt wurde, erhielt zugleich durch die Amphiktyonen das Recht der Oberaufſicht über den delphiſchen Tempel und den Vorſitz bei den pythiſchen Spielen. Das letztere Ehrenrecht hatten ſeither die Korinther beſeſſen, es wurde ihnen aber damals genommen, weil ſie mit den Phokiern verbündet geweſen waren. Auch Sparta wurde aus dem gleichen Grunde von den Amphiktyonen durch Ausſtoßung aus dem Bunde beſtraft. Philipp verfuhr bei der Vollziehung des gegen die Phokier erlaſſenen Urtheilsſpruches, welcher natürlich ganz und gar von ſeinem Willen abgehangen hatte, mit Härte und Grauſamkeit. Die beſchloſſenen Zerſtörungen wurden mit der größten Strenge und Rückſichtsloſigkeit ausgeführt, das Land auf dieſe Weiſe halb einer Wüſte gleich gemacht, und Tauſende von ſeinen Bewohnern als Sklaven nach Macedonien geſchleppt, wo derſelbe Schauſpieler Satyrus, der beim Untergang von Olynth ſeine Landsleute durch Hochherzigkeit und edlen Sinn beſchämt hatte, mit ſeinem eigenen Gelde viele von ihnen loskaufte.

Das harte Loos, welches Philipp über die unglücklichen Phokier verhängte, hat ſeinen Grund nicht in dem moraliſchen Charakter, ſondern in der Politik dieſes Mannes. Die beiden Nachbarvölker der Phokier nämlich, die Böotier und Theſſalier, deren Philipp zu ſeinen fernern Unternehmungen bedurfte, waren aufs heftigſte gegen die Phokier erbittert, weil dieſe aus Phokis eine Räuberhöhle gemacht, und mit ihren wilden Söldnerſchaaren zehn Jahre lang die angrenzenden Landſtriche geplündert und verwüſtet hatten. Wie ſehr aber Philipp durch eine harte Behandlung der Phokier beiden Völkern willfahrte, kann man aus dem Umſtande ermeſſen, daß die Abgeordneten einer theſſaliſchen Völkerſchaft bei der Amphiktyonen-Verſammlung durchaus alle erwachſenen Phokier getödtet haben wollten, und nur mit Mühe durch den atheniſchen Geſandten davon abgebracht werden konnten. Die Athener, welche durch den Ausgang des phokiſchen Kriegs auf ein Mal aus ihrer Täuſchung herausgeriſſen wurden, nahmen zwar eine erzürnte Miene an, rüſteten ſchnell ein Heer aus, und wollten anfangs nichts von der Aufnahme Philipp's in den Bund der Amphiktyonen wiſſen; allein

das ſo raſch auflodernde Feuer ihres Zorns erloſch bald wieder, ſie erkannten ihre Ohnmacht der Überlegenheit Philipp's gegenüber, und fügten ſich ruhig in die Umſtände. Philipp ſelbſt ſchickte bald darauf zur Feier der pythiſchen Spiele, denen Geſandte der meiſten griechiſchen Staaten beiwohnten, macedoniſche Bevollmächtigte, welche in ſeinem Namen dieſes Feſt leiteten, und benutzte dasſelbe, um diejenigen Griechen, die er mit ſeinen Waffen noch nicht erreichen konnte, durch die Befriedigung ihrer Eitelkeit und Schauluſt für ſich zu gewinnen.

7. Philipp II. und Griechenland in der Zeit zwiſchen dem dritten und vierten heiligen Krieg.

Durch die Unterwerfung der Phokier und durch die Stellung, welche Philipp in Folge derſelben bei den griechiſchen Staaten erhalten hatte, war im Grunde ſein Übergewicht entſchieden, und ſelbſt ſein erbitterter Gegner Demoſthenes hatte deshalb den Athenern, als ſie in Zorn und Rachgier über Philipp's Verfahren gegen die Phokier aufwallten, zum Frieden gerathen. Indeſſen ſchien es dem klugen König noch nicht Zeit, mit der eigentlichen Abſicht aller ſeiner Beſtrebungen hervorzutreten, ſondern er wartete einen geeigneteren Zeitpunkt ab, und machte es einige Jahre hindurch gerade ebenſo, wie er es vor ſeiner Einmiſchung in den phokiſchen Krieg gemacht hatte: er bereitete durch Unternehmungen in Thracien und anderen Gegenden und durch fortwährende Schwächung der Athener die ſichere Erreichung ſeines Hauptzweckes vor.

Philipp führte ſein Heer aus Phokis nach Macedonien zurück, nachdem er in Nicaea und einigen theſſaliſchen Städten eine Beſatzung zurückgelaſſen hatte, um ſich den Weg durch die Thermopylen nach Griechenland offen zu halten. Sein Hauptaugenmerk richtete er hierauf zunächſt auf Thracien. In dieſem Lande brachte er das ganze, auf den Kriegszug nach Phokis folgende Jahr (345 v. Chr.) zu; er machte daſelbſt verſchiedene Anordnungen zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft, und gründete namentlich mehrere neuen Städte, in welchen er viele der gefangenen Phokier mit Macedoniern vermiſcht anſiedelte. Im nächſten Jahre (344 v. Chr.)

unternahm der raſtlos thätige Mann einen Feldzug nach Illyrien, um ſich auch der im Weſten ſeines Reiches wohnenden Bergvölker zu verſichern, ehe er, was ſein eigentliches und letztes Ziel war, mit den vereinten Kräften Griechenlands gegen das perſiſche Reich zöge. Er unterwarf einen beträchtlichen Theil von Illyrien. Noch in demſelben Jahre begab er ſich nach Theſſalien, um die von ihm daſelbſt gemachten Einrichtungen noch mehr feſt zu ſtellen, und insbeſondere die Stadt Pherä zu demüthigen, welche ſich an den Gehorſam gegen ihn noch nicht hatte gewöhnen können.

In den nächſten Jahren war wieder Thracien der Hauptſchauplatz ſeiner Unternehmungen. Während er aber dort ſeine Herrſchaft ausbreitete, war er, wie früher, zu gleicher Zeit bemüht, rund um Griechenland herum feſten Fuß zu faſſen, und beſonders die Macht Athen's immer mehr zu umgarnen und zu ſchwächen. Er ſuchte ſeinen Einfluß in Euböa zu verſtärken, und dieſe Inſel mehr von ſich abhängig zu machen; er wußte ſich mit ſeinem Gelde ſelbſt bei den durch Fleiß und Betriebſamkeit ausgezeichneten Bewohnern von Megaris eine Partei zu verſchaffen, welche für ihn um ſo wichtiger war, als dieſes Ländchen am Eingange in den Peloponnes lag; er nahm auf der Weſtſeite von Griechenland den Korinthern die Städte Leukas in Akarnanien und Ambracia in Epirus weg; er knüpfte endlich auch in den Staaten des Peloponnes neue Verbindungen an. Neben dieſen, auf einzelne Städte gerichteten Beſtrebungen und Unternehmungen ſuchte Philipp zugleich durch Glanz und Freundlichkeit dem griechiſchen Volke überhaupt zu imponiren und dasſelbe immer mehr für ſich zu gewinnen. Alle griechiſchen Künſtler, Dichter und Gelehrte von Talent erfreuten ſich, wenn ſie an ſeinen Hof kamen, der ehrenvollſten Behandlung, und jeder angeſehene Mann, den in ſeinem Staate das Unglück der Verbannung getroffen hatte, wurde von Philipp mit offenen Armen aufgenommen.

Bei den Unternehmungen, welche Philipp während der nächſten Jahre (343 bis 339 v. Chr.) in Thracien machte, war es nicht blos auf die rohen Völkerſchaften des Landes, welche er bis zur Donau hin mehr oder weniger ſich unterwarf, abgeſehen, ſondern namentlich auch auf die atheniſchen Bundesgenoſſen und die Beſitzungen der Athener im Cherſones. Dies verſchaffte ſeiner Gegenpartei in

Athen wieder einen größeren Einfluß, und verwickelte die Athener nach und nach in einen neuen Krieg mit Philipp. Demoſthenes drang vor allen andern Rednern auf Krieg, und hielt um dieſe Zeit einen Theil jener berühmten Reden, welche nach ihrem Hauptgegenſtand Philippiken genannt werden, und deren Heftigkeit die Veranlaſſung gab, daß dieſer Namen für jede in leidenſchaftlichem Tone angreifende Rede gebräuchlich geworden iſt. Der atheniſche General Diopeithes, welcher mit einer beträchtlichen Flotte zur Beſchützung des Cherſones abgeſchickt worden war, brach zuerſt den zwiſchen Philipp und Athen beſtehenden Frieden. Er machte nämlich, während Philipp im Norden von Thracien beſchäftigt war, einen Streifzug in die macedoniſchen Beſitzungen dieſes Landes. Philipp verlangte die Beſtrafung des Generals wegen dieſer Verletzung des Friedens, die Athener wieſen aber das Anſinnen des Königs nicht allein zurück, ſondern ſie ließen auch dem Diopeithes das Commando im Cherſones, ſchickten Kaperſchiffe gegen die macedoniſchen Fahrzeuge aus, und übten allerlei andere Feindſeligkeiten.

Der macedoniſche König rächte ſich dafür an den auf dem weſtlichen Ufer des Marmara-Meeres gelegenen Städten Selymbria und Perinth; er blokirte die erſtere, und griff mit einem ſehr ſtarken Heere die zweite an (341 v. Chr.). Die perſiſchen Satrapen von Kleinaſien, welche nicht ohne Beſorgniß die Macedonier an den Grenzen ihres Reiches ſich feſtſetzen ſahen, nahmen ſich des bedrängten Perinth mit Nachdruck an: ſie ſchickten ein Söldner-Corps dahin, welchem es gelang ſich in die Stadt zu werfen, und machten ſo die Einnahme derſelben unmöglich. Andererſeits ließen die Athener zwanzig Schiffe abſegeln, um Selymbria mit Lebensmitteln zu verſorgen. Dieſes Geſchwader wurde unterwegs von Philipp's Flotte weggenommen und in einen macedoniſchen Hafen gebracht. Die Athener beſchwerten ſich darüber bei Philipp durch eine beſondere Geſandtſchaft; dieſer gab zwar die Schiffe wieder heraus, ſchrieb aber zu gleicher Zeit an die Athener einen bitteren, höhniſchen Brief, in welchem er denſelben ſagte, ſie möchten in Zukunft ihre obrigkeitlichen Stellen nicht ſolchen Männern anvertrauen, welche, wie die Abſender jener Schiffe, die Macht des Staates zum Nachtheile Anderer misbrauchten; wenn ſie dies beachten, und die-

jenigen, welche jetzt durch die Unterſtützung einer von ihm belagerten Stadt die Verpflichtungen des atheniſchen Volkes gegen ihn verletzt hätten, mit der gebührenden Strafe belegten, ſo werde er ſich befleißigen, auch ſeinerſeits den Frieden mit Athen zu bewahren.

Philipp's Gegner behielten, ungeachtet aller Bemühungen ſeiner Anhänger, das Übergewicht in Athen. Sie organiſirten ein förmliches Kaperweſen in dem nördlichen Theil des ägäiſchen Meeres, oder duldeten es doch wenigſtens. Der König, welcher zu jener Zeit auch darüber, daß die Stadt Byzanz ſeinen Antrag auf ein Bündniß gegen Athen zurückgewieſen hatte, ſehr verdrüßlich war, ſchrieb den Athenern bald wieder einen langen Brief, der faſt wie ein förmliches Kriegsmanifeſt lautete. Zuletzt richtete er ſeinen Angriff auch gegen die wichtige Stadt Byzanz. Die Athener faßten auf Demoſthenes Antrag den Beſchluß, daß der Frieden für gebrochen erklärt und den Byzantiern Hülfe geleiſtet werden ſolle. Während nun Philipp mit ungeheuren Anſtrengungen Perinth und Byzanz vergebens belagerte (341 u. 340 v. Chr.), griffen die Athener, welche ihre Flotte mit Truppen zum Entſatz von Byzanz ausgeſchickt hatten, den macedoniſchen König auch auf der Inſel Euböa an. Hier gelang es ihnen unter der Anführung Phocion's, die Beſatzungen Philipp's zu vertreiben und in allen Städten der gegen ihn feindlich geſinnten Partei das Übergewicht zu verſchaffen.

Philipp war nicht im Stande, Perinth und Byzanz einzunehmen, obgleich er die größten Anſtrengungen machte und alle Mittel der Belagerungskunſt aufbot. Die erſtere Stadt wurde durch den Muth ihrer Einwohner und die Hülfe der Perſer gerettet, die Letztere durch den Beiſtand Athen's und ihrer alten Verbündeten Rhodus, Kos und Chios. Wie ſehr aber die Athener wegen der Habgier ihrer Anführer und wegen ihrer eigenen Unzuverläſſigkeit allen ihren Bundesgenoſſen verdächtig waren, zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit auf eine recht auffallende Weiſe. Als nämlich die atheniſche Flotte, deren Commando dem nichtswürdigen Chares übertragen worden war, vor Byzanz ankam, wies man ungeachtet der großen Bedrängniß, in welcher ſich die Stadt befand, die von einem ſolchen Führer gebrachte Hülfe zurück, und zwang den athen-

iſchen Admiral mit ſeinen Schiffen wieder abzuſegeln. Erſt als der Oberbefehl der atheniſchen Hülfsflotte dem edlen Phocion, deſſen perſönlicher Charakter überall Zutrauen einflößte, übertragen worden war, ließen die Byzantier dieſelbe in ihren Hafen einlaufen.

Philipp gab endlich die Belagerung von Byzanz, Selymbria und Perinth auf, und ſuchte jetzt vor allen Dingen das Zutrauen ſeines Heeres zu ſeinem Feldherrn=Talent durch einen anderen Kriegszug wiederherzuſtellen. Er wandte ſich mit ſeinen Truppen gegen einige der auf der Nordſeite der unteren Donau wohnenden Nomadenſtämme, welche nebſt andern ähnlichen Völkerſchaften von den Griechen und Römern Scythen genannt wurden (ſ. Th. I. S. 120). Philipp verfolgte die Horden der Barbaren durch ihre Steppen, und machte eine große Beute an Waffen, Wagen, Pferden und Menſchen. Auf dem Rückmarſch aus dem Lande der Scythen wurde er durch einen Überfall der noch immer unbezwungenen Triballer der gemachten Beute beraubt, und erhielt ſelbſt eine gefährliche Wunde, welche eine unheilbare Lähmung nach ſich zog.

8. Der vierte heilige Krieg und die Unterwerfung Griechenlands unter die Macedonier.

Man ahnete damals in Griechenland nicht, daß jetzt gerade der Augenblick nahe ſei, wo Philipp Herr und Gebieter der griechiſchen Nation werden ſollte. Er war ja kurz vorher durch die Athener gezwungen worden, ein wohlberechnetes Unternehmen aufzugeben; dieſe hatten alle ſeine Truppen aus Euböa verjagt; Phocion hatte, nach der Aufhebung der Belagerung von Byzanz, mehrere macedoniſchen Städte an der Küſte von Thracien befreit, und die übrigen thraciſchen Beſitzungen Philipp's durch einen verwüſtenden Streifzug heimgeſucht; endlich waren die Kapereien der Athener ſo bedeutend geworden, daß ſogar die Ein= und Ausfuhr des eigentlichen Macedoniens geſtört war. Alle dieſe einzelnen Nachtheile aber, welche Philipp erlitt, berührten den Kern und das eigentliche Weſen der von ihm geſchaffenen Macht nicht, und die Lage der Dinge im Allgemeinen machte es den Griechen unmöglich, ſich der drohenden macedoniſchen Oberherrſchaft zu entwinden.

Es war wieder einer der ſogenannten heiligen Kriege, der den macedoniſchen König mit ſeinem Heere in das Innere von Griechenland führte. Ob, wie Demoſthenes verſichert, Philipp ſelbſt durch ſeine Anhänger den Ausbruch desſelben veranlaßte, oder ob der Zufall dieſen Krieg herbeiführte, iſt ungewiß. Die Bewohner der lokriſchen Stadt Amphiſſa hatten die Felder von Cirrha wieder angebaut, obgleich dieſe einige hundert Jahre früher dem delphiſchen Gott geweiht worden waren, und die Amphiktyonen damals über alle, welche dieſelben je wieder bebauen würden, den Fluch ausgeſprochen hatten (ſ. Th. I. S. 30). Die Amphiſſäer wurden deshalb auf einer Verſammlung der Amphiktyonen von Aeſchines, welcher als atheniſcher Geſandter derſelben beiwohnte, angeklagt. Manche behaupten, dies ſei im Einverſtändniß mit Philipp geſchehen; Aeſchines ſelbſt aber verſichert in einer der Reden, die ſich von ihm bis auf unſere Tage erhalten haben, er ſei zu dieſer Anklage nur durch den zufälligen Umſtand veranlaßt worden, daß der amphiſſäiſche Abgeordnete in der Amphiktyonen-Verſammlung die Athener der Theilnahme an dem phokiſchen Tempelraub beſchuldigt habe. Aeſchines wies dieſen Vorwurf mit der Erklärung zurück, daß die Amphiſſäer durch die Bebauung der heiligen Felder von Cirrha ſich mit Fluch beladen hätten; er zeigte den Amphiktyonen von dem Verſammlungsort aus dieſe Felder, durch deren Beſitznahme Amphiſſa ſich an dem Eigenthum des Gottes vergangen hatte, und riß die Verſammelten durch das Feuer ſeiner Rede zu dem Beſchluſſe hin, daß die Amphiktyonen ſelbſt, in Begleitung eines Theils der Bürger von Delphi, ſich auf die Felder begeben ſollten, um die auf ihnen befindlichen Wohnungen und Pflanzungen zu zerſtören. Dies wurde auch wirklich am nächſten Morgen ausgeführt; als aber die Amphiktyonen und ihre Helfer zu dem delphiſchen Tempel zurückkehrten, wurden ſie von den erbitterten Beſitzern der Felder überfallen, und entgingen nur mit Mühe der Rachgier und Wuth derſelben (339 v. Chr.).

Die Amphiktyonen beſchloſſen hierauf in einer Verſammlung, welcher auf Demoſthenes Antrag die atheniſchen Geſandten nicht beiwohnen durften, die Beſtrafung der Amphiſſäer, und es wurde ſogleich ein Heer zuſammengebracht, das dieſen Beſchluß ausführen ſollte. Unter der Anführung des Kottyphus, eines der Am-

phiktyonen, rückten die Truppen in das Gebiet von Amphiſſa ein, und unterwarfen die Bewohner desſelben. Hierauf wurden die Amphiſſäer zur Bezahlung einer beſtimmten Summe Geldes verurtheilt, ſie verweigerten aber die Zahlung derſelben, und jagten alle diejenigen unter ihren Mitbürgern, welche den Beſchluß der Amphiktyonen billigten, aus dem Lande. Dies wurde von den Amphiktyonen, in deren Rath die von Philipp abhängigen theſſaliſchen Stämme die Mehrzahl bildeten und er ſelbſt zwei Stimmen hatte, benutzt, um den macedoniſchen König in die Sache zu ziehen. Die Amphiktyonen faßten den Beſchluß, daß der von ihnen erwählte Feldherr Kottyphus zu Philipp reiſen und ihn erſuchen ſolle, dem Gotte Apollo und den Amphiktyonen beizuſtehen und nicht zuzugeben, daß der Gott von den ruchloſen Amphiſſäern beleidigt werde, zumal da die an der Verſammlung der Amphiktyonen Theil nehmenden Griechen ihn zu ihrem Anführer mit unumſchränkter Gewalt ernannt hätten.

Philipp, welcher gerade damals von ſeinem ſcythiſchen Feldzug zurückgekehrt war, ließ ſich nicht lange bitten. Er erſchien ſchnell an den Thermopylen, und zeigte durch die Art ſeines Auftretens ſogleich ganz andere Abſichten, als diejenigen waren, die ihn vorgeblich herbeigeführt hatten: Athen und Theben, nicht aber Amphiſſa, ſollten der Gegenſtand ſeines Kriegszuges ſein, Philipp ſuchte die Herrſchaft über Griechenland, nicht Rache für die beleidigte Gottheit. Die Athener hatten den Amphiſſäern zehntauſend Söldner zu Hülfe geſchickt, Philipp zog dieſen entgegen, und ſchlug ſie völlig. Hierauf eroberte er die mit dem Bannfluch beladene Stadt Amphiſſa. Die Athener, über die jetzt nicht mehr zu verkennende Abſicht Philipp's beſtürzt, ſchickten eine Geſandtſchaft an den König, welche ihn bewegen ſollte, ſo lange Halt zu machen, bis ſie Unterhandlungen mit ihm verſucht hätten. Dieſes Anſinnen war lächerlich, und wurde auch von Philipp in ſeinem Antwortſchreiben ſo behandelt.

Zu gleicher Zeit mit dieſer Botſchaft an Philipp hatten die Athener auch Geſandte an die meiſten griechiſchen Staaten geſchickt, um ſie zu einem Bunde gegen die Macedonier zu bewegen. Die Euböer, Megarer, Korinther, Achäer und die Städte Leukas und Korcyra gingen auf den Vorſchlag der Athener ein, die Thebaner

aber welche durch die Lage ihres Landes Böotien zwiſchen Phokis, wo Philipp ſich befand, und der Stadt Athen für die Letztere als Bundesgenoſſen gerade am wichtigſten geweſen ſein würden, trugen Bedenken, dasſelbe zu thun. Zugleich gab ſich Philipp die größte Mühe, die Thebaner für ſich zu gewinnen; er ſchrieb ihnen zu derſelben Zeit, als er die atheniſchen Geſandten heimſchickte, einen ſehr freundlichen Brief, und ſandte Python, ſeinen gewandteſten Unterhändler, nach Theben, um die Verbindung mit Athen zu hintertreiben. Die Thebaner waren ſeit dem phokiſchen Kriege mit Philipp in einem geſpannten Verhältniß, weil er damals nicht, wie ſie gehofft hatten, Orchomenos und einige andere böotiſche Städte ihrer früheren Botmäßigkeit unterworfen hatte. Sie ſchwankten jetzt zwiſchen Philipp und Athen hin und her, und konnten zu keinem Entſchluſſe kommen. Während ſie noch zauderten, marſchirte Philipp mit ſeinem Heere plötzlich auf die phokiſche Stadt Elatea los, welche auf der Straße von Thermopylä nach Böotien lag, und deswegen für Böotien eine große militäriſche Wichtigkeit hatte. Elatea wird mit macedoniſchen Truppen beſetzt und in aller Eile befeſtigt.

Der Eindruck, welchen die Nachricht von der Beſetzung Elatea's in Athen hervorbrachte, war ein ganz außerordentlicher. Es war Abend, als der Bote, welcher dieſe Nachricht überbrachte, im Prytaneum zu Athen anlangte. Die Prytanen, welche gerade bei Tiſche ſaßen, ſprangen ſogleich auf, und eilten fort, die einen, um die Strategen und Herolde zu holen, die andern, um die auf dem Markte befindlichen Buden niederzureißen und zu verbrennen, damit am andern Morgen in aller Frühe das Volk verſammelt werden könne. Sogleich gerieth die ganze Stadt in Unruhe und Bewegung. Am folgenden Morgen kamen mit Tagesanbruch die Senatoren in dem Rathsgebäude und die Bürger auf dem Markt zuſammen. Ehe noch der Senat die Botſchaft beſprochen und das, geſetzlicher Weiſe für jede vor das Volk zu bringende Sache nöthige, Gutachten abgefaßt hatte, waren bereits alle Bürger verſammelt. Sobald hierauf der Senat und die Prytanen in die Volksverſammlung eingetreten waren, wurde die empfangene Botſchaft den Bürgern verkündet, und ſodann die übliche Frage geſtellt, ob einer der Anweſenden etwas über dieſe Sache vorzutragen habe.

Mehrmals wiederholte der Herold dieſe Frage, aber Alle ſchwiegen; ſelbſt die Strategen, welche insgeſammt anweſend waren, theilten die allgemeine Beſtürzung, und wußten keinen Rath. Da erhob ſich endlich Demoſthenes, und benutzte die herrſchende Stimmung, um ſeine Mitbürger zu einem raſchen, kriegeriſchen Entſchluſſe zu treiben. Auf ſeinen Vorſchlag wurde beſchloſſen, daß die ganze Jugend der Stadt unter den Generalen Chares nnd Lyſikles gegen Philipp ausgeſchickt, und zugleich alle griechiſchen Staaten, beſonders aber die Thebaner, nochmals zur Theilnahme am Kampfe gegen den macedoniſchen König aufgefordert werden ſollten. Demoſthenes ſelbſt wurde als Geſandter nach Theben geſchickt. Er bemühte ſich lange vergebens, ſeiner Vaterſtadt den wichtigſten Bundesgenoſſen zu gewinnen. Erſt im Frühling, nachdem bereits zweimal ein kleiner Theil des atheniſchen Heeres ſich in unentſchiedenem Kampfe mit den Macedoniern gemeſſen hatte, vermochte des Demoſthenes Beredſamkeit, den alten Groll der Thebaner gegen Athen zu beſiegen, und dieſes Volk zu einem Bündniſſe zu bewegen.

Jetzt erſchienen die Truppen beider Staaten, durch die Macht einiger kleineren Völkerſchaften verſtärkt, gegen Philipp im Felde. Das verbündete Heer war vierzig bis fünfzigtauſend Mann ſtark. Philipp konnte demſelben nur dreißigtauſend Mann Fußvolk und zweitauſend Reiter entgegenſtellen, aber dieſes vortrefflich eingerichtete, in einer Reihe von Feldzügen geübte und von Feldherrn wie Philipp, Parmenio und Antipater angeführte Heer konnte, im Kampfe mit der eilig bewaffneten, des Krieges ungewohnten und von einem Chares und Lyſikles befehligten Jugend von Athen und Theben, des Sieges ſchon im Voraus ziemlich gewiß ſein. Demoſthenes verkannte dieſen großen Unterſchied beider Theile: er überſah die Ungleichheit der Kräfte und Talente, die auf ſein Betreiben jetzt mit einander in Kampf kamen, und erwartete von der ſchnell aufgeloderten Begeiſterung für die Freiheit eine Wirkung, welche ſie unmöglich haben konnte.

Die entſcheidende Schlacht wurde, im Auguſt des Jahres 338 v. Chr., bei der böotiſchen Stadt Chäronea geliefert. In derſelben gelang es den Athenern, welche den linken Flügel des verbündeten Heeres bildeten, die ihnen gegenüberſtehenden Macedonier zu werfen; auf der entgegengeſetzten Seite des Schlachtfelds aber

drängte unterdeſſen der neunzehnjährige Alexander, der den linken Flügel der Macedonier commandirte, und an dieſem Tage die erſte Probe ſeiner großen Talente gab, die feindlichen Schaaren zurück, und zwang ſie zu einer verwirrten Flucht. Die ſiegenden Athener ſetzten, ſtatt die noch unbeſiegte Phalanx anzugreifen, dem zurückweichenden rechten Flügel der Macedonier nach, und ſtürzten ſich dadurch ebenfalls ins Verderben. „Unſere Feinde verſtehen nicht zu ſiegen!" ſoll Philipp bei dem Anblick des unbeſonnenen Benehmens der atheniſchen Feldherrn ausgerufen haben. Er führte mit einer ſchnellen Schwenkung die dichtgeſchloſſene Phalanx gegen die des Sieges ſchon gewiſſen Feinde, und brachte ihnen ſchnell eine ſchmähliche Niederlage bei. Demoſthenes ſoll einer der erſten geweſen ſein, welche den Schild wegwarfen und ihr Heil in der Flucht ſuchten, doch iſt dieſe Nachricht keineswegs verbürgt. Von den Athenern blieben mehr als tauſend, zweitauſend aber geriethen in Gefangenſchaft. Auch von den Thebanern wurden viele getödtet und nicht wenige gefangen genommen. Unter den Gefallenen befand ſich auch die heilige Schaar der Thebaner, welche bis zu dieſem Tage unbeſiegt geblieben war, damals aber bis auf den letzten Mann den Tod erlitt. Die dreihundert Jünglinge, aus welchen dieſelbe beſtand, ſollen ihrem Eide getreu nicht gewichen, ſondern alle an der Stelle, auf der ſie während der Schlacht ſtanden, gefallen ſein. Das thebaniſche Volk beſtattete ſeine gebliebenen Mitbürger in ein großes gemeinſchaftliches Grab, und ließ auf demſelben einen koloſſalen Löwen von Stein aufſtellen. In neuerer Zeit ſind in der Gegend des alten Chäronea die Trümmer eines ungeheuren marmornen Löwen aufgefunden worden, welche man für die Überreſte dieſes Denkmales hält.

Am Abend nach der Schlacht hielt Philipp mit ſeinen Generalen ein Siegesmahl. Nachdem dasſelbe in Verbindung mit einem Trinkgelage bis tief in die Nacht hinein ſich verlängert hatte, ſoll Philipp mit ſeinen Gäſten ſiegestrunken das Schlachtfeld durchwandert haben. Sie kamen zuerſt an die Stelle, wo die Thebaner der heiligen Schaar, mit Wunden bedeckt, einer neben dem andern lagen; der Anblick der ruhmvoll gefallenen Helden erweckte Bewunderung und Theilnahme in der Seele der Sieger. Als ſie dagegen die Leichen der Athener ſahen, ſoll Philipp im Übermuth

eines vom Weine berauſchten Glücklichen das atheniſche Volk verhöhnt, und ſpottend die pomphaften und nur Siegeshoffnungen verkündenden Worte des Kriegs-Manifeſtes ſeiner Gegner hergeſagt haben. Der atheniſche Redner Demades aber, der ſich unter den Gefangenen befand, ſoll bei dieſem unwürdigen Benehmen des Königs demſelben mit Freimüthigkeit zugerufen haben: „Warum willſt du die Rolle des Therſites ſpielen, da dir das Schickſal die des Agamemnon zugetheilt hat?“ (ſ. Th. I. S. 197). Es wird noch hinzugeſetzt, daß Philipp durch dieſen Zuruf zur Beſinnung gekommen ſei, die Freudenkränze, mit welchen er geſchmückt geweſen, von ſeinem Haupte herabgeriſſen, und dem Demades zum Dank die Freiheit geſchenkt habe.

Wie auch Philipp im trunkenen Muthe damals gehandelt oder geſprochen haben mag, er zeigte ſich in dem, was er nach der Schlacht that, wahrhaft groß, und bewies der Welt durch ſein Verfahren, daß er nicht die Freiheit der griechiſchen Nation zerſtören, ſondern mit Beibehaltung aller beſtehenden Verfaſſungen und Formen herrſchen wolle. Wie glücklich wäre Griechenland geweſen, wenn es dem Beſieger deſſelben vergönnt geweſen wäre, alle Staaten dieſes Landes in einen monarchiſchen Bund zu vereinigen, und mit allgemeiner Zuſtimmung eine neue Ordnung der Dinge unter den Griechen zu begründen!

Philipp berührte den Boden des Landes Attika nicht, obgleich daſſelbe nach dem Siege bei Chäronea ihm offen ſtand; denn er ſah ein, daß dieſer Felſenboden ohne Freiheit ein menſchenarmes Land ſein würde. Er entließ die atheniſchen Gefangenen aus freien Stücken und ohne Löſegeld, und bewilligte den Athenern einen ſehr günſtigen Frieden. Sie mußten der Herrſchaft von Samos entſagen, blieben aber dafür im unbeſchränkten Beſitze ihrer Freiheit und Verfaſſung, und erhielten ſogar noch die Stadt Oropus, deren Beſitz lange Zeit der Gegenſtand blutiger Zwiſte zwiſchen ihnen und den Thebanern geweſen war. Ganz anders verfuhr Philipp mit den Thebanern, welche für das büßen mußten, was die Athener verſchuldet hatten; denn er ſah wohl ein, daß dem, der Theben beſitze, Attika jederzeit offen ſtehe. Die Thebaner mußten ihre höheren Beamtenſtellen im Intereſſe Philipp's neu beſetzen, und eine macedoniſche Beſatzung in ihre Burg aufnehmen.

9. Letzte Zeit Philipp's II.

Philipp hatte als das letzte Ziel ſeiner Beſtrebungen ſich die glänzende Aufgabe geſetzt, mit der vereinten Kraft Griechenlands und Macedoniens das perſiſche Reich zu erobern. Nachdem er durch die völlige Beſiegung der Griechen die Gründung ſeines macedoniſch-griechiſchen Reiches vollendet hatte, hätte überdies auch die Nothwendigkeit, ſein Heer zu beſchäftigen und ſeinen erſchöpften Finanzen aufzuhelfen, ihn zu einem ſolchen Kriege drängen müſſen. Bald nach der Schlacht bei Chäronea ließ er alle griechiſchen Staaten für das nächſte Frühjahr zu einer Nationalverſammlung in Korinth einladen, um dieſen perſiſchen Kriegszug zu berathen und zu beſchließen. Noch in demſelben Jahr, in welchem jene Schlacht geliefert worden war, durchzog Philipp mit einem Theile ſeines Heeres den Peloponnes, wiewohl die Berichte über dieſen Zug ſo beſchaffen ſind, daß derſelbe nur für ſehr wahrſcheinlich, nicht aber für ausgemacht gewiß gehalten werden kann. Philipp, dem es bei dieſer Unternehmung hauptſächlich um eine kräftige Unterſtützung der ihm befreundeten Staaten der Halbinſel zu thun war, ſchlug bei Mantinea ſein Lager auf, und durchſtreifte von da aus ganz Lakonien, ohne jedoch die Hauptſtadt des Landes anzugreifen. Die Spartaner ſahen ſich dadurch genöthigt, in Bezug auf ihre Nachbarſtaaten ſich dem Verlangen des macedoniſchen Königs zu fügen, welcher damals die Grenzſtreitigkeiten Sparta's mit den Argivern, den Meſſeniern und zwei arkadiſchen Staaten entſchied.

Im Frühling des Jahres 337 v. Chr. ward der von Philipp ausgeſchriebene Kongreß der griechiſchen Nation zu Korinth gehalten. Alle Staaten hatten Geſandte zu demſelben geſchickt, mit Ausnahme der Spartaner und Arkadier. Philipp hätte mit leichter Mühe auch dieſe zwingen können, ſich ſeinem Willen zu unterwerfen und an dem beabſichtigten Nationalkriege Theil zu nehmen; er that es aber ebenſowenig, als er jemals auf den Gedanken kam, Griechenland zu einer Provinz ſeines Reiches zu machen. Gerade dadurch gab er aufs klarſte zu erkennen, wie klug er im Gebrauch ſeiner Überlegenheit war, und welche große Achtung er für freie griechiſche Kraft hatte. Er ſah wohl ein, daß bei ſeinem großen Plane eines griechiſchen Nationalzuges gegen Perſien ein erzwungener

Gehorſam ihm eher nachtheilig als förderlich ſein würde. Aus ebendemſelben Grunde beſtach er auch auf der Verſammlung zu Korinth lieber einige der Geſandten, um durch ſie das, was er wünſchte, erbitten zu laſſen, als daß er, was für den Augenblick leicht geweſen wäre, es mit Gewalt erzwungen hätte. Er wußte durch Freigebigkeit und Freundlichkeit auch die übrigen Abgeordneten der Griechen für ſich zu gewinnen, ſo daß keiner dem von ihm gemachten Vorſchlage widerſprach, mit vereinten Kräften einen Krieg gegen die Perſer zu unternehmen, um die Frevel, welche dieſe einſt an dem griechiſchen Volke verübt hatten, vergeltend zu rächen. Der perſiſche Feldzug wurde einſtimmig beſchloſſen, Philipp zum Oberfeldherrn mit unumſchränkter Gewalt ernannt und, was das Wichtigſte war, dem macedoniſchen König das Recht ertheilt, die Beiträge der einzelnen Staaten an Geld und an Truppen zu beſtimmen. Die geſammte Kriegsmacht, welche Griechenland ohne Macedonien damals aufſtellen konnte, wird von einem Geſchichtſchreiber des ſpäteren Alterthums, vielleicht übertrieben, auf zweimalhundert tauſend Mann zu Fuß und fünfzehn tauſend Reiter geſchätzt.

Philipp ſtand jetzt am Ziele ſeiner Wünſche; aber die Ausführung deſſen, wofür er mit raſtloſer Thätigkeit ſein ganzes Leben hindurch gearbeitet und jetzt endlich alles vorbereitet hatte, ward ihm vom Schickſal nicht vergönnt. Ein gewaltſamer Tod raffte ihn gerade in dem Augenblicke dahin, als der perſiſche Feldzug beginnen ſollte. Schon waren die Contingente der griechiſchen Staaten aufgerufen, ſchon war eine Abtheilung des macedoniſchen Heeres unter den Generalen Parmenio und Attalus nach Kleinaſien voraus marſchirt, als Philipp vom Schauplatz des Lebens abgerufen wurde, um ſeine Stelle einem Sohne einzuräumen, welcher mehr, als je ein anderer Sterblicher, zur Unterwerfung des Orients und zur Gründung einer Weltherrſchaft befähigt war.

Philipp's Familienverhältniſſe waren in den letzten Jahren ſehr getrübt und zerrüttet worden. Er lebte mit ſeiner Gemahlin Olympias, einer Tochter des Königs Neoptolemus von Epirus, lange in Zwietracht, und trennte ſich zuletzt von ihr, um ſich mit Kleopatra, einer Nichte ſeines Generals Attalus, zu vermählen. Bei dieſer Vermählung kam es, als alle Theilnehmer des Feſtes

vom Weine erhitzt waren, zu einer heftigen Scene zwiſchen Attalus und Alexander, dem Sohne der Olympias, und ſelbſt Vater und Sohn geriethen mit einander in einen Zwiſt der ärgſten Art. Alexander zog ſich in Folge davon nach Illyrien zurück, und auch die verſtoßene Olympias verließ damals Macedonien, um ſich nach Epirus zu begeben, wo ihr Bruder Alexander I. den königlichen Thron inne hatte. Bald nachher ſöhnte ſich Philipp wieder mit Alexander aus, und dieſer kehrte an den Hof zu Pella zurück. Olympias ſuchte zwar von Epirus aus das Feuer von neuem anzufachen, und namentlich auch ihren Bruder für ſeinen Thron beſorgt zu machen und zu einem Kriege mit Philipp zu bewegen; allein alle ihre Bemühungen ſcheiterten, ſobald Philipp, dem beim Beginn des perſiſchen Kriegs Alles an einem friedlichen Verhältniß mit ſeinen nächſten Nachbarn gelegen ſein mußte, dem epirotiſchen Könige ſeine und der Olympias Tochter, Kleopatra, verlobte. Die Vermählung wurde in der macedoniſchen Stadt Aegä gefeiert. Philipp, welcher bei dieſer Gelegenheit, zum letzten Male vor der Abreiſe nach Aſien, ſich ſeinem Volke und den Griechen in ſeinem Glanze zeigen wollte, ließ die Vorbereitungen zu den größten und prachtvollſten Feſtlichkeiten treffen, und verſammelte alles, was irgend in ſeinem Reiche und in Griechenland ausgezeichnet war. Eine Menge griechiſcher Künſtler, Dichter, Redner und Staatsmänner erſchien bei dieſem Feſte, nebſt dem macedoniſchen Adel und den Häuptlingen der unterworfenen thraciſchen und illyriſchen Völkerſchaften.

Der erſte Tag des Feſtes wurde mit Empfangsfeierlichkeiten, Feſtzügen und Gelagen ausgefüllt. Am zweiten ſollten Wettkämpfe im Theater gehalten werden. Alle Straßen zu demſelben waren durch das Gewühl der Schauluſtigen belebt, als der König im feſtlichen Schmucke, umgeben von ſeiner Leibwache und ſeinem Hofſtaate, in das Theater zog. Erfreut über den Jubel der ihm fröhlich zujauchzenden Menge, wollte er vor dem Theatergebäude ſich traulich dem Volke nähern, und ſchickte ſeine Begleitung in das Theater voraus. In dieſem Augenblicke ſtürzte ein Menſch plötzlich auf Philipp zu, durchbohrte ihn mit einem Dolche, und entfloh auf einem bereitſtehenden Pferde, während der König niederſank und ſogleich ſtarb. Auf dieſe Weiſe verlor Philipp, der

Gründer des macedoniſchen Reichs, ſein Leben, und zwar gleichſam vor den Augen von ganz Macedonien und Griechenland, mitten in dem Glanze der größten Herrſchermacht und kurz vor dem Beginne eines Kriegszugs, der den Beſtrebungen ſeines thatenreichen Lebens die Krone aufſetzen ſollte (336 v. Chr.).

Sein Mörder war Pauſanias, ein macedoniſcher Edelmann und Soldat der königlichen Leibgarde. Die große Menge, welche ſtets das Außerordentliche am liebſten glaubt, begnügte ſich auch bei Philipp's Tode nicht mit der wirklichen, offenbaren Veranlaſſung, ſondern ſuchte den Mord aus weiter hergeholten Gründen zu erklären, und manche Schriftſteller haben den Gerüchten, welche in dieſer Beziehung verbreitet wurden, Glauben geſchenkt, und den Mord Philipp's der Rachſucht der Olympias zugeſchrieben. Wenn wir den Nachrichten dieſer Schriftſteller trauen dürften, ſo wäre Pauſanias nur das Werkzeug, Olympias aber die Anſtifterin der That geweſen, und ſelbſt Alexander hätte um dieſelbe gewußt; allein nach einer ſorgfältigen Prüfung aller Umſtände ſcheint mit ziemlicher Gewißheit angenommen werden zu müſſen, daß Philipp einer bloßen Privatrache ſeines Mörders zum Opfer gefallen iſt. Pauſanias nämlich, ein junger Menſch von heftigem und ſtolzem Sinne, war durch den General Attalus empfindlich beleidigt worden, und hatte den König vergebens um Rache angefleht; Philipp hatte den jungen Mann, der in ſeinem Rechte war, mit Geſchenken und Ehren zufrieden zu ſtellen geſucht, weil er aus Schonung gegen einen ausgezeichneten General von dieſem keine Genugthuung verlangen wollte. Darüber grollte Pauſanias dem König. Als dieſer nun ſich mit des Attalus Nichte vermählte, ſah Pauſanias alle Hoffnung ſchwinden, daß ihm je Genugthuung gegeben werden würde. Seine Rachgier wandte ſich ſeitdem gegen den König ſelbſt, und er beſchloß die Ermordung desſelben, indem er dabei annahm, daß Olympias und ihr Sohn dieſe That nicht ungern ſehen würden. Auf dieſe Weiſe büßte Philipp mit ſeinem Leben dafür, daß er der Rachgier eines hochfahrenden Jünglings keine Befriedigung gewährt hatte. Olympias ſcheute ſich nicht, die That laut zu billigen; Alexander aber ließ den Pauſanias auffangen und nebſt allen denen, welche um den Mord gewußt hatten, hinrichten.

Die Nachricht von Philipp's Tod wurde in vielen griechiſchen Staaten mit großer Freude aufgenommen, am meiſten aber bei dem atheniſchen Volke, welches bei dieſer Gelegenheit ſeinen Leichtſinn und ſeine Veränderlichkeit auf eine recht ſichtbare Weiſe zu erkennen gab. Unter allen freien Staaten, die zu dem Hochzeitsfeſte der Tochter Philipp's Ehrenkronen und niedrig ſchmeichelnde Adreſſen geſandt hatten, waren die Athener diejenigen geweſen, welche ſich am niederträchtigſten benahmen. Sie hatten ſogar den Volksbeſchluß gefaßt, daß Philipp unter den Schutz ihrer Geſetze geſtellt, und jeder, der ihm nach dem Leben trachten würde, wenn man ſeiner habhaft werden könne, ausgeliefert werden ſollte. Kaum war aber Philipp ermordet, ſo ließen eben dieſelben Athener ſich durch Demoſthenes bewegen, ein feierliches Dank- und Freudenopfer zu halten und durch einen Volksbeſchluß den Pauſanias des Ehrenkranzes für würdig zu erklären.

VIII. Geiſtiges Leben und moraliſcher Zuſtand der Griechen in der Zeit vom Beginn der Perſer=Kriege an bis auf Alexander den Großen.

1. Sittlicher Zuſtand.

Die hundert und fünfzig Jahre, welche vom Beginn der Perſer=Kriege an bis zu Alexander's Thronbeſteigung verfloſſen, umfaſſen die höchſte Blüthe des griechiſchen Geiſtes und Lebens, zugleich aber auch den beginnenden Verfall desſelben. Athen war in dieſer Zeit der Mittelpunkt der griechiſchen Welt, und gab in jeder Beziehung ſo ſehr den Ton an, daß an den inneren Zuſtänden und geiſtigen Beſtrebungen dieſer Stadt der Charakter des ganzen griechiſchen Lebens erkannt werden kann. Selbſt als der politiſche Einfluß der Athener geſunken war, erhielt ſich dieſe Bedeutung derſelben noch eine lange Zeit hindurch. Athen beherrſchte noch lange den Geiſt und die Sitten der Nation, nachdem ſeine politiſche Herrſchaft über Griechenland bereits an Theben und Macedonien übergegangen war. Übrigens hängt der ſittliche Zuſtand der Athener, wie der des geſammten griechiſchen Volks, auf das innigſte mit der Entwickelung des politiſchen Lebens zuſammen. Athen verdankte die große Bildung, welche ſeine Bürger auszeichnete, ſeiner trefflichen Staatsverfaſſung und den über die Perſer errungenen Siegen, durch welche der Geiſt ſeiner Bürger gehoben und mit großartigen Gedanken erfüllt wurde. Die Verfaſſung artete aber nach und nach in eine ſchrankenloſe Demokratie aus, die erlangte Macht brachte Übermuth und Herrſchſucht hervor, der erworbene Reich=

thum führte den Luxus und die Schwelgerei herbei, und ſo mußte mit der höchſten Blüthe des atheniſchen Staats auch die ſittliche Entartung ſeiner Bürger beginnen.

Das Leben der alten Griechen, namentlich in den demokratiſchen Staaten dieſes Volks, war ein Leben der Bewegung und in ſich ſelbſt ſo abgeſchloſſen, daß alle Beziehungen, alle Genüſſe, Beſchäftigungen und Beſtrebungen in einander eingriffen und von einander abhingen. Nichts war bei den Griechen vereinzelt, und wie der Staat, ſeiner Verwaltung nach, wirklich aus der verbundenen und für einander thätigen Geſammtheit aller Bürger beſtand, ſo übten auch alle Verhältniſſe des Lebens fortwährend einen Einfluß auf ihn aus, und wurden ſelbſt wieder durch die in ihm vorgehenden Veränderungen umgewandelt. Aus dieſem Grunde mußten ſich gerade in der Zeit der größten politiſchen Bewegungen Athen's einerſeits die Poeſie und Kunſt am raſcheſten entwickeln, andererſeits aber durch die im Staate auflebende Parteiwuth und Herrſchſucht die Moral Veränderungen erleiden, welche nothwendiger Weiſe in alle Klaſſen und Verhältniſſe eindrangen. Dieſe Veränderungen ſind oben in der Erzählung der politiſchen Geſchichte Griechenlands, mit deren wechſelnden Ereigniſſen ſie gleichen Schritt hielten, angegeben worden. Es bedarf daher zur Darſtellung des ſittlichen Zuſtands der Griechen in der Zeit vor Alexander dem Großen nur einer Zuſammenſtellung und weiteren Ausführung deſſen, was bereits früher angedeutet worden.

Der moraliſche Zuſtand des griechiſchen Volks war während der angegebenen Zeit in fortwährendem Sinken begriffen, und am Ende derſelben waren ſogar die unentbehrlichen Stützen der Sittlichkeit, die Religion, das moraliſche Gefühl und der Sinn für wahre Ehre, aus der herrſchenden Klaſſe in den griechiſchen Staaten faſt ganz geſchwunden. Wie ſehr zuletzt die große Mehrzahl der Staatsmänner entartet war, leuchtet faſt aus jedem einzelnen Ereigniß der inneren Geſchichte jener Zeit hervor, ſowie aus den Gerichtsverhandlungen, deren Überreſte ſich in den Schriften der griechiſchen Redner erhalten haben. Das einzige Beiſpiel des Timotheus, eines der ausgezeichnetſten atheniſchen Generale, kann genügen, um zu zeigen, wie ſehr bei dem größten Theile der Männer, welche an der Spitze der griechiſchen Freiſtaaten ſtanden, ſogar

der Sinn für ſittlichen Werth und die Scheu vor öffentlicher Entehrung geſchwunden waren. Timotheus ſchwur einſt in der Volksverſammlung, und verband einen Fluch gegen ſich und ſeinen Stamm mit dieſem Eide, daß er den Iphikrates anklagen wolle, um die Ausſtoßung desſelben aus der Bürgerſchaft zu bewirken; aber ſtatt dieſe vor dem geſammten Volke auf das feierlichſte übernommene Verpflichtung zu erfüllen, vermählte er kurz darauf ſeine Tochter mit dem Sohne des Iphikrates, weil er dabei ſeinen Vortheil fand. Demoſthenes trug bei einem Proceſſe, den er um einiger tauſend Gulden willen für einen Andern gegen Timotheus zu führen hatte, kein Bedenken, dem im Staate ſo hoch ſtehenden Manne jenen Eidbruch öffentlich vor den Richtern vorzuwerfen, und die Erklärung auszuſprechen, daß er dem Timotheus den Eid nicht zuſchiebe, weil derſelbe durchaus keine Scheu vor heiligen Dingen habe, und jeden Eid leiſten würde, wenn er dabei nur etwas gewinnen könne. Freilich waren die Menſchen damals, wie ſie immer zu ſein pflegen, wenn ſich in einzelnen großen Städten aller Reichthum und alle Genüſſe, erlaubte und unerlaubte, beiſammen finden: aber es muß doch ſehr weit gekommen ſein, wenn diejenigen, welche einen Staat leiten, öffentlich des Meineids ſchuldig erkannt werden, und doch ihre Stellung behaupten.

Wie traurig mußte es mit dem religiöſen Gefühl eines Volkes ſtehen, bei welchem der Meineid faſt nicht mehr als ein Verbrechen angeſehen wurde! Die Religion hatte ihr Anſehen und ihre Kraft verloren, und galt den Häuptern der Staaten nur für ein Gaukelſpiel. Das phokiſche Volk und die von ihm geworbenen Raubhorden ſcheuten ſich nicht, zu wiederholten Malen den heiligſten Tempel Griechenlands zu plündern, und die Opfergaben der Vorzeit zur Führung des Krieges und zur Befriedigung der roheſten Sinnenluſt anzuwenden. Dies war aber nicht etwa das einzige Mal, daß man ſich am Heiligſten vergriff, ſondern ſchon vor dem Tempelraube der Phokier hatten Andere in andern griechiſchen Ländern dasſelbe gethan. Der Tyrann Dionyſius der Ältere von Syrakus, welcher in der erſten Hälfte des vierten Jahrhunderts vor Chriſto lebte, plünderte, um ſich Geld zu verſchaffen, die angeſehenſten Tempel der Griechen in Unteritalien und Sicilien, und erlaubte ſich dabei ſogar noch höhnenden Spott über die Götter.

Als er z. B. einſt einer Jupiter-Statue ihren goldnen Mantel abnehmen ließ, ſagte er ſcherzend zu ſeiner Umgebung, er wolle den Jupiter von der unnützen Laſt ſeines Mantels befreien, denn dieſer ſei ja im Sommer zu ſchwer und im Winter zu kalt. Wie Dionyſius und die Führer der Phokier, machten es auch Iphikrates und ſeine Truppen. Als dieſer General einſt, nach der Einnahme von Korcyra, ſein Schiffsvolk fragte, was er mit den in den Tempeln der Stadt gefundenen Weihgeſchenken anfangen ſolle, erhielt er zur Antwort: er möge ſich nicht darum bekümmern, was den Göttern gehöre, ſondern wie er ſeine Soldaten bezahle.

Dieſe Angriffe auf die Religion, durch welche die ſittliche Verdorbenheit immer mehr geſteigert ward, blieben nicht blos bei dem äußeren Cultus und dem Eigenthum der Götter ſtehen, ſondern auch der Glauben ſelbſt wurde in ſeinem innerſten Weſen erſchüttert. Statt des, ſchon in den Homeriſchen Gedichten ausgeſprochenen ſittlichen Gefühls und ſtatt der poetiſchen Religion der Tragiker wurde dem Volke politiſche Weisheit und proſaiſche Weltklugheit gepredigt, und die Wiſſenſchaft der Sophiſtik oder die Kunſt, alle Dinge ſpitzfindig zu behandeln und zu ſeinen eigenen Zwecken beliebig zu wenden und zu drehen, wurde die Weisheit, nach welcher Alle ſtrebten, und die bei der Handhabung der Staatsangelegenheiten einem jeden unentbehrlich war. Unter dieſen Umſtänden blieb von der alten Religion nur das Gerüſt ſtehen, der innere Bau und die Grundlage derſelben ſtürzten zuſammen, und es erfolgte in Griechenland, was auch im neueren Italien ſchon längſt eingetreten iſt, und was den Jeſuiten als Ziel und Plan vorgeworfen wird, daß nämlich nur der Pöbel an die Götter glaubte, die Regierenden aber ſich dieſes Glaubens zu ihren perſönlichen Zwecken bedienten. Die Letzteren gebrauchten Religion und Cultus, ſo oft es ihnen nöthig und nützlich ſchien, als Maſchinerie; die durch Sophiſten verbildeten mittleren Stände aber entwarfen ſich ein eigenes Syſtem über Welt und Menſchheit, und verlachten das ganze überlieferte Religionsweſen; der Pöbel endlich ließ ſich, weil er zum Denken zu träge war, von dem Glanz der Tempelfeſte und von den mit dem Gottesdienſte verbundenen Gräueln der ſinnlichen Luſt hinreißen, und verſank immer tiefer in den Schmutz des Aberglaubens. Dazu kam noch, daß damals, wie zu allen Zeiten unter

gleichen Umſtänden, neben dem Unglauben auch der Myſticismus zu wuchern begann; denn dieſer iſt einem entnervten Geſchlecht ſtets willkommen, weil dasſelbe zum Phantaſiren immer noch Kraft genug hat, und der matte, nur paſſiv ſich regende Geiſt in unklaren Empfindungen und Vorſtellungen die ihm allein erwünſchte halbthätige Beſchäftigung ſucht. Damals fanden deshalb die Schwärmereien, welche aus der bei den Pythagoreern aufgekommenen Geiſtesrichtung ſich entwickelt hatten, eine ungemein günſtige Aufnahme in Griechenland, und auch der Philoſoph Plato trug nicht wenig dazu bei, daß ſtatt der alten ſinnlichen und poetiſchen Religion des griechiſchen Volkes myſtiſche Syſteme überhand nahmen.

Neben dieſer religiöſen Entartung kam in jener Zeit eine große Rohheit und Unmenſchlichkeit auf, welche durch die herrſchende geiſtige Bildung ebenſowenig gehemmt wurde, als der Unglauben und Aberglauben durch die Schwärmereien des Myſticismus. Dieſer gräßliche Charakterzug der Zeit war eine Folge der eingeführten Sklaverei. Es werden uns Abſcheulichkeiten berichtet, durch welche die mishandelten Sklaven und ihre Herren auf gleiche Weiſe herabgewürdigt wurden. Der geringſten Sache wegen gab man Sklaven der Folter preis, und zwar nicht etwa nur, um das Eingeſtändniß ihrer eigenen Vergehen zu erpreſſen, ſondern auch um von ihnen als bloßen Zeugen über irgend einen Vorfall Auskunft zu erhalten. Es wurden zuweilen ſogar ohne gerichtliche Procedur Sklaven von einzelnen Bürgern gefoltert, weil man irgend einen Argwohn gegen ſie hegte. Mitunter erlaubte man ſich auch gegen Freie ähnliche Gräuel und Mishandlungen, dieſe wurden aber freilich ſtets ſtrenge beſtraft, wenn anders irgend jemand ſeinen Vortheil dabei fand, die Sache vor das Gericht zu bringen.

Gegen dergleichen Barbareien bildet die Überfeinerung und Glätte der damaligen Griechen, beſonders der Athener, einen recht ſchneidenden Gegenſatz. Die Schriften aus jener Zeit zeigen in dem herrſchenden Ton des Verkehrs eine durch die feinſten Schattirungen ſich auszeichnende Urbanität, die attiſche Ausdrucksweiſe galt noch in ſpäteren Zeiten für das Muſter einer beſcheidenen, von Rechthaberei und ſteifer Behauptung freien Sprache, und doch waren Rohheiten, wie die angeführten, unter den feinen und ge-

fühlvollen Athenern etwas Gewöhnliches. Selbſt bei den angeſehenſten Leuten kamen mitunter Scenen von wahrhaft brutaler Art vor. So z. B. ſchimpften Demoſthenes und Aeſchines, die beiden größten Redner des Alterthums, deren Schriften ſich doch ſo ſehr durch jene attiſche Feinheit im Ausdruck auszeichnen, in ihren Reden einander auf die gröbſte Weiſe; ſie ließen ſich gegenſeitig zu Vorwürfen herab, wie ſie unter uns kein geſitteter Mann einem andern machen würde, und in den großen Meiſterwerken der Beredſamkeit, welche beide Männer uns hinterlaſſen haben, kommen Worte vor, die wir nur von Fiſchweibern zu hören gewohnt ſind. In den Werken des Demoſthenes befindet ſich eine gegen Meidias gehaltene Anklage-Rede, welche dadurch veranlaßt wurde, daß Meidias, einer der angeſehenſten Männer Athen's, den gleichfalls höchſt angeſehenen Demoſthenes im Theater mit Ohrfeigen und Fauſtſchlägen mishandelt hatte.

Ein ebenſo großer Contraſt zeigt ſich in der äußeren Erſcheinung der Menſchen jener Zeit. Eines Theils war die alte Einfachheit und echte Großartigkeit des Sinnes zurückgeblieben, und man konnte, wie das Beiſpiel des Epaminondas zeigt, die erſten Stellen im Staate bekleiden, ohne Reichthum zu beſitzen und äußeren Glanz zu zeigen; anderes Theils aber war von Aſien her die Liebe zu übermäßiger Pracht in alle griechiſchen Völkerſchaften eingedrungen. Jene rühmliche Seite des antiken Weſens war freilich damals auch ſchon im Schwinden begriffen, ſo daß Epaminondas, Sokrates, Diogenes und andere Männer, die ſich durch Einfachheit und ſchlichte Lebensweiſe auszeichneten, ihren eigenen Zeitgenoſſen als Erſcheinungen von außerordentlicher Art bewundernswerth erſchienen; aber doch lebte in den Griechen dieſer Zeit immer noch ſo viel von dem alten Geiſt, daß bei ihnen, wie unter Andern das Beiſpiel des, von der unterſten Stufe der Geſellſchaft bis zum höchſten Gipfel emporgeſtiegenen Iphikrates zeigt, dem Verdienſt an und für ſich ſelbſt ein leichterer und ſichererer Weg zu den erſten Staatsämtern offen ſtand, als im alten Rom oder in irgend einem Staate des Mittelalters und der neueren Zeit. Wie groß aber die Prachtliebe der Staatsmänner in jener Zeit zum Theil geworden war, und wie ſehr das Streben nach eitelem Glanze ſich geſteigert hatte, läßt ſich nicht beſſer anſchaulich machen, als mit

den Worten des Demoſthenes, welcher in einer ſeiner Reden dem atheniſchen Volk die Einfachheit der früheren Staatsmänner und die fürſtliche Pracht der angeſehenen Bürger ſeiner Zeit vor Augen führt. „In jener früheren Zeit, ſagt Demoſthenes, war es anders als jetzt. Damals war alles, was dem Staate angehörte, reich und glänzend, unter den einzelnen Bürgern aber zeichnete ſich äußerlich keiner vor dem andern aus. Noch jetzt kann jeder von euch ſich durch eigenen Anblick überzeugen, daß die Wohnungen eines Themiſtokles, eines Miltiades und aller übrigen großen Männer der Vorzeit durchaus nicht ſchöner und anſehnlicher waren, als die ihrer Mitbürger. Dagegen ſind die zu ihrer Zeit errichteten öffentlichen Gebäude und Denkmale ſo großartig und prachtvoll, daß ſie ewig unübertrefflich bleiben werden; ich meine die Propyläen, die Arſenale, die Säulengänge, die Hafenbauten des Piräus und andere öffentliche Werke unſerer Stadt. Jetzt aber gibt es Staatsmänner, deren Privatwohnungen viele öffentlichen Gebäude an Pracht überbieten, und welche ſo große Landgüter zuſammengekauft haben, daß die Felder von euch Allen, die ihr hier als Richter verſammelt ſeid, an Ausdehnung denſelben nicht gleichkommen. Was dagegen jetzt von Staatswegen gebaut wird, das iſt ſo unbedeutend und ärmlich, daß man ſich ſchämen muß, davon zu reden."

Daß zugleich mit dieſer übermäßigen Prachtliebe, welche durch die vielen Geſandtſchaften nach Perſien ungemein gefördert ward, auch Schwelgerei und die ſchändlichſten Laſter ſich in die griechiſchen Staaten einſchlichen und die Sitten verpeſteten, läßt ſich von ſelbſt denken. Ausſchweifungen jeder Art waren damals in den größeren Städten Griechenlands herrſchend geworden; ſie bildeten nächſt der Eitelkeit das Hauptübel der Geſellſchaft, und ſtanden im ſchneidendſten Contraſt mit der durch die Geſetze gebotenen Sittenzucht. Die Reden, die ſich aus den gerichtlichen Verhandlungen jener Zeit erhalten haben, berichten wahre Gräuel der Sittenloſigkeit; ſie liefern dadurch aber zugleich auch den Beweis, daß Staaten, in welchen die ärgſten Laſter ſo häufig begangen und faſt täglich in öffentlicher Gerichtsſitzung beſprochen wurden, als ſelbſtſtändige Republiken unmöglich fortbeſtehen konnten.

Eitelkeit und Schwelgerei führen in ihrem Gefolge immer auch den Eigennutz und die Habſucht mit ſich, und ſo bilden denn auch

dieſe Laſter einen Haupt-Charakterzug jener Zeit. Das Streben nach Geld war ſo allgemein herrſchend, daß ein Mann, der wie Epaminondas ganz frei davon war, ſeinen eigenen Zeitgenoſſen eine befremdende Erſcheinung war. Dieſe Gier nach Reichthum hatte die größte Beſtechlichkeit, ſowie den Misbrauch der anvertrauten Gewalt zur Folge. Die gerichtlichen Reden, welche ſich aus jener Zeit erhalten haben, ſind mit Beiſpielen der ſchamloſeſten Beſtechung und der gröbſten, aus Habſucht hervorgegangenen Verletzung der dem Staate ſchuldigen Pflichten angefüllt. So ward z. B. einmal in Athen vor Gericht durch Zeugen bewieſen, daß der Redner Demoſthenes, um ſeinem Gegner zu ſchaden, einem armen, aber ehrenhaften Manne dritthalb hundert Gulden unſeres Geldes angeboten habe, wenn derſelbe ſeinem eigenen Weibe öffentlich eine Schande andichten, das Doppelte dieſer Summe aber, wenn er eine ſolche Lüge noch dazu vor den Richtern eidlich beſchwören wolle. Zur Ehre der Menſchheit können wir hinzuſetzen, daß jener ſchlichte Bürgersmann dem großen und berühmten Redner die ſchöne Antwort ertheilte: er ſei zwar blutarm, allein Demoſthenes irre ſich, wenn er meine, daß ihm jedes Mittel zu Geld zu kommen recht ſei; denn ſo etwas, wie derſelbe ihm zumuthe, werde er nimmermehr thun.

Wie groß die Verkäuflichkeit der Staatsmänner war, iſt aus den früheren Angaben über die perſiſchen und macedoniſchen Beſtechungen bekannt, ſowie insbeſondere auch aus dem, was bei der Erwähnung der Geſandtſchaft des Pelopidas nach Suſa mitgetheilt worden iſt. Die Anführer der Truppen benahmen ſich in ihrer Habgier oft ſo, daß man ſie nur mit Räuberhauptleuten vergleichen kann; meiſtens waren ſie auch nichts Anderes. Zur Zeit Philipp's brandſchatzten dieſelben auf eine gewiſſermaßen regelmäßig gewordene Weiſe die Bewohner der Küſten und Inſeln, und zwangen manche mit Athen verbündeten Handelsſtädte, ſich durch ein großes Geldgeſchenk von ihnen loszukaufen, um nur zu verhüten, daß ihre Kauffahrteiſchiffe als gute Priſe weggenommen würden. Freilich war die finanzielle Lage des atheniſchen Staats damals ſo beſchaffen, daß den Feldherrn und Admiralen oft nichts Anderes übrig blieb, als den Krieg wie Räuber zu führen und die Bundesgenoſſen auszuplündern; denn nicht ſelten erhielten die Truppen

lange Zeit hindurch gar keinen Sold und waren alſo genöthigt vom Raube zu leben.

Bei ſo bewandten Umſtänden brachten freilich die Führer der Heere und die Staatsmänner ganz andere Reichthümer zuſammen, als die patriotiſchen Männer, welche zur Zeit der Perſer-Kriege ſich um Athen verdient gemacht, oder, wie ein Cimon und Perikles, unmittelbar nachher durch Aufopferung ihres eigenen Vermögens den Glanz ihrer Vaterſtadt zu erhöhen geſucht hatten. Der wegen ſeiner Beſtechlichkeit berühmt gewordene Epikrates z. B. (ſ. oben S. 75) verſchaffte ſich durch ſeine Geſandtſchaft an den perſiſchen Hof ein Vermögen von ſechs hundert Talenten oder anderthalb Millionen Gulden (868,000 Thlrn.), d. h. nach dem Werthe, den das Geld zu unſerer Zeit hat, ein Vermögen von etwa zwölf Millionen Gulden oder ſieben Millionen Thalern. Zu gleicher Zeit verringerte ſich, wie überall, wo nicht Fleiß und Gewerbsthätigkeit das Haupt-Erwerbsmittel ſind, neben dem ungeheueren Privatbeſitze Einzelner das Geſammtvermögen des Staats, und die größte Armuth zeigte ſich neben dem größten Reichthum. Die Einnahmen des Staats und der Geſammt-Erwerb ſeiner Bürger waren nach und nach ſehr geſchmälert worden. Der Ertrag der Bergwerke hatte ſich ſehr vermindert, weil einige Minen bereits erſchöpft waren, diejenigen aber, welche die Athener lange Zeit hindurch in Thracien beſeſſen hatten, in andere Hände gekommen waren. Die auswärtigen Beſitzungen Athen's waren ebenfalls, bis auf einige wenig bedeutenden Inſeln und Städte, verloren gegangen. Der Handel endlich hatte ſich größtentheils nach andern Orten hin gezogen. Dabei war man genöthigt, die erſten Lebensbedürfniſſe von fernen Gegenden her zu holen: Attika bezog z. B. aus den Seeſtädten des ſchwarzen Meeres eine größere Menge Getraide, als irgend ein anderer griechiſcher Staat, und es gingen für dasſelbe jährlich ſehr bedeutende Summen Geldes aus dem Lande. Rhodus, Byzanz und die Städte an der Nordküſte Kleinaſiens hoben ſich in demſelben Grade, in welchem Athen's Handel ſank, und dieſe damals politiſch nicht bedeutenden Staaten häuften bei ſich nach und nach die größte Maſſe des baaren Geldes an.

Hauptgewerbe der reicheren Athener waren übrigens, außer dem Handel und einigen eigenthümlichen Geſchäften, der auf Kriegszügen

ausgeübte Raub, die gegen Bezahlung oder Beſtechung unternommenen Staatsgeſchäfte und das Vermiethen von Sklaven und Soldtruppen. Doch gehörte die letztere Erwerbsquelle nicht zu den bedeutenderen, da die Zahl aller Sklaven in Attika nicht mehr als 100,000 bis 120,000 betrug, und ein Sklave damals in Athen fünfmal weniger koſtete, als ein gutes Pferd. Dagegen waren gewiſſe aus der ſittlichen Entartung der Zeit hervorgegangenen Gewerbe, ſowie die Wiſſenſchaft und Kunſt wichtige Erwerbsmittel für Athen und andere Städte geworden. Athen war der Sitz der Sophiſtik, der Schmeichler- und Advokatenkünſte und des höchſten Grades der Buhlerei, und ein Theil ſeiner Einwohner bediente ſich dieſer Verderbniß als einer einträglichen Quelle des Einkommens. Ebenſo waren Kunſt und Wiſſenſchaft in Korinth, Rhodus, Syrakus und andern griechiſchen Freiſtaaten, am meiſten aber in Athen, für ganze Klaſſen von Menſchen ein Geſchäft und Gewerbe geworden; denn durch die moraliſchen Verhältniſſe, welche zu jener Zeit in und um Griechenland Wurzel faßten, erhielten Muſik, Malerei, Bildhauerei, Baukunſt, Tanz- und Schauſpielkunſt ein neues Leben, und zwar durch dieſelben Umſtände, welche der Poeſie, der Geſchichtſchreibung und den Sitten verderblich wurden. In welchem Umfange durch dieſe Unterſtützung die Künſte zunahmen, kann man daraus ermeſſen, daß Alexander der Große zu den gymnaſtiſchen und muſikaliſchen Wettkämpfen, die er bei dem Leichenbegängniſſe ſeines Freundes Hephäſtion anſtellte, nicht weniger als dreitauſend Künſtler zuſammenrufen ließ. Viele griechiſchen Schauſpieler, welche entweder bloße Poſſenreißer oder auch wirkliche Künſtler im tragiſchen und komiſchen Fache waren, wanderten zu Philipp II., zu den ſyrakuſaniſchen Herrſchern Dionyſius I. und II., zu den cypriſchen Fürſten, ja ſogar zu den perſiſchen Königen, und erwarben ſich an den Höfen dieſer Fürſten durch Talent und Schmeichelei beträchtliche Reichthümer. Athen war und blieb für alle Künſte der wichtigſte Ort, und behauptete, auch nachdem ſeine politiſche Macht bereits größtentheils geſchwunden war, ſeine alte Bedeutung. Die Mehrzahl der Künſtler jener Zeit, deren Namen uns überliefert worden ſind, waren Athener oder doch wenigſtens in Athen gebildet worden. Ganz beſonders galt das atheniſche Theater in allen Gegenden, in welchen griechiſch ge-

ſprochen wurde, als Muſter. Überall legte man auf das Urtheil des griechiſchen Publikums den größten Werth, und die ausgezeichneteren unter den atheniſchen Schauſpielern wurden von den Fürſten und Königen in ſo hohen Ehren gehalten, daß ſie dadurch ſogar für die Staatsverhältniſſe eine Bedeutung erhielten, die wohl einzig in der Geſchichte iſt.

2. Bildung und geiſtiges Leben im Allgemeinen.

Die Betrachtung des geiſtigen Lebens eines Volkes hat in der Weltgeſchichte einen andern Zweck, als in der Geſchichte der Literatur und der Wiſſenſchaften. Es kommt nämlich, für die Erkenntniß der Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts, weder darauf an, daß man den Werth beſtimme, welchen die einzelnen Werke des Geiſtes in äſthetiſcher Hinſicht haben, noch auch daß man den bloßen Einfluß derſelben auf die Wiſſenſchaften und deren Gedeihen ermittele; ſondern es muß das Verhältniß erforſcht werden, in welchem die Schriften einer Nation zu dem herrſchenden Geiſt der verſchiedenen Zeiten ſtanden. Die literariſchen Werke eines Volks werden alſo in der Weltgeſchichte einerſeits nur als der Ausdruck deſſen betrachtet, worin das eigentliche Weſen der verſchiedenen Entwickelungsſtufen einer Nation beſtanden hat, andererſeits aber zugleich auch als eines der Mittel, durch welches dieſes beſtimmt und geſtaltet worden iſt. Wenn folglich, bei der eigentlichen hiſtoriſchen Betrachtung, der größere oder geringere Werth einer Schrift feſtgeſetzt werden ſollte, ſo würden dabei äſthetiſche oder rein literariſche und wiſſenſchaftliche Rückſichten durchaus nicht den Maßſtab bilden, ſondern es käme nur auf die Beziehung an, in welcher das Werk eines Schriftſtellers zu ſeiner Zeit ſtand, oder auf die Frage, in wiefern dieſer in demſelben einen Spiegel ſeiner Zeit uns hinterlaſſen, und durch ſeine Schriften die Entwickelung ſeines Volkes überhaupt gefördert oder gehemmt hat. Es ſoll aus den Schriften einer Nation die Cultur derſelben erkannt werden, ſowie der Geiſt, auf welchem alle politiſchen, moraliſchen und geſelligen Verhältniſſe einer gewiſſen Zeit beruhen.

Die anderthalb Jahrhunderte vom Beginn der Perſer-Kriege an bis zu Philipp's II. Tod umfaſſen denjenigen Zeitraum, in

welchem alle griechiſchen Bildungsformen und alle nicht ſchon vorher vollendeten Klaſſen der griechiſchen Literatur, mit Ausnahme der Mathematik und der realen Wiſſenſchaften, den höchſten Grad ihrer Entwickelung erlangten; und zwar kam bei den Griechen ein Theil der Geiſtesbildung nach dem andern zur Blüthe, zuerſt die dramatiſche Poeſie, dann die Geſchichte, hierauf die Philoſophie und die Redekunſt und zuletzt die mathematiſchen und realen Wiſſenſchaften. Von dieſen fünf Abtheilungen menſchlicher Wiſſenſchaft erhielten die vier erſten ihre eigentliche Entwickelung und ihre Vollendung bei dem atheniſchen Volke, die fünfte aber in Alexander's Reich und in den Staaten, welche aus dieſem hervorgegangen ſind.

Athen war, in der unſerer Betrachtung vorliegenden Periode, der Mittelpunkt und gleichſam die Seele des geiſtigen Lebens der Griechen. Der ganze Gang der Bildung des geiſtreichſten Volkes der Welt und der wechſelnde Charakter ſeiner Literatur entſprachen dem Gange der Dinge im atheniſchen Staate und den jedesmaligen Verhältniſſen desſelben. Den kräftigſten Aufſchwung erhielt zwar die griechiſche Bildung durch den großen Nationalkampf gegen die Perſer; aber da der Angriff dieſes Volkes vorzugsweiſe auf Athen gerichtet war, und die Athener mehr als jede andere griechiſche Völkerſchaft zu dem glücklichen Ausgang des perſiſchen Krieges beitrugen, ſo ſteht auch dieſe wichtigſte äußere Anregung aller geiſtigen Beſtrebungen der Griechen in der unmittelbarſten Beziehung zu dem atheniſchen Volk.

Die griechiſche Bildung der Zeit, in welcher Athen zugleich der Sitz und die Quelle derſelben war, zerfällt ihrem Grundweſen nach in zwei allmälig in einander übergehende Haupt-Epochen, in die Zeit ihrer höchſten Blüthe, welche bis in den peloponneſiſchen Krieg hinein reichte, und in die Zeit des Verfalls, die mit dem Misbrauch des Sieges über die Perſer ihren erſten Anfang nahm. Die Werke beider Zeiten tragen den Charakter des herrſchenden politiſchen und moraliſchen Geiſtes an ſich. In denen der erſteren Zeit zeigt ſich noch die unverdorbene Kraft und das lebendigſte Selbſtbewußtſein einer geiſtig und moraliſch tüchtigen Nation; griechiſcher Freiheitsſinn, angeborene Ordnungsliebe und ſtrenger Gehorſam ſowohl gegen die Völker, als auch gegen die Geſetze des bürgerlichen Lebens werden in dieſen Werken überall gegen die

wilde Phantaſie, den blinden Gehorſam und die rohe Gewalt des Orients in einen ſcharfen Contraſt geſtellt. In den Schriften der zweiten Zeit dagegen ſpricht ſich ebenſo klar und beſtimmt der Misbrauch des Sieges und die Entartung der guten alten Zucht aus, und die literariſchen Werke dieſer Periode geben das Sinken des politiſchen und moraliſchen Lebens auf das entſchiedenſte zu erkennen. So zeigt ſich, in der Aufeinanderfolge der griechiſchen Schriftſteller dieſer beiden Perioden, zuerſt die einem großen Zeitalter eigenthümliche reine Begeiſterung und ungeſchwächte Kraft, und hierauf der allmälige Fortgang von dieſer höchſten Höhe echter Bildung bis zu den, vorzugsweiſe durch Glätte und Gefälligkeit ſich auszeichnenden Erzeugniſſen eines zwar gebildeteren, aber auch minder kräftigen Geiſtes. Das Erſtere wird vorzüglich durch einzelne große Männer ausgeſprochen, dieſe erzeugen die vollendeten Bildungen und Schöpfungen des Genie's, welchem die Regel und Vorſchrift des Verſtandes zwar klar geworden iſt, aber ohne daß die Fülle der Phantaſie dadurch geſchwächt ward. Das zweite beſteht in Meiſterwerken der bloßen Kunſt, die ſtatt der reinen Begeiſterung durch Regeln und Beiſpiele geleitet wird, und nicht eigentlich ſchöpferiſch thätig iſt, ſondern vielmehr hauptſächlich nur die Gedanken und den Ausdruck zu ordnen verſteht; dies iſt das Werk des bloßen Talents.

In demſelben Grade, in welchem die Kraft, Einfalt und Natur abnahmen, und die aus reiner Begeiſterung hervorgegangenen Werke ſeltener wurden, nahm die Bildung an Umfang zu, und an die Stelle der ungeſchwächten natürlichen Kraft trat die Kunſt. Die Menſchen wurden kenntnißreicher und gebildeter, verloren aber dagegen immer mehr den echten Sinn für das Beſſere und Höhere; ſie wurden feiner und reizbarer im Empfinden, büßten aber dafür das kräftige, natürliche Gefühl der früheren Zeit ein. Statt daß vorher das allen Menſchen innewohnende Bewußtſein des Höheren die Seelen erfüllt und belebt hatte, ſtrebte man jetzt nach einer rein intellectuellen Erkenntniß des Lebens und ſeines Urgrundes. Die Menſchen gewannen auf dieſem Wege an Erfahrung und Philoſophie, verloren aber an Geiſt und Kraft, an deren Stelle das Wiſſen und die Kunſt traten; ſie wurden gewandter und gefälliger, aber auch proſaiſcher, träger und mattherziger. Die Geſammtheit

der Bürger endlich war nicht mehr, wie früher, faſt gleich gebildet, ſondern ſie ſonderte ſich, ihrer Faſſungskraft und ihren geiſtigen Bedürfniſſen nach, in Stufen und Klaſſen von einander; die Werke der Literatur konnten alſo auch nicht mehr für die ganze Nation, ſondern nur für einen einzelnen Theil derſelben geſchrieben werden.

Es liegt in der Natur der Sache, daß bei dieſem Gange, welchen das geiſtige Leben der Griechen nahm, die Bildung immer weniger um ihrer ſelbſt willen geliebt und erſtrebt wurde, oder mit andern Worten, daß dieſelbe im Verlauf der Zeit immer mehr ein Mittel zu andern Zwecken und folglich auch immer mehr eine bloße Form ward. Zwei Zwecke waren es hauptſächlich, welchen ſie dienen mußte: die Befähigung zum feineren geſelligen Verkehr, die, in Verbindung mit dem Bedürfniß der Unterhaltung, den Menſchen das Wiſſen und die Bildung wünſchenswerth machte, und der Nutzen, welchen Kenntniſſe und geiſtige Gewandtheit für das handelnde Leben und ſeine Zwecke gewährten. So lange die republikaniſche Freiheit ſelbſtſtändig fortdauerte, beſchränkte ſich das Letztere mit auf die Zwecke des Staatslebens, und die Bildung war daher bis auf Alexander's Zeit vorzugsweiſe eine politiſche. Sobald aber das monarchiſche Element im griechiſchen Volke das Übergewicht erhielt, wandten ſich Wiſſen und Bildung mehr den Zwecken des Privatlebens zu, und erhielten vorzugsweiſe eine Bedeutung für die Induſtrie und die Formen des geſellſchaftlichen Lebens. Mit andern Worten, die Bildung der griechiſchen Nation wurde im Verlauf der Zeit immer formeller, äußerlicher, gelehrter und oberflächlicher. Aus dieſem Grunde iſt es auch ganz natürlich geweſen, daß bei den Griechen zuerſt die dramatiſche Poeſie, hierauf die Geſchichte, die Philoſophie und Redekunſt, und endlich die mathematiſchen und realen Wiſſenſchaften blühten.

Auch mußte wegen dieſes Ganges der griechiſchen Bildung eine Erſcheinung eintreten, welche von Philipp's Zeit an immer deutlicher ſichtbar wird. Die Wiſſenſchaft und Literatur gaben nämlich einzelnen Männern und Staaten in demſelben Grade eine größere Bedeutung, in welchem die Bildung wiſſenſchaftlicher und gelehrter wurde, und ſich mehr auf das äußere Leben richtete. Einzelne Schriftſteller und einzelne als Mittelpunkt der Literatur ausgezeichnete Staaten erhielten dadurch, namentlich zur Zeit Philipp's und

Alexander's, ein Anſehen und einen Einfluß, welche ſonſt nur durch Macht und Reichthum erlangt werden. Beiſpiele davon ſind Euripides, Plato und andere Männer, welche von dem macedoniſchen König Archelaus und den beiden ſyrakuſaniſchen Herrſchern Dionyſius mit ſo großer Ehre behandelt wurden, ſowie der Werth, den dieſe und andere Fürſten auf die Meinung und das Urtheil des atheniſchen Volkes legten. Noch mehr aber zeigt ſich dies in der Stellung, die der Philoſoph Ariſtoteles durch Philipp II. erhielt und unter Alexander dem Großen behauptete, in der ſehr großen Freigebigkeit, mit welcher der Letztere die wiſſenſchaftlichen Arbeiten dieſes und anderer Philoſophen unterſtützte, ſowie endlich in der Rolle, welche Athen zur Zeit Philipp's und Alexander's noch fortwährend ſpielte. Die Athener verloren durch Philipp ihren ganzen politiſchen Einfluß auf Griechenland; allein ihren literariſchen Ruhm und den Vorzug, daß ihr Lob und ihr Tadel in allen Angelegenheiten der Literatur und Kunſt entſcheidend waren, behaupteten ſie in ſo hohem Grade, daß man ſagen kann, die beiden großen Macedonier ſeien in dieſer Hinſicht ebenſo ſehr ihnen unterwürfig und tributpflichtig geworden, wie umgekehrt die Athener als Volk in die Abhängigkeit derſelben gerathen waren.

3. Dichtkunſt.

Die vorherrſchende Dichtkunſt dieſes Zeitraumes war die dramatiſche. Die lyriſche Poeſie, welche in der zunächſt vorhergehenden Zeit vorgewaltet hatte, trat jetzt in den Hintergrund. Der größte lyriſche Dichter des Alterthums, Pindarus, lebte zwar zur Zeit der Perſer-Kriege, aber er war eine einzeln daſtehende Erſcheinung, und übte keinen anregenden und beſtimmenden Einfluß auf die fortſchreitende Entwickelung des griechiſchen Volks aus, ſondern ſeine Werke ſind als der Schluß und die höchſte Vollendung derjenigen Dichtungsart anzuſehen, welche bis zum Beginne dieſer Zeit vorzugsweiſe geblüht hatte.

Pindar, welcher ungefähr von 522 bis 440 v. Chr. lebte, war in Theben oder einem andern Orte des thebaniſchen Gebiets geboren, und gehörte alſo demjenigen Theile des griechiſchen Volks an, der zu allen Zeiten wegen ſeiner großen Rohheit und Unmäßig-

keit verſchrieen war: die Namen Pindar's und der Dichterin Korinna ſind faſt die einzigen böotiſchen Namen von Bedeutung, welche in der Geſchichte der griechiſchen Literatur vorkommen. Pindar lebte einige Jahre am Hofe des glänzenden Herrſchers Hiero I. von Syrakus, welchen er, ſowie auch den Tyrannen Theron von Agrigent und einige andere Fürſten Siciliens und Theſſaliens, für reichen Lohn in ſeinen Gedichten beſang. Von den Werken Pindar's haben ſich, außer einigen Bruchſtücken anderer Gedichte, nur fünfundvierzig ſogenannte Epinikien oder Lobgeſänge auf die Sieger in den vier großen griechiſchen Nationalſpielen erhalten. —

Die dramatiſche Poeſie iſt eine Erfindung der Griechen, bei welchen dieſelbe auch ſtets eine größere Bedeutung hatte, als bei allen andern Völkern der Erde. Das griechiſche Drama hatte einen religiöſen Urſprung, und ging ſeiner äußeren Form nach aus der lyriſchen Poeſie und der Tanzkunſt hervor. Es war nämlich bei den Griechen gebräuchlich, die Götter an ihren Feſttagen durch einen Lobgeſang zu verherrlichen, der von einem Chor geſungen wurde. Dieſer Geſang war von einem Tanze begleitet, deſſen Charakter, wie der aller andern Tänze der Griechen, darin beſtand, daß durch die tanzend dargeſtellten Figuren gewiſſe Vorſtellungen und Empfindungen in dem Zuſchauer geweckt wurden. In jenem Lobgeſange wurden einzelne Mythen behandelt, der ihn begleitende Tanz aber entſprach dem Inhalte desſelben, und es wurde alſo bei religiöſen Feſten durch Geſang und Tanz eine beſtimmte Handlung dargeſtellt. Aus dieſer Darſtellung entwickelte ſich nach und nach die dramatiſche Dichtkunſt. In welchen einzelnen Abſtufungen dieſelbe allmälig entſtand, iſt uns unbekannt. Wir wiſſen nur, daß die dramatiſche Poeſie vorzugsweiſe aus den Feſten des Bakchus, deſſen Mythen von beſonders mannichfaltigem Inhalt waren, hervorgegangen iſt, daß Attika dasjenige Land war, in welchem ſie zuerſt entſtand, und daß nach der Meinung des Alterthums der attiſche Dichter Theſpis, ein Zeitgenoſſe Solon's, es war, welcher zuerſt einen Schauſpieler neben dem Chor aufſtellte, und ſo den Dialog in die Darſtellung brachte. Theſpis wird deshalb der Erfinder des Drama's genannt, obgleich anderen Angaben aus dem Alterthum zufolge dieſe Poeſie vielleicht ſchon früher entſtanden iſt. Aeſchylus fügte, um das Jahr 500 v. Chr., zuerſt

einen zweiten Schauſpieler hinzu, und damit war eigentlich erſt das Drama ſeiner Form nach vollendet. Übrigens bildeten ſchon vor Aeſchylus nicht mehr blos Mythen die Gegenſtände der Darſtellung, ſondern auch Zeitbegebenheiten wurden bereits auf die Bühne gebracht; Phrynichus z. B., der Schüler des Thespis, ſtellte die 494 v. Chr. Statt gefundene Eroberung von Milet durch die Perſer dramatiſch dar.

Der Namen Drama, welchen dieſe Gattung der Dichtkunſt von den Griechen erhielt, bedeutet wörtlich ſo viel als Handlung. Über den Urſprung der Namen Tragödie und Komödie ſind die Meinungen der Gelehrten verſchieden. Der letztere Namen iſt nach der Anſicht der Meiſten durch Freudengeſang zu überſetzen, und würde alſo dem deutſchen Worte Luſtſpiel entſprechen; Einige aber geben ihm eine andere Ableitung, nach welcher er ſoviel als Dorfgeſang bedeuten würde, und ſeinen Grund darin gehabt hätte, daß die Tragödie viel früher, als die Komödie, in ſtädtiſchen Theatern aufgeführt worden wäre, und daß deshalb das Luſtſpiel, als eine lange Zeit nur in Dörfern gebräuchliche Darſtellung, von dieſen ſeinen Namen erhalten hätte. Das Wort Tragödie bedeutet ſoviel als Bocksgeſang, und iſt dadurch entſtanden, daß bei den Bakchus-Feſten ein Bock geopfert wurde, oder, wie Andere meinen, daß bei denſelben mehrere Dichter wetteifernd auftraten, und derjenige von ihnen, deſſen Lobgeſang als der beſte anerkannt wurde, einen Bock zum Geſchenk erhielt, oder endlich, daß der tanzende und ſingende Chor die Satyrn vorſtellte, welche der Mythe nach zu dem Gefolge des Bakchus gehörten, und mit Bocksfüßen abgebildet wurden.

Das Drama der Griechen, deſſen Darſtellung im Einzelnen kein Gegenſtand der Weltgeſchichte iſt, war in mehr als Einer Hinſicht von dem unſrigen ſehr verſchieden. Nicht blos war der Chor, welcher das lyriſche Element des Stückes bildete, und der neueren dramatiſchen Kunſt fremd iſt, ein weſentlicher Theil des griechiſchen Drama's, ſondern die theatraliſchen Vorſtellungen wurden auch fortwährend als ein Theil des öffentlichen Gottesdienſtes angeſehen, und fanden deshalb zu Athen nur zweimal im Jahre, an den beiden großen Bakchus-Feſten, Statt; endlich aber hing, was für die Geſchichte des griechiſchen Volkes das

Wichtigſte iſt, das Theater als eine politiſche Anſtalt auch mit dem Staatsleben zuſammen. Dasſelbe war nämlich ein nationales, dem Zuſtande der Sitten, dem öffentlichen Leben und der Staatsverfaſſung angepaßtes Inſtitut, und diente in ſeiner Blüthezeit vorzugsweiſe dazu, zeitgemäße Gedanken und Empfindungen unter den Bürgern zu verbreiten, mochte nun der Gegenſtand eines Stückes ein mythiſcher ſein oder der Zeitgeſchichte angehören.

Von den beiden Klaſſen, in welche das Drama zerfällt, war die Tragödie oder das ſogenannte Trauerſpiel diejenige, die zuerſt zur Blüthe kam. Die eigentliche Zeit ihrer Blüthe nahm mit dem Auftreten eines der größten tragiſchen Dichter, Aeſchylus, ihren Anfang, erreichte ihre höchſte Höhe durch Sophokles, und begann mit dem dritten berühmteſten Tragiker des Alterthums, Euripides, zu ſinken. Dieſe drei Männer folgten ſich, ihrer Lebenszeit nach, einander ſo, daß im Jahr 480 v. Chr. Aeſchylus als fünfundvierzigjähriger Mann in der Schlacht bei Salamis mitfocht, Sophokles als fünfzehnjährige Jüngling an der nach dieſer Schlacht gehaltenen Siegesfeier Antheil nahm, und Euripides am Tage der Schlacht ſelbſt auf der Inſel Salamis, wohin ſeine Eltern mit den übrigen Athenern geflohen waren, geboren wurde.

Aeſchylus, welcher einem der älteſten Adelsgeſchlechter Attika's angehörte, wurde 525 v. Chr. zu Eleuſis geboren. Er nahm an den Schlachten bei Marathon, Artemiſium, Salamis und Platää thätigen Antheil, und zeichnete ſich dabei, gleich ſeinem bei Marathon gefallenen Bruder Cynegirus (ſ. Thl. I. S. 351), durch große Tapferkeit aus. Im Jahre 484 erhielt er zum erſten Male in einem dramatiſchen Wettſtreite den Preis, den er nachher noch zwölfmal errang. In ſeinem höheren Lebensalter verließ er, unzufrieden mit der Ausartung der Volksherrſchaft, ſeine Vaterſtadt, und begab ſich nach Syrakus, wo er an Hiero's I. Hof eine ehrenvolle Aufnahme fand. Er kehrte zwar von da noch einmal nach Athen zurück, begab ſich aber bald wieder nach Sicilien, und ſtarb daſelbſt 456 v. Chr. in der Stadt Gela.

Aeſchylus ſoll nicht weniger als ſiebenzig oder nach einer andern Angabe achtzig Tragödien geſchrieben haben, aber nur ſieben derſelben haben ſich bis auf unſere Zeit erhalten. In allen noch übrigen Werken dieſes Dichters zeigt ſich das Bild einer

großen Zeit und der ihr eigenthümlichen großartigen Geſinnung. Jede ſeiner Tragödien iſt ſowohl ihrer ganzen Anlage nach, als auch in ihren Einzelnheiten, mehr als menſchlich erhaben und faſt furchtbar hoch. Der Ernſt der Myſterien, welcher als ein Zügel der wilden Demokratie gebraucht ward, durchweht alle Stücke des Aeſchylus; dieſer geheime Gottesdienſt ſelbſt wird von dem Dichter mit den Zeiten der erſten Entwickelung der Griechen in einen innigen Zuſammenhang gebracht und folglich als uralt hingeſtellt, obgleich derſelbe erſt wenige Menſchenalter vor Aeſchylus in Griechenland eingeführt worden war. Überhaupt zeigt Aeſchylus überall das Streben, das Ariſtokratiſche in der atheniſchen Verfaſſung gegen die zu ſeiner Zeit immer ſtärker werdenden Angriffe einer zügelloſen Volksherrſchaft zu ſchützen. Endlich haben faſt alle Tragödien dieſes Dichters eine nähere oder entferntere Beziehung zu dem griechiſchen Nationalkampf gegen die Perſer, und heben den Gegenſatz der griechiſchen und perſiſchen Geſinnung und Lebensweiſe hervor. So bilden alſo die Religion und der Staat den Mittelpunkt, um den ſich bei Aeſchylus Alles dreht, und das Ziel, auf welches das Streben des Dichters gerichtet iſt; Privat-Angelegenheiten kommen immer nur als Nebenſachen vor. Auch der Grundgedanke, von welchem die einzelnen Stücke des Aeſchylus ausgehen, iſt jedesmal nicht ſowohl eine Idee des Dichters, als vielmehr eine Idee der Zeit oder ein in der Mythe und Religion liegender Gedanke, den der Dichter nur durch ſein Drama zu verſinnlichen ſtrebt.

Die Ideen, welche den einzelnen Tragödien des Aeſchylus zu Grunde liegen, ſind alſo immer entweder politiſche oder religiöſe oder auch beide zugleich. In demjenigen ſeiner Stücke z. B., welches den Titel der gefeſſelte Prometheus trägt, wird der Gedanken verſinnlicht, daß die wahre Freiheit des Menſchen nie beſiegt werden kann, daß echte Seelengröße jeder Gewalt überlegen iſt und auch im Unglücke glänzt, daß über jedem Tyrannen, wenn er auch noch ſo mächtig iſt, ein vergeltendes Schickſal waltet. Der blinde Despotismus und die todte Gewalt werden alſo im Kampfe mit freier Seelenſtärke, ſicherer Vernunft und beſonnenem Verſtande dargeſtellt; das Hohe und Edle eines um den Beſitz geiſtiger Güter kämpfenden Helden wird in Contraſt gebracht mit der knechtiſchen

Natur des gemeinen Menſchen, der um des Geldes willen ſich zu Allem verſteht, oder mit der weichen und milden Seele, welche zwar mitempfindet und das Rohe und Schlechte ebenfalls haßt, zum Widerſtreben und Helfen aber ke ne Kraft hat, oder endlich mit dem ſchmiegſamen Weſen des Alltagsmenſchen, der ſich, um durch die Welt zu kommen, vor jedermann bückt, und dem Unglück nichts Anderes entgegen zu ſetzen weiß, als auswendig gelernte Troſtgründe und Sittenſprüche. In einem anderen Stücke, welches die Perſer betitelt iſt und die Vernichtung der perſiſchen Seemacht in der Schlacht bei Salamis zum Gegenſtand hat, werden einerſeits die nach Geſetz und Recht geordnete Staatsverwaltung der Griechen, ihr Gemeinſinn, das unter ihnen waltende Selbſtgefühl jedes Einzelnen, ſowie die Kraft, welche ein freies Volk im Kampfe für ſein Daſein aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen vermag, dargeſtellt, andererſeits aber und als ein Gegenſatz des griechiſchen Weſens der Charakter des perſiſchen Staates oder die ungeordnete, nicht durch ein inneres Band mit einander verknüpfte Maſſe von Völkern, die auf Vernichtung der individuellen Freiheit gegründete Willkür und Vergötterung des Regenten, und die Ohnmächtigkeit eines ungeheueren Heeres, das für den Gegenſtand des Kampfes weder Sinn noch Gefühl hat, ſondern blos durch blinden Gehorſam geleitet wird.

Eine dritte Tragödie des Aeſchylus, der Agamemnon, enthält, außer einigen anderen Beziehungen, die an das ſiegestrunkene Athen gerichtete Warnung, daß, wie Agamemnon's Beiſpiel zeige, der Übermuth im Glücke den eigenen Untergang nach ſich ziehe. In einem vierten Stück, welches den Muttermord des Oreſtes darſtellt, und die Coephoren betitelt iſt, wird eines Theils der Sturz eines Uſurpators als der Sieg des angeſtammten Rechts über die Herrſchaft der angemaßten Gewalt gebilligt, anderes Theils aber der Muttermord des Oreſtes als ein ſchauderhafter Frevel gegen die kindlich religiöſe Geſinnung getadelt, obgleich derſelbe ſogar von der Gottheit geboten worden war, weil eine ſolche Verletzung des heiligſten Naturgeſetzes nur von der Gottheit ſelbſt begangen werden dürfe. In den Eumeniden oder derjenigen Tragödie, deren Gegenſtand die Losſprechung des Oreſtes von der Schuld des Muttermordes iſt, führt Aeſchylus ſeinen atheniſchen Mitbürgern

ihren uralten, mit der Heiligkeit religiöſer Weihe ausgeſtatteten Gerichtshof Areopagus vor, deſſen Beiſitzer aus den geprüften und erfahrenen Alten des Volkes beſtanden. Aeſchylus läßt in dieſem Gerichte, welches das Urtheil über Oreſtes zu fällen hat, ſogar die beiden Hauptgottheiten Athen's, Minerva und Apollo, auftreten, und umgibt dieſelben mit Allem, was dem Athener hehr und heilig war. In dieſer Tragödie iſt es des Dichters Abſicht, die alten Einrichtungen des atheniſchen Staats, an welchen die Demokraten ſo ſtark rüttelten, als heilige, mit dem Wohl des Staats unzertrennlich verbundene Anſtalt darzuſtellen. Er will die alten Rechts-Inſtitute, die überlieferten Gebräuche des Cultus, die erblichen Prieſterſchaften und die mit dem Untergang bedrohte Ariſtokratie erhalten haben; er reiht daher in dieſer Tragödie Alles an die Götter und ihre Geſchichte an, und läßt die Schutzgöttin Athen's den Bürgern der Stadt zurufen, daß geſetzliche Ordnung und die Fernhaltung jener Zuchtloſigkeit, welche bei barbariſchen Völkern walte, der Zweck aller atheniſchen Einrichtungen, Geſetz und Recht aber die Mittel zu dieſem Zwecke ſeien, daß die Götter ſelbſt die alte Ordnung eingeſetzt hätten, und daß alſo jeder, der dieſelbe umzuſtürzen ſuche, gegen die Götter frevle. —

Sophokles, welcher 495 v. Chr. in einem kleinen attiſchen Orte geboren wurde, und 405 v. Chr. ſtarb, lebte in jener bewegten Zeit, in welcher unter den Athenern die zügelloſeſte Volksherrſchaft aufkam, während der Staat zugleich die größte Höhe der Macht erreichte. Auch Sophokles nahm, wie faſt alle Bürger der griechiſchen Freiſtaaten, thätigen Antheil an dem politiſchen Leben ſeiner Vaterſtadt, und hatte unter Andern in dem Kriege mit Samos (ſ. Th. I. S. 420) ein Commando auf der atheniſchen Flotte. Im Jahr 468 v. Chr. trug er in einem dramatiſchen Wettſtreit den Sieg über Aeſchylus davon. Obgleich auch er, wie Aeſchylus, ehrende Einladungen von auswärtigen Herrſchern erhielt, ſo folgte er denſelben doch nicht, ſondern lebte bis zu ſeinem Tode in Attika; er ſelbſt gab in einem ſeiner Stücke zur Freude des Volkes die Erklärung, daß, wer bei einem Könige lebe, der Sklave desſelben werde, wenn er auch mit freier Geſinnung zu ihm gekommen ſei. Die Zahl der Stücke, welche Sophokles verfaßte, wird von Manchen bis auf hundert und dreißig angegeben; wahr-

ſcheinlich betrug ſie aber nur etwa ſiebenzig. Von dieſen haben ſich nicht mehr als ſieben vollſtändig erhalten.

Obgleich Sophokles ein jüngerer Zeitgenoſſe des Aeſchylus war, und beide Dichter ſogar eine Zeitlang wetteifernd neben einander glänzten, ſo erkennt man doch in ihren Werken einen großen Unterſchied der Bildung, des geſelligen Verkehrs und der leitenden Grundſätze. In Sophokles Tragödien zeigt ſich ſchon das Perikleiſche Zeitalter mit ſeiner ganzen Regſamkeit für künſtleriſche Beſtrebungen und mit der ganzen Beweglichkeit, in welcher dasſelbe durch Rede und Dichtkunſt erhalten wurde. In Sophokles Werken finden ſich keine bedeutenden Spuren mehr von der Ariſtokratie des Aeſchylus. Die in den Tragödien des Letzteren ſtets ſo erhaben und furchtbar erſcheinende Religion hat bei Sophokles einen heiteren und milden Charakter, ſelbſt dann, wenn z. B. die ſchrecklichen Göttinnen der Rache erwähnt werden. Das weibliche Geſchlecht, welches bei Aeſchylus dem Staat und ſeinen Unternehmungen ganz fremd bleibt, hat bei Sophokles ſchon die Rolle, die zu Perikles Zeit eine Aspaſia und ähnliche Frauen ihm gaben.

Ein Blick auf die einzelnen Tragödien des Sophokles wird dieſen Charakter des Dichters und ſeiner Zeit noch klarer machen. In den beiden Stücken, deren Gegenſtand die Geſchichte des Oedipus iſt, hat ſelbſt das Grauſenhafte ein freundliches Anſehen. Die Eumeniden z. B. haben einen Einfluß auf das Schickſal des Oedipus, aber während Aeſchylus dieſe Göttinnen der Rache einſt ſelbſt auf der Bühne erſcheinen ließ, und in einem ſo furchtbaren Aufzug vorführte, daß das bewegliche atheniſche Volk dadurch tief erſchüttert wurde, läßt Sophokles dieſelben nicht vor den Zuſchauern auftreten. Man erkennt daran, wie ſehr der gebildete Theil des Publikums ſich in kurzer Zeit verändert hatte: dieſer wollte nämlich jetzt ſchon alles das vermieden ſehen, was einen unangenehmen Eindruck machte, Sophokles mußte daher alles Grauſenhafte fern halten, und das, was Aeſchylus durch das Furchtbare bewirkt hatte, durch das Rührende zu erreichen ſuchen. — In einem anderen Stücke, der Elektra, kommen viel häufigere Anſpielungen auf die Ausartung der atheniſchen Freiheit und Zügelloſigkeit, ſowie auf den Misbrauch des Siegs vor, als in den Werken des Aeſchylus. Ferner hat in dieſer Tragödie, wie faſt in allen Stücken des So-

phokles, das weibliche Geſchlecht eine große Bedeutung und in der einen der beiden Frauen dieſes Stückes erkennt man diejenige Art von zarter Weiblichkeit, welche nur in einer verfeinerter Zeit entſtehen kann: es iſt jenes Edle und Zarte, das dann bei einer größeren Zahl gebildeter Frauen, aber auch nur bei dieſen ſich entwickelt, weil es nicht ſowohl die Eigenthümlichkeit und das Erbtheil einzelner Menſchen, als vielmehr eines gewiſſen geſellſchaftlichen Zuſtandes iſt.

In dem Ajax des Sophokles werden die Athener mit verſtecktem Vorwurf an die Behandlung erinnert, welche ſo viele großen und edlen Männer von ihnen gerade zu des Dichters Zeit zu erleiden hatten. Zugleich ſpiegelt ſich andererſeits in dem Charakter des Ulyſſes das atheniſche Weſen jener Tage ab. Dieſer Held des heroiſchen Zeitalters iſt nämlich, wie es die Tragiker mit allen Perſonen der Sage zu machen pflegten, der Zeit des Sophokles angepaßt: er iſt dadurch ein Staatsmann der Perikleiſchen Zeit geworden, und zwar ein ſolcher, welcher der Klugheit und Moralität zugleich dient, während in einem anderen Stücke des Sophokles, dem Philoktet, derſelbe Ulyſſes wieder von einer andern Seite her den Charakter der damaligen Lenker des Staats darſtellt. In dem letzteren Stücke nämlich läßt der Dichter den Ulyſſes die Moral der Staatsklugheit aufopfern. — In der Antigone zeigt die ſinnliche Liebe des Griechen Einiges von dem, was bei uns im romantiſchen Sinne des Worts Liebe genannt wird, während ſonſt bei den Alten nur wenige Spuren davon zu finden ſind. Außerdem erſcheint in dieſem Stücke das Verhältniß der beiden Geſchlechter faſt gerade ſo, wie es in den Zeiten der Veredlung des geſelligen Lebens überall zu ſein pflegt. Endlich erkennt man in der Antigone die Abſicht des Dichters, die Athener zu warnen, daß ſie nicht mit menſchlichen Geſetzen ſich der geheiligten Sitte des Volks und den göttlichen Geboten entgegenſetzen ſollten, ſowie andererſeits durch das ganze Stück hindurch das atheniſche Volk darauf aufmerkſam gemacht wird, wie leicht der Menſch durch Wohlſein zum Übermuth, durch veränderliches Weſen zur Willkür, durch das Gefühl der Sicherheit und Behaglichkeit zum Trotze geführt werde.

In dem raſenden Herkules hat Sophokles dem Charakter der Dejanira eine Zartheit gegeben, wie ſie nur in einem gebildeten

Zeitalter und unter Umſtänden, die der Entwickelung der eigentlichen Weiblichkeit beſonders günſtig ſind, ſich finden kann. Dieſe vom Dichter dargeſtellte Zartheit und Sittſamkeit geht ſoweit, daß ſie auch in den Augenblicken der heftigſten Eiferſucht ſich nicht verläugnet, ja, daß Dejanira ihrer Liebe ſelbſt die Eiferſucht opfert, und dem Gemahl zu Gefallen ihre Nebenbuhlerin freundlich aufnimmt. Ein ſolcher Charakter iſt freilich ein Geſchöpf des Dichters, aber dieſer konnte doch dabei nur beſtehende Verhältniſſe idealiſiren, und mußte, um verſtanden zu werden, ſich nach den Sitten und Begriffen ſeiner Zuhörer richten. — Die letzte der ſieben Tragödien des Sophokles endlich, der Philoktet, hat die Beziehung, daß die Athener gewarnt werden ſollen, gegen die Beſiegten nicht auf die ſchonungsloſe Weiſe zu verfahren, wie ſie in Sophokles zweiter Lebenshälfte zu thun pflegten. Übrigens geht durch dieſes ganze Stück ein dem ritterlichen Geiſte der neueren Zeit ähnliches Gefühl hindurch. —

Ganz verſchieden von dem, was in Sophokles Tragödien erkannt wird, erſcheinen die Sitten, die Geſinnung und der Geiſt der Geſellſchaft bei Euripides, in deſſen Schriften ſich die Entartung der atheniſchen Welt auf das vollkommenſte abſpiegelt; denn Euripides gehört ſeinem Charakter und ſeinem Streben nach einer jüngeren Zeit an als Sophokles, obgleich er ſogar noch einige Monate vor dieſem ſtarb. Euripides erhielt ſeine Bildung zum großen Theil durch die Philoſophen Anaxagoras, Protagoras, Prodikus und Sokrates, während ſeine beiden Vorgänger ganz frei von aller Schulphiloſophie geblieben waren, und ihre Anſicht der Dinge, wie die Griechen der früheren, beſſeren Zeit überhaupt, nur aus den überlieferten Werken der Dichtkunſt und aus dem wirklichen Leben geſchöpft hatten. Auch nahm Euripides, zum Unterſchied von dieſen Beiden, an den öffentlichen Angelegenheiten Athen's nie einen thätigen Antheil, ungeachtet er neben ſeinen philoſophiſchen Studien zugleich auch die Redekunſt trieb und alles, was mit derſelben zuſammenhing, ſich anzueignen ſuchte. Wenige Jahre vor ſeinem Tode verließ er Athen, wo ſeine dramatiſchen Leiſtungen und Beſtrebungen zuletzt durch die Satyre des Ariſtophanes dem heftigſten Spotte preisgegeben worden waren. Er begab ſich an den Hof des macedoniſchen Königs Archelaus, welcher

ihn ſehr hochſchätzte und mit der größten Auszeichnung aufnahm. Hier, in Pella, endete Euripides ſein Leben. Es werden ihm hundert und zwanzig Dramen zugeſchrieben, von welchen neunzehn ſich bis auf unſere Tage erhalten haben.

Euripides mußte nach dem, was ſo eben von ſeinem Leben und ſeiner Bildung angegeben wurde, auf einen ganz anderen Weg gerathen, als Aeſchylus und Sophokles, zumal da ihm nicht, wie dieſen, der Funken des göttlichen Genius, ſondern nur ein großes Talent zu Theil geworden war. Ihm galt es mit ſeiner ganzen philoſophiſchen und redneriſchen Bildung nicht um eine Wirkſamkeit im Staatsleben, auf deſſen ſchlüpferige Bahn er ſich nie wagte, ſondern um die Anwendung des in der Schule Erlernten auf das Theater. Er ſchrieb alſo nach Regeln, ſtatt daß ſeine beiden großen Vorgänger aus der reinen Quelle ihrer inneren angebornen Kraft geſchöpft hatten, und ſich von der Natur ſelbſt oder der eigentlichen dichteriſchen Begeiſterung leiten ließen. Euripides ging von dem Streben aus, durch ausgeſprochene Gedanken zu lehren und zugleich durch kunſtgerecht geſtellte Worte dem Zuhörer einen Genuß zu gewähren, ſtatt daß Aeſchylus und Sophokles in der dargeſtellten Handlung ſelbſt eine Quelle der Belehrung eröffneten, und die Rede nur als das Mittel und die bloße Form der Darſtellung anſahen. Euripides war das Kind ſeiner Zeit, er huldigte dem herrſchenden Geiſte derſelben, und da er Dichtertalent, ſowie große redneriſche und philoſophiſche Bildung beſaß, ſo war er ganz und gar befähigt, ſich den Beifall der großen Menge ſeiner Zeitgenoſſen in hohem Grade zu erwerben, während die wenigen Tüchtigeren und Einſichtsvolleren, wie der Komödienſchreiber Ariſtophanes, ihn mit Recht als den Repräſentanten und Beförderer der Schwächen ihrer Zeit auf das heftigſte tadelten. Sein poetiſches Talent an und für ſich ſelbſt war groß, und die Nachwelt hat ihm deshalb auch die Ehre gewährt, als einer der drei erſten Tragiker des Alterthums neben Aeſchylus und Sophokles geſtellt zu werden, obgleich er ſeiner dichteriſchen Befähigung, ſowie dem äſthetiſchen Werthe ſeiner Stücke nach unter dieſen beiden Männern ſteht; noch viel mehr aber erſcheint Euripides von Aeſchylus und Sophokles verſchieden, ja ſogar als ein wahrer Gegenſatz gegen dieſelben, wenn man ihn nach ſeiner Richtung, ſeiner Abhängigkeit

von dem herrſchenden Zeitgeiſt und ſeinem ſchädlichen Einfluß auf denſelben beurtheilt.

In des Euripides Werken erkennt man eine Zeit, in welcher die Bildung durch Lehre und Rede an die Stelle der eigentlichen Begeiſterung getreten iſt, und der Geſchmack Regeln erhalten hat, die in Verbindung mit Beiſpielen dem bloßen Talent möglich machen, dahin zu dringen, wohin ſonſt nur das Genie dringt. Man erkennt eine Zeit, in welcher das Volk nicht mehr blos einen durchaus und tüchtig gebildeten Kern enthält, ſondern wo auch die große Menge ein oberflächliches Wiſſen beſitzt, und dieſes bei den Meiſten die Stelle der Bildung vertritt; eine Zeit der Schwäche und Unſtätigkeit, in welcher mattherzige Sentimentalität für Gefühl, ſowie Unterhaltungsſucht für Liebe zur Wiſſenſchaft gehalten wird. Man erkennt endlich eine Zeit, in welcher die Menſchen zur Anſtrengung des Denkens zu träge geworden ſind, und deswegen alle Gedanken gehörig vor ſich ausgebreitet, alle Ideen und Urtheile vollſtändig entwickelt, alle Bilder ausgemalt haben wollen. Das Zeitalter des Euripides hatte den Sinn für die reine, ungeſchminkte Wahrheit und die zum Verſtändniß eines ſchweren Dichters nöthige Kraft des Geiſtes zu ſehr verloren, als daß ein Geiſt, wie Euripides, auf der alten Bahn hätte bleiben können. Er mußte, um ſeiner Zeit zu genügen und zu gefallen, einen andern Weg einſchlagen, als ſeine Vorgänger. Sobald er dies aber gethan und das Publikum ſo von ſich eingenommen hatte, daß er der beliebteſte und am häufigſten geleſene Dichter wurde, mußten auch alle Andern ſeinen Spuren folgen; dieſe geriethen jedoch dadurch, wie das immer zu geſchehen pflegt, auf neue und noch ſchlimmere Abwege.

Auf dieſe Weiſe kam es, daß in Euripides Tragödien der Dichter, als ein Mann des Tages, nicht über dem Publikum, ſondern auf Einer Stufe mit demſelben ſteht. Er iſt ſo zu ſagen nur Einer der Vielen, und huldigt deshalb in allen ſeinen Stücken mehr oder weniger dem zu ſeiner Zeit herrſchenden Treiben der Athener. Euripides befriedigt alſo die ſo große und allgemeine Luſt des atheniſchen Volks, Reden zu hören, zu politiſiren, an den Dingen zweifelnd, ſpielend und bekritelnd zu zupfen, Spitzfindigkeiten zu machen, und ſich in allgemeinen Sätzen herumzubewegen. Er fröhnt dem Pathos, jagt moraliſchen Sentenzen nach, ſtrebt

nach Glätte, Rundung der Perioden, witzigen und überraſchenden Wendungen, ſchiebt dem Rührenden das Jämmerliche, dem Bewegenden das Weinerliche unter, und ſucht durch bloße Äußerlichkeiten eine Wirkung hervorzubringen, welche ein Sophokles und Aeſchylus ſtets verſchmäht hatten. Die Betrachtung einiger einzelnen Tragödien des Euripides wird dieſe Charakterzüge anſchaulicher machen.

In dem Stücke Hekuba wird von einem, an der trojaniſchen Königsfamilie begangenen ſchweren Unrecht Gebrauch gemacht, um die Lieblingsſache der Athener, Gerichtsverhandlungen und Reden, auf das Theater zu bringen. Dabei wird denn Ulyſſes wie ein wahrer atheniſcher Sykophant (ſ. oben S. 7) dargeſtellt, welcher die Wortverdreherei und die Sophiſtik aus dem Grunde verſteht. Ferner ſind die Reden, welche der Dichter halten läßt, mit Sittenſprüchen und handgreiflichen Maximen angefüllt, ſie mußten alſo einer redneriſchen Zeit und einem mehr durch das Nachdenken, als durch unmittelbares Gefühl geleiteten Publikum ſehr gefallen, weil man ſolche Sätze leicht auswendig behalten und bei Gelegenheit anbringen konnte. — In einem andern Stücke, dem Oreſtes, wird ebenfalls ein Proceß ſammt allem, was dazu gehört, auf die Bühne gebracht; ſelbſt ein Zeugenverhör kommt vor, und die langen Reden des Klägers und Beklagten werden durch politiſche Betrachtungen den Zuhörern intereſſanter gemacht. Andererſeits zeigen ſich im Oreſtes auch einige Spuren der zur Mode gewordenen Philoſophie und des Einfluſſes, welchen dieſelbe auf die Untergrabung des Volksglaubens hatte. Außerdem wird in dieſer Tragödie die dramatiſche Kunſt zu den Zwecken und Beſtrebungen des gemeinen Lebens herabgewürdigt. Es wird z. B. einem königlichen Helden der Homeriſchen Zeit, dem Menelaus, eine ſo niedrige Geſinnung beigelegt, wie ſie nur in einer gewerbtreibenden Zeit und bei Menſchen, welche ausſchließlich auf das Erwerben bedacht ſind, vorzukommen pflegt. Ebenſo läßt der Dichter den Helden des Stückes mitten in einer ernſten Betrachtung die Vermuthung ausſprechen, daß Helena als ſeine künftige Erbin wohl jetzt ſchon darauf bedacht ſei, ſich ſeine Hinterlaſſenſchaft zu ſichern.

Geben ſchon dergleichen Züge deutlich zu erkennen, daß die antike Geſinnung und das Heroiſche dem Modernen großentheils

gewichen waren, ſo wird der Unterſchied der Sitten und des herrſchenden Geiſtes auf eine noch viel auffallendere Weiſe ſichtbar, wenn man die Phöniſſen oder Phönicierinnen des Euripides mit den Sieben vor Theben des Aeſchylus vergleicht, in welchen derſelbe Gegenſtand behandelt iſt. Während bei Aeſchylus der Staat und die Religion den Mittelpunkt des Ganzen bilden, dreht ſich die Tragödie des Euripides nur um das Schickſal einzelner Menſchen, und Weiber, ſowie die dem weiblichen Geſchlechte eigenthümliche Empfindungsart ſind ſogar die Seele des ganzen Stückes. Außerdem beſteht ein großer Theil dieſer Tragödie des Euripides aus Denkſprüchen, und ſehr zahlreich ſind ſolche Sätze, welche den Zuhörer durch einen Witz, durch Anſpielungen oder durch ähnliche und doch andersbedeutende Worte überraſchen ſollen. Dabei ſinkt wieder das Tragiſche mitunter zum Alltäglichen und Gemeinen herab, wie z. B. wenn einem der Redenden der Ausſpruch in den Mund gelegt wird: „denn Freude iſt's den Weibern, wenn Eine Übles von der Andern ſprechen kann". Auch eine Gerichtsverhandlung iſt in dieſes Stück aufgenommen, ſie bildet den Schluß desjenigen Theils der Phöniſſen, von welchem ſich in Schiller's Werken eine Überſetzung findet. In den Reden der beiden Brüder Eteokles und Polynices, welche dabei gegen einander auftreten, iſt die ganze Kunſt eines redneriſch gebildeten Zeitalters aufgeboten, aller Scharfſinn erſchöpft und der Witz aufs höchſte getrieben. Dieſe Reden ſind ganz nach den Regeln der Kunſt eingerichtet, ſie beſtehen aus einem Eingang, einer darauf folgenden künſtleriſchen Behandlung des Gegenſtandes und einem rührenden Schluſſe. Die beiden Gegner ſuchen einander, wie zwei atheniſche Advokaten, den Sinn ihrer Ausſprüche zu verdrehen oder durch Bitterkeiten zu erwidern, oder auch durch eine geſchickte Umdrehung des Geſprochenen lächerlich zu machen. So ſehr übrigens die Phöniſſen des Euripides bei ihrer Vergleichung mit dem ähnlichen Stücke des Aeſchylus eine ſinkende Zeit zu erkennen geben, ſo machen dieſelben dagegen den umgekehrten Eindruck, wenn man ſie mit derjenigen Tragödie zuſammenſtellt, in welcher Seneca, ein nach Chriſti Geburt lebender römiſcher Dichter, ebendenſelben Gegenſtand dramatiſch behandelt hat. Bei dieſem Vergleiche zeigt ſich nicht nur die Zeit des Euripides überhaupt viel größer und gediegener, als die des

römiſchen Tragikers, ſondern es erſcheint namentlich auch die Rede-kunſt derſelben, dem in Seneca's Tagen herrſchenden Bombaſt gegen-über, in ihrem vollſten Glanze. Euripides Phöniſſen enthalten eine wahre Kunſt der Rede und die geiſtreiche Converſation einer geiſt-reichen Zeit, Seneca's Stück dagegen iſt aus bloßer Declamation, aus Spielereien und Übertreibungen zuſammengeſetzt.

In einem andern Stücke, den Trojanerinnen, zeigt ſich das dichteriſche Talent des Euripides im glänzendſten Lichte; die Verſe und Versarten ſind ſo kunſtreich gebildet und gemiſcht, daß man an ihnen einen durch alle Wiſſenſchaften ſeiner Zeit vollſtändig aus-gebildeten Dichter erkennt; bewunderungswürdig iſt der redneriſche Schwung, ſehr geſchickt die Anlage in einzelnen Reden, und eine tief eingreifende Wirkung wird durch die richtige Anwendung ein-zelner Stellen Homer's hervorgebracht, weil dieſe an des Griechen Ohr und Herz ebenſo anſchlugen, wie ein Spruch der alten Luther-ſchen Bibelüberſetzung den deutſchen Proteſtanten berührt. Anderer-ſeits verräth aber der Inhalt ebenderſelben ſchönen Verſe, daß der Dichter das Klägliche nicht poetiſch, ſondern rhetoriſch oder redner-iſch auffaßt; und ſtatt der hohen und reinen Begeiſterung der frü-heren Zeit ſchimmert, mitten in dem Ausdruck der tiefſten Rührung, die Abſichtlichkeit und Künſtelei des Dichters hervor. Außerdem ſucht Euripides in dieſem Stücke die Schauluſt des Publikums durch Gepränge und Bühnenkunſt zu befriedigen, Manches iſt ſo-wohl dem Inhalt als der Form nach völlig opernartig, und man erkennt daran auf eine deutliche Weiſe, wie Euripides, zum Unter-ſchied von Aeſchylus und Sophokles, welche ihre Arbeiten nicht ängſt-lich auf den Effect berechneten, ſondern begeiſtert ſangen, in das Matte, Spielende und Kindiſche verfallen mußte.

Mit Euripides und durch ihn erreichte die Blüthe der trag-iſchen Kunſt ihr Ende. Zwar blieb dieſe auch ſpäter noch allge-mein und in hohem Grade geſchätzt, und fand bei Philipp und Alexander von Macedonien, ſowie an andern fürſtlichen Höfen die größte und glänzendſte Aufmunterung; allein ſie kam nie wieder von den Abwegen zurück, in welche Euripides und ſeine Nachfolger ſie geführt hatten, und das allgemeine Intereſſe, welches an ihr genommen ward, kam nicht ihr ſelbſt, ſondern nur der Schauſpielkunſt zu Statten. In der folgenden Zeit trat zwar eine Menge tragiſcher Dichter auf, von dieſen

galt aber ſelbſt ſchon dem Alterthum keiner für tüchtig genug, um neben die drei großen Tragiker geſtellt zu werden. Was wir von ihnen wiſſen, zeigt auf das deutlichſte, daß vom alten Geiſt und Feuer nur äußerſt wenig ſich erhalten hatte, und die große Zahl dieſer Dichter beweiſt blos, wie ſehr das Theater auch in der ſpäteren Zeit des Alterthums ein Bedürfniß war. Nur drei Dichter, deren Lebenszeit aber noch in das Jahrhundert der drei großen Tragiker fällt, hatten eine größere Bedeutung, nämlich Jon, Achäus und Agathon. Von dieſen wurden die beiden Erſteren auch in den Kanon der Tragödie oder in das Verzeichniß der ausgezeichnetſten Tragiker aufgenommen, welches etwa zweihundert Jahre nach Euripides Tode einige griechiſchen Gelehrte in Alexandria zugleich mit ähnlichen Kanon's der andern Dichtungsarten verfertigten. Jon's Jugendzeit reicht noch bis in die letzten Jahrzehnte von Aeſchylus Leben hinauf. Er war auf der Inſel Chios geboren, ſchlug aber ſeinen Wohnſitz bleibend in Athen auf, und ſtarb etwa vierzehn Jahre vor Sophokles. Die wenigen Bruchſtücke, welche ſich von ihm erhalten haben, zeigen einen Dichter von Talent und Originalität, zu gleicher Zeit aber auch einen Tragiker, der ſich unter ſeinen drei großen Vorgängern am meiſten dem Euripides näherte. Achäus, welcher ſeiner Herkunft nach ein Euböer war, und vier Jahre vor Euripides geboren wurde, iſt uns noch weniger bekannt, als Jon; er ſcheint im Komiſchen größere Stärke gehabt zu haben als im Tragiſchen. Agathon, ein Athener von Geburt, blühte zu der Zeit, als Sophokles und Euripides ſtarben; er war mit dem Letzteren nahe befreundet, und gehörte nach dem Urtheil des Ariſtoteles zu den Dichtern, welche durch geſuchte Künſtlichkeit die Tragödie noch mehr herabbrachten. —

Den Charakter der Schauſpielkunſt jener Zeit können wir uns nicht klar machen, da dieſe eine ſehr vergängliche Kunſt iſt, über welche ſich nur durch unmittelbare Anſchauung urtheilen läßt. Wie ſehr dieſelbe, namentlich in der Zeit vom peloponneſiſchen Kriege an bis auf Alexander's des Großen Tod, geſchätzt wurde und in Blüthe ſtand, kann aus verſchiedenen Verhältniſſen und Umſtänden erſehen werden. Aus keiner Zeit des Alterthums iſt uns eine ſo große Zahl Namen von berühmten Schauſpielern überliefert worden, als aus dieſer, und in keiner andern Periode der

alten Geſchichte hatten die Schauſpieler einen ausgezeichneteren Rang in der Geſellſchaft, einen größeren Einfluß im Staat und mehr Gelegenheit, ſich bedeutende Reichthümer zu erwerben, als damals. Es iſt aus der politiſchen Geſchichte Griechenlands zur Zeit Philipp's II. bekannt, welche wichtige Rolle in den Staatsgeſchäften die atheniſchen Schauſpieler Ariſtodemus, Neoptolemus und Satyrus ſpielten. Wie dieſe bei Philipp im größten Anſehen ſtanden, ſo waren Athenodor und Theſſalus bei Alexander dem Großen ſehr beliebt und beſaßen einen gewiſſen Einfluß. Endlich war die Einnahme eines Schauſpielers in der Zeit, in welcher ſeine Kunſt ſich am meiſten der Gunſt des griechiſchen Volkes erfreute, zum Theile ſo bedeutend, daß z. B. Polus, ein Zeitgenoſſe des Demoſthenes, ſich gegen dieſen rühmen konnte, er gewinne in zwei Abenden ein Talent oder dritthalbtauſend Gulden (gegen 1500 Thlr.); wie viel dies aber heißen will, kann man aus dem Umſtand ermeſſen, daß in Athen damals ein Vermögen von fünfzehn Talenten zu den bedeutenderen gerechnet wurde. —

In derſelben Zeit, als die tragiſche Dichtkunſt ſank, ſtand die Komödie in ihrer höchſten Blüthe. Die Art und Weiſe, wie dieſe Gattung der dramatiſchen Poeſie nach und nach ſich ausbildete, iſt eben ſo wenig ſicher bekannt, als die Entſtehung der Tragödie. Soviel ſcheint gewiß zu ſein, daß die Komödie ihrem Urſprunge nach nicht dem Lande Attika angehörte. Auch ſie ging aus den Bakchus-Feſten hervor, bei welchen, namentlich zur Zeit der Weinleſe, heitere Lieder zu Ehren des Gottes und zur Luſt der Theilnehmer geſungen zu werden pflegten. Dieſe in feſtlichem Zuge geſungenen Lieder, welche oft mit ſpottenden Ausfällen auf Perſonen und Ereigniſſe der Gegenwart verknüpft waren, bilden die erſten Anfänge der Komödie. Auf welche Weiſe dieſe Lieder und Chor-Züge nach und nach die Geſtalt der Dramen annahmen, iſt ebenſo unbekannt, als bei welchem Theile des griechiſchen Volkes dies zuerſt geſchah. Die älteſten Spuren finden ſich zugleich in dem den Athenern benachbarten Lande Megaris, wo Suſarion um 570 v. Chr. Spottgedichte für die Chöre der Bakchus-Feſte verfaßte, und auf der Inſel Sicilien, wo Epicharmus, einer der älteſten Komödiendichter, zur Zeit des Aeſchylus lebte.

In Sicilien kam auch eine andere Dichtungsart, welche der dramatiſchen Poeſie nahe verwandt war, vorzugsweiſe häufig vor. Dies waren die ſogenannten Mimen oder kleine Dialogen, in welchen irgend ein einzelner Sittenzug, eine Leidenſchaft, ein Auftritt oder auch eine beſtimmte Klaſſe von Menſchen dargeſtellt wurden, alſo Gemälde von Sitten, Charakteren, Ständen und Scenen aus dem Volksleben in dialogiſcher Form. Sie waren meiſtens nicht in Verſen, ſondern in einer nach dem Takt abgemeſſenen poetiſchen Proſa abgefaßt. Man wird ſich den eigentlichen Charakter der Mimen und ihre Mannichfaltigkeit am beſten vorſtellen können, wenn man an die Beweglichkeit des Volkes in Südeuropa, deſſen Leben der Natur näher bleibt als das unſrige, an manche neueren Stücke in der toskaniſchen Volksmundart, an gewiſſe Beluſtigungen durch Geſang und freien Vortrag, wie ſie heut' zu Tage im Neapolitaniſchen vorkommen, u. dgl. m. denkt. Die Mimen, welche meiſt Improviſationen waren, und gewöhnlich einen heiteren und ſpottenden Ton hatten, führte zuerſt der Syrakuſaner Sophron, deſſen Blüthezeit etwa in das Jahr 450 v. Chr. fällt, in der Literatur ein, indem er nach der Art derſelben Dialoge verfaßte und niederſchrieb. Die Mimen wurden durch ihn in eine Art von Komödien umgewandelt, welche unſern Stücken in Einem Aufzuge einigermaßen zu vergleichen ſind, aber weder, wie dieſe, eine eigentliche Verwickelung oder einen ſogenannten Knoten, noch auch, wie das altgriechiſche Luſtſpiel, einen Chor hatten.

In Athen, wo die Komödie ebenſo wie die Tragödie ihre Vollendung erhielt, begann dieſelbe gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts vor unſerer Zeitrechnung aufzublühen. Die älteſten atheniſchen Komödiendichter waren Kratinus, Krates und Eupolis, welche in der ſo eben angegebenen Zeit lebten. Von ihnen zeichnete ſich der Letztere am meiſten aus: er ſoll neben einer großen Derbheit Sinn und Eifer für das Erhabene und Ernſte gehabt haben, und wird namentlich wegen des rückſichtsloſen Muthes gerühmt, mit welchem er die erſten Staatsmänner ſeiner Zeit lächerlich machte. Der größte Komödiendichter, nicht blos im alten Athen, ſondern im ganzen Alterthum überhaupt, war Ariſtophanes, deſſen Blüthezeit in den peloponneſiſchen Krieg fällt. Die Komödie erhob ſich alſo zu derſelben Zeit, in welcher die Tragödie herabſank.

Dies erklärt ſich leicht, wenn man den Charakter der Griechen, beſonders der Athener, und die Natur dieſer Dichtungsart ins Auge faßt. Die Komödie war das treue Bild des Lebens, und konnte alſo mit der veränderten äußeren Geſtalt desſelben ſich unbeſchadet ihres Werthes ebenfalls ändern, ſtatt, wie die Tragödie, dem Fortſchritt der Zeit zu erliegen, zumal da die Athener ein lebhaftes Volk, an Originalen ſehr reich, und mit einer großen Fähigkeit, das Lächerliche aufzufaſſen und ſelbſt das Ernſthafteſte lächerlich zu machen, begabt waren. Auf dieſe Weiſe erhielt ſich die Komödie auch in der Zeit des ſinkenden griechiſchen Geiſtes nicht etwa, wie die tragiſche Dichtkunſt, als eine erſchöpfte und auf Abwege verirrte Dichtungsart, ſondern ſie nahm nur eine andere, den veränderten Verhältniſſen entſprechende Geſtalt an. Nach den verſchiedenen Formen, in welchen das griechiſche Luſtſpiel nach einander auftrat, hat man dasſelbe in drei Klaſſen eingetheilt, welche die ältere, die mittlere und die neuere Komödie genannt werden.

Die ältere Komödie brachte das Leben der Gegenwart ſelbſt, nach ſeinen größeren Verhältniſſen und mit der Darſtellung und den Namen derjenigen, welche handelnd in dasſelbe eingriffen, auf die Bühne. Die Staatsverwaltung, die Poeſie, die Philoſophie, mit Einem Worte die ganze Wirklichkeit des atheniſchen Lebens wurde in ihrem Contraſte mit dem Idealen und Edlen auf grelle Weiſe ſatyriſch dargeſtellt. Durch die mittlere Komödie, welche mit dem Beginn des vierten Jahrhunderts v. Chr. ihren Anfang nahm und etwa bis zu Alexander's des Großen Thronbeſteigung dauerte, wurde dies gemildert. Die Dichter dieſer zweiten Gattung des griechiſchen Luſtſpiels griffen zwar noch beſtimmte Zuſtände und Perſönlichkeiten der Gegenwart an, bedienten ſich aber dabei erdichteter Namen. Sie behielten ferner auch die Darſtellung der grellen, oft plumpen und gemeinen Sitten zum Theil noch bei, fügten aber der nackten Wirklichkeit und Wahrheit des Lebens hier und da die Dichtung hinzu, und legten den Perſonen des Stücks nicht ſelten eine moraliſche Lehre in den Mund, welche in der Handlung ſelbſt nicht enthalten war. Die neuere Komödie, welche zu Alexander's Zeit an die Stelle der mittleren trat, hielt ſich nicht mehr, wie noch von dieſer geſchehen war, an die Staatsverhältniſſe, und nahm überhaupt ihre Stoffe nicht mehr aus den

Begebenheiten des wirklichen Lebens, ſondern ſie bediente ſich eines erdichteten Ereigniſſes, um durch die Darſtellung desſelben die Beziehungen des Privatlebens zur Moral und zum Glücke des Menſchen anſchaulich zu machen. Sie brachte alſo, wie unſer Luſtſpiel, die kleineren, geſelligen Verhältniſſe des Lebens und deſſen äußere Verwickelungen auf die Bühne, hielt ſich blos an die allgemeinen menſchlichen Leidenſchaften, und ſchürzte einen Knoten der Intrigue, durch deſſen Löſung der Zuſchauer überraſcht werden ſollte. Die von ihr dargeſtellten Handlungen waren meiſtens unſittlicher Art, man ſuchte aber die nachtheilige Wirkung derſelben durch die den Perſonen in den Mund gelegte Moral zu ſchwächen.

In den Kanon der Komödie oder das Verzeichniß der vorzüglichſten Komödienſchreiber, welches etwa zweihundert Jahre v. Chr. von einigen griechiſchen Gelehrten in der Stadt Alexandria verfaßt wurde, waren folgende Männer aufgenommen. Der Kanon der älteren Komödie enthielt, außer den oben bereits angeführten Dichtern Epicharmus, Kratinus, Eupolis und Ariſtophanes, noch Pherekrates aus Athen, einen älteren Zeitgenoſſen des Letzteren, und Plato aus Athen, welcher ebenfalls zur Zeit des Ariſtophanes lebte, und nicht mit dem gleichnamigen Philoſophen verwechſelt werden darf. Von den Werken dieſer beiden Dichter ſind, wie von denen aller andern mit Ausnahme des Ariſtophanes, nur geringe Bruchſtücke auf unſere Zeit gekommen. Der Kanon der mittleren Komödie enthielt blos zwei Dichter, nämlich Antiphanes, deſſen Geburtsort nicht ſicher bekannt iſt, und Alexis aus Thurium in Unteritalien. Jener lebte in der erſten, dieſer in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts vor Chriſto. Von beiden ſind ebenfalls nur noch unbedeutende Bruchſtücke übrig, obgleich Alexis nicht weniger als zweihundert fünf und vierzig, Antiphanes aber zweihundert und achtzig oder nach einer anderen Angabe ſogar dreihundert fünf und ſechzig Komödien verfaßt haben ſoll. Die Dichter der neueren Komödie gehören dem ſpäteren Zeitraum der griechiſchen Geſchichte an, und werden deshalb erſt bei der Darſtellung desſelben erwähnt werden.

Ariſtophanes iſt der einzige Dichter aus der Blüthezeit der griechiſchen Komödie, von welchem ſich ganze Stücke erhalten haben. Von ſeinen Lebensverhältniſſen iſt uns ſo wenig bekannt, daß weder

ſein Geburtsort, noch das Jahr ſeiner Geburt und das ſeines Todes mit Zuverläſſigkeit angegeben werden kann. Er war Bürger von Athen, und lebte in der Zeit des peloponneſiſchen Krieges, ſowie wenigſtens noch zwanzig Jahre nach dem Ende desſelben. Die Zahl der von ihm gedichteten Komödien ſoll vierundfünfzig betragen haben; von dieſen ſind aber nur elf auf unſere Zeit gekommen.

Ariſtophanes iſt ebenſo der Tadler ſeiner Zeit geweſen, wie der von derſelben eingenommene und abhängige Euripides ihr Lobredner war. Die Ariſtophaniſchen Stücke ſtellen den Charakter und die ausgearteten Verhältniſſe der Zeit den unverdorbenen Sitten früherer, beſſerer Zeiten gegenüber. Sie heben den gemeinen Menſchenverſtand in ſeinem Contraſt mit der herrſchenden ſpitzfindigen Klügelei hervor, und zeigen die echte Poeſie in ihrem Gegenſatz gegen das bloße Wort- und Versgeklingel der meiſten Dichter jener Zeit. Das ganze damalige politiſche, moraliſche und geiſtige Leben des atheniſchen Volks bilden die Gegenſtände der Komödien des Ariſtophanes. Eine, durch den Reiz der Verwickelung und durch die überraſchende Löſung eines künſtlich geſchürzten Knotens ausgezeichnete Geſchichte darf man in ſolchen Komödien nicht erwarten, da in ihnen nicht die Entwickelung eines kunſtreich erſonnenen Abenteuers den Zuſchauer beſchäftigen und feſſeln ſoll, ſondern die Kraft der Poeſie, die ſatyriſche Darſtellung einer beſtimmten Seite der Zeit und die ungeſchminkte Wahrheit des Gemäldes.

Von dieſer Anſicht ausgehend, kann man aus den einzelnen Werken des Ariſtophanes die verſchiedenen Seiten des Charakters ſeiner Zeit auf das klarſte erkennen. Die nachfolgenden Bemerkungen über einige Stücke des Ariſtophanes ſollen zu dieſem Zwecke dienen. Diejenige Komödie, welche den Namen Plutus oder der Reichthum trägt, und für einen römiſchen, ſowie für einen franzöſiſchen Dichter, Plautus und Moliere, die verſchiedenartig benutzte Quelle der komiſchen Darſtellung des Geizes geworden iſt, beginnt mit der Traveſtirung einer Tragödie des Euripides und mit der ironiſchen Einmiſchung einiger Verſe aus den Werken desſelben. Euripides wird als ein Dichter verſpottet, der ſeine Zuhörer nicht durch die Kraft der Dichtkunſt ſelbſt, ſondern durch das Romanhafte und Empfindſame der ſeiner Dichtung zu Grunde liegenden

Geſchichte erheben will, und dabei durch Künſtlichkeit und Glätte der Rede den Beifall des Publikums zu erhalten ſtrebt. Der Hauptgegenſtand des Stückes jedoch iſt nicht die Poeſie des Euripides, ſondern die Habſucht der Athener zu Ariſtophanes Zeit. Der Dichter belehrt ſeine Mitbürger über die Misverhältniſſe des Lebens, welche damals in Athen, gerade wegen der politiſchen Gleichheit aller Bürger, härter und auffallender waren, als ſie heut' zu Tage mit Ausnahme Englands irgendwo ſind. Im Gegenſatz gegen die gewöhnliche gemeine Anſicht, daß Reichthum und mannichfaltiger Sinnengenuß der Lohn ſei, welcher der Tugend gebühre, will Ariſtophanes ſeinen Zuhörern das eigentliche Verhältniß des Menſchen zu den äußeren Dingen begreiflich machen, ſowie die Art, wie man ſich die ungleiche Vertheilung der Beſitzthümer als erſte Bedingung des geſelligen Zuſammenlebens zu denken habe. Dabei ſtellt er die Einfachheit der älteren Griechen der zu ſeiner Zeit herrſchend gewordenen Prachtliebe gegenüber, indem er ſagt, Zeus ſelbſt ſei doch auch nicht als ein im Überfluſſe ſchwelgender Gott anzuſehen, weil er die Sieger in den ihm geweihten olympiſchen Spielen nur mit einem elenden Ölzweige belohne, während die Menſchen jetzt überall mit goldenen Kronen freigebig wären. Nebenbei tritt Ariſtophanes in dieſem Stücke gegen die Wuth, gerichtlichen Verhandlungen beizuwohnen, und gegen das Treiben der Rabuliſten auf, welche ihr verderbliches, niederträchtiges Streben mit dem Schein des Eifers für das gemeine Wohl bedeckten. Auch wird von dem Dichter die prieſterliche Gaukelei blosgeſtellt, welche in eben dem Grade geſtiegen war und zunehmend misbraucht wurde, als der religiöſe Sinn abgenommen hatte.

In den Wolken, dem ausgezeichnetſten von allen Werken des Ariſtophanes, bildet die, von dem Fortſchritte der Cultur und von der Zunahme der Induſtrie und des Reichthums herrührende Ausartung der Athener den Gegenſtand der Satyre, in ſo fern nämlich dieſe Verirrung mit der Erziehung und dem Unterrichte jener Zeit zuſammenhing. Der Dichter will dem Publikum anſchaulich machen, wie Alle nur deshalb nach Bildung und Kenntniſſen ſtrebten, um ſowohl über alle möglichen Dinge ſchwatzen zu lernen, als auch um durch Fertigkeit, Gewandtheit und Spitzfindigkeit im Denken den einfachen Sinn der weniger Gebildeten berücken und Alles, je nach-

dem der eigne Nutzen es erheiſche, entweder beweiſen oder widerlegen und verdrehen zu können. Die Hauptfigur in dieſer Tragödie iſt der berühmte Philoſoph Sokrates, in deſſen Perſon die ganze Jugendbildung und philoſophiſche Beſtrebung der damaligen Athener lächerlich gemacht wird. Schon das ſpätere Alterthum, noch mehr aber die neuere Zeit hat es unrecht und unbegreiflich gefunden, daß Ariſtophanes einen Mann, welcher moraliſch untadelhaft war, und zuletzt die Wahrheit ſeines Strebens und ſeiner Überzeugungen mit dem Tode beſiegelte, dem öffentlichen Spotte preisgab; allein eine ſorgfältigere Beachtung deſſen, was der Dichter wollte, zeigt, daß dieſer in der Wahl der Hauptperſon des Stückes eben ſo glücklich war, als in der ganzen übrigen Anordnung und Einrichtung dieſes ſeines Meiſterwerkes. So viel Achtung man nämlich vor dem Charakter und der Lehre des Sokrates haben muß, ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß derſelbe mit mehr Eifer und beſſerem Erfolge, als die übrigen philoſophiſchen Lehrer ſeiner Zeit, bemüht geweſen iſt, der alten Religion einen neuen Sinn, der alten Volksſitte eine neue Moral unterzuſchieben. Er war alſo ein Mann, welcher die wichtigſten Stützen und das innerſte Weſen des atheniſchen Lebens untergrub, und ſein Wirken konnte deshalb für die Erziehung und den Unterricht eben ſo ſchädlich werden, wie es das Treiben des von Ariſtophanes ebenfalls angegriffenen Demagogen Kleon für die Politik des Staates war. Der Dichter ſuchte alſo in der Perſon des Sokrates eines Theils das überhand nehmende Grübeln über den Cultus und das Deuteln an den Mythen lächerlich zu machen, anderes Theils aber diente ihm die Darſtellung des Treibens ſolcher Männer, wie Sokrates, um zu zeigen, daß der Volksglaube eine für die Erhaltung des Staats und der Sittlichkeit nothwendige Sache ſei, und daß eine eigentliche Religion durch philoſophiſche Begriffe von den höheren Dingen und durch bloße Lehren der Moral niemals erſetzt werden könne. Ariſtophanes ſtellt, um dieſen Beſtrebungen durch ſatyriſchen Spott entgegen zu arbeiten, dem Sokrates den zwar derben, aber zugleich auch natürlichen Landjunker Strepſiades gegenüber, ſowie der Sitte der Gegenwart die der Voreltern, der neueren Art der Erziehung die frühere, dem ganzen neumodiſchen Weſen und Treiben überhaupt die gute alte Zeit.

Wie in den Wolken die neumodiſche Philoſophie lächerlich gemacht wird, ſo greift der Dichter in einem andern ſeiner Werke, den Fröſchen, die Modedichterei an, und ſucht auch von dieſer Seite her der zunehmenden Entartung ſeiner Zeit entgegenzuwirken. Das ganze Stück gilt dem Euripides und dem verdorbenen Geſchmack, welchem derſelbe huldigte. Euripides und Aeſchylus werden als die Repräſentanten der falſchen und der echten Dichtkunſt auf die Bühne gebracht. Die hochklingenden Wörter und Redensarten des Euripides, bei denen man ſich Alles und nichts denken kann, werden parodirend nachgeahmt, und einzelne Theile ſeiner Tragödien als bloße Machwerke hingeſtellt. Der Dichter hebt bei dieſer Gelegenheit auch den Nachtheil hervor, welchen die Bildung und der Geſchmack der Nation durch die nach und nach aufgekommene Pöbelherrſchaft erleiden mußten. Er läßt nämlich den Euripides rühmend ſagen, daß in ſeinen Tragödien ebenſowohl der Sklave und das alte Weib, als der Herr, die Frau und die Jungfrau ſprächen, und als Aeſchylus ihm mit dem Ausruf ins Wort fällt: „Und das gab man zu? Man brachte dich nicht um, weil du ſo ſehr die Würde des Dramas zu entehren gewagt haſt?“, legt Ariſtophanes dem Euripides die Antwort in den Mund: „Ja, beim Apollo! Denn daß ich ſo that, war demokratiſche Manier!“ Ebenſo ſucht der Dichter anſchaulich zu machen, wie wenige Menſchen eigentlich Geſchmack und Urtheil hätten; denn auf die Erklärung, daß alle Welt der Poeſie des Euripides Beifall ſchenke, läßt Ariſtophanes die Antwort geben: der wahrhaft Tüchtigen und Verſtändigen gäbe es bei allen Dingen nur wenige, und die Mehrzahl der Menſchen habe ebenſo, wie ſie nur auf das Geldmachen und Genießen denke, auch in der Poeſie blos für das, was recht geglättet und gedrechſelt ſei, Sinn.

Die Komödie, welche den Namen die Ritter führt, gilt der Pöbelherrſchaft und der Demagogie des Gerbers Kleon. Der Hauptzweck derſelben iſt, dem gemeinen Bürger begreiflich zu machen, wie Alles, was vorgeblich um ſeinetwillen geſchehe, von den Demagogen blos zu ihrem eigenen Vortheil gethan werde; es wird gezeigt, wie lächerlich und ſchädlich das politiſche Treiben eines Kleon und ähnlicher Leute ſei, und der Mittelſtand wird als der wahre Kern des Volks und die einzige Stütze des Vaterlandes

dargeſtellt. Es werden alſo Kleon und der habgierige, abergläubiſche und rachſüchtige Pöbel dem Spotte preisgegeben, und dem arbeitſamen, rechtlichen und verſtändigen Theil der Bürgerſchaft entgegengeſtellt. — In einem andern Stücke, den Acharnern, welches im Jahr 425 v. Chr. aufgeführt wurde, hat es der Dichter auf diejenigen vornehmen jungen Athener abgeſehen, welche, wie Lamachus (ſ. Th. I. S. 435), die Übel des Krieges gern fortdauern ſähen, damit ſie ſelbſt mit den Waffen ſpielen und ſich im Schmuck des Federbuſches und Schildes zeigen könnten. Ariſtophanes ſucht auf eine durchaus ſinnliche und handgreifliche Weiſe anſchaulich zu machen, wie nachtheilig der Krieg für den arbeitenden Theil des Bürgerſtandes ſei, und welche Vortheile dagegen der Frieden, beſonders in Beziehung auf äußeren Lebensgenuß, haben würde. Offenbar hatte der Dichter bei dieſer Komödie die politiſche Abſicht, das Volk zu bewegen, daß es dem Vorſchlage des Nicias und ſeiner Partei, welche einen Frieden mit Sparta zu Stande bringen wollten, Gehör gebe.

In den Wespen bringt Ariſtophanes den Unfug des Gerichtsweſens auf die Bühne. Er verſpottet in dieſem Stücke die unmäßige Luſt des älteren Theils der Bürgerſchaft, zu Gericht zu ſitzen und ſich von Klägern, Beklagten und Advokaten ſchmeicheln zu laſſen, ſowie das damit verbundene lächerliche Gefühl der Amtswürde, von welchem die braven Schuſter und Schneider erfüllt waren. Er beweiſt den Athenern, daß die guten Bürgersleute zwar meinten, ſie regierten wirklich ſelbſt und hätten wegen der drei Obolen, die ihnen für jede Gerichtsſitzung ausgezahlt wurden (ſ. oben Th. I. S. 407), dabei auch einen kleinen Verdienſt, daß ſie aber im Grunde nichts als die Sklaven der Demagogen wären, und um einiger elenden Kreuzer willen weit mehr bei ihren Geſchäften verſäumten, während die eigentlichen Gerichtsſporteln in die Hände raubſüchtiger Rabuliſten kämen. Um zu zeigen, wie ſeh das Volk von ſeinen Schmeichlern misbraucht werde, führt Ariſtophanes ſeinen Zuſchauern einige jener angeblichen Verſchwörungen vor, welche von den Sykophanten überall gewittert und zu ihren Zwecken benutzt wurden. Zum Schluſſe erhält auch die feine Welt mit ihren Laffen und allen denen, die durch ihren Einfluß und Aufwand viel galten, ihre Geißelhiebe.

4. Geſchichtſchreibung.

Die Geſchichtſchreibung des griechiſchen Volkes ging, ihrem erſten Urſprung nach, aus der ſogenannten cykliſchen Dichtkunſt hervor (ſ. Th. I. S. 332 und 342). Sowie nämlich, in Folge der fortſchreitenden Bildung, aus der Poeſie der älteren Zeiten nach und nach die Philoſophie als eine ſelbſtſtändige geiſtige Beſtrebung ſich entwickelte, ſo entſprang auch aus der poetiſchen Behandlung der Sagen die Logographie oder die proſaiſche Erzählung derſelben (ſ. Th. I. S. 342), aus dieſer aber die wahre Geſchichtſchreibung. Herodotus, welcher im fünften Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung lebte, iſt der erſte eigentliche Geſchichtſchreiber der Griechen geweſen. Alles, was vor ihm in Bezug auf die Ereigniſſe der Vergangenheit unter den Griechen geſchrieben wurde, beſtand nur in mythiſchen Erzählungen oder in dürren chronologiſchen und genealogiſchen Notizen, bei deren Zuſammenſtellung an die eigentliche Aufgabe der Geſchichte, Darſtellung des Charakters und Entwickelungsganges einer Zeit, nicht im mindeſten gedacht wurde. Herodot war der Erſte, welcher bei der Erzählung der Begebenheiten von einer Idee ausging. Er iſt dadurch der Schöpfer der wahren Geſchichtſchreibung geworden, und erhielt deswegen auch den Namen des Vaters der Geſchichte. Der Abſtand zwiſchen ihm und den Logographen iſt noch viel größer, als der zwiſchen Aeſchylus und ſeinen Vorgängern; denn ſchon vor Aeſchylus war durch Thespis der Form nach, ſowie durch Phrynichus dem Stoffe nach die Grundlage der wahren Tragödie gelegt worden, zwiſchen Herodot aber und den Logographen fehlt jeder vermittelnde Übergang, und die wahre Geſchichte wurde durch ihn, ſowohl der Darſtellung als dem leitenden Gedanken nach, wirklich erſt neu geſchaffen.

Die Geſchichte ging denſelben Weg, welchen die tragiſche Dichtkunſt eingeſchlagen hatte. Sie war nämlich bei Herodot, gleich der Tragödie des Aeſchylus, eine reine Schöpfung der Natur und Begeiſterung; ſie ward hierauf durch Thucydides ebenſo, wie die tragiſche Kunſt durch Sophokles, als ein eigentliches Werk der Philoſophie und Kunſt zu ihrer höchſten Vollendung gebracht; ſie ſank endlich durch Xenophon von ihrer Höhe herab, und gerieth auf Abwege, von welchen ſie nie wieder zurückkam; denn gleich der dramatiſchen Dichtkunſt des Euripides ſchlug auch die Geſchicht-

ſchreibung des Xenophon die Richtung ein, daß ſie in ihrer Form die glatte Lieblichkeit und den gefälligen Ton der gebildeten Converſation nachahmte, in der Behandlung ihres Gegenſtandes aber moraliſch und pragmatiſch wurde. Die Geſchichtſchreibung der Griechen erlag alſo, gleich der dramatiſchen Poeſie, nach einer kurzen Blüthe dem veränderten Geiſte der Zeiten; ſchon Xenophon, noch mehr aber die nachfolgenden Geſchichtſchreiber wußten dem Leben der Völker, ſtatt der allſeitigen Erkenntniß der menſchlichen Natur, nur Sittenſprüche und Lehren der Moral oder Klugheit abzugewinnen, ſie erkannten ferner in dem Verlauf der Begebenheiten nicht die Spuren einer höheren Leitung und die Entwickelung der Menſchheit, ſondern nur das verwirrte Getriebe der Leidenſchaften, ſie ſahen endlich das Studium der geſchichtlichen Ereigniſſe blos als ein Bildungsmittel für das Staatsleben an.

Herodotus ward um das Jahr 484 v. Chr. zu Halikarnaſſus, einer doriſchen Colonie im kleinaſiatiſchen Lande Karien, geboren. Er verließ ſchon früh ſeine Vaterſtadt, und machte große Reiſen, welche ihn einerſeits durch ganz Griechenland, Macedonien, Thracien und bis an die Mündung des Dniepr, andererſeits aber bis in die öſtlich von Babylon gelegenen Gegenden, ſowie nach Egypten und in die angrenzenden Landſtriche führten. Nach ſeiner Rückkehr ließ Herodot ſich zuerſt auf der Inſel Samos nieder. Hier begann er ſein großes Geſchichtswerk zu ſchreiben, in welchem er die Kriege ſeiner Landsleute mit den Aſiaten, namentlich aber den großen Freiheitskampf gegen die Perſer erzählt, und außerdem in vielen gelegentlich angebrachten Schilderungen die Länder und Völker des Orients beſchreibt. Im Jahr 444 v. Chr. ſchloß ſich Herodot an die atheniſchen Bürger an, welche nach Unteritalien zogen, und daſelbſt das zerſtörte Sybaris unter dem Namen Thurium von neuem gründeten. In dieſer Stadt ſcheint er ſein ganzes übriges Leben hindurch geblieben zu ſein. Sein Tod kann nicht vor dem Jahre 408 v. Chr. erfolgt ſein, ſo daß er wenigſtens 77 Jahre alt geworden iſt. Nach einer Angabe aus dem ſpäteren Alterthum hätte Herodot einen Theil ſeines Geſchichtswerkes zuerſt im Jahre 456 v. Chr. bei den olympiſchen Spielen, hierauf noch einmal in Korinth und endlich im Jahre 446 zum letzten Male in Athen öffentlich vorgeleſen; dieſe Angabe iſt jedoch nicht ſo zuverläſſig, daß man

ſie für ausgemacht gewiß halten darf, wiewohl ſie nicht gerade unwahrſcheinlich iſt.

Herodot, welcher in der Blüthezeit des Aeſchylus geboren worden war, iſt gleichſam als ein Gegenbild dieſes Dichters anzuſehen, ſowohl in Hinſicht auf den Grundgedanken ſeines Geſchichtswerkes, als auch in Bezug auf das Verhältniß, in welchem er zu ſeiner Zeit ſtand. Der Hauptzweck der Geſchichte Herodot's iſt völlig derſelbe wie derjenige, welcher den Perſern des Aſchylus zu Grunde liegt: Herodot will den Gegenſatz des griechiſchen und des orientaliſchen Weſens darſtellen. Schon die Art, wie das Werk abgefaßt und eingerichtet iſt, zeigt dieſen Contraſt, indem Herodot's Geſchichtſchreibung von Verſtand und Ordnung ausgeht, beſtimmte und feſtſtehende Zeitangaben enthält, und die Maſſe der Ereigniſſe in eine auf Urtheil beruhende Auswahl zuſammendrängt, ſtatt daß die Orientalen in ihren hiſtoriſchen Schriften ſich in unendliche und ungemeſſene Zeiträume verirren, und alle Überlieferungen ohne Kritik und Prüfung in phantaſtiſcher Verwirrung zuſammenhäufen. Übrigens iſt dies nicht ſo zu verſtehen, als wenn Herodot mit dem klarſten Bewußtſein und mit Abſicht ſeine Geſchichte auf ſolche Weiſe eingerichtet und geordnet, und alſo jenen Zweck gleichſam künſtlich erreicht hätte, ſondern er wurde vielmehr durch den unter dem griechiſchen Volke herrſchenden Geiſt und durch alles, was er auf ſeinen Reiſen geſehen und erfahren hatte, unbewußt zu dieſer Art von Geſchichtserzählung hingeleitet. Ganz auf ebendieſelbe Weiſe war Aeſchylus dazu gekommen, daß er in ſeinen Perſern die unermeßliche und verwirrte Menge von Völkern und Menſchen der kleinen, aber geordneten Zahl der Griechen entgegenſtellte, und in den Urſachen des Sieges der Letzteren den verſchiedenen Charakter beider Mächte anſchaulich machte. Den Vorzug des höheren Alters, der ſtärkeren Phantaſie und der mehr poetiſchen Auffaſſung der Ereigniſſe läßt Herodot dem Orient. Ja, ſein Geiſt wurde ſogar durch alles dasjenige, was in dieſen Zügen des orientaliſchen Charakters ſeinen Grund hatte, namentlich durch das Prieſterweſen des Orients und das Geheimnißvolle und Überſchwengliche der dortigen Religionen ſo ſehr überwältigt, daß dieſe Dinge ihn zur Bewunderung hinriſſen, und dadurch einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf ſein Werk äußerten. Herodot geht nämlich bei der Dar-

ſtellung jener Dinge von einer vorgefaßten Meinung aus, und iſt deswegen in Betreff derſelben ein verdächtiger Zeuge, nicht weil er ſeine Leſer täuſchen wollte, ſondern weil er ſelbſt durch das, was man im Orient ihm geſagt und gezeigt hatte, getäuſcht worden war. Auch gibt er, wegen dieſer zu hohen Meinung von dem orientaliſchen Religionsweſen, ebenſo wie Aeſchylus ſich große Mühe, den Myſterien=Cultus, welcher nicht lange Zeit vor ihm von dem Orient her in Griechenland eingeführt worden war (ſ. Th. I. S. 330), auf jede Weiſe zu loben und ehrwürdiger zu machen.

Der Hauptgedanke, welcher dem ganzen Werke Herodot's zu Grunde liegt, iſt der: daß die Freiheitsliebe und Verſtändigkeit der Griechen, ihr angeborner Sinn für Ordnung und die unter ihnen herrſchende zufriedene Genügſamkeit über orientaliſche Sklaverei, aſiatiſchen und afrikaniſchen Pomp, die chaotiſche Verwirrung der Völkermaſſen des Orients und die phantaſtiſchen Plane ihrer erhitzten Einbildungskraft den Sieg davon trugen. Herodot erzählt den großen Freiheitskampf ſeiner Nation gegen die Perſer, beginnt aber ſeine Darſtellung mit den früheſten feindſeligen Berührungen zwiſchen dem Orient und Griechenland, deren die Geſchichte gedenkt. Er erwähnt zuerſt die Sagen von der Entführung der Phönicierin Europa, der Kolchierin Medea und der Griechin Helena, und berichtet dann die erſte hiſtoriſch gewiſſe Bekämpfung von Griechen durch ein aſiatiſches Volk, nämlich die Unterwerfung der kleinaſiatiſchen Griechen durch den lydiſchen König Kröſus. Dies veranlaßt ihn, die Geſchichte der Lydier zu erzählen. Die Beſiegung dieſes Volkes durch Cyrus führt ihn ſodann auf die Perſer und Meder über, ſowie die Unterjochung der Babylonier und Egypter unter die Perſer auf dieſe beiden Nationen und die Aſſyrer. Bei der Geſchichte der letzteren Völker gibt Herodot ſein geſundes Urtheil recht deutlich zu erkennen, da er in die fabelhafte Sagengeſchichte der Aſſyrer, Babylonier und Egypter nicht tiefer eingeht, als zur Erklärung deſſen, was er eigentlich erzählen will, durchaus nöthig iſt. Bei Gelegenheit der Geſchichte des Königs Darius Hyſtaspis und des von demſelben unternommenen Zuges gegen die Scythen gibt er eine Beſchreibung der ſcythiſchen Völkerſchaften und ihres Landes. Dann kommt er, im fünften von den neun Büchern, aus welchen ſein Werk beſteht, auf die Empörung der

kleinaſiatiſchen Griechen gegen Darius und auf den dadurch herbeigeführten Krieg der Perſer mit den europäiſchen Griechen. Dieſer wird hierauf in den folgenden vier Büchern ausführlich erzählt, bis auf die Schlachten bei Plataä und Mykale, mit welchen das Werk ſchließt.

In dem Verlauf der Erzählung nimmt Herodot ſehr oft Anlaß, eine Nebengeſchichte einzuſchalten. Bei dieſen Epiſoden ſind es zwei Hauptgeſichtspunkte, von welchen er ausgeht: er will theils den Leſer feſſeln und unterhalten, theils den Unterſchied zwiſchen griechiſchem und aſiatiſchem Weſen recht anſchaulich hervorheben. Das Werk iſt nämlich ein Volksbuch und gleichſam ein proſaiſches Epos, welches zugleich auch für die Jugend beſtimmt war. Herodot ſchiebt daher in dasſelbe viele einzelnen Anekdoten und Wundergeſchichten ein, theils um die Aufmerkſamkeit der jüngeren Leſer oder Zuhörer zu feſſeln, theils aber auch um in das Ganze Mannichfaltigkeit und Abwechſelung zu bringen, und ſo das bewegliche, lebhafte Gemüth der Griechen für die eigentlich hiſtoriſche Belehrung empfänglicher zu machen. Was den andern Zweck der Epiſoden betrifft, ſo ſind viele derſelben offenbar hauptſächlich deshalb eingemiſcht, damit durch das Staunenswürdige, welches Herodot von den Aſiaten und ihren Herrſchern erzählt, der Vorzug der griechiſchen Einrichtungen und des griechiſchen Verſtandes um ſo mehr hervorleuchte.

Als ein recht anſchauliches Beiſpiel davon kann die Erzählung von der Zuſammenkunft des Griechen Solon mit dem reichen und mächtigen König Kröſus von Lydien dienen. Kröſus zeigte nämlich jenem griechiſchen Weiſen ſeine großen Schätze, und war nicht wenig überraſcht, als auf ſeine Frage, wen Solon für den glücklichſten Menſchen halte, dieſer nicht ihn dafür erklärte, ſondern einige wenig begüterten Privatleute, welche auf ehrenhafte Weiſe und im ungeſtörten Genuſſe einfacher Freuden ihr Leben zugebracht hatten. Empfindlich darüber, daß gewöhnliche Bürgersleute ihm, dem glänzenden Beherrſcher von Kleinaſien, vorgezogen wurden, fragte Kröſus den Griechen, warum er denn nicht ihn ſelbſt für viel glücklicher halte. Solon aber gab ihm die Antwort, daß bei der Unbeſtändigkeit des Schickſals auch der Reichſte nnd Mächtigſte nicht vor Unglück ſicher ſei, und daß deshalb niemand, ſo lange er

noch lebe, für unbedingt glücklich zu halten wäre, weil jeder kommende Tag ihm Verderben bringen könne. Kröſus hatte in ſeinem Übermuthe für eine ſolche Lebensanſicht keinen Sinn, und entließ den griechiſchen Weiſen, deſſen wohlbegründete Warnung er nicht verſtanden hatte, auf eine ungnädige Weiſe. Nicht lange Zeit nachher aber, als Kröſus durch den Perſer-König Cyrus plötzlich aller ſeiner Macht beraubt und ſogar zum Tode verurtheilt wurde, ſah er die Wahrheit jenes Ausſpruches ein. Er rief, als er auf dem Scheiterhaufen ſtand, im Gedanken an das, was Solon einſt zu ihm geſagt hatte, den Namen dieſes Weiſen dreimal aus, und verdankte die Erhaltung ſeines Lebens nur dem Umſtand, daß der Perſer-König, verſtändiger als er, die Wahrheit jener Worte einſah, und dadurch zum Mitleiden mit Kröſus bewogen wurde (ſ. Th. I. S. 126 f.). Wer ſollte in dieſer Erzählung nicht die Abſicht erkennen, den Gegenſatz griechiſcher Erfahrung und Lebensweisheit und des auf bloße äußere Macht pochenden orientaliſchen Übermuths zu zeigen!

Einen ähnlichen Zweck, wie in dieſer Erzählung, ſucht Herodot durch die Art, wie er den Anfang der perſiſchen Geſchichte behandelt, zu erreichen. Er richtet nämlich die Beſchreibung der alten Perſer ſo ein, daß der Leſer daraus von ſelbſt erkennen muß, wie das Einfache, Mäßige und von Natur Kräftige unter der Götter Schutz ſich von einem kleinen Anfang zu großer Macht erhebe, das Entgegengeſetzte aber durch ſeine Größe ſelbſt ſchwach ſei. Im weiteren Verlauf der perſiſchen Geſchichte bemüht ſich Herodot, die von den Perſern erlangte Macht und Größe recht anſchaulich zu machen, damit ſpäter bei der Darſtellung ihres Kampfes mit den Griechen der Sieg der Letzteren in einem um ſo glänzenderen Lichte erſcheine. Aus dieſem Grunde hat er auch ein ganzes Buch mit der Schilderung der Egypter angefüllt; denn was könnte einen größeren Begriff von der perſiſchen Macht geben, als daß den Angriffen derſelben ſogar auch das von Herodot ſo wunderbar, ſo alt, ſo mächtig und volkreich dargeſtellte egyptiſche Reich unterliegen mußte? Unmittelbar nachher erzählt Herodot, wie auch ein Theil des übrigen Afrika's dem ungeheuren Reiche der Perſer angefügt wurde. Damit aber der Leſer das griechiſche Volk, welches den eigentlichen Mittelpunkt des Werkes bildet, nie aus den Augen

verliere, ſo wird dabei an einer paſſenden Stelle die Gelegenheit ergriffen, um über Polykrates von Samos, ſowie über die Spartaner und ihre Einrichtungen zu reden.

Herodot kehrt hierauf wieder zur perſiſchen Geſchichte zurück, benutzt aber auch in dieſer jede ſich darbietende Gelegenheit, um als Grieche und zu Griechen zu reden. Dies zeigt ſich am deutlichſten darin, daß er von der Thronbeſteigung des Darius Hyſtaspis Anlaß nimmt, griechiſche Anſichten vom Staate und ſeinen Verwaltungsformen vorzutragen. Herodot lebte nämlich in einer Zeit, wo in allen Staaten Griechenlands über Oligarchie, Ariſtokratie und Demokratie viel und mitunter blutig geſtritten wurde, wo die Monarchie noch nicht ganz vergeſſen war, wo Altes und Neues noch im Kampfe mit einander lagen. Die der Thronbeſteigung des Darius vorausgegangene perſiſche Revolution nun regt in dem Erzähler den politiſchen Geiſt an, der ſeinem Volke und ſeiner Zeit eigenthümlich war, und er kann bei der Darſtellung jener kurzen inneren Unruhen eines ſonſt ſo bewegungsloſen Reiches nicht umhin, dieſelben in griechiſcher Weiſe zu behandeln. Herodot läßt nämlich die perſiſchen Großen, als ſie nach dem Sturze des Pſeudo-Smerdes zur Wahl eines Königs verſammelt waren, über die Form der Reichsverfaſſung berathſchlagen, und dabei über das Weſen der Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie Reden halten, in welchen der Geſchichtſchreiber ſeine eigene Anſicht und das Urtheil der Verſtändigeren unter ſeinen Landsleuten niederlegt. Bald nachher benutzt Herodot die Erwähnung des Griechen Demokeoes, welcher Leibarzt des Königs Darius I. geweſen war, um in einem ausführlichen Berichte über dieſen Mann die Wiſſenſchaft der Griechen dem geiſtigen Weſen der Perſer gegenüber zu ſtellen. Zu demſelben Zwecke dienen ihm der Halbgrieche Skylax, durch welchen Darius das weſtliche Indien erforſchen ließ, und der Baumeiſter Mandrokles von Samos, der ebendemſelben Könige für ſeinen ſcythiſchen Feldzug eine Brücke über den Bosporus ſchlug.

Herodot hat in ſeinem Werke manches Fabelhafte erzählt, um deſſentwillen ſchon oft die Zuverläſſigkeit aller ſeiner Angaben in Zweifel geſtellt worden iſt; allein auch abgeſehen davon, daß nicht Weniges von dem, was die ältere Zeit für bloße Mährchen hielt, durch die umfaſſendere Erkenntniß der Länder und Völker in unſeren

Tagen bewährt worden iſt, haben die Legenden und Wundergeſchichten Herodot's ihren guten Grund. Sein Werk iſt von Anfang bis zu Ende auf allgemeine Belehrung berechnet, es ſollte ein Volksbuch ſein, und konnte als ſolches des Wunderbaren und Fabelhaften nicht entbehren. Der Geiſt ſüdlicher Völker verlangt durchaus eine Berückſichtigung der Phantaſie; das zeigen noch heutiges Tages die Neugriechen, die Italiäner und die Bewohner des Südens von Spanien und Frankreich, welche noch immer bei weitem mehr auf die Heiligen und ihre Legenden, als auf Gott und ſeine Lehre halten. Herodot, der ſeinen Griechen nicht religiöſe Lehren, ſondern Geſchichte vortragen wollte, mußte alſo auch dergleichen Dinge in ſein Werk aufnehmen. Bei manchen dieſer Erzählungen gehörte er freilich ſelbſt zu den Gläubigen; bei gar vielen aber deutet er durch das hinzugeſetzte Wort „ſo ſagen ſie" oder „das habe ich gehört" leiſe ſeinen Zweifel an, und ſcheidet dadurch alſo das, was er ſelbſt nicht für ausgemacht gewiß hält, von dem Übrigen. Ein Betrüger iſt er nie, da er niemals etwas nach ſeiner Überzeugung Unwahres als wahr hinſtellt. Übrigens gibt die im ganzen Werk waltende Einfachheit und Herzlichkeit des Tones jeder Erzählung noch eine beſondere Seite, durch welche ſie auch das Herz des Leſers oder die rein menſchliche Empfindung desſelben berührt. Dabei erinnert aber die proſaiſche Sprache des Werkes, ſogar mitten in ſolchen Beziehungen und bei allen Fabeln und Wundergeſchichten, den Leſer immer daran, daß er auf einem hiſtoriſchen Boden ſtehe und ein hiſtoriſches Ziel der Belehrung vor ſich habe. —

Thucydides, der zweite der drei großen Geſchichtſchreiber des griechiſchen Alterthums, wurde 471 v. Chr., alſo etwa dreizehn Jahre nach Herodot, zu Athen geboren. An dem peloponneſiſchen Krieg, den er in einem beſonderen Werke beſchrieben hat, nahm er anfangs thätigen Antheil; er befehligte unter Andern im achten Jahre desſelben eine Abtheilung der atheniſchen Flotte, wurde aber, weil er die Stadt Amphipolis nicht gegen den Angriff der Spartaner unter Braſidas hatte ſchützen können, ſeiner Stelle entſetzt und aus Athen verbannt. Er ſchlug damals in einer kleinen thraciſchen Stadt, welche der Geburtsort ſeiner Gattin war, ſeinen Wohnſitz auf, und brachte daſelbſt, einige Reiſen nach verſchiedenen griech-

iſchen Städten abgerechnet, nicht weniger als zwanzig Jahre zu. In dieſer langen Zeit beſchäftigte er ſich hauptſächlich mit den Vorarbeiten zu ſeinem berühmten hiſtoriſchen Werk über den peloponneſiſchen Krieg. Nach der Einnahme Athen's durch Lyſander machte er von der ausgeſprochenen allgemeinen Amneſtie Gebrauch, und kehrte in ſeine Vaterſtadt zurück. Wann er ſein Leben geendet hat, iſt unbekannt; wir wiſſen nur, daß er unmittelbar nach dem Ende jenes Krieges noch lebte, und folglich ein Alter von wenigſtens ſiebenzig Jahren erreichte.

Das Werk des Thucydides umfaßt nur die erſten ein und zwanzig Jahre des peloponneſiſchen Krieges, da der Tod ihn an der Vollendung der ganzen Geſchichte deſſelben hinderte. Dieſes Werk iſt von dem des Herodot ſowohl ſeinem Zwecke, als auch ſeinem Geiſte nach gänzlich verſchieden. Das Letztere ſollte ein Volksbuch ſein; Thucydides aber lebte in einer Zeit, in welcher die Bildung der geſammten Maſſe der Bürger nicht mehr, wie früher, bis auf einige geringe Unterſchiede dieſelbe war, ſondern in der die Erziehung der Gebildeten eine mehr gelehrte und philoſophiſche Richtung angenommen hatte. In einer ſolchen Zeit iſt es unmöglich, durch ein und daſſelbe Mittel zugleich die Verſtändigen und Gebildeten und den, einer tieferen Einſicht in die Dinge unfähigen und meiſtens blos ſeinem Gefühle folgenden gemeinen Haufen zu belehren. Thucydides war alſo genöthigt, ſich ſein Publikum zu wählen, und ſchrieb nur für den gebildeten Theil der griechiſchen Nation.

Ebenſo, wie in dem gewählten Standpunkte, iſt Thucydides auch dem Ziel und der ganzen Art der Auffaſſung, Darſtellung und Behandlung nach von Herodot ſehr verſchieden. Der Letztere machte, ohne es ſelbſt zu ahnen, die großen Geſinnungen der Zeit des Perſer-Kriegs, als das Ergebniß einer innerhalb der Schranken der Religion, der Sitte und des Geſetzes gehaltenen Freiheit, dem Sinne fühlbar; Thucydides dagegen gehörte einer Zeit an, in welcher die Bildung ihre volle Höhe erreicht, aber der Geiſt, aus dem ſie hervorgegangen, und die Kraft, durch welche ſie ſo hoch geſtiegen war, ſich verloren hatten; er ſpricht daher blos zu dem Verſtande ſeiner Zeitgenoſſen, und ſetzt ſich die Aufgabe, ſowohl die Urſachen, durch welche jene Geſinnungen verſchwunden ſind, nachzu-

weiſen, als auch denen, welche denken und urtheilen können, den Menſchen und Staat ſeiner Zeit darzuſtellen, jenen nach ſeinen verſchiedenartigen Beſtrebungen, dieſen in ſeinem Zuſtande der Zerriſſenheit. Mit andern Worten, aus Herodot ſpricht ſeine Zeit; Thucydides aber iſt nicht, wie Herodot, das Organ, ſondern das Product ſeiner Zeit, er ſteht zugleich mitten in und über ſeiner Zeit, iſt mit der Philoſophie, Erfahrung und Menſchenkenntniß, welche dieſe Zeit vor der früheren voraus hatte, ausgerüſtet, und ertheilt der kleinen Zahl von Verſtändigen, an welche allein ſein ernſter und gedrängter Vortrag gerichtet iſt, Belehrung darüber, wie auch in ihrer Zeit noch das Rechte gethan werden könne. Thucydides ſpricht, indem er dies thut, ebenſo durch den ganzen Ton und Zuſammenhang ſeiner geſchichtlichen Darſtellung, wie Ariſtophanes durch ſeinen Spott und der Philoſoph Plato durch ſeine Unterſuchungen über den Staat, die Meinung und den Sinn des kleinen beſſeren Theils der Athener aus; er iſt nämlich der Volksherrſchaft, welche zu einer wahren Tyrannei ausgeartet war und die Gewalt an einzelne Demagogen gebracht hatte, entſchieden abgeneigt, und findet die Möglichkeit einer wahren Freiheit nur in der Wiederherſtellung der Ariſtokratie im alten und guten Sinne dieſes Wortes.

Während ferner Herodot, welcher nie die Phantaſie und das Gefühl des Leſers aus dem Auge verliert, durch den Wechſel und das Wunderbare der Gegenſtände ſeinem Werke Leben und Bewegung gibt, erreicht Thucydides dies durch das in ſeiner Darſtellung waltende geiſtige Leben, durch den in allen einzelnen Erzählungen ſichtbaren Reichthum innerer Erfahrung und durch eine Charakterzeichnung, mit welcher es nicht, wie z. B. in den geſchichtlichen Werken unſeres Schiller, auf dramatiſchen Effect, ſondern ganz allein auf hiſtoriſche Erkenntniß abgeſehen iſt. Wie mit der Schilderung der Charaktere und der Erzählung der Begebenheiten, ſo verhält es ſich auch mit den Reden, welche Thucydides den hiſtoriſchen Perſonen hier und da in den Mund legt.

Dieſer der neueren Geſchichtſchreibung fremde Gebrauch, Reden in die Erzählung einzumiſchen, war bei den Griechen und Römern, beſonders den Erſteren, ſehr wohl begründet und gewiſſermaßen nothwendig. Nur dieſe beiden Völker hatten ein eigentliches Staats-

leben, vermöge deſſen die Menge nicht blos als eine todte Maſſe von einigen wenigen Leitern in Bewegung geſetzt wurde, und alſo nicht etwa nur ein einzelner Gebieter oder eine mächtige Ariſtokratie handelnd auftrat. Wenn es ſich vielleicht auch mit dem Volk im römiſchen Staate nicht ganz ſo verhielt, ſondern daſſelbe vielmehr meiſtens wirklich nur als bloße Maſſe wirkte, ſo war dies dagegen in den kleinen griechiſchen Republiken durchaus nicht der Fall; denn in ihnen hatte jeder Theil des Ganzen ſein eigenes Leben und eine ſelbſtſtändige Bewegung. Das Mündliche war bei dieſem Volke ſchon früh in alle Geſchäfte eingedrungen, das ganze Leben der griechiſchen Völkerſchaften war ſtets ein handelndes, und hatte immer ſo zu ſagen etwas Dramatiſches an ſich. Schon in Homer's Gedichten tritt dieſer Charakterzug des griechiſchen Volkes in ſehr bedeutender Weiſe auf, und die in ihnen enthaltenen Reden konnten daher auch für die Beredſamkeit der ſpäteren Zeiten als Muſter dienen. So erklärt es ſich denn auf ganz natürliche Weiſe, daß in der griechiſchen Geſchichtſchreibung die Reden etwas ſehr Weſentliches waren, während dieſelben, ſo oft man ſie bei uns anzuwenden verſucht hat, ſich ſtets als etwas Unpaſſendes und Läſtiges erwieſen haben. Keine Zeit der alten Welt aber war für dieſen Gebrauch mehr geeignet, als die des Thucydides, ſowie kein Geſchichtſchreiber der Griechen und Römer hierin ein ausgezeichneteres Talent bekundete, als Thucydides. Man kann deshalb auch allein ſchon aus den Reden des Thucydides, wenn man ſie mit denen anderer Geſchichtſchreiber vergleicht, den Unterſchied erkennen, welcher zwiſchen der Bildung ſeiner Tage und der aller anderen Zeiten des griechiſchen Volkes Statt fand. Bei Herodot z. B. ſind die Reden naiv, wie ſeine Zeit, und nichts als die Äußerung der natürlichen Beredſamkeit des Herzens; bei Thucydides dagegen ſind ſie der Ausdruck einer kräftigen Philoſophie, welche jedoch noch nicht eine bloße Schulphiloſophie geworden war; bei Xenophon aber, welcher unmittelbar nach Thucydides lebte und ſchrieb, enthalten ſie nur die gewöhnliche Lebensklugheit und diejenige Moral, welche dem Xenophon und ſeinen Zeitgenoſſen diente, um den Mangel der Religion zu erſetzen; noch ſpäter endlich ſind die Reden in den Geſchichtswerken bloße Deklamationen und redneriſche Kunſtſtücke, und dieſen Charakter haben ſie auch bei den Geſchichtſchreibern des römiſchen Volks.

Betrachten wir die Reden, welche in des Thucydides Geſchichte vorkommen, an und für ſich ſelbſt, ſo zeigen ſie auf das deutlichſte, daß die Bildung dieſes Geſchichtſchreibers derjenigen Zeit angehörte, in welcher der Geiſt der Griechen bereits vorzugsweiſe nach Ideen und Anſichten ſtrebte, in der aber noch nicht ein Euripides, ſondern Aeſchylus und Sophokles in Anſehen ſtanden. Während bei Herodot ebenſo, wie bei Homer, die Reden hauptſächlich nur dazu hatten dienen ſollen, daß die Erzählung gehoben und belebt werde, daß gleichſam das Dramatiſche mit dem Epiſchen abwechſele, verfolgt dagegen Thucydides mit ſeinen Reden einen ganz anderen Zweck: er will nämlich, neben den äußern Handlungen der Hauptperſonen ſeiner Geſchichte, auch die Geſinnung und innere Kraft, auf welcher dieſe Handlungen beruhten, dem Leſer anſchaulich machen. Dabei hat er aber nicht, gleich ſo manchen Schriftſtellern der neueren Zeit, das fruchtloſe Beſtreben, dasjenige dem Sinne und der Phantaſie faßlich zu machen, was nur der Verſtand des denkenden Leſers zu begreifen vermag. Auch ſind es weniger die in den Reden ausgeſprochenen Gedanken und Grundſätze, durch welche Thucydides das innere Weſen der leitenden Männer veranſchaulichen will, als vielmehr die Art und Weiſe, wie dieſe ihre Ideen verbinden und ſich ausdrücken. Wir erkennen daher z. B. in den Reden, welche Thucydides den großen Perikles halten läßt, alles dasjenige, was dieſem ſeine außerordentliche Wirkſamkeit verſchaffte, obgleich Perikles nicht wörtlich ſo geſprochen hat. Die ſcharfe, tief philoſophiſche Art der Auffaſſung und Behandlung der Gegenſtände zeigt uns den Perikles als einen Schüler des Anaxagoras. Man erkennt ferner daran, daß der Redner ſo häufig an die öffentlichen Anſtalten, Gebäude und Kunſtwerke Athen's erinnert, den Staatsmann, welcher ſtets die Kunſt und die Wiſſenſchaft als weſentliche Beſtandtheile der atheniſchen Volksherrſchaft geltend machte. Durch die Art und Weiſe endlich, wie in dieſen Reden Perikles dem demokratiſchen Stolze der Athener ſchmeichelt, und ihre Einrichtungen denen der Spartaner gegenüberſtellt, wird die Menſchenkenntniß und Gewandtheit jenes großen Staatsmannes anſchaulich gemacht, der das zügelloſeſte Volk der Welt nach ſeinem eigenen Willen zu lenken im Stande war.

Ebenſo zeigen die beiden Reden, welche Thucydides dem ſpartaniſchen General Braſidas in den Mund legt, die zwei Hauptſeiten des Charakters dieſes Mannes, nämlich Tapferkeit und ſtrenge ſpartaniſche Geſinnung, wenn es Kampf und Krieg galt, Milde und Freundlichkeit aber, wenn Bundesgenoſſen zu gewinnen oder feſtzuhalten waren. Thucydides will uns auch hier, durch die Art des Denkens und Sprechens, das Innere und die Handlungsweiſe eines für den Gang des peloponneſiſchen Krieges ſehr wichtigen Mannes kenntlich machen, und läßt aus dieſem Grunde denſelben zweimal eine längere Rede halten. Aber er verfällt dabei nicht in den, gerade hier nahe liegenden Fehler ſo vieler römiſchen, franzöſiſchen und engliſchen Geſchichtſchreiber, welche aus manchen von ihnen dargeſtellten Männern bloße Theaterhelden gemacht haben. Der denkende Leſer erkennt aus den Worten des Braſidas das edle Selbſtvertrauen desſelben, ſeine Überzeugung von der Vortrefflichkeit der Staatsverwaltung Sparta's, ſeinen ſpartaniſchen Stolz auf angeborene Tapferkeit, der jedoch nicht in Hochmuth ausartet, ſowie endlich die Ruhe, welche dieſer wahrhaft kräftige Mann im Augenblicke der Gefahr beſaß. Dabei iſt in beiden Reden nirgends eine Sprachkünſtelei oder auch nur ein einziger auf geſuchte Weiſe feierlicher und rührender Ausdruck angewandt. Ebenſo wenig verirrt ſich Thucydides in den, von einigen großen deutſchen Schriftſtellern der neueren Zeit ohne Glück gemachten Verſuch, die Redeweiſe und den Ton fremder Zeiten und Völker nachzuahmen; er läßt vielmehr den Redenden in der durch das ganze Buch hindurch gebrauchten Sprache ſprechen, und thut den Leſern damit auf das deutlichſte kund, daß nicht der wirkliche oder ein ſtatt desſelben vorgeführter tragiſcher Braſidas vor ihnen auftritt, ſondern daß der Schriftſteller ſelbſt in deſſen Seele und Geiſt redet, und zwar ſo, wie er dem Charakter des Braſidas gemäß in dem vorliegenden Fall reden zu müſſen glaubte. —

Xenophon aus Athen, deſſen wichtigſte Lebensumſtände bereits oben (S. 30) berichtet worden ſind, ſteht zu Thucydides ungefähr in eben demſelben Verhältniß, wie Euripides zu Sophokles. Seine Schriften geben den Charakter der letzten Zeit des peloponneſiſchen Kriegs und der nächſten zehn Jahre auf eine noch anſchaulichere Weiſe und von noch mehr Seiten her zu erkennen, als die des

Euripides. Deshalb verdienen dieſelben auch eine ſorgfältigere Betrachtung, und da der eigentliche Zweck, welchen Xenophon bei ſeiner Geſchichtſchreibung verfolgte, in den philoſophiſchen Werken dieſes Mannes ſeine Erklärung findet, ſo müſſen hier zugleich auch die Letzteren berückſichtigt werden.

Eine der wichtigſten philoſophiſchen Schriften Xenophon's iſt diejenige, welche den Titel Denkwürdigkeiten des Sokrates führt. Sie kann mehr als alle anderen zur Erkenntniß der Lebensanſichten Xenophon's und ſeiner Zeit dienen, weil Xenophon in derſelben ſeinen Lehrer Sokrates diejenige Philoſophie vortragen läßt, zu welcher er ſelbſt und der größte Theil ſeiner Zeitgenoſſen ſich bekannten. Xenophon machte das Reelle und Praktiſche zum Hauptziel ſeines Strebens, und verſtand daher auch die Lehren des Sokrates nur ſo, daß nach ſeiner Meinung blos das Begreifliche und Nützliche den Gegenſtand und das Ziel jeder Philoſophie bildeten. Er verlor aber dadurch den Unterſchied aus den Augen, welcher zwiſchen einer, auf rein philoſophiſchem Wege erlangten Erkenntniß und der begeiſterten inneren Anſchauung deſſen, was in der Natur denkender und fühlender Weſen ſelbſt liegt, beſteht. Indem nun Xenophon blos dem Nützlichen nachging, und das Endziel aller Bildung im Grunde nur in deutlichen Begriffen von demſelben fand, beſchränkte ſich ſeine ganze Philoſophie und folglich auch der Endzweck ſeiner Geſchichtſchreibung auf Moral, Lebensklugheit und Staatsweisheit. Dies ging ſo weit, daß Xenophon in den Denkwürdigkeiten des Sokrates ſogar das Vaterland, die verwandtſchaftlichen Verhältniſſe und die Freundſchaft zu bloßen Beſitzthümern herabwürdigte. Die frühere Zeit hatte dieſe, mit dem innerſten Weſen des Menſchen zuſammenhängenden Beziehungen immer als zur Religion ſelbſt gehörend angeſehen, und ſie deshalb auch mit in den Begriff des Wortes Pietät aufgenommen; Xenophon aber ſtellt dieſelben mit Haus, Acker, Sklaven u. dgl. in Eine Reihe, und empfiehlt ſie der Aufmerkſamkeit ſeiner Leſer nur darum, weil ſie für das Leben und den Verkehr einen gewiſſen Werth hätten. Xenophon zeigt dadurch, wie ſehr ſeine Zeit allem Idealen und Edlen entfremdet worden und von jener Höhe herabgeſunken war, auf welcher der Menſch alles, was er Heiliges und über jede Vergleichung mit äußerem Nutzen Erhabenes kennt, mit

frommem Sinne umfaßt, und eines wie das Andere in ſeinem Herzen feſthält. Eine ſolche Zeit ſucht und findet ihr Glück in bloßer Vernünftelei, in einer handgreiflichen Moral und in der Fähigkeit, über alle möglichen Dinge ſchwatzen zu können. Auch Xenophon's Schriften leiden an dieſen Mängeln ſeiner Zeit.

Wenn übrigens dieſe Beſchaffenheit der Denkwürdigkeiten des Sokrates uns den proſaiſchen, blos auf das Praktiſche gerichteten Charakter jener Zeit zu erkennen gibt, ſo offenbart ſich dagegen in einigen andern Zügen, welche dieſe Schrift enthält, auch die Größe Xenophon's und ſeiner Zeit. Dieſe Züge ſpringen beſonders dann hervor, wenn man die Denkwürdigkeiten des Sokrates mit der Cyropädie, einem andern Werke Xenophon's, vergleicht, weil in dem Letzteren perſiſche Einförmigkeit und Mattigkeit waltet, in den Erſteren aber der Geiſt des atheniſchen Lebens mit ſeinen, auf der Mannichfaltigkeit des menſchlichen Weſens und auf Bewegung beruhenden Reizen. Die Denkwürdigkeiten des Sokrates zeichnen ſich nämlich durch die große Lebendigkeit des Dialogs und durch die in ihnen enthaltenen Charakterzeichnungen aus, welche, in einer an originellen Charakteren ſo reichen Zeit, nach der Natur gemacht ſind, ſowie außerdem durch die Art, wie Xenophon den Sokrates ſeine Moral auf die Verhältniſſe anwenden läßt. Wir werden durch alles dies mitten nach Athen verſetzt, der ganze Zuſtand der damaligen Geſellſchaft breitet ſich ſichtbar vor unſerem Blicke aus, und wir lernen zugleich den verſchiedenen in derſelben herrſchenden Ton kennen. Die Menſchen, die Umſtände, die ganze Lebensweiſe der Zeit werden uns nicht blos beſchrieben, ſondern wir ſehen und betrachten ſie auch von dem vortheilhafteſten Standpunkte aus, weil der Schreiber ſelbſt für alles, was er uns vorführt, im höchſten Grade eingenommen iſt.

Geht man von der, aus den Denkwürdigkeiten des Sokrates gewonnenen Erkenntniß der Lebensanſichten Xenophon's zu dem vorhin erwähnten Werke über, welches den Titel Cyropädie d. h. Bildungsgeſchichte des älteren Cyrus trägt: ſo wird das, worin nach Xenophon's Meinung die Aufgabe der Geſchichte beſteht, erſt recht klar, und man erkennt auf eine beſtimmte Weiſe, welche Art von Belehrung dieſer Geſchichtſchreiber aus dem Studium der menſchlichen Dinge und ihres Verlaufs zieht. Xenophon hat in

der Cyropädie die Geſchichte des Stifters der perſiſchen Monarchie in einen Roman verwandelt. Schon die zu einem ſolchen Verſuche leitende Meinung, daß die Geſchichte in dieſer Weiſe behandelt beſſer und angenehmer ſei, als in ihrer eigentlichen Form, verräth eine Zeit, welche der unſrigen an Verwöhnung und Überbildung nahe ſtand. Xenophon gibt in der Cyropädie das nach Sokratiſchen Begriffen entworfene Ideal eines Herrſchers, und geht dabei von dem Gedanken aus, daß ein ſolcher ſeinen Staat wie eine Maſchine lenken, und durch Liebe, Sanftmuth und gebildeten Verſtand ſein Volk zu vollkommenem Glücke führen könne. Ein einziger Menſch ſoll gleichſam der Lenker des Schickſals Aller ſein, den Millionen ſeiner Unterthanen durch jene Mittel Ruhe und Frieden ſpenden, und ſie wie eine Heerde Schafe regieren. Zu Herodot's Zeit, wo die Kraft und Selbſtſtändigkeit der Bürger die eigentliche Seele des Staates war, wo die Individualitäten der Einzelnen, gerade weil ſie frei walteten, einander in Schranken hielten, Religion und Geſetz aber die Wächter der Sitte und Ordnung waren, wäre ein ſolcher Gedanken gewiß niemanden in den Sinn gekommen, derſelbe würde im Gegentheil Allen lächerlich erſchienen ſein. Wenn Herodot ſeine Leſer mit den Launen des Schickſals ausſöhnen, wegen des ewigen Kampfes der Leidenſchaften beruhigen, und über die in einer Welt wie die unſrige unaufhörlich waltenden Frevel und Unruhen tröſten will, ſo führt er nicht, wie Xenophon, das Ideal eines Herrſchers vor, welcher Geſetz, Recht und Frieden in ſeiner Hand hat, alle Leidenſchaften zügelt und über ſein Reich die Ruhe des Schlafes ausbreitet. Im Gegentheil, Herodot's Werk enthält faſt auf jeder Seite den Beweis, daß diejenige Verfaſſung die beſte iſt, unter welcher jeder Bürger ſich fühlt, und nicht die Klugheit einzelner Menſchen, ſondern die Gottheit und das Geſetz herrſchen. Freilich iſt auch ein ſolcher Staat nicht frei von Unruhen und Ungerechtigkeit; denn die Leidenſchaften erſticken und etwa durch Polizeigewalt Todtenſtille einführen, heißt ebenſoviel, als fließendes Waſſer in einen faulen Sumpf verwandeln. Aber wenn Herodot uns hierüber aufklären und beruhigen will, ſo führt er uns nicht, wie Xenophon, nach Utopien, in das Reich der Träume, ſondern er weiſt uns theils auf die Nemeſis oder die im Stillen waltende Göttin der Vergeltung hin, theils auf das in ſeinem

Verhältniß zur menſchlichen Freiheit ewig unerklärliche Schickſal, theils endlich auf einen ſogenannten Neid der Gottheit, durch welchen jeder Menſch, der den Gipfel der Größe erreicht hat und überglücklich geworden iſt, von dieſem Gipfel herabgeſtoßen wird, weil derſelbe der Gottheit allein angehört. Ganz anders Xenophon. Zu ſeiner Zeit lebte eine bereits erſchlaffte Generation, welche nach Genuß und Ruhe ſtrebte und, bei den ſteten Bewegungen der Volksherrſchaft, den ewigen Kriegen und den unaufhörlichen Verbrechen und Geſetzloſigkeiten, ſich gern in eine idylliſche Welt verſetzte, in welcher Alles nach einer beſtimmten Ordnung friedlich und ruhig verläuft, freilich aber auch das Hauptübel waltet, daß bei einer ſolchen Einförmigkeit und Bewegungsloſigkeit Alles in Ermattung verſinken und nach und nach abſterben muß. Man denke ſich jene Stürme einer demokratiſchen Republik, die ſteten Unruhen und Gräuel der Menge, das Treiben der Demagogen, Sophiſten und Sykophanten; man berückſichtige außerdem, daß in Xenophon's Tagen die geſunde Kraft aus Geiſt und Seele gewichen war, und die Vernunft dem Verſtande, die Religion der Moral, alles Höhere und Edlere dem Nützlichen und Äußeren nachſtehen mußte: und man wird es begreiflich finden, daß die Menſchen dieſer Zeit eine nach der Art hierarchiſcher Einrichtungen unwandelbare Ordnung der Dinge liebgewinnen konnten, in welcher Alles ſeinen beſtimmten Platz hat, aus dem es nicht weichen darf und kann. Man wird es dann ebenſo erklärlich finden, wie die Menſchen einer ſolchen Zeit ſich gern der Betrachtung des Idylliſchen zuwendeten, und folglich der ernſten, einfachen und trockenen Belehrung der Geſchichte jene idealen Gemälde vorzogen, bei welchen von dem wirklich Hiſtoriſchen nur ſoviel übrig bleibt, als nöthig iſt, um den Rahmen zu bilden.

Darum ging es auch mit Xenophon's Cyropädie gerade ebenſo, wie mit Fenelon's Telemach. Wie Xenophon die Gebilde des Romans der Cyropädie dem wilden und ſtürmiſchen Treiben des atheniſchen Volks und ſeiner Führer gegenüberſtellte, ebenſo hat jener edle franzöſiſche Biſchof dem ſteifen Hofweſen Ludwig's XIV. und dem zu ſeiner Zeit herrſchenden eitlen Streben nach Kriegsruhm die ſanften und gefühlvollen Geſtalten ſeines Telemach entgegengeſetzt. Beide Bücher haben daher auch gewiſſe Vorzüge mit einander gemein; nur ſteht Fenelon gegen Xenophon dadurch im

Nachtheil, daß er ſeinen Roman in die homeriſche Zeit verlegt hat, mit welcher das Publikum der neueren Zeit beſſer bekannt iſt, als die alten Griechen mit den von Xenophon geſchilderten perſiſchen Verhältniſſen. Das Romanhafte fällt dadurch bei Fenelon für den denkenden Leſer viel unangenehmer auf, als bei Xenophon. Der Letztere hatte außerdem den großen Vortheil, daß er das ſeinen Landsleuten ſehr wenig bekannte Land und Volk der Perſer mit eigenen Augen geſehen hatte, daß er deshalb auch von den Sitten und Einrichtungen derſelben Vieles auf eine treffliche und lebendige Weiſe einſchieben, und in ſeinem Roman überdies von der wirklichen Geſchichte eines Volkes, ſoweit dieſelbe ſeiner Hauptabſicht diente, Gebrauch machen konnte. Dabei iſt es für die Beurtheilung von Xenophon's Philoſophie und deren Werth ſehr bezeichnend, daß er, obgleich er das perſiſche Reich zur Zeit ſeiner Geſunkenheit mit eigenen Augen geſehen hatte, die ganze Einrichtung desſelben rühmend auf Cyrus als den Urheber und Stifter zurückführt, ohne auch nur ahnen zu laſſen, daß eine ſolche Organiſation, welche den Staat zu einer bloßen Maſchine machte, demſelben nothwendiger Weiſe auch für die Zeit der Noth alle Kraft und Einſicht rauben, und die Perſer in jenen Zuſtand bringen mußte, in welchem ſie mit ihrer ganzen ungeheuren Macht nicht einmal 13,000 Griechen zu beſiegen vermochten. Übrigens haben Xenophon's Cyropädie und Fenelon's Telemach ihre Wirkung auch durch ähnliche Mittel der Sprache und der ganzen Behandlung des Gegenſtandes gemacht. Beide Schriften ſind durch einen ſtets gehaltenen Ton der Ruhe und Würde, ſowie durch das Auftreten vieler freundlichen Geſtalten und einer größeren Anzahl guter Menſchen, als man im Leben ſelbſt zu ſehen gewohnt iſt, höchſt anziehend; außerdem leiſten aber bei Xenophon der leichte Fluß der Rede und eine liebliche Verbindung der einzelnen Sätze zu klaren und volltönenden Perioden ebendasſelbe, was bei Fenelon durch die Reinheit der Sprache, die fließende poetiſche Proſa und die Aufnahme von ſo viel Homeriſchem bewirkt wird, als die Franzoſen nach dem Charakter ihrer Bildung vertragen können.

Ganz anders, als das ſüße Gerede der Cyropädie, das Leichte und Liebliche ihrer Sprache und das ſentimentale Weſen ihrer Geſtalten, ergreift uns die Wahrheit der Darſtellung und die einfache,

feſte, gleichſam gediegene Erzählung in der Anabaſis, einem andern Werke Xenophon's. In dieſer Schrift wird der berühmte Marſch der 13,000 griechiſchen Söldner beſchrieben, welche im Dienſte des jüngeren Cyrus nach Kunaxa und von da unter unzähligen Schwierigkeiten zurück nach Griechenland zogen (ſ. oben S. 26). Xenophon, welcher ſelbſt auf dem ſchwierigſten Theile dieſes Marſches der eigentliche Führer war, entwarf die Beſchreibung desſelben nach den von ihm geführten Tagebüchern. Dieſe Schrift bildet einen wahren Gegenſatz gegen die Cyropädie; denn ſie ſtellt uns die Zeit Xenophon's in ihren Handlungen und Unternehmungen dar, und läßt auf eine glänzende Weiſe ebenſo alle Vorzüge der damaligen Griechen hervorleuchten, wie die Cyropädie uns dieſes Volk von Seiten ſeiner Erſchlaffung und geiſtigen Verirrung zeigt. In der Anabaſis findet ſich nichts von dem halb perſiſch, halb griechiſch gefärbten Styl der Cyropädie, ſondern Alles iſt ernſt und wahr. An rhetoriſchen Schmuck denkt der Verfaſſer nicht, weil er von der Sache ſelbſt ergriffen iſt. Ebenſo wenig zeigt ſich in dieſem Buche etwas von der in den Denkwürdigkeiten des Sokrates herrſchenden Anſicht des Lebens und der höheren Dinge, ſondern Xenophon iſt hier ganz Grieche im echten und alten Sinne des Worts; er nimmt die Götter für das, was ſie ſeinem Volke ſchon von der älteſten Zeit an waren, nämlich für Mittel, deren ſich der verſtändige Theil der Nation bediente, um dem Eigenſinn der Unverſtändigen eine Schranke zu ſetzen. Xenophon ſchreibt das Gedeihen jeder Unternehmung, welche von den muthigen Griechen gemacht wurde, den Göttern zu und läßt den Anführern nur den Ruhm, daß ſie ſtets das rechte Mittel gefunden haben, die nach dem Willen der Götter beſchloſſene Sache auszuführen. Er berichtet, wie bei jeder Gelegenheit den Göttern Opfer gebracht und, um ihren Willen zu erforſchen, die Eingeweide der Thiere befragt wurden, und er läßt dabei auch nicht entfernt ahnen, daß er ſelbſt jemals an der Untrüglichkeit eines ſolchen Mittels gezweifelt habe.

Dabei erſcheint die griechiſche Kunſt und Wiſſenſchaft, wie auf dem Zuge ſelbſt, ſo auch in Xenophon's Beſchreibung desſelben überall, dem wüſten und wirren Weſen des Orients gegenüber, im glänzendſten Lichte. Es leuchtet aus dem einfachen Berichte des Buches auf das klarſte hervor, wie ſehr die Griechen durch ihren

Verſtand und ihre Erfahrung den ungeheuren Schaaren der Perſer überlegen waren. Die während des langen Marſches allenthalben angeſtellten Meſſungen, die gegen die perſiſche Übermacht angewandte Taktik und die auf dem Zuge gemachten geographiſchen Entdeckungen werden von Xenophon in ſchlichten Worten und ohne Prunk mitgetheilt; ſie ſind unmittelbar aus dem Tagebuch des Führers entnommen, und erhalten dadurch, ſowie durch ihre ungekünſtelte Beſchreibung erſt ihren wahren Werth. Auch in der Art, wie Xenophon von ſich ſelbſt ſpricht, zeigt ſich die Vortrefflichkeit dieſes Werkes und der große Unterſchied desſelben von den Denkwürdigkeiten Cäſar's und von ſo vielen ähnlichen Schriften der neueren Zeit, bei welchen man theils die Wahrheit, theils das Urtheil, theils und noch häufiger die Anſpruchloſigkeit vermißt. Xenophon tritt immer mit großer Beſcheidenheit vor dem Leſer auf; er gibt durch das ganze Werk hindurch zu erkennen, daß nicht er der Mittelpunkt iſt, auf welchen die beſchriebenen Thaten ſich beziehen, daß dieſe nicht, wie es bei Cäſar der Fall war, von dem Führer ausgegangen ſind, ſondern der Nation ſelbſt und ihrer Bildung angehören. Kurz, Xenophon und die Griechen ſeiner Zeit zeigen ſich uns in dieſem Buche ebenſo, wie bei der in demſelben beſchriebenen Unternehmung, von ihrer trefflichſten Seite her. Xenophon erſcheint alſo im praktiſchen Leben und da, wo er nur ein reines Abbild desſelben geben will, ganz anders, als in denjenigen ſeiner Schriften, in welchen er als Philoſoph auftritt, und durch ſeine Anſichten vom Leben auf den Geiſt der Zeit einwirken will.

Ebenderſelbe Gegenſatz in Xenophon's Schriften zeigt ſich auch dann, wenn man die Anabaſis als eine Specialgeſchichte mit ſeinem Verſuche, eine allgemeine Geſchichte zu ſchreiben, vergleicht. Xenophon hat nämlich auch eine griechiſche Geſchichte verfaßt, in welcher er es wagte, das unübertreffliche Meiſterwerk des Thucydides fortzuſetzen. Schon der Ton und Styl dieſer griechiſchen Geſchichte, welche bis zur Schlacht bei Mantinea reicht, gibt zu erkennen, daß in derſelben nicht eine durchdringende, allſeitige Prüfung und kräftige Darſtellung des menſchlichen Treibens zu erwarten iſt, ſondern daß die Begebenheiten von einem beſchränkten Standpunkte aus und nach beſtimmten abſtracten Begriffen geſchildert werden ſollen; denn dieſer Ton iſt zwar nicht zart und ſentimental wie in der

Cyropädie, er erreicht aber eben ſo wenig die Kraft des Tones, welcher in der Anabaſis oder gar in des Thucydides Werk waltet; er hält gewiſſermaßen die Mitte zwiſchen dem der Cyropädie und dem der Anabaſis.

Ebenſo, wie in der Darſtellung, ſteht Xenophon's griechiſche Geſchichte auch der Auffaſſungsweiſe nach weit hinter der Anabaſis und dem Werke des Thucydides zurück. Durch das ganze Buch geht nämlich eine gewiſſe Art von milder Weisheit hindurch, und die Erzählung der Ereigniſſe dient dem Verfaſſer nur dazu, daß dieſe Weisheit bewährt und gleichſam verſinnlicht werde. Xenophon hat alſo in ſeiner griechiſchen Geſchichte einen ganz anderen Zweck, als in der Beſchreibung ſeines denkwürdigen perſiſchen Feldzugs. Dieſer Zweck und das Verhältniß, in welchem jenes Werk zu dem Geiſt der Zeit ſtand, laſſen ſich am beſten dadurch anſchaulich machen, daß man Xenophon's Anſicht von der Aufgabe der Geſchichte mit denen ſeiner beiden Vorgänger vergleicht. Herodot behandelt die Geſchichte als eine im Gange der Ereigniſſe ſich kund gebende Offenbarung des, an und für ſich ſelbſt ewig dunkeln und räthſelhaften Schickſals, welches Alles beherrſcht und alle Veränderungen bewirkt; oder mit andern Worten, bei Herodot iſt die Geſchichte die Darſtellung des ſich von ſelbſt entwickelnden Zuſammenhangs der menſchlichen Begebenheiten. Dem Thucydides dagegen iſt die Betrachtung der hiſtoriſchen Ereigniſſe ein Mittel, die ſchwer zu begreifende, ſtets ſich verbergende innere Natur des Menſchen zu erforſchen, und er ſucht dies durch ſcharfe Prüfung und vielſeitige Betrachtung der ſichtbaren äußeren Handlungen zu erreichen. Xenophon endlich hat, wie die Geſchichtſchreiber des römiſchen und faſt aller neueren Völker, keinen allgemeinen, ſondern einen einzelnen ſittlichen oder politiſchen Zweck vor Augen Nach einer ſolchen Anſicht von der Aufgabe der Geſchichte dient dieſe blos als ein Mittel, um in dem Leſer irgend eine Geſinnung zu erwecken oder ihm eine moraliſche Lehre einzuſchärfen, um den Menſchen der Gegenwart Zuſtände und Formen einer früheren Zeit als Muſter oder als abſchreckende Beiſpiele vorzuführen, oder endlich um ein beſtimmtes Volk oder eine beſtimmte Regierungs- und Verwaltungsweiſe über die andere zu erheben und dieſen Vorzug durch die Geſchichte zu beweiſen. Xenophon's Hauptſtreben iſt

Sparta und ſeine militäriſch-oligarchiſche Regierungsform vor den übrigen griechiſchen Staaten und ihren Verfaſſungen hervorzuheben.

Einzelne beſtimmte Zwecke können von einem Geſchichtſchreiber nicht anders als auf Koſten der Wahrheit erreicht werden. Deshalb iſt denn auch Xenophon durch ſeine Bemühung, vermittelſt der Geſchichte ſeiner Tage den Vorzug der Spartaner und ihrer Einrichtungen nachzuweiſen, ein unzuverläſſiger Berichterſtatter geworden. Er mußte nämlich, um dieſen Zweck zu erreichen, manche Dinge auf eine geſchickte Weiſe zu verdecken ſuchen, und dagegen andere über Gebühr hervorheben. Gleich im Anfange ſeines Buches gibt die Art, wie Lyſander und Alcibiades behandelt werden, ein einleuchtendes Beiſpiel davon. Ein Thucydides hätte hier die vielſeitigen angebornen Talente des Letzteren, der blos angebildeten Klugheit und kleinlichen, heimtückiſchen Liſt des Erſteren gegenüber, auf eine recht anſchauliche Weiſe hervortreten laſſen; er würde außerdem bei der Darſtellung des wichtigſten Lebensereigniſſes des Alcibiades, ſeiner triumphirenden Rückkehr nach Athen, den Leſer mit dem neuen Verhältniſſe bekannt gemacht haben, in welches Alcibiades ſeit der Zeit gekommen war, wo Thucydides zuletzt von ihm geſprochen hatte. Xenophon aber ſchiebt den ausgezeichneten Athener kalt bei Seite, und ſucht dagegen ganz leiſe den Lyſander in den Augen des Leſers zu heben; er verſchweigt die von dem Letzteren angewandten gemeinen Mittel, oder erwähnt ſie wenigſtens nur im Vorbeigehen; namentlich unterläßt er bei der Darſtellung der Einnahme von Athen durch Lyſander ganz und gar, des ſchändlichen Einverſtändniſſes zwiſchen dem Letzteren und Theramenes zu gedenken, welches doch höchſt wichtig und unbezweifelt gewiß iſt. Alle Schuld gleitet, durch dieſe diplomatiſche Manier der Darſtellung, von Lyſander ab, und fällt auf die oligarchiſche Partei in Athen. Bei der Erzählung des weiteren Verlaufs der Begebenheiten kann Xenophon freilich nicht verhehlen, daß die Spartaner ruhig zuſahen, als Lyſander die atheniſchen Tyrannen bei der grauſamen Unterdrückung ihrer Mitbürger unterſtützte, und daß, nachdem jene vertrieben worden waren, nur die perſönliche Eiferſucht eines ſpartaniſchen Königs und mehrerer Ephoren die Rückkehr derſelben verhinderte; allein dieſes Alles wird ohne die mindeſte Bewegung des Gemüths, ohne irgend eine Spur des

Misfallens erzählt, ſo daß man vor der kalten, ganz modernen Unparteilichkeit eines Mannes ſchaudert, der im Stande war, das traurige Schickſal ſeiner Vaterſtadt auf eine ſolche Weiſe zu berichten.

Noch auffallender zeigt ſich der Charakter der Geſchichtſchreibung Xenophon's in der Schilderung einer Verſchwörung, welche im erſten Jahre der Regierung des Ageſilaus von einigen jungen Spartanern gemacht, aber noch vor ihrem Ausbruche unterdrückt wurde. Bei dieſer Gelegenheit wird weder die Stellung der ſpartaniſchen Oligarchen zu ihren Mitbürgern geſchildert, noch die ſchreckliche, grauſame Art dieſer Gebieter, ihre ungerechte Herrſchaft zu behaupten, beſchrieben, noch endlich die herrſchende Treuloſigkeit, welche eine nothwendige Folge davon war, erwähnt. Und doch hätte man gerade von einem ſo guten Kenner der Verfaſſung und des inneren Zuſtands von Sparta erwarten ſollen, daß er dies alles beſchreiben und den Leſer über das Verhältniß von Klugheit und Tugend im menſchlichen Verkehr belehren würde. Wie ganz anders ſchildert Thucydides ſolche Verſchwörungen! Wie hebt er bei jeder Gelegenheit diejenigen Umſtände hervor, aus welchen der eigentliche Charakter einer Regierung erkannt werden kann!

Sobald in der weiteren Erzählung der griechiſchen Geſchichte der Zuſammenhang es erlaubt, gibt Xenophon, in der feinen modernen Manier, ſeiner ganzen Darſtellung den Charakter einer Privatgeſchichte des Ageſilaus. Weil dieſer Mann überall hervorgehoben werden ſoll, ſo erwähnt Xenophon, obgleich er doch eine Geſchichte von Griechenland geben will, weder die in Athen vorgefallenen Veränderungen, noch den Druck, welchen Lyſander und die von ihm eingeſetzten Oligarchen in faſt allen griechiſchen Staaten ausübten. Man hat in Betreff der Geſchichte jener Zeit dem Xenophon außerdem noch den Vorwurf gemacht, daß er die beiden großen Thebaner, durch welche allerdings ſein Liebling ſehr verdunkelt wurde, abſichtlich in den Schatten zu ſtellen geſucht, und aus dieſem Grunde bei der Befreiung von Theben die Hauptrolle dem Mellon, nicht dem Pelopidas zugetheilt habe; wenn man aber auch dieſen Vorwurf nicht für gegründet halten kann, ſo iſt doch andererſeits nicht zu verkennen, daß Xenophon den Antheil, welchen Ageſilaus an der, das Völkerrecht ſo ſehr verletzenden Überrumpel-

ung der Burg von Theben hatte, mit dem Mantel der Liebe zu=deckt. Ja, Xenophon geht in ſeiner Vorliebe für Ageſilaus ſogar ſo weit, daß er ſich durch dieſelbe zur gänzlichen Verkennung des Hauptganges der Ereigniſſe in den nächſten zwanzig Jahren ver=leiten läßt. In dieſer Zeit erlangten nämlich die Thebaner die höchſte Macht in Griechenland, und ihre Angelegenheiten wurden der Mittelpunkt, um welchen ſich die ganze griechiſche Geſchichte drehte; Xenophon aber läßt in ſeiner Darſtellung dieſer zwei Jahr=zehnte davon durchaus nichts merken. Ebenſo wird der Leſer nir=gends darauf hingeführt, daß eigentlich nur durch die Beſtrebungen der beiden Männer Pelopidas und Epaminondas Sparta's Über=gewicht in Griechenland unwiederbringlich verloren ging.

Man erkennt in allen dieſen Mängeln den modernen Charakter der Geſchichtſchreibung, nach welchem der Erzähler theils ſich all=zuſehr von einer einzelnen Perſönlichkeit einnehmen läßt, theils im Streben nach einer ruhigen, leicht fließenden und angenehmen Dar=ſtellung niemals tief eindringt, ſondern immer nur oben hinſtreift. Dieſer Charakter zeigt ſich auch darin, daß Xenophon, wie Hume, Robertſon, Gibbon und faſt alle neueren Geſchichtſchreiber, von recht Vielen geleſen zu werden wünſcht, ohne ſich darum zu kümm=ern, wie dieſe große Zahl ſeiner Leſer beſchaffen iſt. Deshalb be=fleißigt ſich Xenophon auch ebenſo, wie jene, einer leichten und ſcheinbar einfachen Schreibart, opfert aber dabei der Klarheit der Rede die Tiefe des Gedankens auf. Er bleibt dadurch natürlich weit hinter Thucydides zurück, deſſen Darſtellung nicht, wie die des Xenophon, mit der Klarheit des Baches, in welchem man alle Kieſel zählen kann, wohl aber mit der Tiefe eines mächtigen Welt=ſtromes zu vergleichen iſt. Xenophon nähert ſich außerdem auch darin der modernen Art und Weiſe der Geſchichtſchreibung, daß er in ſeinem allgemeinen Geſchichtswerk der echt griechiſchen Sitte, Reden in die Erzählung einzumiſchen, nur ſelten huldigt, und alſo ſeine Darſtellung in der Regel nicht bis zum Dramatiſchen ſteigert. Jedoch zeichnen ſich einige wenige Stellen des Werkes durch dieſen antiken Charakterzug der Geſchichtſchreibung auf eine ſchöne Weiſe aus, und namentlich wird bei Einer Gelegenheit ein trefflicher Ge=brauch von dem Dramatiſchen gemacht. Dieſe Stelle verdient aus=führlicher beſprochen zu werden, da ſie uns die Geſchichtſchreibung

Xenophon's von ihrer guten Seite her zeigt. Sie gewährt außerdem den Vortheil, daß wir an ihr erkennen, wie ſehr in Xenophon's Zeit die freien Staaten noch Leben und Bewegung hatten, und wie wenig damals noch, zum Unterſchied von ſpäteren Zeiten, die Charakterzeichnungen in den Geſchichtswerken bloße rhetoriſche Kunſtſtücke des Schriftſtellers waren.

Bei der Erwähnung einer Friedensunterhandlung zwiſchen Athen und Sparta nämlich läßt Xenophon drei atheniſche Geſandte vor dem ſpartaniſchen Volke und ſeinen Bundesgenoſſen auftreten, und die denſelben in den Mund gelegten Reden dienen ihm dazu, um den Charakter der verſchiedenen atheniſchen Staatsmänner ſeiner Zeit auf eine ganz vortreffliche Art darzuſtellen. In der Rede des einen Geſandten, Kallias, läßt Xenophon den Stolz des atheniſchen Adels hervorleuchten, in der des zweiten, Autokles, die Heftigkeit und Leidenſchaftlichkeit der Demagogen, in der des dritten, Kalliſtratus, aber das Talent, die Beredſamkeit und Gewandtheit derjenigen Männer, welche die Regierung und Verwaltung der Staaten wiſſenſchaftlich erlernt hatten. Kallias, ein reicher Mann von altem Adel und zugleich ein angeſehener Prieſter in Athen, war, wie Xenophon ſagt, ein Menſch, der ſein Lob ebenſo gern aus ſeinem eigenen Munde als von Andern verkünden hörte. Die Rede, welche Xenophon ihn halten läßt, bezeichnet ihn als einen eingebildeten und gehaltloſen Menſchen, welcher nur Adelſtolz und prunkende Worte beſaß, und deshalb dasjenige, worauf es eigentlich ankam, ganz und gar verfehlte. Alles, was er ſagt, bezieht ſich im Grunde nur auf ihn ſelbſt, nicht auf die Sache, um derentwillen er das Wort ergriffen hat. Er ſpricht vor allem Andern von ſich und ſeinen Ahnen, von dem Vertrauen, welches die Athener ſtets in ſeine Familie geſetzt hätten, und von den Geſandtſchaften nach Sparta, mit welchen er ſelbſt ſchon mehrmals beauftragt geweſen ſei. Dabei holt er denn ſo weit aus, daß den Zuhörern die Geduld vergehen mußte. Zuletzt ſpricht er, ſowohl um ſich ſelbſt zu heben, als auch um ſeinen Vorſtellungen eine religiöſe Beziehung geben zu können, von den atheniſchen Göttern, deren Prieſterſchaft in ſeiner Familie erblich war, ſowie von dem geheimnißvollen Dienſt derſelben, welcher in uralter Zeit von Athen aus in den Peloponnes gebracht worden wäre. Dies benutzt er dann,

um mit dem ganz geiſtlichen Ausſpruche zu ſchließen, es ſei unrecht, daß Staaten, welche auf dieſe Weiſe durch die Religion mit einander verbunden wären, ſich gegenſeitig haßten und bekriegten; und wenn denn unter den Menſchen durchaus Krieg ſein müſſe, ſo ſollte man denſelben wenigſtens erſt ſo ſpät als möglich ausbrechen laſſen und ſo ſchnell als möglich wieder beendigen. Dieſer theologiſche Schluß und der in dem ganzen Vortrag ſichtbare Mangel an politiſcher Einſicht gibt den Redner als einen leeren Kopf und, um uns eines neueren Ausdrucks zu bedienen, als einen hochadeligen Geiſtlichen zu erkennen, welcher von ſich, ſeinem Stande und ſeiner Familie auf eine lächerliche Weiſe eingenommen war, und dies auch da nicht verbergen konnte, wo es ſich am allerwenigſten um ſeine Perſon und um religiöſe Angelegenheiten handelte.

Wie Kallias durch Dünkel und Stolz der ſeiner Leitung anvertrauten Sache ſchadet, ſo verfehlt Autokles durch Leidenſchaftlichkeit und perſönlichen Widerwillen ſeinen Zweck. Dieſer zweite Geſandte wird von Xenophon mit dem einzigen Ausdruck geſchildert, daß er in Athen für einen ſehr verſchmitzten Redner gegolten habe. Er war nämlich einer von jenen Demagogen, welche es verſtanden, die Leidenſchaften des atheniſchen Volks aufzuregen und zu ihrem Vortheile zu benutzen. Als ſolchen zeichnet Autokles ſich ſelbſt in den Worten, welche Xenophon ihm in den Mund legt. Der Geſchichtſchreiber will dabei zugleich ſeine Leſer darauf aufmerkſam machen, wie ſchlecht ein Volk berathen ſei, deſſen Angelegenheiten in der Hand ſolcher Menſchen lägen, weil dieſe nie ihrer Leidenſchaften Herr werden, und folglich da, wo es ſich um allgemeine Intereſſen handelt, ihre perſönliche Abneigung und die Luſt, den Gegner zu kränken, nicht unterdrücken können. Autokles kann ſich nämlich, obgleich er doch die Spartaner für den Frieden gewinnen ſoll, nicht enthalten, dieſelben gleich im Anfang ſeiner Rede wegen ihres Verhaltens gegen ihre Verbündeten auf eine derbe Weiſe zu tadeln, und ebenſo endigt er damit, daß er ihnen in bitteren Worten ihre Treuloſigkeit und Herrſchſucht vorwirft. Durch dieſes Verfahren erlangte er zwar, wie Xenophon hinzuſetzt, den Beifall aller derjenigen unter den Anweſenden, welche gleich ihm leidenſchaftlich gegen die Spartaner eingenommen waren, verfehlte aber natürlich ganz und gar den Zweck, um deſſentwillen er geſprochen hatte.

Wie Xenophon durch die Vorträge des Kallias und Autokles zeigen wollte, auf welche Weiſe man bei Staatsverhandlungen ſich nicht benehmen dürfe, ſo dient ihm dagegen der dritte Geſandte, um anſchaulich zu machen, worin nach ſeiner Meinung die Eigenſchaften des wahren Staatsmannes und Unterhändlers beſtänden. Kalliſtratus nämlich, von welchem Xenophon nichts weiter ſagt, als daß er ein Staatsmann geweſen ſei, geht ohne Eitelkeit und Leidenſchaftlichkeit gerade auf ſein Ziel los, und ermüdet weder, wie Kallias, die Geduld ſeiner Zuhörer, noch ſucht er, wie Autokles, die Gemüther derſelben zu erbittern und aufzuregen. Er bemüht ſich im Gegentheil, die aufgeregte Stimmung zu beſänftigen, und ſpricht überhaupt ſo, daß man deutlich ſieht, wie Xenophon in der Rede desſelben ſeine eigenen Lebenserfahrungen und ſeine eigene Kenntniß der Verhältniſſe niederlegte, und uns in dem Kalliſtratus ſein Ideal eines Staatsmannes darſtellen wollte.

Dieſelbe rein praktiſche Beziehung, dieſelbe Klugheit und Erfahrung, aber auch ebendieſelbe oben hinſtreifende Philoſophie, welche man in Xenophon's größeren Werken als den eigentlichen Charakter dieſes Schriftſtellers erkennt, leuchten auch aus ſeinen kleineren Schriften hervor. Die von Xenophon verfaßte Lebensbeſchreibung des Ageſilaus iſt, wie ſchon der Titel „Rede auf Ageſilaus" ausſpricht, nichts als eine Lobrede oder das, was die Franzoſen ein éloge nennen, nur in griechiſcher Art. Sie hat keinen hiſtoriſchen Werth, und iſt als ein bloßes Denkmal der Freundſchaft anzuſehen. In der Schrift, welche Oekonomikus oder das Buch vom Haushalte betitelt iſt, läßt Xenophon ſeinen Lehrer Sokrates ein förmliches Syſtem der Haushaltungskunſt im neueren Sinne des Wortes vortragen, und zwar auf eine angenehme populäre Art und ſo, daß dabei bis in die kleinſten Einzelnheiten eingegangen wird. Wer ſollte daran nicht den ganz praktiſch gewordenen, vorzugsweiſe auf Erwerb und äußeren Lebensgenuß gerichteten Sinn der Menſchen in Xenophon's Zeit erkennen! Unter der Aufſchrift Hiero hat Xenophon einen Dialog verfaßt, in welchem er den ſyrakuſaniſchen König Hiero I. ſich mit dem Dichter Simonides darüber unterhalten läßt, daß das Schickſal eines Herrſchers nicht zu beneiden ſei. In dieſem Werke kommt Xenophon zuletzt wieder auf denſelben Gedanken, welcher von ihm bereits in der Cyropädie

entwickelt worden war, der aber dem echt griechiſchen Geiſte ſtets als ein Grundirrthum des Orients gegolten hatte: es iſt die Meinung, daß das Glück eines Staates das Werk eines einzelnen Menſchen ſein könne, welcher die Regierung und Verwaltung mit unumſchränkter Gewalt leite. Nachdem nämlich Xenophon zuerſt die Entbehrungen eines Herrſchers in Bezug auf die wichtigſten rein menſchlichen Verhältniſſe und Freuden nachgewieſen hat, ſucht er zu zeigen, wie es demſelben möglich ſei, vermittelſt der in ſeiner Hand ruhenden Macht ein Wohlthäter ſeiner Unterthanen und der Schöpfer ihres Glückes zu werden. Übrigens iſt dieſer letzte Theil des Hiero für die moderne Zeit ſehr nützlich, da er recht gute Lehren für Prinzen enthält.

Xenophon hatte noch zwei Schriften verfaßt, welche, wie die Denkwürdigkeiten des Sokrates, eine unmittelbare Beziehung zu ſeinem Lehrer haben, die Apologie oder Vertheidigung des Sokrates und das ſogenannte Gaſtmahl. Die erſtere Schrift enthält nicht ſowohl eine förmliche Vertheidigung jenes Philoſophen gegen die Anſchuldigungen, wegen deren er zum Tode verurtheilt wurde, ſondern ſie beſteht vielmehr nur aus einigen Worten der Liebe und Verehrung, welche der Bosheit und den Verläumdungen der Feinde des Sokrates entgegengeſetzt werden. Im Gaſtmahl hat Xenophon die Abſicht, die Grundſätze ſeines Lehrers in Bezug auf Freundſchaft und Liebe darzulegen. Da auch Plato eine ähnliche Schrift unter demſelben Titel geſchrieben hat, ſo iſt ſchon viel darüber geſtritten worden, in wie fern das eine dieſer beiden Bücher als eine Gegenſchrift gegen das andere anzuſehen ſei, welche erſt durch dieſes hervorgerufen worden wäre. Zwiſchen beiden Schriften beſteht allerdings ein ſehr beſtimmter Gegenſatz; allein man braucht den Grund davon nicht in einem Verhältniſſe der erwähnten Art zu ſuchen, da der ſehr große Unterſchied, welcher zwiſchen beiden Büchern obwaltet, ſich viel einfacher aus der ganz entgegengeſetzten Natur und Richtung ihrer Verfaſſer erklärt. Xenophon hält ſich bei ſeiner Betrachtung über Liebe und Freundſchaft blos an den Verſtand, und ſucht in der Sphäre des gewöhnlichen Lebens jene Art von Behaglichkeit zu entdecken, in welcher nach ſeiner Meinung das Glück beſteht; Plato dagegen, ein mit lebendiger Phantaſie und tiefdenkendem Geiſte begabter Philoſoph,

findet die geſuchte Befriedigung im ganzen weiten Reiche der Sinnlichkeit nicht, und erhebt ſich daher mit ſeinen Wünſchen und Anſichten in höhere Regionen.

Faſſen wir alles über Xenophon Geſagte zuſammen, ſo erkennen wir in ihm den echten Sohn ſeiner Zeit, in deſſen Schriften die Hauptſeiten des griechiſchen Weſens und Lebens, wie daſſelbe ſeit dem peloponneſiſchen Krieg beſchaffen war, ſich aufs deutlichſte abſpiegeln. Die eigentliche Religion, die Begeiſterung und das ſo zu ſagen unbewußte Leben für die Götter und das Vaterland waren untergegangen, und wurden durch Verſtandesbildung und praktiſche Moral erſetzt; die Menſchen mußten ſich eines beſtimmten Zweckes bewußt werden, dieſer konnte aber in nichts Anderem beſtehen, als in dem Nützlichen und in den Annehmlichkeiten des äußeren Lebens; die Art, wie dieſem Zwecke gemäß das Leben einzurichten ſei, und wie auf ihn Gottesfurcht, Freundſchaft, Vaterlandsliebe, kurz alle höheren Güter zurückbezogen werden können, lehrt Xenophon in den Denkwürdigkeiten des Sokrates theoretiſch. In ſeinen geſchichtlichen Werken dagegen, beſonders in der Cyropädie, ſucht er eben daſſelbe praktiſch zu lehren. Darum werden von Xenophon die perſiſchen Einrichtungen, durch welche jede Individualität vernichtet wurde, idealiſch dargeſtellt, und den Griechen als ein Muſter vorgeführt, wie man jenen Zweck der äußeren Ruhe und Behaglichkeit mechaniſch erreichen könne. Ebenderſelbe Gedanke geht durch Xenophon's griechiſche Geſchichte hindurch: eine feſtſtehende Ordnung, wenn auch, wie bei den Spartanern, eine militäriſche, ſowie berechnende Klugheit, wenn auch, wie ebenfalls bei dieſem Volke, eine für die Freiheit anderer Staaten verderbliche, ſind allein in den Augen des Verfaſſers unbedingt lobenswürdig, und die Abſicht, dieſe Dinge zu empfehlen, läßt ſich in ſeiner Erzählung nirgends verkennen.

Xenophon's Werke ſind der Ausdruck eines Zeitalters, dem die republikaniſchen Tugenden bereits fehlten, und in welchem der Verſtand zum Denken über das Leben gebildet war, das Regieren und Verwalten aber, ſowie die Anführung der Heere nicht mehr als eine bloße Ehre und Laſt angeſehen wurde, ſondern ein Amt und ein Geſchäft geworden war. In einer ſolchen Zeit kann die Geſchicht-

ſchreibung nicht eine bloße Darſtellung bleiben, ſie muß in ein Betrachten und Überdenken des Dargeſtellten übergehen. Die Erzählung wird ruhig und faßlich, ſie nimmt ſtets auf die Verhältniſſe des Lebens Rückſicht, ſie unterhält und belehrt, ſie regt aber nie ein tieferes Eindringen in die menſchliche Natur an.

So ſank die Geſchichte durch den veränderten Geiſt der Zeit von der erhabenen Stellung herab, welche Thucydides ihr gegeben hatte. Xenophon ſetzte ihr die beſchränkte Aufgabe, eine beſtimmte politiſche oder moraliſche Belehrung zu gewähren. Dadurch hörte ſie auf, eine ſelbſtſtändige geiſtige Beſchäftigung zu ſein; ſie wurde namentlich zu einer der Wiſſenſchaften gemacht, welche zur Bildung für das Staatsleben dienten. Unmittelbar nach Xenophon traten zwei Umſtände ein, welche der Geſchichtſchreibung eine neue Richtung gaben, und zugleich ihr Sinken beſchleunigten. Einerſeits wandelte nämlich der berühmte Lehrer der Redekunſt, Iſokrates, die Beredſamkeit in eine förmliche Kunſt und in eine Schulwiſſenſchaft um, und wirkte dadurch auch auf die Geſchichtſchreibung nachtheilig ein; andererſeits aber nahmen die Verhältniſſe der griechiſchen Staaten eine ſolche Geſtalt an, daß aus ihnen jede lebendigere und tiefere Anregung für die Geſchichtſchreibung verſchwand. Durch das Übergewicht, welches Iſokrates der eigentlichen Kunſt der Darſtellung über die natürliche Beredſamkeit verſchaffte, gewöhnte man ſich, den Werth einer Schrift nicht nach ihrem Inhalt, ſondern blos nach ihrer Form zu bemeſſen, und folglich auch bei der Geſchichtſchreibung den Styl und Ton der Darſtellung als die Hauptſache anzuſehen. Die Behandlung hiſtoriſcher Gegenſtände war daher in der nächſten Zeit für jeden, der ſich damit abgab, nur ein Mittel, ſich ſelbſt als einen guten Kopf und geſchickten Darſteller zu zeigen. Ob dies durch die Wahrheit oder durch den bloßen Schein derſelben erreicht würde, war dabei Nebenſache. Es wurde alſo der erſte und hauptſächlichſte Zweck aller Geſchichtſchreibung, das Aufbewahren und Überliefern des Geſchehenen, der bloßen Form der Darſtellung untergeordnet. Dadurch wurde die Geſchichte zu einem Zweige der rhetoriſchen Wiſſenſchaft oder der Kunſt der Beredſamkeit gemacht, und ihrer eigentlichen Beſtimmung, dem Leben ſelbſt und ſeinen höheren Zwecken zu dienen, ganz und gar entzogen; ſie ward

gleichſam aus dem Lichte des Lebens in das Dunkel des Kabinets und in die Stille der Studirſtube verſetzt.

Die Begebenheiten ſelbſt trugen zu dieſem Untergang der echten Geſchichtſchreibung nicht wenig bei. Die Geſchichte der griechiſchen Freiſtaaten beſtand von dem Tode des Epaminondas an bis auf Alexander den Großen meiſtentheils nur aus ſolchen Ereigniſſen, welche entweder keinen entſcheidenden Einfluß auf das Schickſal der geſammten Nation hatten, oder blos traurige und von ſchlechten Menſchen geleitete Unternehmungen waren. Ein begeiſtertes Intereſſe an dieſen Begebenheiten und ihrer Erkenntniß konnte es alſo nicht ſein, was einen Geſchichtſchreiber zur Darſtellung derſelben trieb. Überdies hatte auch das Publikum ſelbſt, namentlich aber die beiden wichtigſten Theile desſelben, das atheniſche Volk und der macedoniſche Hof, keinen Sinn für wahre Geſchichtſchreibung. Die Athener, welche in Angelegenheiten der Literatur die höchſte entſcheidende Macht blieben, waren durch die auflebende Schulberedſamkeit verwöhnt worden, und ohnedies in ihren geiſtigen Genüſſen längſt entartet; der macedoniſche Hof aber, welcher als Sitz der höchſten politiſchen Gewalt ebenfalls einen ſehr großen Einfluß auf die Literatur ausübte, konnte, ſeiner politiſchen Zwecke wegen, nur unpatriotiſchen und ſchmeichleriſchen Geſchichtſchreibern Ehre und Belohnung gewähren.

Alle dieſe Verhältniſſe zuſammengenommen gaben, unmittelbar nach Xenophon's Auftreten, der griechiſchen Geſchichtſchreibung den Todesſtoß. Die Hiſtoriker, welche in der Zeit von Xenophon's Blüthe an bis auf Alexander den Großen auftraten, ſtanden daher auch noch tiefer unter Xenophon, als die ſpäteren Tragiker unter Euripides. Dieſe Geſchichtſchreiber, deren Werke übrigens bis auf einige Bruchſtücke insgeſammt untergegangen ſind, haben deshalb auch ebenſo wenig für die Erkenntniß des herrſchenden Geiſtes, als für die Wiſſenſchaft der Geſchichte einen Werth. Ihre einzige Bedeutung beſteht nur darin, daß einige von ihnen, wie Philiſtus, Theopompus und Ephorus, ſpäter den römiſchen Geſchichtſchreibern als Muſter und Vorbilder dienten, und dadurch auf die Literatur des römiſchen Volkes einen Einfluß ausübten.

5. Philoſophie.

Die erſten Anfänge der griechiſchen Philoſophie ſind, wie früher (Th. I. S. 339—342) gezeigt worden iſt, in den religiöſen und mythiſchen Gedichten der Vorzeit zu ſuchen. Im ſechsten Jahrhundert vor Chriſto waren drei philoſophiſche Schulen entſtanden, oder richtiger es waren die drei erſten Verſuche gemacht worden, vermittelſt der denkenden Kraft die überſinnlichen Dinge in ihrem Zuſammenhange aufzufaſſen und die Beziehung derſelben zur ſichtbaren Welt zu erklären. Von dieſen Schulen erhielten zwei, die ioniſche und die eleatiſche, erſt dann Anſehen und Bedeutung, als ſie nach Athen verpflanzt wurden, weil dies den Anlaß gab, daß auch die philoſophiſche Wiſſenſchaft der Griechen ſich in der Hauptſtadt von Griechenland, neben den andern Künſten und ſchönen Wiſſenſchaften und in Verbindung mit ihnen, entwickelte. Die dritte Schule oder die pythagoreiſche Lehre ſtand mit dem Aufblühen der Künſte und Wiſſenſchaften in Athen lange Zeit in keinem unmittelbaren Zuſammenhang, erlangte aber nichtsdeſtoweniger eine große Bedeutung für den Entwickelungsgang der griechiſchen Cultur. Sie war nämlich einerſeits die Quelle, aus welcher zuerſt die wiſſenſchaftliche Behandlung der Mathematik hervorging, und andererſeits entſprangen aus ihr jene myſtiſchen Schwärmereien, welche als eine unvertilgbare Verirrung einzelner Menſchen unter den Griechen ebenſo, wie bei andern Völkern, großen Eingang fanden. Dies iſt ſtets der Fall, wenn die Menſchen durch Üppigkeit erſchlaffen oder durch Überbildung der Natur untreu werden. Alle drei Schulen haben alſo einen Einfluß auf die unter den ſpäteren Griechen herrſchenden Anſichten gehabt; allein die pythagoreiſche übte denſelben nur von Zeit zu Zeit in einem bedeutenderen Umfange aus, und wirkte auf das Entſtehen der in Athen ſich entwickelnden Philoſophie nicht ein, dieſe ward dagegen durch die ioniſche und eleatiſche Schule recht eigentlich erſt hervorgerufen.

Anaxagoras, welcher der ioniſchen Schule angehörte (ſ. Th. I. S. 340), war einer der erſten Philoſophen, die in Athen lehrend auftraten und daſelbſt einen Einfluß erhielten. Er hatte im Jahr 456 v. Chr. ſeinen Wohnſitz nach Athen verlegt, und war Lehrer und Freund des Perikles und Euripides geworden. Zu gleicher Zeit mit ihm waren auch einige Eleatiker nach Athen gekommen,

und hatten daſelbſt kurze Zeit gelehrt. Dieſe Männer verbreiteten alſo die Anſichten der eleatiſchen und ioniſchen Schule von derjenigen Stadt aus, welche gerade zu ihrer Zeit der Mittelpunkt und die Hauptſtadt des geiſtigen Lebens der Griechen wurde. Da das, was beide Schulen von Gottheit und Welt lehrten, mit dem griechiſchen Volksglauben im Widerſpruch ſtand, ſo untergruben die nach Athen gewanderten Philoſophen dieſen Glauben, und wirkten umgeſtaltend auf die herrſchenden religiöſen Anſichten ein, welche man ſeither nur aus den Dichtern und den Myſterien geſchöpft hatte. Deswegen begannen auch in Athen alsbald die Verfolgungen des Staats gegen Anaxagoras und andere Philoſophen. Anaxagoras ſelbſt entging nur durch die Flucht dem Tode (ſiehe Th. I. S. 426). Bald nach ihm wurden die Philoſophen Diagoras von Melos, Protagoras von Abdera und Prodikus von Ceos als Gottesläugner verfolgt und verurtheilt. Der Erſtere mußte nämlich, weil er mit aller Beſtimmtheit das Daſein der Götter läugnete, die Flucht ergreifen; die Athener ſetzten aber einen Preis auf ſeinen Kopf, und ließen ihm eine Schandſäule errichten. Protagoras wurde aus Athen verbannt, weil er in einem Buche ausgeſprochen hatte, er wiſſe nicht, ob es Götter gebe; die Athener ließen ſeine Schriften öffentlich verbrennen, und unterſagten bei Strafe den Verkauf und Beſitz derſelben: das erſte, in der Geſchichte vorkommende Beiſpiel der Verbrennung und des Verbots von Büchern. Prodikus endlich hatte unter Andern geſagt, der Glauben an die Götter habe keinen andern Grund, als daß die Menſchen Erſcheinungen in der Natur, welche ihnen vorzugsweiſe nützlich wären, vergöttert hätten. Er wurde deshalb als Atheiſt verurtheilt und hingerichtet.

Die neuen Lehren und Lebensanſichten, welche durch die Philoſophen in Athen und von dieſer Stadt aus verbreitet wurden, waren es nicht allein, was der Verpflanzung der Philoſophie nach Athen eine ſo große Wichtigkeit gab. Im Gegentheil, noch viel einflußreicher war der Umſtand, daß die Philoſophie kurz vorher eine neue Richtung erhalten hatte, und in Folge davon unter den Athenern zur Bildung für das Staatsleben angewandt wurde. Statt daß die Philoſophen der früheren Zeit ſchwärmend und dichtend blos die Natur der Dinge zu erforſchen geſucht hatten,

beſchäftigten ſich, kurz vor Anaxagoras Auftreten in Athen, die denkenden Köpfe unter ihnen mit der ſogenannten Wiſſenſchaft der Dialektik oder mit dem, was man heut' zu Tage vielleicht angewandte Logik nennen würde. Die Dialektik gab nämlich die Mittel an die Hand, mit Hülfe der erkannten Geſetze des Denkens den Schein von der Wahrheit unterſcheiden zu können; ſie enthielt die Anweiſung, wie man eine jede Sache nach ihrem Begriffe, ihren Gründen und Verhältniſſen philoſophiſch auffaſſen, das Für und Wider bei derſelben ermitteln, und ſie von ihren verſchiedenen Seiten her verſchieden darſtellen und behandeln könne. Durch die Dialektik wurde alſo die Philoſophie in eine Art von Kunſt umgewandelt, deren man ſich bei allen möglichen Beſtrebungen bedienen konnte, und durch welche beſonders in republikaniſchen Staaten die philoſophiſche Bildung einen großen Werth für das politiſche Leben erhalten mußte. Dieſe Denkkunſt gewährte den Männern, welche eine Rolle im Staate ſpielen wollten, nirgends größere Vortheile, als da, wo das Volk zugleich gebildet war und eine demokratiſche Verfaſſung hatte. Sie fand daher auch in Athen die beſte Aufnahme. Hier wurde durch die Art, wie man die Dialektik gebrauchte, die Philoſophie ſo zu ſagen zu einem Theil der Staatswiſſenſchaften gemacht, und insbeſondere auf die Bildung in der Beredſamkeit angewandt.

Aus der Dialektik, welche bei den Eleatikern ſogleich in die größte Spitzfindigkeit ausartete, bildete ſich in Unteritalien eine zweite philoſophiſche Kunſt, welche den Namen der Sophiſtik erhielt, und ebenfalls ſehr bald nach Athen verpflanzt wurde. Die Sophiſtik war nichts Anderes, als die Benutzung der Dialektik zur Befriedigung der Eitelkeit und des Eigennutzes. Sie beſtand nämlich in der Kunſt, Alles nach Belieben zu beweiſen oder zu widerlegen, oder durch Spitzfindigkeiten und Trugſchlüſſe den bloßen Schein als Wahrheit und die Wahrheit als Irrthum darzuſtellen. Die berühmteſten Männer, welche in dieſer Fertigkeit ſich auszeichneten und als die größten von allen Sophiſten anzuſehen ſind, waren Georgias von Leontini in Sicilien, Protagoras von Abdera, Prodikus von Ceos, Hippias aus Elis und Thraſymachus von Chalcedon. Sie lebten in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr. Einige Sophiſten, wie z. B. Protagoras,

waren erfinderiſche Köpfe; die Mehrzahl derſelben aber beſtand aus ſolchen Menſchen, welche blos eine Art von Scheinwiſſen und eine große Fertigkeit im Disputiren ſich angeeignet hatten. Dieſe ſuchten aus der Thorheit und Beſchränktheit der großen Menge ſoviel Vortheil als möglich zu ziehen, und traten gleichſam als philoſophiſche Tauſendkünſtler und Marktſchreier überall auf, wo ſie ihre Gewinnſucht und Eitelkeit am beſten befriedigen zu können glaubten. Durch dieſe Sophiſten wurde alſo die Philoſophie geradezu zu einem Gewerbe der niedrigſten Art herabgewürdigt; denn ſie boten ſich allen denen, welche im Staate einen Einfluß erlangen wollten, als Lehrer der Rede- und Disputirkunſt an, trugen bei den Wechslertiſchen in Athen, bei den Feſten zu Olympia, und überhaupt an jedem Orte, an welchem viele Leute zuſammenkamen, ihre Trugkünſte vor, erklärten ſich bereit, über alles, was ihnen vorgelegt würde, in jedem beliebigen Sinne zu reden, und ſuchten durch Spitzfindigkeiten und Künſteleien jeder Art ſich Geld und Beifall zu verſchaffen.

Athen war auch für die Sophiſten der Ort, wo ſie beſſer, als in irgend einer andern griechiſchen Stadt ihr Weſen treiben konnten. Sie waren für ein Volk, das am Regieren und Rechtſprechen ſeine größte Freude hatte, die willkommenſte Erſcheinung, und fanden daher in Athen die beſte Gelegenheit, ſich als Lehrer der neuen Kunſt große Reichthümer zu erwerben. Dort ſtrömte deshalb die größte Menge von Sophiſten zuſammen. Dieſe übten den nachtheiligſten Einfluß auf das Staatsleben und die Literatur aus; denn die öffentlichen Verhandlungen erhielten durch ſie ein ganz ſophiſtiſches Gepräge, die Kunſt der Beredſamkeit, als deren beſte Lehrer ſie bald angeſehen wurden, erlitt durch ſie eine gänzliche Umgeſtaltung, und ſelbſt in die geſellige Unterhaltung und das Privatleben drang die von ihnen gepredigte Weisheit ein. Dialektik und Sophiſtik wurden jetzt die Modephiloſophie der entarteten Athener, und dienten der großen Mehrzahl derſelben als die beſten Mittel, ſich Scheinbildung, Geld und Einfluß im Staate zu verſchaffen.

Der kleine verſtändigere Theil der Athener erhob ſich auf das nachdrücklichſte gegen den Unfug des Sophiſten-Weſens, welches ſo verderblich auf die Sitten und das Staatsleben einwirkte. Vor

allen andern Männern aber trat gegen die Sophiſten ein Philoſoph auf, deſſen größtes Verdienſt in ſeinem unausgeſetzten Kampf gegen die Lüge, Eitelkeit und Gewinnſucht ſeiner Zeitgenoſſen beſtand. Dies war Sokrates, der Sohn des Bildhauers Sophroniskus und der Hebamme Phänarete. Er war 469 v. Chr. zu Athen geboren, und lebte bis zum Jahre 400, wo er als ein Opfer ſeines Strebens den Verfolgungen ſeiner Gegner erlag. Sokrates trieb anfangs das Gewerbe ſeines Vaters, gab daſſelbe aber, ungefähr im dreißigſten Jahre ſeines Alters, auf, und lebte ſeitdem dürftig von ſeinem kleinen Vermögen. Gleich allen Bürgern des atheniſchen Staats nahm er im männlichen Alter an den Kriegen deſſelben Antheil: er befand ſich unter Andern bei dem Heere, welches am Anfang des peloponneſiſchen Kriegs Potidäa belagerte, und nahm an den Schlachten bei Delium und Amphipolis Theil. Er zeichnete ſich dabei nicht allein durch Tapferkeit aus, ſondern erweckte auch durch ſeine körperliche Abhärtung und Ausdauer die Bewunderung ſeiner damals ſchon verweichlichten Mitbürger. In der Schlacht bei Delium, in welcher die Athener aufs Haupt geſchlagen wurden, focht er mit ſo großer Tapferkeit, daß einer der Anführer ſpäter verſicherte, die Athener würden den Sieg davon getragen haben, wenn alle ebenſo wie Sokrates ihre Schuldigkeit gethan hätten. Selbſt noch auf der Flucht, zu welcher das atheniſche Heer genöthigt ward, zeigte er ſich tapfer und rettete durch fortgeſetzten Kampf während derſelben ſeine Ehre. Bei dieſer Gelegenheit war es, wo Sokrates von Feinden umzingelt ſein Leben verloren haben würde, wenn nicht Alcibiades mit einigen Andern ihm zu Hülfe geeilt wäre und ihn befreit hätte.

An der Regierung und Verwaltung des Staates nahm Sokrates nicht mehr Antheil, als die Pflicht es erforderte; denn er wollte ſeinem Vaterlande nicht als Staatsmann, ſondern als Volkslehrer und Sittenrichter dienen. So oft er aber bei Gericht oder in der Volksverſammlung mit ſprechen und entſcheiden mußte, zeigte er ſich als einen Mann, der ohne Rückſicht auf Vortheil oder Gefahr ſeiner Überzeugung gemäß handelte. Bei dem Gerichte z. B., welches nach der arginuſiſchen Schlacht über die von den Anführern verabſäumte Pflicht gegen die Gebliebenen gehalten wurde (ſiehe Th. I. S. 475—477), war er, trotz der aufgeregten Stimmung

des Volkes und der drohenden Stellung der Demagogen, der einzige von allen damaligen Prytanen, welcher der Verurtheilung der Angeklagten ſich widerſetzte. Unter der Herrſchaft der dreißig Tyrannen wurde Sokrates nicht verfolgt, während ſo viele andere Bürger ihr Leben verloren oder in die Verbannung getrieben wurden, ungeachtet er ſich ſogar einſt einem an ihn ergangenen Befehle der Gewaltherren widerſetzte. Er blieb offenbar nur deshalb verſchont, weil er zu keiner politiſchen Partei gehörte und keine Rolle im eigentlichen Staatsleben ſpielen wollte, oder, wie er ſelbſt ſich ausdrückte, weil er nie Ehrgeiz beſaß.

Über Sokrates Privatverhältniſſe ſind manche Erdichtungen in Umlauf gekommen, und die Geſchichte ſeines Lebens iſt durch vielerlei Anekdoten ganz romanhaft geworden. Dies gilt beſonders auch von dem, was man von ſeiner Gattin, Xanthippe, erzählt. Spätere Schriftſteller des Alterthums haben uns in Betreff derſelben allerlei Geſchichten überliefert, welche erſt nach Sokrates Tode aufgekommen ſind. Nach dieſen Erzählungen wäre Xanthippe eine ſehr mürriſche und zänkiſche Frau geweſen. Die zu Sokrates Zeit lebenden atheniſchen Schriftſteller, ſowohl die gegen ihn feindlich geſinnten als die ihm befreundeten, berichten nichts der Art, obgleich ſie ſonſt in Betreff ſeiner Privatverhältniſſe vieles in ihren Schriften mitgetheilt haben. Es geht im Gegentheil aus einer Stelle Xenophon's, eines der vertrauteſten Schüler und Freunde dieſes Philoſophen, hervor, daß Sokrates ſeine Gattin als gute Hausfrau und Mutter ſehr ſchätzte. Nur das Eine wird von eben demſelben Schriftſteller berichtet, daß Xanthippe neben dieſen ſchönen Eigenſchaften auch den Fehler hatte, launenhaft zu ſein, und daß ſie deshalb unter Andern einmal mit einem ihrer Söhne in Zwiſt gerieth. Offenbar rühren aus dieſem Umſtande alle jene übertriebenen Berichte und Erzählungen her, in Folge deren der Namen der Xanthippe als eines böſen Weibes ſprichwörtlich geworden, und in den bekannten Vers unſerer ABC-Bücher gekommen iſt.

Sokrates hatte alles das, was ſeine Zeit als Bildungsmittel anſah, zu ſeiner Ausbildung angewandt. Er hatte Mathematik, Phyſik, Grammatik, Muſik, Poeſie und die verſchiedenen Zweige der philoſophiſchen Wiſſenſchaft ſorgfältig getrieben; auch die

Kunſt der Sophiſten hatte er, unter der Leitung des Prodikus von Ceos, ſtudirt. Er hatte außerdem, im Verkehr mit Aspaſia und andern ausgezeichneten Frauen, die Bildung der Welt und des geſelligen Lebens ſich anzueignen geſucht. Bei allen dieſen Beſtrebungen verfolgte er von Anfang an den alleinigen Zweck, ſelbſt weiſe zu werden, nicht aber, wie die meiſten Philoſophen ſeiner Zeit, eine Schule zu errichten und den Katheder zu beſteigen, oder gar, wie die Sophiſten, vermittelſt der erlangten Kenntniſſe und Fertigkeiten ſich Geld zu erwerben. Dieſer Zweck ſeiner Studien unterſchied ihn von allen Philoſophen, welche zu gleicher Zeit mit ihm lebten, und mußte ihn auf einen andern Weg führen, als der war, welchen jene betreten hatten.

Sokrates konnte, wegen ſeines angebornen praktiſchen und durchaus verſtändigen Sinnes, ſich nicht durch diejenige Art Philoſophie befriedigt fühlen, welche von der Entſtehung dieſer Wiſſenſchaft an bis zu ihrer Ausartung in Dialektik und Sophiſtik getrieben worden war. Die Bemühungen der griechiſchen Philoſophen waren von Anfang an vorzugsweiſe auf die Erkenntniß der Natur und des Überſinnlichen gerichtet geweſen; einem Manne wie Sokrates mußte aber alles Grübeln über Natur gehaltlos und unnütz ſcheinen, ſobald ſich dasſelbe nicht auf Erfahrung und Beobachtung, ſondern auf Folgerungen und Schlüſſe ſtützte, und ebenſo mußte es ihm abgeſchmackt vorkommen, daß man bei dem Nachdenken über die erſten Urſachen der Dinge und über die Gottheit nicht von den ſittlichen Anlagen des Menſchen und von der Natur des menſchlichen Willens ausging. Er erkannte, daß ſeine Zeitgenoſſen auf dieſem Wege ſich durch den Schein des Wiſſens und der Erkenntniß zur eiteln Selbſttäuſchung und zu mancherlei Thorheiten hatten verleiten laſſen; er ſah ein, daß ſie durch den dialektiſchen und ſophiſtiſchen Misbrauch der Philoſophie daran gewöhnt worden waren, ſich über jeden Grundſatz der Moral hinwegzuſetzen und jedem natürlichen Rechtsgefühl Hohn zu ſprechen. Was war daher natürlicher, als daß Sokrates die Moral und das Studium des Menſchen zum Hauptgegenſtand ſeiner philoſophiſchen Forſchungen machte, und daß er nicht durch die philoſophiſche Lehre an und für ſich ſelbſt, ſondern hauptſächlich durch die Anwendung derſelben aufs Leben zu wirken ſuchte! Wegen dieſer Richtung, welche

Sokrates ſeiner Wirkſamkeit gab, ſagt Cicero von ihm: er zuerſt habe die Philoſophie vom Himmel in die Städte und Wohnungen zurückgeleitet, ſie in das wirkliche Leben der Menſchen eingeführt, und dieſe angetrieben, ihr eigenes Weſen zum Gegenſtand ihres Nachdenkens zu machen, damit ſie ſich über ihr Thun und Laſſen, über das Gute und Böſe und die eigentliche Aufgabe des Lebens Rechenſchaft geben könnten. Sokrates ſelbſt erklärte in dieſem Sinne den Ausſpruch „Erkenne dich ſelbſt!", welcher über dem Eingang in den Tempel zu Delphi als Inſchrift angebracht war, für den Inbegriff der wahren Weisheit. Er ſprach die Meinung aus, daß das Überſinnliche und die verborgenen Kräfte und End-Urſachen der Natur dem menſchlichen Verſtande unerreichbar ſeien, und daß, auch wenn die Erkenntniß derſelben möglich wäre, dies doch keinen unmittelbaren Nutzen für das Leben und ſeine Zwecke haben würde. Er erklärte daher auch, um den Vorzug des natürlichen Verſtandes vor allem Wiſſen recht nachdrücklich hervorzuheben, im Gegenſatz gegen die ſophiſtiſchen Marktſchreier ſeiner Zeit, von ſich ſelbſt, daß er ein Mann wäre, der gar nichts wiſſe, aber gerade deshalb, weil er dieſes erkenne und ſich eingeſtehe, weiſer ſei als alle anderen Menſchen.

Sokrates konnte nach allem dieſem nicht auf den Gedanken kommen, eine neue Grundanſicht von den Dingen aufzuſtellen und alſo ein neues philoſophiſches Syſtem zu ſchaffen, ſondern ſeine Lehre war eine ganz einfache und volksmäßige, für den unbefangenen Verſtand eines Jeden berechnete. Er ſuchte der Verirrung des ſittlichen Lebens und dem Treiben der Sophiſten dadurch entgegenzuarbeiten, daß er mit Hülfe der bloßen geſunden Vernunft dagegen auftrat. Er wollte ſeinen Zeitgenoſſen nicht philoſophiſche Anſichten mittheilen, ſondern ſie zum Denken anregen, die Menſchen nicht belehren, ſondern bilden, ſie nicht kenntnißreich und gelehrt, ſondern verſtändig und tugendhaft machen. Sokrates hielt daher auch keine Schule, ſondern er war gleichſam nur ein Volkslehrer, ein Philoſoph, welcher unmittelbar auf den Geiſt und das Herz ſeiner Zeitgenoſſen einwirken, und die Menſchen aller Stände und Berufsthätigkeiten aufklären und veredeln wollte. Mit dieſem beſtimmten Ziel und Zweck ſeines Auftretens hängt auch die Art und Weiſe desſelben auf das innigſte zuſammen, ſowohl in Bezug dar-

auf, daß er keine Schule gründete und kein philoſophiſches Syſtem ſchuf, als auch in Betreff ſeiner Lehrmethode. Sokrates hielt nämlich keine Vorträge, ſondern unterrichtete fragend, ſo daß es jedesmal ſchien, als wenn er ſelbſt erſt im Zwiegeſpräch mit einem Andern die Wahrheit ſuchen wollte. Er pflegte ſcherzend zu ſagen, daß er in geiſtiger Weiſe das Geſchäft ſeiner Mutter treibe, denn er ſtehe anderen Menſchen gleichſam als Geburtshelfer bei, damit die verborgene Frucht ihres Verſtandes an das Licht gebracht werde. Sein Talent in der katechetiſchen oder fragenden Weiſe des Unterrichts war ſo ausgezeichnet, daß man dieſe Unterrichtsart noch jetzt öfters die Sokratiſche Lehrmethode nennt. Sokrates ſelbſt hatte ſich durch ſein unabläſſiges und aufrichtiges Streben nach Wahrheit eine gewiſſe Sicherheit des Urtheils errungen, ſo daß er in allen Dingen ſich ganz feſt auf ſich ſelbſt verlaſſen konnte. Dieſe gleichſam inſtinktartig wirkende Vernunft, welche er ſich im ſteten Kampfe mit der herrſchenden Dialektik und Sophiſtik gebildet hatte, pflegte er ſeinen Genius oder Schutzgeiſt zu nennen, der ihn nie verlaſſe und ihn warne und abhalte, ſo oft er etwas Verkehrtes unternehmen wolle oder in Gefahr ſei, irre zu gehen.

Obgleich Sokrates keine Schule gründete, ſo gab es doch eine kleine Zahl von jüngeren Männern, welche mit ihm in unabläſſigem Verkehr ſtanden, und durch ſeine Belehrung ihre Bildung oder eine beſtimmte Richtung ihres Strebens erhielten. Dieſe wurden deshalb als ſeine Schüler angeſehen. Die ausgezeichnetſten unter ihnen waren: der Geſchichtſchreiber Xenophon, der berühmte Alcibiades, der Tyrann Kritias, welcher zur Zeit ſeiner Schreckensherrſchaft der Feind ſeines ehemaligen Lehrers war, der große Philoſoph Plato, der ſogenannte Sokratiker Aeſchines, welchem dieſer Beinamen zum Unterſchied von dem gleichnamigen Redner gegeben wurde, ferner Euklides von Megara, Ariſtippus von Cyrene und Antiſthenes von Athen. Über das nähere und fernere Verhältniß, in welchem Sokrates zu ſeinen einzelnen Schülern ſtand, und über die Art, wie er dieſelben an ſich gezogen hatte, ſind uns verſchiedene Anekdoten überliefert worden, welche zwar meiſtens nicht für wahr gehalten werden können, aber doch insgeſammt ſo beſchaffen ſind, daß ſie ſich auf beſtimmte Charakterzüge des Weſens dieſes praktiſchen Philoſophen und ſeiner Lehre beziehen, und zu-

gleich die in der ſpäteren griechiſchen Welt vorherrſchende Anſicht von ihm zu erkennen geben. Die Bekanntſchaft Xenophon's ſoll Sokrates auf folgende Weiſe gemacht haben. Er begegnete dem jungen Mann auf der Straße, und ward durch die Schönheit und das anſtändige Weſen desſelben überraſcht. Sogleich hielt er ihn an und legte ihm die Frage vor, ob er wiſſe, wo man Mehl und andere Lebensbedürfniſſe kaufe. Als Xenophon mit ja antwortete, fragte Sokrates ihn weiter: „Weiß du aber auch, wo man ſich Weisheit und Tugend erwirbt?“ Der junge Menſch ſtutzte, und ſah den Fragenden betroffen an. „Wohlan, ſagte Sokrates zu ihm, folge mir, ich will es dir zeigen!“ Seit dieſer Zeit war Xenophon der treueſte Anhänger und Schüler des Philoſophen. Zwei andere Schüler des Sokrates, Euklides von Megara und der Athener Antiſthenes, welcher in dem faſt zwei Stunden von der Stadt entfernten Hafen Piräus wohnte, fühlten ſich von Sokrates ſo ſehr angezogen, daß ſie, trotz der großen Entlegenheit ihrer Wohnorte, ſich ſo oft als nur möglich zu ihm nach Athen begaben. Als einſt, aus Anlaß eines Krieges zwiſchen Athen und Megara, den Bürgern der letzteren Stadt bei Todesſtrafe verboten wurde, ſich auf dem atheniſchen Gebiete betreten zu laſſen, ſetzte Euklides deſſen ungeachtet ſeine Beſuche bei Sokrates fort: er kam oft in Weiberkleidern Abends nach Athen, und kehrte vor Tagesanbruch wieder in ſeine faſt eine halbe Tagereiſe entfernte Vaterſtadt zurück. Der junge Aeſchines, welcher in dürftigen Umſtänden war, wünſchte ſehr des Sokrates Schüler zu ſein, ließ ſich aber dadurch einſchüchtern, daß er einige Jünglinge aus den reichſten Familien in der Umgebung desſelben ſah. „Ei wie?“ ſagte Sokrates, als er dies gewahr wurde, zu ihm; „ſchätzeſt du dich denn ſo gering? und rechneſt du das Geſcheuk, welches du mir mit dir ſelbſt machſt, für gar nichts?“

Nach allem vorher Angegebenen kann von einem philoſophiſchen Syſtem des Sokrates keine Rede ſein, und man dürfte als ſolches etwa nur die bereits angedeuteten Grundſätze für das ſittliche Leben anſehen, welche Sokrates ſeinen Zeitgenoſſen vortrug, wiewohl es ihm auch mit dieſen nicht um eine dogmatiſche Lehre oder um ein in ſich abgeſchloſſenes und feſtſtehendes Syſtem zu thun war. Er ſelbſt hat keine Schriften verfaßt, weil er ſtets nur für ſeine Zeit und

mit bloßer Rückſicht auf das Bedürfniß des Augenblicks ſeine Lehren vortrug, und alſo auch keinen Anlaß hatte, dieſe niederzuſchreiben. Drei von ſeinen Schülern, Aeſchines, Xenophon und Plato, haben uns die Ausſprüche ihres Lehrers ſchriftlich überliefert, und zwar in der dialogiſchen oder katechetiſchen Form, in welcher er ſelbſt ſeine Lehren immer vortrug. Alle drei ſtellen aber ihren Lehrer und Meiſter nur ſo vor, wie jeder derſelben ihn aufgefaßt hat, und legen ihm zum Theil ihre eigenen Gedanken in den Mund.

Übrigens waren die Anſichten des Sokrates gewiß nicht ganz unabhängig von derjenigen Philoſophie, welche vor ihm in Athen gelehrt worden war, da auch das ganze geiſtige Leben der Menſchen ebenſo, wie alle äußeren Begebenheiten der Geſchichte, mit dem Gange der Dinge überhaupt verkettet ſind. Höchſt wahrſcheinlich war es die ioniſche Philoſophie, mit welcher des Sokrates Anſichten am nächſten in Zuſammenhang ſtanden. Archelaus, des Anaxagoras Schüler, welchen einige Schriftſteller des Alterthums geradezu für einen der Lehrer des Sokrates erklären, hatte in Athen neben der Naturphiloſophie auch eine philoſophiſche Sittenlehre vorgetragen. Dieſe ſcheint von allem, was dem Auftreten des Sokrates vorausging, am meiſten Einfluß auf die Anſichten und Beſtrebungen desſelben gehabt zu haben. Doch war des Archelaus Lehre von der des Sokrates verſchieden, und wurde nicht eigentlich in dieſe übertragen, ſondern rief dieſelbe vielmehr nur anregend hervor. Das Verhältniß zwiſchen beiden iſt etwa ſo anzuſehen, wie das des Chriſtenthums zu dem alten Teſtamente. Es hat ſich nämlich zwar die Sokratiſche Lehre aus der des Archelaus entwickelt, ſie war aber etwas Neues und Selbſtſtändiges, welches mit ſeiner Quelle nur wenig gemein hatte.

Sokrates konnte überhaupt keines von allen den philoſophiſchen Syſtemen, welche ein Grübler baut und ein anderer wieder zerſtört, für das Schiff halten, das den Menſchen durch die ſtürmiſchen Wogen eines bewegten Lebens tragen ſoll. Er knüpfte daher auch ſeine Wirkſamkeit ebenſowenig an eines der früheren philoſophiſchen Syſteme an, als er die politiſche Religion ſeines Volkes, die zugleich Staatsreligion war, und deren äußere Formen er achtete und wahrte, zu der ſeinigen machen konnte. Er ſah ſeine bethörten Zeitgenoſſen entweder nach bloßem Wiſſen oder nach äußerem Be-

ſitze ſtreben, und ſich der zur Mode-Philoſophie gewordenen Dialektik bedienen, um das Eine oder das Andere zu erlangen. Er ſah die Dialektik und Sophiſtik vor allen andern Wiſſenſchaften geehrt, weil die eiteln Athener durch ſie in den Stand geſetzt wurden, ſelbſtſüchtige Zwecke zu erreichen, ſich träge mit dem bloßen Schein und Schimmer von Kenntniſſen zu brüſten, und alle die Wahrheiten zu beſeitigen, welche dem unbefangenen Verſtand ſich gleichſam von ſelbſt aufdringen, dem ehrgeizigen und habſüchtigen Menſchen aber drückend und verhaßt ſind. Sokrates verſchmähte und haßte ſolche Zwecke, ſowie die Mittel, welche zur Erreichung derſelben dienten. Selbſt weiſer zu werden, um die Gründe des Guten und Wahren zu erkennen, und nicht durch den Schein der Lüge geblendet und um den Zweck des Lebens betrogen zu werden, dies war das Ziel und die Triebfeder ſeines Strebens nach Bildung. Mit den erworbenen Kenntniſſen und Erfahrungen aber dem natürlichen Verſtande der Menſchen zu Hülfe zu kommen, allen denen, welche keine ſophiſtiſche Bildung beſaßen, Vertrauen zu ihrer eigenen Natur einzuflößen, ſeine Zeitgenoſſen auf ſittliche Beweggründe und Zwecke aufmerkſam zu machen, und ihnen die Gehaltloſigkeit der ſophiſtiſchen Spitzfindigkeiten, ſowie das Unnütze aller nicht auf Beobachtung und Erfahrung gegründeten Forſchungen über Natur, Welt und Gottheit darzuthun, — dies war das Ziel ſeines Wirkens, die eigentliche Aufgabe ſeines Lebens. Sokrates trat ſeinen theils betrügenden, theils betrogenen Zeitgenoſſen mit Wahrhaftigkeit und reinem Sinne entgegen, wurde aber dafür von allen denen verfolgt, deren Eitelkeit und Gewinnſucht durch ſeine Beſtrebungen in Gefahr kamen. Er ſetzte den Verfolgungen ſeiner Feinde Ruhe, Mäßigung und Standhaftigkeit entgegen, und beſiegelte zuletzt die Wahrheit, die er gelehrt hatte, mit dem Tode.

Am wohlthätigſten wurde Sokrates Wirkſamkeit dadurch, daß er die Prahlereien und Spitzfindigkeiten der Sophiſten, in deren Künſten er ſelbſt wohl erfahren war, am geſunden Menſchenverſtande ſcheitern ließ. Dabei kam ihm das große ſatyriſche und ironiſche Talent, welches er beſaß, vortrefflich zu Statten. Es gelang ihm auch wirklich, dem Unweſen der Sophiſten zu ſteuern. Dieſe und alle anderen Beſtrebungen des Sokrates waren im höchſten Grade nützlich, in ſo fern dieſelben verneinend blieben, und

alſo nur die Vernichtung der Lüge und Schlechtigkeit bezweckten; ja, auch als bloße Lehre für das Volk waren die von Sokrates vorgetragenen Anſichten in ſo fern paſſend und gut, als die alte Religion bereits ihr eigentliches Anſehen und ihre Kraft verloren hatte. Allein es knüpften ſich andererſeits auch große Nachtheile an das, was Sokrates wirkte. Seine Philoſophie hatte das Schickſal aller moraliſchen und religiöſen Lehren: ſie wurde durch ſeine Schüler aus dem Leben, für welches ſie allein beſtimmt war, in die Schule zurückgedrängt, in Formen eingekleidet und in Syſteme umgewandelt. Dazu kommt noch, daß keine Philoſophie, keine Vernünftelei und keine Moral bei der großen Menge jemals die Religion erſetzen kann. Außerdem iſt aber auch die bloße Erkenntniß des Guten für die große Mehrzahl der Menſchen, beſonders in ſüdlichen Ländern, allzu ſchwach, um die Leidenſchaften niederzuhalten; es müſſen dabei durchaus die Phantaſie, die Furcht und die Hoffnung mitwirken, damit Leidenſchaft gegen Leidenſchaft geſetzt, und die eine durch die andere im Zaum gehalten werde. Endlich hat jede in das Volk gebrachte Philoſophie den Nachtheil, daß ſie die ungebildete Menge zu einem leeren Grübeln veranlaßt, und das natürliche Gefühl derſelben verwirrt, ohne ſie doch zugleich in den Stand zu ſetzen, ſich einen feſten und leitenden Grundſatz zu bilden. Aus dieſen Gründen hatte Ariſtophanes nicht Unrecht, den edeln und weiſen Sokrates zu bekämpfen, weil derſelbe den Glauben des griechiſchen Volkes untergrub und, ſo ſehr er auch die Sophiſten bekämpfte, durch ſeine Beſtrebungen eine neue Sophiſtik hervorrief.

Unter der Herrſchaft der dreißig Tyrannen, welche faſt jeden beſſeren Bürger mit grauſamer Wuth verfolgten, hatte Sokrates ungefährdet ſeine Wirkſamkeit fortſetzen können, weil ein Mann, welcher weder einer politiſchen Partei angehörte, noch überhaupt jemals in den Gang der Staatsangelegenheiten eingreifen wollte, für das Beſtehen jener Regierung nicht gefährlich war. Anders aber war es, als mit der Wiederherſtellung der Volksherrſchaft das Heer der Sophiſten, der heuchleriſchen Prieſter und der ſelbſtſüchtigen Staatsmänner von neuem freien Spielraum erhielt. Für ihre Abſichten und Beſtrebungen war Sokrates der gefährlichſte Feind. So lange der peloponneſiſche Krieg die Bürgerſchaft in

ewiger Spannung und Unruhe gehalten hatte, war es ihnen nicht wohl möglich geweſen, das Volk ſo ſehr und ſo anhaltend gegen Sokrates aufzuregen, daß ſie eine gerichtliche Anklage gegen ihn mit der Hoffnung auf Erfolg hätten verſuchen können. Nach der Wiederherſtellung des Friedens aber war dies viel eher möglich, und Sokrates war ſeinen Feinden auch im Greiſenalter noch ſo furchtbar, daß dieſelben ſein nahes Lebensende nicht abwarten konnten. Sie vereinigten ſich mit einander zu einer gemeinſchaftlichen Verfolgung ihres Todfeindes. Zuerſt bereiteten ſie durch boshafte Verläumdungen die beabſichtigte Anklage desſelben vor. Sie bedienten ſich dazu namentlich der, allen Bürgern noch in lebendiger Erinnerung ſtehenden Schreckensherrſchaft des grauſamen Kritias, eines Schülers des Sokrates, ſowie der bekannten Religions-Entweihung, welche ein anderer Schüler des Sokrates, Alcibiades, einſt begangen haben ſollte. Zwar hatten beide Männer, von welchen der eine ebenſo grundſatzlos war, als der andere, im Verkehr mit Sokrates nur die für ihre ehrgeizigen Plane nöthige redneriſche und philoſophiſche Gewandtheit ſich zu erwerben geſucht, und nach der Erreichung dieſes Zweckes ihren Lehrer ſammt allen ſeinen Beſtrebungen ſeinem Schickſale überlaſſen, ja, Kritias war ſogar ein entſchiedener Feind desſelben geworden; allein was wäre bei der Leichtgläubigkeit und Unſelbſtſtändigkeit, welche dem gemeinen Volk überall und zu allen Zeiten eigen ſind, in einem Staate, wie der atheniſche war, unmöglich geweſen! Man ſuchte alſo die Meinung zu verbreiten, daß Alcibiades und Kritias im Verkehr mit Sokrates den irreligiöſen und tyranniſchen Sinn erhalten hätten, durch welchen ſie den Athenern ſo großen Schaden gebracht hatten. Die Gegner des Sokrates konnten dabei um ſo mehr auf Erfolg rechnen, da derſelbe von dem oft wahrhaft unſinnigen Treiben der Volksverſammlung nicht eben ſehr gut dachte, und folglich nichts leichter war, als ſeine Anſichten in Betreff der Volksreligion und der Volksherrſchaft zu verdächtigen.

Nachdem auf dieſe Weiſe Alles gehörig vorbereitet worden war, traten die Feinde des Sokrates mit einer förmlichen Anklage gegen ihn auf. Sie warfen ihm vor, daß er das Daſein der Götter läugne und durch ſeine Lehren die Jugend verderbe. Sokrates verſchmähte bei ſeiner Vertheidigung alle die Mittel, deren

die Angeklagten in Athen ſich gewöhnlich bedienten, um die Gemüther der Richter zu rühren und für ſich zu gewinnen; er blieb auch in der Todesgefahr ſich ſelbſt getreu, und ſprach zu ſeinen Richtern zwar mit Ehrerbietung, aber auch mit rückſichtsloſer Entſchiedenheit und mit dem Ausdruck eines männlichen Selbſtbewußtſeins. Er widerlegte ſeine Ankläger mit der ihm eigenthümlichen Gewandtheit und Ironie, ſo daß er das Ungereimte ihrer Anſchuldigungen auf eine Allen einleuchtende Weiſe nachwies, und ſie ſelbſt lächerlich machte und beſchämte. Zu den Richtern aber ſprach er mit einer vor atheniſchen Gerichten ſo ſeltenen Rückſichtsloſigkeit und Entſchiedenheit, daß das nur an Schmeicheleien gewöhnte Volk ſeine Rede einige Male durch Murren unterbrach, und daß hauptſächlich aus dieſem Grunde das Schuldig über ihn ausgeſprochen wurde. Das atheniſche Prozeß-Verfahren gewährte einem für ſchuldig erklärten Bürger das Recht, daß er ſelbſt, vor der Erlaſſung des Strafurtheils, ſich ausſprechen konnte, welche von den gewöhnlichen Strafen er verdient zu haben glaubte. Dieſes Recht wurde von den Angeklagten gewöhnlich benutzt, um die Richter zu einem milden Spruche zu bewegen; Sokrates aber, welcher ſich ſelbſt nicht für ſchuldig halten konnte, erklärte im vollen Bewußtſein ſeines Werthes und ohne Rückſicht auf die Empfindlichkeit ſeiner Richter, er glaube von ſeinen Mitbürgern nicht mehr und nicht weuiger verdient zu haben, als daß er zum Lohn für ſeine Bemühungen um das Wohl der Athener, das Recht erhalte, auf Koſten des Staats im Prytaneum zu ſpeiſen (ſ. Th. I. S. 309). Die Richter verurtheilten ihn hierauf, den Schierlingsbecher zu trinken, welches die in Athen gebräuchliche Art der Todesſtrafe war. Sokrates hörte den Urtheilsſpruch mit der Faſſung und Ruhe eines wahrhaft weiſen Mannes an, und erwiderte ihn durch eine kurze Rede, in welcher er ſeinen Richtern mit edelm Selbſtgefühl zeigte, daß es ihm ein Leichtes geweſen wäre, ſich mit Hülfe der gewöhnlichen Überredungsmittel zu retten, daß er aber ſein ganzes Leben hindurch unwandelbar den Grundſatz befolgt habe, lieber alles mögliche Unrecht zu erleiden, als dasſelbe durch Untreue gegen ſeine Überzeugungen von ſich abzuwenden.

Unter den Schriften Plato's, des berühmteſten Schülers von Sokrates, befindet ſich auch eine Vertheidigungsrede des Sokrates,

welche ſo abgefaßt iſt, als wenn Sokrates dieſelbe wirklich vor ſeinen Richtern gehalten hätte. Dies iſt aber erwieſener Maßen nicht der Fall geweſen, ſondern Plato hat jene Rede erſt nach dem Tode des Sokrates und zu einem anderen Zwecke geſchrieben. Plato hat dabei wohl im Allgemeinen die Art und Weiſe, wie Sokrates vor ſeinen Richtern ſprach und ſich benahm, wiedergegeben, bei der Abfaſſung ſeiner Schrift aber die offenbare Abſicht verfolgt, ſeinen Lehrer durch die Worte, die er ihm in den Mund legte, vor dem geſammten griechiſchen Volke zu rechtfertigen und zu ehren; Plato's Schrift kann alſo auch im Einzelnen nicht mit dem übereinſtimmen, was Sokrates wirklich geſprochen hat.

Das gegen Sokrates erlaſſene Todesurtheil konnte erſt dreißig Tage nachher vollzogen werden, weil das Schiff, welches jährlich mit Opfergaben nach Delos geſandt wurde (ſ. Th. I. S. 181), kurz vor der Verurtheilung abgeſegelt war und erſt ſo ſpät wieder zurückkam; nach einem alten Geſetze durfte aber ſo lange, als dieſes Schiff unterwegs war, keine Hinrichtung vorgenommen werden. Sokrates brachte die ihm dadurch vergönnte Friſt in der gewohnten Weiſe mit ſeinen Schülern zu, welche ihn jeden Tag im Gefängniſſe beſuchten. Die Ruhe und Standhaftigkeit, durch welche er ſein ganzes Leben hindurch ſich ausgezeichnet hatte, verließen ihn auch jetzt nicht, und er blieb bis zum letzten Augenblicke ſeinen Überzeugungen und Grundſätzen getreu. Einer ſeiner Schüler traf wenige Tage vor der Hinrichtung die nöthigen Maßregeln, um ihm zur Flucht zu verhelfen; Sokrates weigerte ſich aber, von der dargebotenen Gelegenheit, ſein Leben zu retten, Gebrauch zu machen, weil er glaubte und lehrte, daß nichts den Menſchen berechtige, den Geſetzen des Staats ungehorſam zu ſein.

Plato hat von der letzten Unterhaltung des Sokrates mit ſeinen Schülern Anlaß genommen, in einer beſondern Schrift die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele ſokratiſch zu entwickeln, und dabei zugleich den Tod ſeines Meiſters in ein rührendes Drama verwandelt. Dieſe ſchöne tragiſche Darſtellung der letzten Augenblicke des Sokrates gehört aber, als eine dem Ernſt und der Wahrheit der Geſchichte fremde Sache, nicht hierher. —

Sokrates hatte, wie ſchon vorher bemerkt ward, kein Syſtem aufgeſtellt und keine Secte gebildet; ſeine Schüler aber mußten,

um ſeine Lehre wiſſenſchaftlich geſtalten zu können, dieſelbe nothwendiger Weiſe in Syſteme und Dogmen umwandeln. Sie drängten alſo das, was Sokrates für das Leben ſelbſt und den Verkehr beſtimmt hatte, in die Schule. Dies war auch ganz dem Geiſte der Zeit angemeſſen; denn in der damaligen griechiſchen Welt war Verſtandesbildung und ein Leben voller Bedürfniſſe und Verwickelungen an die Stelle der Einfachheit und des natürlichen Gefühls der Vorfahren getreten, in ſolchen Zeiten aber bedarf der Menſch poſitiver Anſichten oder mit andern Worten eines Glaubens, welcher nicht die Seele erfüllt und belebt, ſondern die denkende Kraft befriedigt und auf Begriffen und Vernunftgründen beruht. Weil Sokrates Lehre auf dieſe Weiſe ihrer eigentlichen Beſtimmung und der faſt blos verneinenden Richtung, welche ſie zu Lebzeiten ihres Stifters gehabt hatte, ganz entzogen wurde, ſo war es auch natürlich, daß ihre Anhänger ſich bald in Secten ſpalteten. Ja, manche Schüler des Sokrates riefen auf dieſe Weiſe ſogar eben dieſelben Beſtrebungen von neuem hervor, gegen welche ihr Lehrer und Meiſter mit ſo großem Nachdruck aufgetreten war. Es ward nämlich durch einige der Schulen, welche von den Anhängern des Sokrates gegründet wurden, die frühere Sophiſterei und ſittliche Verirrung, wenn auch in veränderter Form, wieder in das atheniſche Leben zurückgeführt.

Die philoſophiſchen Syſteme, welche von Sokrates Schüler aufgeſtellt wurden, mußten eine um ſo größere Bedeutung erhalten, als dem Gange der griechiſchen Bildung nach gerade damals die Philoſophie derjenige Zweig der menſchlichen Wiſſenſchaft war, deſſen die Zeit bedurfte und den ſie forderte. Die nächſten hundert Jahre nach Sokrates Tod ſind nämlich die Zeit, in welcher die Philoſophie bei den Griechen mit dem größten Eifer gepflegt wurde. Die Philoſophie oder die wiſſenſchaftliche Erkenntniß der Welt, des Menſchen und der Geſetze des Zuſammenhangs Beider mit einer höheren Ordnung der Dinge war der griechiſchen Nation, ſchon als ſie aus ihrer Kindheit heraustrat, ein Bedürfniß geworden, und blieb für ſie ſeitdem eben ſo unentbehrlich, als die Poeſie und die Redekunſt. Je weiter aber das griechiſche Volk in ſeiner Bildung voranſchritt und ſich von dem Wege der Natur entfernte, um ſo mehr mußte das Bedürfniß einer philoſophiſchen Beſchäftigung ſich

ſteigern. In den Zeiten nach Sokrates forderte überdies der griechiſche Geiſt eine zunehmende Herrſchaft des Verſtandes, es war alſo auch diejenige Wiſſenſchaft, welche dieſen vorzugsweiſe beſchäftigt, vor allen andern eine zeitgemäße, und deshalb hauptſächlich erlangte damals die Philoſophie ihre größte Bedeutung. Es wirkten übrigens dabei noch einige beſonderen Umſtände mit. Die Philoſophie war nämlich auch eines der Bildungsmittel für das Staatsleben geworden, und mußte außerdem den höheren Ständen die Religion erſetzen. Die griechiſche Volksreligion war etwas rein Poetiſches und Sinnliches, ſie ermangelte ganz und gar der moraliſchen Beziehungen und der abſtracten Glaubenslehren; denn ſie beſtand nur aus Mythen und Ceremonieen, gab dem Menſchen in Bezug auf den Zweck ſeines Daſeins keine Anleitung, und gewährte dem Gemüth des Gebildeten keinen Troſt und keine Beruhigung in den wechſelnden Geſchicken des Lebens. Die Philoſophie mußte daher einem jeden, welcher über die moraliſche Beſtimmung des Menſchen und über ſein Verhältniß zu dem Höheren ſich aufklären, und für die Stürme des Lebens einen feſten Halt gewinnen wollte, jene Lücke der Religion ausfüllen. Aus dieſem Grunde hatte die Philoſophie bei den Griechen, wie bei den Römern, eine viel größere Bedeutung für das Leben, als bei den übrigen Völkern der Geſchichte. Es erklärt ſich daher auch, warum nach des Sokrates Zeit die Angabe, daß dieſer oder jener Mann, welcher im Staat eine Rolle ſpielte, ein Anhänger der ſtoiſchen, der epikureiſchen oder irgend einer anderen philoſophiſchen Secte ſei, in der Geſchichte beider Nationen ungefähr eben dieſelbe Bedeutung hat, wie in manchen Zeiten der neueren chriſtlichen Völker die Frage, ob eine der handelnden Perſonen proteſtantiſch oder katholiſch ſei Die Philoſophie hatte endlich bei den Griechen und Römern, zum Unterſchied von neueren Völkern, noch dadurch eine beſondere Wichtigkeit, daß ſie an und für ſich ſelbſt die Lieblingsbeſchäftigung der Staatsmänner war. Dieſe ſuchten nämlich bei ihr nicht nur in den Tagen des Unglücks eine Zuflucht, ſondern jeder Staatsmann bediente ſich der Philoſophie auch in ſeinen Mußeſtunden, beſonders aber während er vorübergehend vom Ruder verdrängt war, als des beſten Mittels, ſich angenehm zu beſchäftigen.

Unter den Schülern des Sokrates waren in Betreff ihres Einfluſſes auf das Leben und die Bildung überhaupt Xenophon, Ariſtippus, Antiſthenes und Plato die angeſehenſten. Der Erſtere rief, ſowohl durch die von ihm vorgetragene Popularphiloſophie, von welcher bereits früher die Rede war, als auch namentlich durch den Inhalt und Ton ſeiner Geſchichtswerke, unter den Griechen eine mehr oder weniger von Klugheit ausgehende Moral in das Leben und gab den Geſchäften eine der neueren Staatsverwaltung und Oekonomie ähnliche Richtung und Behandlungsweiſe. Der Einfluß, welchen Ariſtippus und Antiſthenes auf die Denkweiſe und die Sitten der Menſchen ausübten, erſtreckte ſich ſogar noch über das griechiſche Volk hinaus bis zu den Römern und bis auf die chriſtliche Zeit. Plato's ideale Schöpfungen aber ſind für die geſammte civiliſirte Welt aller Zeiten bedeutender geworden als, mit Ausnahme der ariſtoteliſchen Philoſophie, irgend ein anderes Syſtem. Mit ihm beginnen wir daher zuerſt.

Plato, welcher 430 v. Chr. zu Athen geboren wurde und daſelbſt im Jahre 348 ſtarb, gehörte einem alten attiſchen Geſchlechte an, das ſeinen Urſprung bis auf den König Kodrus zurückleitete. Was in den Werken ſpäterer griechiſcher Schriftſteller von der Geſchichte ſeiner Jugend erzählt wird, beſteht größtentheils aus ſinnbildlichen Dichtungen, in welchen ſich das große Wohlgefallen an ſeiner unvergleichlichen Kunſt der Darſtellung ausſpricht: wie z. B. daß er einſt als Knabe ſchlafend von den Bienen des Hymettus-Berges mit Honig genährt worden ſei. Plato wandte ſich anfangs der Poeſie zu, und verfaßte epiſche, lyriſche und dramatiſche Gedichte. Im zwanzigſten Jahre ſeines Lebens wurde er mit Sokrates bekannt, und blieb bis zum Tode deſſelben einer ſeiner vertrauteſten Schüler. Bald nachher machte er Reiſen nach Cyrene, Egypten, Unteritalien und Sicilien. In Athen ſtiftete er eine philoſophiſche Schule, welche von ſeinem Lieblingsaufenthaltsorte, der Akademie, ihren Namen erhielt. Dies war eine Anlage vor der Stadt, in deren Nähe Plato einen Garten beſaß, und in welcher er vorzugsweiſe gern mit ſeinen Schülern zuſammenzukommen pflegte.

Von den einzelnen Begebenheiten ſeines Lebens ſind die drei Reiſen, welche er nach Unteritalien und Sicilien machte, die wich-

tigſten, weil ſie für die von Plato eingeſchlagene Richtung ſehr bezeichnend ſind, und einen großen Einfluß auf ſeine philoſophiſchen Beſtrebungen ausübten. Die erſte dieſer Reiſen unternahm Plato in der Abſicht, die Naturwiſſenſchaft, welche von den damaligen ſogenannten Pythagoreern mit großem Eifer betrieben wurde, zu ſtudiren, und zugleich in die Geheimniſſe dieſer in einen Bund vereinigten Philoſophen ſich einweihen zu laſſen. Das Ordensweſen war damals in den reichen und ſchwelgeriſchen griechiſchen Städten Unteritaliens ſehr in Aufnahme gekommen, weil die Verhältniſſe in denſelben diejenige Geſtalt angenommen hatten, bei welchen überall ähnliche Erſcheinungen eintreten. Wo nämlich die Sitten verdorben und die Menſchen erſchlafft ſind, und wo daher die Natur durch Künſtelei und Üppigkeit, der echte Sinn für das Schöne und Gute aber durch Zierlichkeit und Tändelei verdrängt wird: da legt der Philoſoph gern das Gewand des Prieſters an, und die Weisheit des Lebens wird zu einem Geheimniß geſchloſſener Geſellſchaften gemacht. In Großgriechenland oder Unteritalien hatte ſich eine ſolche Geſellſchaft gebildet, welche ihre philoſophiſchen Lehren gleichſam als eine privilegirte, nur Eingeweihten zugängliche Weisheit anſah, und ſich zugleich mit mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften beſchäftigte. Sie nannte ſich die pythagoreiſche Geſellſchaft, weil ihre Lehren aus den Überbleibſeln der Philoſophie des Pythagoras hervorgegangen waren, und weil ſie ſelbſt in ihrer Richtung den Beſtrebungen dieſes Mannes und ſeiner Schüler am nächſten ſtanden. Der wichtigſte und angeſehenſte der damaligen Pythagoreer war Archytas von Tarent, deſſen Hauptbedeutung jedoch in ſeinen mathematiſchen und phyſikaliſchen Studien lag.

In dieſen wiederhergeſtellten Orden der Pythagoreer ließ Plato ſich bei ſeiner erſten Anweſenheit in Unteritalien aufnehmen, und er blieb ſeitdem mit den Mitgliedern desſelben in einem ununterbrochenen regen Verkehr. Durch Dion, eines der Bundesglieder, kam er auch mit dem ſyrakuſaniſchen Herrſcher Dionyſius I., dem Schwager desſelben, in Verbindung. Plato begab ſich an den Hof dieſes Fürſten, welcher durch Pracht, durch Beſchützung der Wiſſenſchaften und durch eigene poetiſche Verſuche Ruhm unter den Griechen zu erlangen ſuchte. Dion und andere edeln Schwärmer

welche dem pythagoreiſchen Bunde angehörten, hofften mit Hülfe des Dionyſius eine neue und beſſere Ordnung der Dinge in Sicilien und Unteritalien herbei führen zu können, und brachten den atheniſchen Philoſophen an den Hof von Syrakus, weil ſie von ſeinen Talenten und ſeiner Perſönlichkeit viel für die Verwirklichung ihres Planes erwarteten. Plata ertheilte dem Beherrſcher von Syrakus ungefähr dieſelben Rathſchläge, welche Machiavelli in ſeiner berühmten Schrift vom Fürſten für denjenigen aufſtellt, der ſich die Herrſchaft von Italien zu erwerben vermöge. Wie nämlich Machiavelli einem ſolchen Herrſcher räth, auf den Trümmern der Freiheit eine rein italieniſche Macht zu gründen und mit derſelben die Ausländer zu verjagen, ſo forderte Plato den älteren Dionyſius auf, das ganze ſeitherige Syſtem ſeiner Politik zu ändern, ſich zum König über die Griechen von Unteritalien und Sicilien aufzuwerfen, und an ihrer Spitze die Karthager, welche daſelbſt feſten Fuß gefaßt hatten, nach Afrika zurückzutreiben. Plato und ſeine ſchwärmeriſchen Freunde ſahen alſo die Karthager ebenſo an, wie Machiavelli die Deutſchen und Franzoſen; allein ihnen lag vor allen Dingen das griechiſche Volk am Herzen, während dieſer vorzugsweiſe auf das Intereſſe des Herrſchers bedacht war. Nach der Meinung Plato's und der übrigen pythagoreiſchen Schwärmer ſollten die griechiſchen Städte durch Dionyſius zwar zu einer Geſammtmacht gegen die Barbaren vereinigt werden, in ihrem Innern aber ſelbſtſtändige Freiſtaaten bleiben und von einer oligarchiſchen Partei beherrſcht werden, welche aus Pythagoreern beſtehe oder doch von ihnen abhängig ſei. Dieſer Plan konnte unmöglich verwirklicht werden, weil der Mann, auf welchen es dabei vorzugsweiſe ankam, ſich von ganz andern Gedanken leiten ließ, als von Nationalſinn und von Begeiſterung für höhere Dinge. Dionyſius zerfiel ſehr bald mit Plato und ſeinen Freunden, und wurde durch die rückſichtsloſe Freimüthigkeit des Erſteren zuletzt ſo ſehr erbittert, daß dieſer ſich genöthigt ſah, Syrakus eiligſt zu verlaſſen. Der beleidigte Tyrann hatte aber die gehörigen Maßregeln getroffen, um ſeine Rachgier zu befriedigen, und wußte auf eine ſchlaue Weiſe den Philoſophen ins Verderben zu ſtürzen, ohne dadurch ſeinem eigenen Rufe bei dem griechiſchen Volke zu ſchaden. Er hatte nämlich den Kapitain eines ſpartaniſchen Schiffes, mit

welchem Plato nach Griechenland zurückreiſte, zu dem Verſprechen bewogen, dieſen unterwegs entweder in die See zu werfen oder als Sclaven zu verkaufen. Der Eigennutz des Spartaners wählte das Letztere, und Plato wurde an Aegineten verkauft, deren Vaterſtadt damals gerade in einem Kriege mit Athen begriffen war. Der Philoſoph ward indeſſen von ſeinen Freunden bald wieder losgekauft. Er kehrte nach Athen zurück, wo er damals ſeine philoſophiſche Schule gründete.

Nach dem Tode des älteren Dionyſius reiſte Plato zum zweiten Male nach Sicilien. Dion ſuchte nämlich den jungen Sohn und Nachfolger jenes Fürſten, Dionyſius II., ganz und gar für die Zwecke der Pythagoreer zu gewinnen, und rief zu ſeiner Unterſtützung ſeinen Freund Plato nach Syrakus. Dieſer kam, und zugleich mit ihm drängten ſich viele anderen Glieder des Bundes in die Umgebung des ſyrakuſaniſchen Fürſten, ſo daß der Hof desſelben bald größtentheils aus pythagoreiſchen Schwärmern beſtand. Indeſſen hatte weder Dionyſius noch der kleine Überreſt der früheren Hofleute Gefallen an dem Weſen und Treiben der Pythagoreer, und dieſe konnten ſich daher nicht lange am Hofe behaupten. Dionyſius war zwar der Beſchäftigung mit philoſophiſchen Dingen nicht abgeneigt, fühlte ſich aber noch viel mehr von den Freuden des Weins und von tollen Luſtbarkeiten angezogen. Er ſah Plato im Grunde nur darum gern bei ſich und erwies ihm ausgezeichnete Ehren, weil er wünſchte, daß man denſelben für ſeinen Freund halte, und daß das atheniſche Volk, welches in Griechenland den Ton angab, von ihm nicht übel rede. Bald war er des pythagoreiſchen Weſens überdrüſſig, und es gelang deshalb den Männern der alten Regierung, an deren Spitze der Geſchichtſchreiber Philiſtus ſtand, die Pythagoreer vom Hofe zu verdrängen. Philiſtus und ſeine Partei riefen an deren Stelle den Philoſophen Ariſtippus herbei, welcher im Gegenſatz gegen jene die Weltklugheit und den Genuß des Lebens als höchſte Weisheit pries. Dion ſelbſt wurde von Dionyſius verbannt; Plato blieb zwar noch einige Zeit am Hofe, ſah ſich aber bald ebenfalls genöthigt, denſelben zu verlaſſen, und kehrte nach Athen zurück. Bei ſeiner Abreiſe hatte er dem Dionyſius das Verſprechen geben müſſen, wieder zu kommen, ſobald Dion aus der Verbannung zurückgerufen werde.

Trotz des Ariſtippus, des Philiſtus und ihrer ganzen luſtigen Schaar brachten die Anhänger Plato's es bald wieder dahin, daß dieſer von Dionyſius eingeladen wurde, nach Syrakus zu kommen. Dionyſius hatte mit Plato, auch nachdem derſelbe ſich von ihm getrennt hatte, eine freundliche Verbindung und einen ununterbrochenen Briefwechſel unterhalten. Er beſtürmte ihn mit den ſchmeichelhafteſten Einladungen zur Rückkehr, Plato weigerte ſich aber lange, anders als zugleich mit Dion nach Syrakus zu kommen. Doch reiſte er zuletzt, auch ohne daß dieſer zurückgerufen wurde, zu Dionyſius, weil Archytas und andere Bundesglieder ihn dringend erſucht hatten, der Einladung zu folgen, ſowohl um Dion's willen, als auch damit der pythagoreiſche Bund nicht die politiſchen Vortheile einbüße, welche man von dem Tyrannen erwartete. Dionyſius ließ den Philoſophen auf einer zu dieſem Zwecke nach Athen geſandten Galeere abholen, empfing ihn ſehr ehrenvoll, und wies ihm in dem Park des fürſtlichen Palaſtes eine Wohnung an, welche er eigens für ihn hatte erbauen und einrichten laſſen. Hier lebte jedoch Plato nicht anders als in einer Art Gefangenſchaft; denn die Thore des Parks waren mit Wachen beſetzt, welche niemand ohne Erlaubniß aus- und einließen. Plato ſcheiterte bei ſeinem Verſuche, den Tyrannen mit Dion auszuſöhnen, und zerfiel bald ganz und gar mit demſelben. Dionyſius ſuchte ſich an dem Philoſophen auf eine ähnliche Weiſe zu rächen, wie einſt ſein Vater. Er entfernte unter dem Vorwande, daß ſeine Weiber ein Feſt im Park feiern wollten und hierzu auch Plato's Wohnung nöthig hätten, dieſen aus dem Bereich der Burg, damit derſelbe den rohen Schaaren ſeiner Miethtruppen preisgegeben wäre, welche den Philoſophen als ihren Feind anſahen. Dieſe machten einen Anſchlag auf das Leben Plato's, und würden ihn auch getödtet haben, wenn er nicht durch einige in Syrakus wohnenden Landsleute einen Wink erhalten hätte. Er ſchrieb, da die Flucht unmöglich war, einen Brief nach Tarent, wo die Regierung damals ganz in den Händen des pythagoreiſchen Bundes war. Die Tarentiner ſchickten ſogleich eine eigene Geſandtſchaft nach Syrakus, welche bei Dionyſius die Entlaſſung Plato's auswirken ſollte. Der Tyrann gewährte das Geſuch derſelben, und gab dem Philoſophen die Erlaubniß zur Abreiſe. Plato kehrte hierauf in

ſeine Vaterſtadt zurück, und verließ dieſelbe ſeitdem nicht wieder.

Die Bedeutung Plato's für die Philoſophie als Wiſſenſchaft iſt kein Gegenſtand der Weltgeſchichte, wohl aber der ungemein große Einfluß, welchen er auf den Geiſt ſeiner Zeit und auf die Entwickelung der griechiſchen Cultur ausgeübt hat. Dieſe mächtige Wirkung Plato's beruhte ebenſowohl auf der Form, als auf dem Inhalte ſeiner Schriften. Ja, es hat ſogar nie einen Philoſophen gegeben, für deſſen Wirkſamkeit die Erſtere eine gleich große Wichtigkeit gehabt hätte. Dieſelbe muß daher auch ganz beſonders berückſichtigt werden, wenn man das Verhältniß erkennen will, in welchem Plato's Schriften zu ſeiner Zeit und zur Bildung der Menſchheit überhaupt ſtehen; denn dieſe übten vorzüglich durch ihre Form den außerordentlichen Einfluß aus, den ſie gehabt haben. Die feine Welt, welche ſo gern der Form das Weſen opfert, würde nie dem Plato ſo willig gehuldigt haben, wenn derſelbe nicht die Kunſt der Darſtellung auf eine meiſterhafte Weiſe verſtanden hätte. Welch ganz verſchiedenen Eindruck macht der zierlich ariſtokratiſche Sokrates, den Plato in ſeinen Schriften uns vorführt, im Vergleich mit der Art, in welcher bei Xenophon der halb demokratiſch, halb monarchiſch auftretende Sokrates erſcheint! Wie ſehr empfiehlt ſich der Erſtere der feinen Welt durch Ausdruck und Empfindung, durch den Ton des gebildeten Verkehrs und durch die ganze Art ſeines Benehmens und Verhaltens! Sogar wenn Plato die Sophiſten mit den derbſten Worten verſpottet, wird doch Alles auf das ſtrengſte in den Grenzen des äußeren Anſtandes gehalten.

Die fünf und dreißig noch übrigen Werke, welche Plato's Namen tragen, von denen jedoch manche nicht als echt anerkannt werden, ſind alle in dialogiſcher Form abgefaßt. Sie ſind Schöpfungen eines Geiſtes, welcher ebenſowohl ein großes Dichtertalent als einen angeborenen philoſophiſchen Beruf hatte. Wie bedeutend ſie als poetiſche Erzeugniſſe ſind, kann man am beſten beurtheilen, wenn man ſie mit denjenigen Dialogen Cicero's vergleicht, welchen dieſer ebenfalls einen dichteriſchen Charakter zu geben verſucht hat, z. B. mit der Schrift über die Natur der Götter. Man wird bei dieſer Vergleichung leicht erkennen, daß Cicero nichts als ein Redner, Plato aber ein ebenſo großer Dichter als Redner war.

Jeder Dialog Plato's hat neben dem philoſophiſchen Zweck noch einen poetiſchen: jeder iſt, abgeſehen von ſeinem philoſophiſchen Inhalt, ein Dichtwerk, eine Art von Drama, in welchem alle einzelnen Perſonen, Stände und Beſchäftigungen, die aufgeführt werden, ebenſo wie in einer Komödie oder Tragödie treu nach dem Leben gezeichnet ſind. Nicht Philoſophen allein haben daher den Plato ſtudirt, ſondern auch Dichter, Redner und alle diejenigen, welche der Welt- und Menſchenkenntniß bedurften, ſuchten aus ſeinen Dialogen Nutzen zu ziehen, und Plato's Schriften haben den höheren Ständen der geſammten alten Welt denſelben Dienſt geleiſtet, welchen Sokrates, als er ſich zum Volkslehrer zu machen verſuchte, dem geſammten atheniſchen Volke ſeiner Zeit leiſten wollte. Die mannichfaltigſten Elemente der griechiſchen Bildung vereinigten ſich in Plato's Schriften wie in einem Brennpunkte, und das griechiſche Leben ward uns in ſeiner edelſten Bewegung, nach außen wie nach innen, nur durch Plato überliefert.

Die Hülfsmittel, deren ſich Plato bei ſeinen Studien in Bezug auf die Form ſeiner Schriften bediente, waren von verſchiedener Art. Niemanden verdankte er, in Hinſicht der Auffaſſung und Darſtellung des Lebens und Treibens der Menſchen, mehr, als dem großen Komödienſchreiber Ariſtophanes, deſſen Stücke er ſein ganzes Leben hindurch und ſogar noch auf dem Todbette ſtudirt haben ſoll. Was dieſer Mann, welcher ebenſo lebendig dargeſtellt, als tief geſchaut hat, dem Plato ſein konnte, wird man aus den früher über ihn gemachten Bemerkungen beurtheilen können. Neben des Ariſtophanes Komödien ſtudirte Plato vornehmlich die Werke des ſyrakuſaniſchen Dichters Sophron, welcher kurz vorher die Mimen aus dem Volksleben in die Literatur eingeführt und in eine beſondere Art von Komödie umgewandelt hatte (ſ. oben S. 191). Plato hatte dieſe, mit den lebendigſten Farben gemalten Darſtellungen des menſchlichen Lebens, welche man zu Athen damals noch nicht in ihrer ganzen Vollkommenheit kannte, in Sicilien kennen gelernt. Sie dienten ihm ganz vortrefflich zu dem Zwecke, ſeinen Leſern neben der Philoſophie ſtets auch das wirkliche Leben dramatiſch vorzuführen; denn ſie waren ſowohl als Gemälde von Sitten, Charakteren, Ständen und Scenen aus dem Leben, als auch durch die Lebendigkeit ihrer Darſtellung die beſten Muſter für

ſolche Dialoge, wie Plato ſie verfaßte. Sie boten ihm die paſſendſte Form für die Ironie und den feinen Scherz dar, welche ihm eigenthümlich waren, und da ſie in einer poetiſchen Proſa abgefaßt waren, ſo eignete ſich auch ihre Sprache ganz und gar für die Zwecke eines dichteriſchen Geiſtes. Sophron's Mimen wurden daher, in Verbindung mit des Ariſtophanes Komödien, die Muſter für die Dialoge, in welchen Plato ſeine Lehren vortrug. Dieſe Dialoge ſind nicht etwa blos philoſophiſche Abhandlungen, ſondern auch eigentliche Dichtwerke, in welchen Perſonen, Reden, Umſtände und Verhältniſſe zum Theil bloße Schöpfungen des Dichters ſind, und in denen daher, wie in anderen Poeſieen, mitunter auch die Zeitrechnung und die Geſchichte der auftretenden Perſonen ſehr vernachläſſigt wird.

Zur lebendigen Darſtellung des äußeren Lebens dienten dem Plato alſo der Meiſter der alten Komödie und der Erſte der Mimen-Dichter. Die vollkommene Fähigkeit aber, ſeine Ideen in glänzenden Bildern darzuſtellen, oder den hohen Schwung der Phantaſie ſuchte er ſich aus den Werken der früheren Dichter und der ioniſchen Philoſophen zu erwerben. Was dieſe Quellen und Muſter ihm nicht gaben, erhielt er durch die Weihe ſeiner Pythagoreer. Damit noch nicht zufrieden, ſuchte Plato auch im Orient Bilder und Zeichen, durchdrang den Geiſt der Lehren, auf welchen die dortigen Prieſterſtaaten und ihre Einrichtungen beruhten, und benutzte endlich zu ſeinen Darſtellungen noch die Myſterien ſeines eigenen Volkes. Er erkannte in den Letzteren ein paſſendes Mittel, den Geiſt ſeiner Leſer mit Hülfe von Ahnungen, Mythen, bloßen Andeutungen und Träumen dahin zu verſetzen, wohin kein Verſtand zu bringen vermag, oder wohin wenigſtens der große Haufen durch Belehrung nie geführt werden kann. Plato machte auf dieſe Weiſe von dem religiöſen Glauben des griechiſchen Volks einen dichteriſchen Gebrauch, und konnte daher, ſo oft er an die Grenze des Forſchens und Wiſſens gelangte, eine unendliche Ausſicht in das Land der Träume eröffnen; er konnte andeuten, was zu lehren er entweder nicht vermochte oder nicht wagen durfte. Zu Plato's Zeit waren dieſe ſeine Schwärmereien unſchädlich, weil das äußere Leben ſehr aufgeregt war und alle Kräfte in Anſpruch nahm; in den ſpäteren Jahrhunderten aber haben dieſelben manche Kraft

dem Leben entzogen, und nicht wenige Menſchen über den Zweck ihres Daſeins getäuſcht. Plato hatte übrigens, außer allen angegebenen Hülfsmitteln der Darſtellung, auch die ganze Dialektik und Sophiſtik ſeiner Zeit ſich ſo ſehr zu eigen gemacht, daß man ſogar ſagen kann, er habe, obgleich ein Feind der Sophiſten, doch ſelbſt ihre Kunſt gelehrt und dadurch einen ſchädlichen Einfluß ausgeübt. In einigen ſeiner Dialogen nämlich, z. B. im Theätet, Protagoras und Gorgias, hat er die dialektiſchen und ſophiſtiſchen Erfindungen ſeiner Nation ſo vollſtändig zuſammengetragen, daß dieſe Schriften als eine Anweiſung zu jenen verfänglichen Schlußfolgerungen und Wendungen dienen konnten, welche vor Gericht und in der Staatsverwaltung gebräuchlich geworden waren.

Plato hat in allen ſeinen Dialogen den Charakter und das Leben des Sokrates benutzt, um die von ihm vorgetragenen Lehren anſchaulich zu machen. Er hat, und zwar bei aller Verſchiedenheit im Einzelnen, doch im Ganzen und in der Handlung ſelbſt immer auf eine und dieſelbe Weiſe, die Geiſtesüberlegenheit, Ruhe, Zufriedenheit und Beſcheidenheit dieſes Weiſen der Verblendung, Vielwiſſerei, Unſtetigkeit, Unzufriedenheit und Anmaßung ſeiner ſophiſtiſchen Zeitgenoſſen gegenübergeſtellt. Von allen den Lehren, welche Plato durch den Mund des Sokrates ausſpricht, haben keine eine größere Bedeutung für die Erkenntniß der griechiſchen Cultur und des Verhältniſſes von Plato zu derſelben, als diejenigen, welche das Weſen der menſchlichen Natur und die Staatseinrichtungen betreffen. In Betreff dieſer Lehren und Anſichten aber ſind drei Schriften Plato's die wichtigſten, nämlich der Politikos oder der Staatsmann, die Politie oder der Staat und die Schrift über die Geſetze.

Plato hielt die Thorheiten ſeiner Zeit und die Vorurtheile der Menge für unheilbar, und wollte ſich deshalb auf ihre Beſſerung gar nicht einlaſſen. Er ſtellte daher in ſeinen politiſch-philoſophiſchen Schriften das Bild eines rein idealen Staates mit ariſtokratiſcher Form auf, während Xenophon einen wirklichen oligarchiſchen Staat im Auge hatte, Ariſtoteles aber einen monarchiſchen, in welchem die Freiheit in Wiſſenſchaft und Kunſt die Stelle der politiſchen vertritt. Plato gibt in der Politik das Ideal einer Ordnung und Unterordnung der einzelnen Fähigkeiten des Menſchen, und entwirft demſelben gemäß das Bild eines Staats, welcher

nach dieſem Ideal des menſchlichen Weſens eingerichtet iſt. Dabei wird von Nationalität und von allem andern Poſitiven oder Gegebenen ganz und gar abgeſehen, und Plato erklärt in Betreff ſeiner Staatseinrichtung ebenſo, wie Rouſſeau in Betreff des Erziehungs-Ideales, welches derſelbe in ſeinem Emil mittheilt, daß es unſinnig ſein würde, einen Theil ſeiner Ideen der Wirklichkeit anpaſſen zu wollen, wenn man nicht Alles zuſammen aufzunehmen im Stande ſei. Beide Männer ſprechen zugleich aus, der Eine, daß ſeine Staatseinrichtung, der Andere, daß ſeine Erziehung eine Unmöglichkeit bleiben werde, wenn nicht einmal ein von den Fehlern der früheren Generationen ganz und gar freies Geſchlecht irgendwo auf der Erde erſcheine. Wendet man dagegen ein, daß demnach der Menſch und der Staat beider Philoſophen bloße Hirngeſpinnſte ſeien, ſo iſt dies in ſo fern wahr, als jedes philoſophiſche Moralſyſtem ein Hirngeſpinnſt iſt, weil der größte Theil der Vorſchriften desſelben weder jemals ausgeführt wird, noch, ſo lange die menſchliche Natur bleibt wie ſie iſt, jemals ausgeführt werden kann. Übrigens fällt in Plato's Schrift vom Staate ebenſo, wie in Rouſſeau's Emil, manches Sonderbare darum mehr auf, weil beide Männer ihr Ideal, um es recht anſchaulich zu machen, auf die Verhältniſſe des wirklichen Lebens zurückführten. In der Schrift über die Geſetze dagegen ſucht Plato das Bild eines idealen griechiſchen Staates zu entwerfen, welches auf gegebenen Elementen, nämlich auf den Stämmen der griechiſchen Nation und ihren Nationaleigenheiten, beruht, und er geht daher hierbei faſt in zu kleinliche Einzelnheiten ein.

Um die drei Werke, in welche Plato ſeine idealen Anſichten von dem Staate niedergelegt hat, einzeln zu betrachten, ſo iſt der ſogenannte Politikos gewiſſermaßen eine Vorarbeit zu der Politie. Dieſe Schrift geht von einem Gedanken aus, von welchem Plato ebenſo verfolgt wird, wie Rouſſeau von der Grille eines Naturzuſtands, der niemals und nirgends Statt gefunden hat. Plato glaubt nämlich, daß es einſt beſſer um das menſchliche Geſchlecht geſtanden habe, und daß die Rückkehr zu dieſem verlorenen Glück oder zu dem, was Rouſſeau den Naturzuſtand nennt, das letzte Ziel aller Staatseinrichtungen ſein müſſe. Eine ſolche Vorſtellung war den Lehren des Orients, der Myſterien und des pythagore-

iſchen Bundes ganz angemeſſen, und zum Theil hatte Plato ſie auch aus dieſen Quellen geſchöpft. Allein Plato war ein Athener, und achtete die menſchliche Freiheit; er war alſo auch weit davon entfernt, eine ſich ewig gleich bleibende Ordnung, wie der Orient ſie liebte, auf dieſe Idee gründen zu wollen, er erklärte vielmehr ſelbſt, daß das ewig Feſte und Gleiche bei körperlichen Weſen eine Unmöglichkeit ſei, weil es der Natur und dem Begriffe derſelben widerſtreite. Plato hat ſich folgende Vorſtellung über den Urzuſtand der Menſchheit gebildet und ſie im Politikos ausgeſprochen. In der Urwelt lenkte allein der Gottheit heiliger, ewig gleicher Wille das menſchliche Geſchlecht, es gab keinen Wechſel und keine Veränderung. Die Menſchen bedurften alſo damals auch der Verfaſſungen und Geſetze nicht. Als aber der Naturzuſtand ſchwand, fing die Welt an ihren eigenen Gang zu gehen. Eine Zeitlang blieb zwar noch das göttliche Geſetz, durch welches bis dahin Alles geleitet worden war, in der Erinnerung der Weſen zurück, bald aber wurde dasſelbe ganz vergeſſen. Unordnung und Verwirrung traten ein, und alle Weſen empfanden aufs lebhafteſte das Bedürfniß eines beſtimmten Geſetzes und einer leitenden Gewalt; Thiere und Menſchen ſehnten ſich nach Schützern und Hirten. Die Menſchen insbeſondere fühlten das Bedürfniß eines Mannes, der allen den Geſchäften und Gewerben, welche durch den neuen Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft nöthig geworden waren, leitend vorſtehen, und das Amt, welches einſt die Gottheit ſelbſt gehabt hatte, übernehmen könne. Dieſer Mann iſt der echte und vollkommene oder, wie Plato ihn nennt, der eigentlich königliche Staatsmann.

Plato zeigt nun, daß die Staatskunſt ihrer Natur nach nur von Wenigen verſtanden werden könne, daß ſie alſo, damit überhaupt eine gute Regierung möglich werde, in Geſetze gefaßt und auf dieſe Weiſe denen, welche die meiſte Fähigkeit beſitzen, überliefert werden müſſe. Er ſucht hierauf den Charakter und das Walten des wahren Staatsmannes anſchaulich zu machen, und erklärt aus dieſem Grunde zuerſt das Verhältniß aller verſchiedenen Kräfte und Thätigkeiten zur Idee des menſchlichen Lebens überhaupt, und dann das Verhältniß der monarchiſchen, ariſtokratiſchen und demokratiſchen Regierungsformen zu der idealen Verfaſſung,

an deren Spitze er den königlichen Staatsmann ſtellen will. Von dieſen Erklärungen geht er zur Darſtellung des Weſens jener dreierlei Verfaſſungen und der Entartung einer jeden von ihnen über. Wenn in der Ariſtokratie, heißt es, das Geſetz und die Sitte, d. h. das, was im Laufe der Zeit ſich als das Erhaltende einer gewiſſen Staatsform bewährt hat, von den Regierenden vollkommen geſchützt wird, ſo iſt die Staatsform eine echte Ariſtokratie; wenn nicht, ſo iſt ſie eine entartete Ariſtokratie oder eine Oligarchie. Ebenſo in der Monarchie; hält der Regierende Geſetz und Recht aufrecht, ohne etwas dazu oder davon zu thun, ſo iſt er ein Monarch; beugt er dagegen das Recht und Geſetz unter ſeinen eigenen Willen, ſo iſt er ein Despot. Die dritte Verfaſſungsform oder die Demokratie beachtet Plato weniger, weil er, wie ſeine pythagoreiſchen Brüder, derſelben ſtets abgeneigt war, und es beinahe für unmöglich hielt, daß die Menge je Geſetz und Recht unverbrüchlich bewahre.

In Rückſicht des Weſens des wahren Staatsmannes zeigt Plato, daß in jeder Verfaſſung zwei waltende Tugenden nöthig ſind, wenn das Weſentliche beſtehen, oder mit andern Worten wenn Geſetz und Recht erhalten werden ſollen. Dieſe Tugenden ſind Feſtigkeit und weiſe Mäßigung. Dieſelben ſtreiten oft ſcheinbar mit einander, und nur der ſeltene Mann, welcher den wahren Herrſchergeiſt beſitzt, trägt ſie unzertrennlich vereinigt in ſeinem Innern. Die weiſe Mäßigung lehrt denſelben das Rechte und Gute ſchützen und ſichern, die Feſtigkeit aber ſetzt ihn in den Stand, alles, was die Ordnung ſtört, abzuhalten oder auszuſtoßen. Wie die wahre oder königliche Sinnesart auf zwei oft ſcheinbar einander widerſprechenden Tugenden beruht, ſo bedient ſie ſich zur Erreichung ihres Zweckes auch zweier verſchiedenen Mittel, eines göttlichen und eines menſchlichen. Jenes beſteht in der Religion, in Ceremonien und in mäßigem Aberglauben, dieſes in Strafen und Belohnungen.

Nach allem dem, was Plato im Politikos lehrt, iſt alſo die vollkommene Regierung eines Staats die Kunſt, Strenges und Mildes, Feſtes und Weiches, Starkes und Schwaches gehörig mit einander verbinden zu können. Die Eigenſchaft, vermöge deren es möglich wird, die richtige Vertheilung zu machen und das nöthige Maß zu halten, oder mit Einem Worte die Gerechtigkeit iſt das-

jenige, worin das Weſen des wahren oder königlichen Staatsmannes beſteht. Von jenem Begriff der eigentlichen Aufgabe einer jeden Regierung ausgehend, entwirft Plato in ſeiner größeren Schrift, welche Politie oder der Staat betitelt iſt, das Bild eines völlig regelrecht eingerichteten idealen Staats und des dieſem entſprechenden wahren und echten Menſchen. Von der Herſtellung eines ſolchen Staates kann ebenſowenig die Rede ſein, als von der Verwirklichung aller andern Ideale, und Plato ſelbſt erklärt ſeine Idee für unausführbar, ſo lange die Menſchen ſo bleiben wie ſie einmal ſind; denn die Einrichtung eines wirklichen Staates hängt von Nationaleigenthümlichkeiten, Zeitverhältniſſen, Landesbeſchaffenheit und von andern Umſtänden ab, welche bei einem Ideal nicht in Betrachtung kommen. Ja, Plato's Muſter eines menſchlichen Staates iſt, gleich den idealen Darſtellungen aller anderen Verhältniſſe, ſo weit von der Wirklichkeit entfernt, daß der Ausdruck platoniſche Republik noch jetzt zur Bezeichnung einer in das Reich der Träume gehörenden Sache gebraucht wird. Plato's Bild eines vollkommenen Staates ſoll dazu dienen, den wahren Begriff von der zuvor erwähnten Gerechtigkeit und den Charakter des echten Staatsmannes aufzufinden, weil die Betrachtung eines ſolchen Staates nothwendiger Weiſe zu dieſer Erkenntniß führen muß.

Plato beginnt ſeine Darſtellung des idealen Staates damit, daß er ſagt, derſelbe ſei das Abbild eines ganz vollkommenen Menſchen. Der Staat iſt nämlich nach Plato's Vorſtellung gleich dem Menſchen eine innige Verbindung verſchiedener Fähigkeiten und Anlagen, ſowohl niederer als höherer. Die einzelnen Theile der Geſellſchaft entſprechen den Leidenſchaften, den Begierden, den Sinnen, den geiſtigen Fähigkeiten unſerer eigenen Natur. Wie dem Einzelnen alle körperlichen und geiſtigen Anlagen zur Erfüllung ſeiner menſchlichen Beſtimmung durchaus nothwendig ſind, und wie die Leidenſchaften und Begierden, vorausgeſetzt, daß eine jede an ihrem Platze bleibe und in Schranken gehalten werde, ebenſo nützlich ſind, als die Vernunft und die Phantaſie, ſo ſind auch die verſchiedenen Naturen der Menſchen zum Zweck des Staats gleich nützlich und brauchbar. In der Unterſcheidung dieſer Anlagen aber und in der Verweiſung der gemeinen Natur an den niederen,

ſowie der edleren an den höheren Ort beſteht die erſte Bedingung eines vollkommenen Staates.

Eine jede Geſellſchaft, fährt Plato fort, muß zunächſt ihrer Sicherheit und Dauer gewiß ſein, und da dieſe Hauptbedingung ihres Beſtehens fortwährend von innen und außen gefährdet werden kann, ſo müſſen die zum Schutze beſtimmten Glieder des Staats die verſtändigſten und kräftigſten ſein. Dieſe Schützer und Regierer bilden alſo das erſte Organ eines wohleingerichteten geſellſchaftlichen Ganzen, oder mit andern Worten ſie ſind das, was beim Menſchen Kopf und Herz iſt. Plato denkt aber dabei nicht an eine Ariſtokratie der Geburt oder an eine Kaſten-Einrichtung; denn er ſagt ausdrücklich: in der Regel werde zwar ein edler Stamm edle Früchte hervorbringen, ſehr häufig ſei es aber der Fall, daß derſelbe ausarte; deshalb müſſe bei der Auswahl der Regierenden und Schützenden immer nur auf die Früchte, nicht auf den Stamm Rückſicht genommen werden. Durch eine ſolche Ariſtokratie der Talente und edleren Naturen fällt der Unterſchied der Stände in dem Platoniſchen Staate von ſelbſt hinweg. Die Ungleichheit des Beſitzes dagegen wird, weil ſie nur auf der Ungleichheit des Genuſſes beruhen kann, dadurch fern gehalten, daß man dieſen verbannt, weil ohne den Reiz des Genuſſes niemand nach großem Gut ſtreben wird. Enthaltſamkeit kann aber nicht durch ein Verbot des Genuſſes hervorgerufen werden, ſondern nur dadurch, daß man die Begierde in ihrem Entſtehen zurückdrängt, und den Sinnen ein anderes Ziel, als den Genuß, ſteckt. Die einzig ſicheren Mittel zu Beiden ſind die Religion und die Erziehung. Durch jene wird in allen Bürgern das Bewußtſein erhalten, daß der Menſch einer höheren Ordnung der Dinge, als die ſinnliche Welt iſt, angehört. Durch eine wahrhaft gute Erziehung aber wird die ganze Zahl von kleinen moraliſchen und polizeilichen Anordnungen, wie alle älteren griechiſchen Verfaſſungen ſie enthielten, durchaus überflüſſig gemacht, weil ein gut erzogenes Geſchlecht im Einzelnen das Rechte immer ſelbſt findet, ein ſchlecht erzogenes aber ſelbſt die beſten Verordnungen Soloniſcher und Drakoniſcher Sittenſtrenge unbefolgt läßt.

Aller Erziehung und Religion ungeachtet wird jedoch immer noch keine völlige Gleichheit der Menſchen Statt finden; denn durch

das Beſtehen von Familien und von Eigenthum wird dieſelbe immer wieder aufgehoben. Deshalb müſſen auch dieſe beiden Verhältniſſe ganz und gar beſeitigt werden. Plato führt alſo in ſeinem idealen Staate Weiber- und Gütergemeinſchaft ein, und will männliche und weibliche Geſchäfte ohne Unterſchied von beiden Geſchlechtern verrichtet haben. Auf den erſten Blick hin wird man hierbei in Plato den Philoſophen vermiſſen oder einen bloßen Scherz zu vernehmen glauben; allein dieſe auffallende Forderung hat, wie der Schriftſteller ſelbſt andeutet, einen beſonderen Sinn. Plato will uns damit durch eine Art von Satyre auf die ſchwachen Seiten aller unſerer Einrichtungen aufmerkſam machen, die Quelle der einzelnen Verkehrtheiten andeuten, und auf die Urſachen hinweiſen, warum auch in den am beſten eingerichteten Staaten Unordnungen nicht vermieden werden können.

Verfaſſung, Ordnung und Geſetz, fährt Plato fort, können aber den Staat nicht erhalten, wenn nicht die Leiter desſelben das lebendige Bild des Geſetzes ſind, oder, wie er ſelbſt ſich ausdrückt, ein Staat iſt nur dann glücklich, wenn die Philoſophen regieren. Da der Begriff Philoſoph ebenſo vieldeutig iſt, als unter den Chriſten der Ausdruck die Frommen, ſo erklärt ſich Plato in beſtimmten Worten darüber, was er unter einem Philoſophen verſtehe. Ein Philoſoph iſt nach ihm ein Mann, welcher wahrhaftig und aus Grundſatz mäßig, freigebig, tapfer, großherzig und ſanftmüthig iſt, und mit Feſtigkeit über die Haltung des Geſetzes wacht. Einem ſolchen Regenten ſtellt Plato ſodann die Staatsmänner ſeiner Zeit vergleichend gegenüber, und geißelt bei dieſer Gelegenheit die Sophiſtereien, welche nur auf Wortſtreit und Eigennutz abzweckten, und doch in die Gerichte und in den Verkehr des Lebens eingedrungen waren. Er ſpottet der öffentlichen Reden voll glatter Worte und Sätze, in denen Eins aus dem Andern künſtlich abgeleitet werde, nichts aber ſich von ſelbſt und aus der Natur der vorgetragenen Sache ergebe. Recht grell zeichnet Plato hierauf den Contraſt des Lebens einer edeln Seele, welche im Bewußtſein ihres eigenen Werthes in ihrer Kraft ſich über die Erde und ihre Genüſſe erhebt, mit der Gemeinheit eines Lebens ohne höheren Genuß und ohne wahre Wiſſenſchaft. Er bedient ſich dazu einer ſinnlichen Dichtung. Er ſtellt nämlich die reine Seele, welche

ſich über die körperlichen Triebe erhebt, als ein im Lichte der Freiheit lebendes Weſen dar, deſſen Arme nie eine Feſſel getragen haben, und das ſtets mit ſicherem Auge die Sonne ſchaute; den ſinnlichen Menſchen dagegen, welcher nur der Befriedigung ſeiner Begierde nachrennt und von ſeinen Leidenſchaften abhängig iſt, vergleicht er mit einem Gefangenen, welcher Jahre lang an die Bande und das Dunkel des Kerkers gewöhnt worden iſt, und deſſen Erkenntniß daher zu der des edleren beſſeren Menſchen ſich wie der Widerſchein zum Licht oder wie der bloße Schatten zu dem Körper desſelben verhält. Plato verlangt ferner von den Leitern des Staats, daß ſie nicht blos dem betrachtenden oder wiſſenſchaftlichen, ſondern auch dem thätigen Leben angehören ſollen, weil ſie nur in dieſem Falle fähig ſind, die Wiſſenſchaften zugleich als praktiſche und als reine Erkenntniſſe, d. h. ſowohl in ihrem Verhältniß zum täglichen Leben, als auch in ihrer höheren Beziehung zum innern Weſen des Menſchen, zu betrachten und Andern darzuſtellen.

Auf dieſe Weiſe zeichnet Plato in dem größeren Theile ſeiner Schrift das Ideal eines Staates und das dieſem entſprechende Ideal des Menſchen; denn der Letztere iſt das vollkommene Abbild eines ſolchen als die edelſte Ariſtokratie dargeſtellten Staates, in ſo fern er ſeine Kräfte, Fähigkeiten und Anlagen, in dieſelbe Verfaſſung gebracht hat, welche Plato dem Staate gibt. In dem übrigen Theile ſeiner Schrift deutet Plato an, warum kein wirklicher Staat jenem Ideal jemals entſprechen könne. Dieſe Unmöglichkeit beruht nicht etwa darauf, daß man die ſonderbaren Einrichtungen, welche Plato, nur um einen Zuſammenhang in ſeine bildliche Darſtellung zu bringen, vorgeführt hat, nirgends annehmen wird, ſondern darauf, daß nach der Natur unſeres Weſens jede wahre Ariſtokratie zuerſt in eine falſche, dann in die Demokratie und endlich in Despotie ausarten muß. Dieſen Gang der Entartung ſtellt Plato ausführlicher dar. Der erſte Schritt dazu iſt das Misverſtehen jener Anordnung, nach welcher die Beſten den Staat leiten ſollen, indem man nämlich unter dieſen die durch ihre Abſtammung Ausgezeichneten meint. Dadurch verirren ſich die Menſchen eines Staates zu dem Kaſten-Weſen oder zu einer dieſem ähnlichen Einrichtung. Bei dieſer Gelegenheit zeichnet Plato mit

leicht erkennbaren Zügen den ſpartaniſchen Staat, und weiſt deutlich nach, wie weit die geprieſene Verfaſſung desſelben hinter dem Ideal eines Staates zurückbleibe. Nachdem er ſodann den Übergang der ariſtokratiſchen Regierung zu einer Oligarchie mit Lehensrechten angedeutet hat, zeigt er, daß die Letztere ſtets gewaltſam in eine Demokratie würde umgewandelt werden, weil das Volk zuletzt des Druckes müde ſein werde. Die auf dieſe Weiſe entſtandene Volksherrſchaft kann aber nicht ſo beſchaffen ſein, wie die rechte, vernunftgemäße Demokratie beſchaffen ſein muß, weil aus der Sklaverei nimmer die wahre Freiheit hervorgehen kann.

Bei der Betrachtung der Demokratie wird ebenſo das Weſen des atheniſchen Staates gelegentlich geſchildert, wie vorher der Charakter des ſpartaniſchen Staates dargeſtellt worden war. Plato nennt die Demokratie ſpöttelnd die ſchönſte aller Verfaſſungen, weil ſie einem bunten Kleide, in welches alle möglichen Blumen eingewirkt ſeien, zu vergleichen wäre; ſie ſei, ſagt er, eine Verfaſſung, in der alle möglichen Sitten und Charaktere neben einander beſtänden. Die nur auf das Äußere achtende große Menge pflegt, wie Plato hinzufügt, über die demokratiſche Verfaſſung gerade eben ſo zu urtheilen, wie Weiber und Kinder über ein recht buntes Gewand, welches ihnen wegen ſeiner Buntheit für das ſchönſte Kleid gelte. So wenig übrigens auch Plato die Demokratie von ihrer vortheilhaften Seite her ſchildert, ſo leuchtet aus ſeiner Darſtellung doch auf eine recht anſchauliche Weiſe hervor, welch große Mannichfaltigkeit des Lebens, welche Bewegung, Unabhängigkeit und Ungebundenheit der atheniſche Staat in ſich hegte. Plato gibt hierauf die Art und Weiſe an, wie eine Demokratie allmälig in Despotie ausarte. So anlockend nämlich, ſagt er, eine ſolche Verfaſſung für jeden ſein muß, der das menſchliche Leben nur nach der äußeren Erſcheinung desſelben auffaßt, ſo iſt ſie doch im höchſten Grade verderblich; denn die Sinnlichkeit, welche in einem ungebundenen demokratiſchen Staate weder durch Geſetz noch durch Sitte gezügelt iſt, wird jeder Obrigkeit zum Trotz bald allein herrſchen. Jeden beſſeren Genuß, jedes edlere Gefühl, jeden über das gemeine Leben hinaus gehenden Gedanken wird die große Menge verachten und verſpotten. Dies wird um ſo leichter und ſchneller geſchehen, je ſchneller ſich in einem ſo regen Lebensverkehr, als der eines ge-

bildeten Volkes mit demokratiſcher Verfaſſung iſt, eine Sophiſtik bildet, welche alles Ernſte und Tüchtige lächerlich zu machen verſteht. Die Verhöhnung des Edleren und Höheren wird dann als Bildung, die Zügelloſigkeit als Freiheit, die Lüderlichkeit als Genialität, die Schamloſigkeit als männlicher Sinn dargeſtellt, kurz jede Thorheit und Schlechtigkeit mit großer Geſchicklichkeit gerechtfertigt werden. Wenn die Demokratie bis zu dieſem Grade entartet iſt, ſo hört alle Ordnung auf, die Beſtechlichkeit wird allgemein herrſchend, der Eine übt gegen den Andern Gewalt aus, und dies ſtürzt ein Volk mitten aus der höchſten Freiheit in die ärgſte Knechtſchaft und Sklaverei. Die Menge von Armen nämlich wird käuflich ſein und deshalb das Dienſtvolk eines Einzelnen werden, der nach Alleinherrſchaft ſtrebt, und dieſer muß, wenn er zu ſeinem Ziele gelangt iſt, die errungene Macht durch dieſelben Gewaltmittel zu behaupten ſuchen, durch welche er ſie ſich verſchafft hat.

Bei der Schilderung des Tyrannen verweilt Plato etwas länger. Er bietet an dieſer Stelle ſeine ganze Beredſamkeit auf, um ſeinen Abſcheu vor willkürlicher Alleinherrſchaft auszudrücken. Er ſchließt ſich hierin an Aeſchylus, Herodot und Thucydides an, und zeigt denſelben Eifer gegen willkürliche Regierung, welcher alle großen Männer der früheren beſſeren Zeit beſeelte als noch Begeiſterung für wahre Freiheit und Scheu vor den Geſetzen und vor allem, was heilig, recht und gut iſt, in der freien Athener Herzen lebten. Plato malt den Tyrannen und ſein Leben mit ſo glühenden Farben, daß alle ausgezeichneten Griechen der ſpäteren Zeit, ſowie alle Gebildeten des römiſchen Volkes an dieſer Stelle ihren Abſcheu gegen geſetzloſe Gewalt genährt haben, und daß auch die neuere Welt ihren Haß gegen Tyrannei und Willkür aus dieſer Quelle ſchöpfte, als unter den Italiänern, in den Tagen ihrer Selbſtſtändigkeit, mit der Liebe zu Kunſt und Wiſſenſchaft auch die Liebe zur Freiheit wieder allgemein herrſchend wurde. „Nicht einmal ſeinen Zweck, ein Herrſcher zu ſein, erreicht der Tyrann! ruft Plato aus. Nein, mag es auch äußerlich anders zu ſein ſcheinen, der wahre Tyrann iſt ein Sklave der elendeſten Schmeichler und niedrigſten Knechte, ſowie er ſelbſt ein Schmeichler der verworfenſten Menſchen iſt! Auch ſeine Begierden werden nimmer geſtillt, die meiſten der-

ſelben bleiben ewig ungeſättigt. Sein Herz wird ſtets verwaiſt, ſtets mit Furcht erfüllt, ſtets von Schmerzen und Schrecken gepeinigt ſein. Von Tag zu Tag muß er immer mehr das werden, was er von Anfang an war, beneidet und gehaßt, argwöhniſch, der Freunde entbehrend, ungerecht, allem Göttlichen feind und dagegen ein Schützer und Pfleger alles deſſen, was ſchlecht iſt. So iſt er ſelbſt der unglücklichſte von Allen. Der Staat aber, welcher von einem Despoten regiert wird, gleicht der Seele dieſes Despoten und ſeiner Knechte und Schergen."

Nach der Schilderung des Tyrannen ſtellt Plato die Eigenſchaften der andern Leiter des Staates zuſammen, um ſie mit der wahrhaft königlichen Natur, welche in der eigentlichen, idealiſchen Ariſtokratie herrſcht, zu vergleichen. Die Letztere, ſagt er, ſucht allein von allen in der Erkenntniß und in dem Bemühen, dieſer gemäß das Leben zu ordnen, Glück und Ruhm; die übrigen dagegen werden nur von Ehrſucht oder Habgier getrieben, und gehen deshalb auf verſchiedenen Wegen irre. Plato ſelbſt weiß wohl und ſpricht es aus, daß die von ihm gezeichnete königliche Natur eine blos idealiſche iſt, und daß das, was allein wahres Glück verleiht, nämlich die vollſtändige Entfernung von aller Selbſtſucht, nirgends gefunden werden kann.

Im letzten der zehn Bücher, aus welchen die Schrift über den Staat beſteht, entwickelt Plato das Weſen der menſchlichen Seele, als des ſich ſelbſt erkennenden und begreifenden Theils unſerer Natur. Er weiſt dabei den Unterſchied zwiſchen Schein und Erſcheinung nach, und zeigt die Schwierigkeit, von dem Erſteren zur Erkenntniß der Wirklichkeit, vom Eingebildeten zum Wahren, vom Endlichen zum Unendlichen und Ewigen zu dringen. Hiermit iſt er an der Grenze menſchlicher Erkenntniß angelangt, und er geht deshalb, wie er in dieſem Falle zu thun pflegt, zur Dichtung und Mythe über. Obgleich er ſelbſt dabei die poetiſche Schönheit, Größe und Trefflichkeit ſorgfältig von der philoſophiſchen unterſcheidet, ſo hat er doch durch dieſe, wie durch ähnliche Stellen ſeiner Werke, allen denen, welche in ſpäteren Zeiten ſich für ſeine Ideen begeiſterten, ein weites Feld der Schwärmerei geöffnet.

Wie Plato's Politie den idealen Staat und Menſchen darſtellen ſoll, ſo wird in der Schrift über die Geſetze das Ideal einer

griechiſchen Verfaſſung gegeben, die von allen den Gebrechen frei ſei, welche Plato in dieſem Buche ſowohl der ſpartaniſchen als der atheniſchen Verfaſſung vorwirft. Es iſt nicht nöthig, die Art, wie er in dieſer Schrift ſeinen Plan ausführt, näher anzugeben, weil in dem Obigen Plato's politiſche Ideen bereits hinreichend angedeutet worden ſind. —

Plato's Schüler erhielten die Lehranſtalt, welche er ſelbſt gegründet hatte, und bildeten eine philoſophiſche Secte oder Schule, die nach jener den Namen der Akademie führte. Später traten in den Anſichten und in der Richtung dieſer Philoſophen nach einander gewiſſe Änderungen ein, welche den Anlaß gaben, daß man die platoniſche Schule in die ältere, mittlere und neuere Akademie eintheilte. Der unmittelbare Nachfolger des Stifters der Lehranſtalt und das Haupt der älteren Akademie war Speuſippus, ein Schweſterſohn Plato's, welcher im Jahre 339 v. Chr. ſtarb. Dieſer Mann lehrte ſchon für Geld, und folgte alſo dem Beiſpiel der Sophiſten, welche doch namentlich ihrer Gewinnſucht wegen von Sokrates und Plato ſo heftig angegriffen und verſpottet worden waren. Speuſippus hatte für die Bildung der griechiſchen Weltleute und Staatsmänner in doppelter Hinſicht eine Wichtigkeit: er machte nämlich aus der akademiſche Schule eine Lehranſtalt für Redner und Staatsleiter, und brachte den Pythagoreismus in eine innigere Verbindung mit Plato's Philoſophie. Speuſippus wandelte die Lehranſtalt der Akademie in eine Schule um, deren Hauptziel die Bildung für das Staatsleben war. Zu dieſem Zwecke kaufte er, wie es heißt, für ſchweres Geld die Geheimniſſe des Iſokrates, des größten griechiſchen Lehrers der Beredſamkeit. Wenn dies wahr iſt, ſo darf man von Speuſipp's rhetoriſchen Lehren und Übungen nicht viel halten; denn jene Geheimniſſe beſtanden gewiß nur aus bloßen Kunſtgriffen und aus den Regeln, wie man, auch ohne Redner zu ſein, auf blos mechaniſche Weiſe Schönheit des Ausdrucks erlangen, Klang und Rundung in die Rede bringen könne, ſie ſind alſo etwa mit den Anweiſungen zu vergleichen, durch welche man ohne das geringſte poetiſche Talent Verſe machen lernt. Neben der rhetoriſchen Seite der Beſtrebungen Speuſipp's, durch welche er auf den Staat ſelbſt unmittelbar einwirkte, iſt auch ſeine pythagoreiſche Richtung von Wichtigkeit, weil er durch dieſe auf die

Weltleute einen großen Einfluß ausübte. Speuſippus ſtand mit dem großen pythagoreiſch-ariſtokratiſchen Bund in Sicilien in einer noch engeren Verbindung, als Plato; er hatte noch weit mehr die Lehren und den Ton des Ordens angenommen, und war deshalb den höheren Ständen Athen's, welche bei der Erſchlaffung ihrer Nerven Nahrung für die Phantaſie ſuchten, ein viel willkommenerer Lehrer, als ſein Meiſter Plato. Auch machte er einen Unterſchied zwiſchen den blos für Eingeweihte beſtimmten und den auch für Uneingeweihte zugänglichen Wahrheiten oder, wie die Alten dies ausdrückten, zwiſchen eſoteriſchen und exoteriſchen Lehren, und dies mußte ihm ebenfalls bei den vornehmen Leuten ſeiner Zeit großen Beifall verſchaffen. Speuſippus trat alſo als Lehrer der Philoſophie für die Ariſtokratie und gebildete Welt ſeiner Vaterſtadt auf. Er hatte dabei ſo großes Glück, daß ſelbſt Damen ſeiner Richtung folgten, und ſich auf Unkoſten ihres guten Rufs in die ſüßen Schwärmereien ſeiner platoniſch-pythagoreiſchen Philoſophie vertieften.

Schon der erſte Nachfolger Plato's alſo gab der Philoſophie desſelben eine veränderte Richtung, obgleich er, nach dem übereinſtimmenden Zeugniſſe des Alterthums, den Lehren ſeines Meiſters, mit Ausnahme der ſo eben angegebenen Beziehungen, durchaus getreu blieb. Er hob nämlich denjenigen Theil der platoniſchen Philoſophie hervor, welcher mit dem Pythagoreismus zuſammenhing, beſchäftigte ſich alſo vorzugsweiſe mit den Ideen vom Staate, und trug über die beſtehende Ordnung der Dinge und über das Verhältniß der Einzelnen zu derſelben Lehren vor, welche eine entſchieden pythagoreiſche Färbung hatten. Sein Nachfolger in der Leitung der Akademie, X e n o k r a t e s, welcher bis 314 v. Chr. lebte und ebenfalls im Ganzen die reine platoniſche Philoſophie beibehielt, folgte der von Speuſipp gegebenen Richtung. Er ſah alſo ebenſo, wie ſein Vorgänger, die Bedürfniſſe des Staatslebens als den Hauptgegenſtand der Lehranſtalt der Akademie an, und dieſe wurde daher unter ihm ganz und gar eine Bildungsſchule für die reicheren, zur Leitung der Staaten berufenen Klaſſen des griechiſchen Volks. Welch großen und ausgedehnten Einfluß ſie dadurch erhielt, kann man leicht daraus ermeſſen, daß ſeit Plato's Zeit die bedeutendſten Männer der griechiſchen Welt ſich in Athen zuſammenfanden, wo

ſie vorzugsweiſe gern in der Akademie zu erſcheinen pflegten. Unter Xenokrates Leitung ſcheint der Ruf der Akademie als einer Bildungsſchule für Staatsmänner noch mehr geſtiegen zu ſein, weil Alexander der Große ſich eine wiſſenſchaftliche Anweiſung der Regierungskunſt von Xenokrates erbeten haben ſoll. Das Anſehen der Akademie und ihres Vorſtehers Xenokrates war damals ſo groß, daß ebenderſelbe macedoniſche König dieſem einſt die Summe von fünfzig Talenten (130,000 Gulden oder 72,000 Thlrn.) als Geſchenk zugeſandt haben ſoll, welche jedoch Xenokrates, aus Rückſicht auf die demokratiſche Eiferſucht des atheniſchen Volks, nicht annahm.

Die auf Xenokrates folgenden Häupter der älteren Akademie waren Polemo, Krates von Tarſus und Krantor. Auch dieſe Männer, von welchen nur der Erſtere und der Letztere uns durch Berichte aus dem Alterthum etwas näher bekannt geworden ſind, blieben der Philoſophie Plato's und der von ihren Vorgängern eingeſchlagenen Richtung getreu. Dies geht aus allem dem hervor, was von Polemo und Krantor uns überliefert wird. Der Erſtere ſchrieb ein Werk, in welchem er lehrte, daß der Natur gemäß zu leben die höchſte Seligkeit ſei, d. h. er predigte das, worin bei den ſpäteren Griechen, wie bei den Römern, die Lebensweisheit des gebildeten Weltmannes beſtand, welcher, ſo weit es die Umſtände erlaubten, nach moraliſchen Grundſätzen handelte, ſonſt aber ſeinen perſönlichen Intereſſen oder der Stimme ſeiner eigenen Natur folgte. Krantor ſchrieb ein Buch über die Trauer. Auch dies ſteht in Beziehung zu dem Hauptzweck der Akademie; denn Krantor wurde zur ſchriftlichen Behandlung dieſes Gegenſtandes nur durch den Umſtand bewogen, daß alle philoſophiſchen Secten des ſpäteren Alterthums den künftigen Staatsmann für den Fall eines ſchnellen Glückswechſels wappnen zu müſſen glaubten, weil derſelbe mehr als jeder andere Menſch den Launen des Schickſals preisgegeben war. Krantor war der letzte Vorſteher der älteren Akademie. Sein Nachfolger, Arceſilaus, welcher um 318 v. Chr. geboren wurde und bis zum Jahre 241 v. Chr. lebte, ſchlug eine ganz neue Richtung ein, und wurde dadurch der Stifter der mittleren Akademie. Von dieſer kann jedoch erſt ſpäter die Rede ſein, weil ſie ganz dem folgenden Zeitraum angehört. —

Neben der platoniſchen Philoſophie wurden von zwei Männern, welche ebenfalls Schüler des Sokrates geweſen waren, zwei andere, ganz und gar verſchiedenen Lebensanſichten als die Grundſätze beſonderer philoſophiſchen Secten aufgeſtellt. Dieſe beiden Männer waren Antiſthenes von Athen und Ariſtippus von Cyrene. Beide waren zugleich mit Xenophon diejenigen Schüler des Sokrates, welche die Lehren ihres Meiſters unmittelbar auf das Leben ſelbſt anwandten, während Plato und die übrigen Anhänger des Sokrates vorzugsweiſe die wiſſenſchaftliche Erkenntniß an und für ſich ſelbſt und die Beziehung derſelben zum Staate ins Auge faßten. Jene beiden Männer würden daher ſchon aus dieſem Grunde für die Geſchichte des griechiſchen Alterthums eine ebenſo große Wichtigkeit haben, als Xenophon; ihre Bedeutung iſt aber noch viel größer dadurch geworden, daß ihre Einwirkung auf den Geiſt und die Sitten der Menſchen ſich noch viel weiter erſtreckt, als Xenophon's Einfluß, und daß in ihrem Auftreten eine Erſcheinung zu erkennen iſt, welche in der Geſchichte der Menſchheit ſich unter gewiſſen Umſtänden immer wiederholt. Obgleich Xenophon, Antiſthenes und Ariſtippus, einer wie der Andere, die rein praktiſche Seite des Menſchen ins Auge faßten, die philoſophiſche Erkenntniß zu den Zwecken des eigentlichen Lebens anzuwenden ſuchten, und alſo im Allgemeinen ein und dasſelbe Endziel ſich geſteckt hatten: ſo ſchlugen ſie doch bei dieſer Beſtrebung ſehr verſchiedene Wege ein, und gelangten zu ganz entgegengeſetzten Reſultaten. Xenophon wollte das alte griechiſche Weſen ſo umwandeln, daß eine Moral der Klugheit ins Leben, eine der modernen Empfindſamkeit und Höflichkeit ähnliche Sitte in den Umgang und eine der Verwaltungsweiſe unſerer Zeit zu vergleichende Art, Staat und Haus zu leiten, in die Geſchäfte gebracht werden ſollte. Ariſtippus dagegen predigte die Philoſophie des Genuſſes, durch welche die üppige und elegante Lebensweiſe der Reichen und Vornehmen in ein förmliches Syſtem gebracht wurde. Er gab dieſer Klaſſe der Geſellſchaft, welche ohne eine gewiſſe Art von Geiſtesbildung nicht beſtehen kann, eine Kunſt und Wiſſenſchaft des Genuſſes, verfeinerte dadurch dieſen, und lehrte die vornehme Welt mit Verachtung auf die Armſeligen herabſehen, denen das Schickſal jeden Genuß verſagt hat, oder welche wenigſtens die ihnen ver-

ſtatteten Genüſſe nicht durch geiſtigen Zuſatz zu würzen verſtehen. Des Antiſthenes Philoſophie endlich war daſſelbe für die niederen Klaſſen, was die Lehre Ariſtipp's für die höheren war. Er brachte nämlich das, woran ſich das Selbſtgefühl des gebildeten Theils der Armen und Niederen zu halten pflegt, in ein Syſtem, und predigte die Philoſophie der Entbehrung. Er lehrte die des äußeren Beſitzes Ermangelnden, daß das Glück der Armen in dem Selbſtbewußtſein und der Unabhängigkeit ihres inneren Weſens beſtehe, und daß nur die Erkenntniß der Erbärmlichkeit und Hohlheit, welche der Geiſtesbildung der oberen Klaſſen eigen iſt, den Niederen und Armen gegen die Demüthigung ſchütze, ſeine Ehre von ſeiner eigenen Erniedrigung zu erwarten. Er ſuchte endlich den gedrückten unteren Ständen zu zeigen, daß jeder, der ſich vom Glanze nicht blenden, vom Broſamen des Genuſſes der Reichen nicht anlocken, von ihrer falſchen Höflichkeit nicht gewinnen laſſe, überall und in jeder Lage ein freier Mann ſei.

Ariſtippus, der Stifter der Philoſophie des Genuſſes, ſtammte aus einer der vornehmſten und reichſten Familien des Staates von Cyrene, deſſen Bürger wegen ihrer Schwelgerei und Prachtliebe berühmt waren. Es iſt daher ſehr erklärlich, daß Ariſtipp, ſeiner ſchon in früher Jugend erhaltenen Richtung gemäß, dazu kam, den Genuß zum Gegenſtand und Ziel ſeiner philoſophiſchen Lehre zu machen. In der ſo ſehr gebildeten Hauptſtadt der griechiſchen Welt und im Verkehr mit Sokrates ſuchte er zu dieſer Lebensanſicht ſich noch die Genüſſe und Vorzüge der wiſſenſchaftlichen Bildung und des feineren Verkehrs zu erwerben. Die Verbindung der letzteren Dinge mit jener üppigen Richtung bildet das eigentliche Weſen der Lehre Ariſtipp's, welche nicht mit Unrecht nach der Vaterſtadt des Stifters die cyrenaiſche genannt ward. Sie wurde etwa achtzig Jahre nach Ariſtippus durch Epikur in einigen Beziehungen umgeſtaltet, und erhielt davon den Namen der epikureiſchen Philoſophie.

Antiſthenes, der Stifter der entgegengeſetzten Philoſophie, war ſehr arm und gehörte der unteren Klaſſe der atheniſchen Bürgerſchaft an. Dieſer Umſtand und der höhnende Gegenſatz, welchen, bei eintretender moraliſcher Entartung und bei der mit ihr verbundenen ſchärferen Abſonderung der Stände, die Reichen überall

gegen die Ärmeren geltend zu machen pflegten, brachten ihn zu derjenigen Lebensanſicht, durch deren philoſophiſche Begründung er ſeinen Namen für alle Zeiten berühmt gemacht hat. Das eigentliche Weſen dieſer Grundanſicht des Lebens beſteht in der Oppoſition des natürlichen Zuſtands gegen den unnatürlichen, in dem Bewußtſein des dem äußeren Glanze überlegenen inneren Werthes und in dem Stolze wahrhafter Unabhängigkeit gegenüber dem Übermuth jener Vornehmen und Reichen, welche auf ihren Reichthum und andere äußeren Vorzüge pochen, ſelbſt aber die Sklaven ihrer Verhältniſſe und Genüſſe ſind. Eine Anekdote, die man von Antiſthenes erzählt, bezeichnet dieſes ſtolze Gefühl, von welchem der Stifter der cyniſchen Philoſophie ſich leiten ließ, auf eine treffende Weiſe. Antiſthenes pflegte nämlich noch ärmlicher gekleidet zu ſein, als ſeine Vermögensverhältniſſe es geſtatteten, und ſoll namentlich ſich auf ſeinen durchlöcherten Mantel etwas zu Gute gethan haben. „Antiſthenes, ſagte daher eines Tages Sokrates zu ihm, die Eitelkeit blickt aus den Löchern deines Mantels hervor."

Die Lehre des Antiſthenes führt den Namen der cyniſchen Philoſophie, entweder weil ihr Stifter in einer der Akademie ähnlichen Anlage bei Athen, der Cynosarges genannt, vorzugsweiſe gern zu unterrichten pflegte, oder weil man ſpäter, als die Cyniker die Anwendung des Grundſatzes der Entbehrung bis zur Misachtung jeder Sitte und jeder Rückſicht des Anſtandes übertrieben, ihnen als Spott jenen Namen beilegte; denn dieſer kann auch von einem griechiſchen Worte abgeleitet werden, welches ſoviel als hündiſch bedeutet. Wahrſcheinlich iſt das Erſtere der eigentliche Grund der Benennung geweſen, die zweite Ableitung aber nur eine ſpöttelnde Erklärung, welche man erſt ſpäter dieſem Worte gab. Auch die cyniſche Philoſophie wurde etwa ein Menſchenalter nach ihrer Entſtehung umgeſtaltet, und verlor dadurch ihren früheren Namen. Sie wurde ſeitdem die ſtoiſche Philoſophie genannt, weil Zeno, der Reformator der cyniſchen Philoſophie, in der früher ſchon (Th. I. S. 417) erwähnten Stoa oder Säulenhalle Pöcile in Athen zu lehren pflegte.

Die Schriften des Antiſthenes und Ariſtippus ſind, bis auf äußerſt wenige Überreſte, untergegangen; dagegen aber haben ſich die Spuren ihrer Lehren weit dauerhafter in den Sitten der

folgenden Zeiten und in den Werken vieler anderen Schriftſteller erhalten. Ja, beide Männer übten ſogar noch lange nach ihrem Tode eine ſo mächtige Wirkung aus, daß ihr Einfluß ſich in der Geſchichte des römiſchen Volks und im Leben der Großen desſelben faſt noch auffallender und deutlicher zeigt, als in Griechenland und unter den Griechen ſelbſt.

Der philoſophiſche Gehalt der Lehren beider Männer und ihr Werth oder Unwerth für die Philoſophie als Wiſſenſchaft iſt für die rein hiſtoriſche Betrachtung derſelben ganz gleichgültig; bei dieſer gilt es nur um die Wirkung, welche von der cyniſchen und cyrenaiſchen Philoſophie auf die unter den Menſchen beſtehenden Lebensformen und leitenden Grundſätze ausgeübt wurde. In dieſer Beziehung aber gehören dieſelben zu den wichtigſten philoſophiſchen Lehren der Menſchheit; denn ſie beſtehen aus Anſichten, welche in der Tiefe der menſchlichen Natur wurzeln, und daher in allen Zeitaltern und Landſtrichen unter gewiſſen Umſtänden immer wieder hervorſproſſen und neu aufblühen. Voller Lebensgenuß auf der einen und der Heroismus des Entbehrens auf der andern Seite, oder mit andern Worten die Ergreifung des Geiſtes der Zeit und der aus ihr hervorgegangenen Schwelgerei und Bildung einerſeits und das Zurückgehen auf den Naturzuſtand andererſeits, dies ſind die beiden Gegenſätze, welche in allen Zeiten großer Entartung neben einander als höchſte Aufgabe des Lebens, als höchſtes Ziel der Beſtrebung, als höchſte Seligkeit dargeſtellt werden. In ſolchen Zeiten wird nämlich eines Theils die herrſchende Sittenloſigkeit und die Verfeinerung des geſelligen Lebens in ein Syſtem gebracht, und als höchſte Weisheit gelehrt, anderes Theils aber ruft dieſe Entartung und Verkünſtelung als Oppoſition auch die Theorie von der Bedürfnißloſigkeit und vom Naturzuſtande des Menſchen hervor.

Dieſe neben einander erſcheinenden Gegenſätze, welche beide ſich in übertriebener Weiſe geltend zu machen ſtreben, laſſen ſich durch die ganze Geſchichte der Menſchheit hindurch verfolgen. So zeigt uns z. B. die Geſchichte des Orients, wie in Indien von den ſtrengeren Klaſſen der Bramanen neben der herrſchenden Üppigkeit die Lehre von der Selbſtverläugnung gepredigt und ausgeübt wird. Derſelbe Gegenſatz findet ſich, wie bereits früher (Th. I. S. 337) gezeigt wurde, in der lyriſchen Dichtkunſt der kleinaſiatiſchen

Griechen, als dieſes Volk ſich ſchnell zum Wohlſtand erhoben hatte, und durch denſelben zur Schwelgerei fortgeriſſen worden war. Von den Liedern, welche damals unter den kleinaſiatiſchen Griechen gedichtet wurden, fordert nämlich die eine Hälfte zum vollen Genuß des Lebens auf, die andere dagegen predigt die Nichtigkeit aller ſinnlichen Genüſſe und die Seligkeit betrachtender Ruhe. Ebendasſelbe Schauſpiel bietet uns die Geſchichte der Römer in den letzten Zeiten ihrer Republik und unter ihren Kaiſern dar: die große Mehrzahl der Römer, welche damals der Üppigkeit huldigte und unerhörte Frevel beging, verband mit ihren Schwelgereien und Gräuelthaten eine Art Philoſophie, während zu gleicher Zeit die wenigen Edlen und Beſſeren ſich durch den ſtrengen Grundſatz der Entbehrung und inneren Unabhängigkeit gegen die allgemeine Schlechtigkeit zu ſtählen ſuchten. Später entſtand im römiſchen Reich ebenſo das erſte chriſtliche Mönchswesen mitten im Jammer der Chriſten-Verfolgungen, der Sittenloſigkeit des herrſchenden Heidenthums und der Rohheit der einbrechenden barbariſchen Völker. Das Anachoreten- oder Eremiten-Weſen blühte am meiſten, als die Welt geiſtig und ſittlich ſo ſehr entartet war, daß jede menſchliche Bildung in der raſch zunehmenden Verwilderung zu verlöſchen ſchien. Es hatte daher auch die große anfängliche Strenge des Mönchthums, ſowie das raſche Gedeihen desſelben unſtreitig hauptſächlich darin ſeinen Grund, daß das Kloſterweſen ſchon bei ſeinem Entſtehen die entſchiedenſte Oppoſition gegen die Richtung der Zeit bildete. Ebenſo erhielt auch die Religion Mohammed's, als durch die Üppigkeit der Höfe der Khalifen die Seele des Volks vergiftet worden war, ihre Derwiſche und Fakir's. Ferner, als in den Zeiten der Merowinger das Volk der Franken in ſchauderhafte Rohheit verſunken war, fand bei demſelben die ſtrenge Zucht der brittiſchen Mönche, als ein den Beſſeren willkommenes Heilmittel, überall eine gute Aufnahme. Dieſelbe Erſcheinung läßt ſich auch durch die ſpäteren Jahrhunderte der Geſchichte bis in die neuere Zeit hinein verfolgen. In den Zeiten des Mittelalters, als Rohheit und Raubſucht den Charakter des Lebens bildeten, und das Mönchthum ſchon längſt ausgeartet war, als die Ritterſchaft der Schwelgerei und Prachtliebe nachhing, ein großer Theil der Geiſtlichkeit aber und die Tempelherrn in Verworfenheit geſunken waren,

und als dieſes Leben der Ritter und Prieſter ſogar in Geſängen verherrlicht wurde, entſtanden die Bettelorden und die Karthäuſer, deren Leben und Lehre jenem Treiben ganz und gar entgegengeſetzt war, und deshalb allgemeinen Beifall erhielt. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gingen aus eben denſelben niederländiſchen Städten, in welchen damals der Wohlſtand Sittenverderbniß und Übermuth erzeugt hatte, fromme Büßer-Secten, wie die Beguinen und Begharden, hervor, und wurden in jenem Land ſo freudig aufgenommen, daß faſt kein Ort zu finden war, der nicht eine Anzahl derſelben unter ſeinen Bürgern gezählt hätte. In eben demſelben Lande wirken nachher, mitten in der herrſchenden Üppigkeit, Thomas a Kempis und andere Männer, welche ein ernſtes Leben der Frömmigkeit und Betrachtung predigten. In England entwickelten ſich, unter der Herrſchaft der üppigen Stuart's, die auf Enthaltſamkeit dringenden Lehren der Quäker und Independenten, ſowie in Frankreich, unter Ludwig XIV. und der Regentſchaft, die ſtrenge Secte der Janſeniſten. Bald nachher faßten in Frankreich, unter der weichlichen und ſittenloſen Regierung Ludwig's XV., die Lebensanſichten der Cyrenaiker und Cyniker neben einander Wurzel, jene durch Voltaire's, Diderot's und Helvetius Theorieen, dieſe durch Rouſſeau's Lehre von einem Naturzuſtand und rein moraliſchen Leben repräſentirt.

So bieten alſo die Anſichten, die den Lehren Ariſtipp's und Antiſthenes zu Grunde liegen, eine Erſcheinung dar, welche für die innere und äußere Geſchichte des ganzen Menſchengeſchlechts von der größten Bedeutung iſt. In Bezug auf das Alterthum insbeſondere mögen einige Bemerkungen über beide Lehren die Wichtigkeit derſelben ausführlicher andeuten. Ariſtippus wandte die von Sokrates gegebene Anregung auf das feinere Leben und ſeine Genüſſe an. Nach ſeiner Lehre beſtand die wahre Philoſophie in der Kunſt, die ſinnlichen und geiſtigen Genüſſe weiſe mit einander zu verbinden. Im Grunde iſt eine ſolche Philoſophie eher ein Ton, ein Takt, eine Weiſe des Lebens zu nennen, als ein Syſtem oder eine eigentliche Lehre. Ariſtippus ſelbſt hatte es hierin bis zu einer bewunderungswürdigen Vollkommenheit gebracht, und beſaß im ausgezeichnetſten Grade das Talent, abwechſelnd alle feineren und gröberen Genüſſe mit Maß und Anſtand zu genießen, ohne

daß die Geſundheit Schaden litt, oder der Würde eines Mannes von feiner Bildung etwas vergeben wurde. Seine Lehre vom weiſeſten Lebensgenuß oder die Kunſt, geiſtige und körperliche Genüſſe zweckmäßig und auf anſtändige Weiſe mit einander zu verbinden, fand in der griechiſchen Welt großen Beifall; ſie wurde namentlich auch an den Höfen der aus Alexander des Großen Eroberungen hervorgegangenen griechiſchen Reiche bereitwilligſt aufgenommen. Welche Lehre hätte aber auch für die feine Welt und für den Hof dieſer Reiche paſſender ſein können, als eine Philoſophie, mit welcher man zugleich die Wiſſenſchaften und Künſte beſchützen und treiben, allen Vergnügungen nachjagen, und der auf Luxus gegründeten Induſtrie freien Spielraum gewähren konnte! Dieſe Philoſophie wurde daher auch die höchſte Lebensregel für die erſten ptolemäiſchen Könige in Egypten, für die Beherrſcher des nach Alexander's Tode in Syrien entſtandenen Reiches, für die Fürſten von Pergamum, für Sulla und die nach ihm in Rom waltende Ariſtokratie, ſowie für einen Theil der beſſeren römiſchen Kaiſer.

Schon zu Lebzeiten des Stifters breitete ſich dieſe Lebensphiloſophie ſehr aus, und Ariſtipp's Perſönlichket trug nicht wenig dazu bei, da er Takt und Feinheit im Benehmen, großen Anſtand und namentlich auch eine ausgezeichnete Dialektik und Beredſamkeit beſaß. Er ſpielte, wie bereits früher in der Geſchichte Plato's angegeben wurde, am Hofe von Syrakus eine wichtige Rolle, und das Beiſpiel des jüngeren Dionyſius, welcher der Philoſophie Ariſtipp's ſein Ohr lieh, zeigt am beſten, wie gefährlich eine ſolche Lehre allen denen werden kann, welche ſtärkere Leidenſchaften haben, als Ariſtippus ſelbſt gehabt zu haben ſcheint. Beſonders großes Glück machte die cyrenaiſche Philoſophie in der Vaterſtadt ihres Stifters und bei den reichen Handelsherrn der Inſel Aegina, unter welchen Ariſtippus zuerſt lehrend auftrat. Ariſtipp's Philoſophie mußte von allen Reichen und Vornehmen um ſo begieriger aufgenommen werden, da ein zugleich ſo gebildeter Philoſoph und ſo feiner Weltmann, wie Ariſtippus war, ſie vortrug, und da er ſie dialektiſch und redneriſch ebenſo gut zu beweiſen und zu vertheidigen verſtand, als Plato die ſeinige. In Cyrene gewann dieſe Lehre namentlich noch dadurch vielen Boden, daß Ariſtipp's ſchöne Tochter Arete, welche von ihrem Vater mit der größten Sorgfalt erzogen

worden war, eine Schule ſtiftete, und die cyrenaiſche Philoſophie öffentlich vortrug.

Nach Ariſtipp's und ſeiner Tochter Tod artete die cyrenaiſche Philoſophie bald bis zur Verwerfung jeder Moral aus, und der Umſtand, daß die ſpäteren Nachfolger Ariſtipp's, beſonders Theodorus von Cyrene, auch die Religion angriffen, hatte zur Folge, daß man ſich nicht gern mehr öffentlich zu dieſer Lehre bekannte. Um das Jahr 300 v. Chr. ward von Epikur eine Philoſophie gelehrt, die von demſelben Grundſatz ausging, wie die Lehre Ariſtipp's, und durch welche die entartete cyrenaiſche Philoſophie in einer neueren und beſſeren Form wiederhergeſtellt wurde. Dieſe Lehre gehört jedoch erſt dem folgenden Zeitraum der griechiſchen Geſchichte an.

Wie Ariſtipp's Philoſophie mit den Verhältniſſen ſeiner Geburt, mit ſeiner Erziehung und mit dem Reichthum und Luxus ſeiner Vaterſtadt Cyrene zuſammenhing, ſo iſt auch des Antiſthenes Lehre, neben dem oben angegebenen allgemeinen Grunde, von ſeiner Herkunft und ſeinen Vermögensumſtänden herzuleiten. Antiſthenes war von geringen Eltern geboren, beſaß nicht einmal das volle atheniſche Bürgerrecht, und wohnte im Piräus, wo das Schiffervolk und die ärmeren Bürger lebten; ganz dieſen Verhältniſſen entſprechend wandte er ſich mit ſeiner Philoſophie ebenſo den niederen Ständen zu, wie Ariſtipp mit der ſeinigen den höheren. Er verzweifelte an der Möglichkeit, die höhere Klaſſe der Geſellſchaft zu beſſern, er entſagte alſo der Beſtrebung ſeines Lehrers Sokrates, welcher eine für alle Stände paſſende Moral gelehrt hatte, und richtete ſein Augenmerk blos auf den roheſten, aber auch noch unverdorbenen oder wenigſtens doch noch nicht völlig erſchlafften Theil der Nation. Er ließ ſich daher auch nicht, wie faſt alle damaligen Philoſophen, für ſeinen Unterricht bezahlen. Antiſthenes war ein entſchiedener Feind der höheren Stände und des weiblichen Geſchlechts, und goß über Beide den bitterſten Spott aus. Auch trug er ſeine Lehre in der Anlage Cynosarges vor, wo in einer daſelbſt befindlichen öffentlichen Ringſchule diejenigen Jünglinge zuſammenzukommen pflegten, welche an den Leibesübungen der freien Bürgerſöhne keinen Antheil nehmen konnten. Alle dieſe Umſtände waren keineswegs geeignet, der Lehre des Antiſthenes großes

Anſehen zu verſchaffen. Aber er ſelbſt hatte es auch darauf gar nicht abgeſehen. Er wollte offenbar, wie die Stifter vieler Mönchsorden und wie in der neueren Zeit Rouſſeau, durch Beiſpiel und Lehre zeigen, daß der Menſch nur wenig bedarf, um glücklich zu ſein, und daß der Zuſtand, auf welchen die Völker durch fortſchreitende Betriebſamkeit ſich hinaufſchrauben, etwas ganz Unnatürliches iſt. Antiſthenes wollte keine Schule ſtiften, ſondern nur eine kleine Zahl von Männern bilden, welche gleich ihm der Weichlichkeit Hohn ſprächen und nach ſtrengen Grundſätzen lebten. Daß ſeine Lehre je allgemein angenommen werde, hoffte er gewiß ſelbſt nicht; denn hätte er dies erwartet, ſo würde er ſie gewiß in einer anderen Art und Weiſe der Welt vorgetragen haben. So ging alſo des Antiſthenes Lehre aus den unteren Ständen des atheniſchen Volks hervor und wurde nur für dieſe gelehrt.

Es liegt der Philoſophie des Antiſthenes der große Gedanken zu Grunde, daß die Seele deſſen, der ſich ſelbſt beſiegt, mitten in einer Welt voll Thoren allein weiſe, mitten unter Sklaven allein frei iſt, und daß der wahrhaft Weiſe keiner Bücher und Syſteme, ſondern nur der Natur und der Selbſterkenntniß bedarf. Die edelſten Weiſen und Regenten des Alterthums haben dieſen Gedanken als den erhabenſten bewundert, den der menſchliche Geiſt zu faſſen im Stande iſt. Die chriſtliche Kirche hat denſelben ſogar geheiligt, und auf ihn die Inſtitute der Dominikaner, Kapuziner und Franziskaner gegründet. Es hat ſich aber immer gezeigt, daß die Ausführung und richtige Anwendung dieſes Grundſatzes ebenſo, wie die der cyrenaiſchen Lehre, eine eigentliche Anlage und einen Takt vorausſetzt, welche nur ſelten gefunden werden. Antiſthenes ſelbſt, ſowie die zwei ausgezeichnetſten Anhänger ſeiner Lehre, Diogenes und Krates, beſaßen dieſen Takt und dieſes Talent: ſie lebten, wie ſie lehrten, und die beiden Letzteren brachten daher auch die neue Lehre für eine kurze Zeit zu großem Anſehen. Solche Männer waren aber nur ſeltene Ausnahmen, und es ging mit der cyniſchen Philoſophie, wie es mit allen übermäßig ſtrengen und den Grundbedingungen der menſchlichen Geſellſchaft widerſtreitenden Lehren und Secten gegangen iſt; ſie ſelbſt veränderte bald ihr Weſen, und ward durch eine raſche Entartung zu einer bloßen Maske der Gemeinheit und des Schmutzes. Ganz auf dieſelbe

Weiſe ſind die ſich ſelbſt quälenden Frommen und Weiſen des Orients zu einer Art von Gauklern geworden, und die Fakir's und Derwiſche werden wegen der gleichen Entartung von ihren eigenen Glaubensgenoſſen ſchon längſt nur als unverſchämte Bettler angeſehen. Ebenſo hatte auch das Mönchthum ſchon hundert Jahre nach ſeiner Entſtehung, das Inſtitut der Bettelorden aber noch früher ſeine Natur geändert, und die begeiſterten Frommen des Mittelalters, wie die des neueren Englands und Frankreichs, arteten bald in Fanatiker oder in Heuchler aus. Der Cynismus ſelbſt ſank, nicht lange nach dem Tode ſeines Stifters, ſo tief, daß ſein Namen ſeitdem zur Bezeichnung einer Gemeinheit, welche jedem Anſtande und jeder Scham entſagt hat, gebräuchlich geworden iſt.

Die ausgezeichnetſten und berühmteſten Anhänger der Lehre des Antiſthenes waren Diogenes von Sinope und Krates von Theben, von welchen jener ein Schüler des Stifters, dieſer aber ein Schüler von jenem war. Diogenes, welcher 414 v. Chr. in der paphlagoniſchen Stadt Sinope geboren wurde und im Jahre 324 ſtarb, iſt durch ſeine höchſt ſonderbare Erſcheinung ſo berühmt geworden, daß die Geſchichte dieſes Philoſophen durch Anekdoten vielleicht mehr, als die irgend eines anderen Mannes des Alterthums, entſtellt worden iſt. Er kam ſchon in früher Jugend nach Athen, und wurde daſelbſt einer der eifrigſten Schüler des Antiſthenes. Später lebte und lehrte er in Korinth. Den Grundſätzen der cyniſchen Lehre gemäß beſtrebte er ſich, ſo wenige Bedürfniſſe als nur möglich zu haben. Darauf beziehen ſich manche jener Erzählungen, von welchen man nicht beſtimmen kann, was in ihnen wahr oder unwahr iſt. Seine Wohnung ſoll, während er in Korinth lebte, ein Faß geweſen ſein, wobei man jedoch nicht an unſere Fäſſer, ſondern an die großen thönernen Weinbehälter der Alten denken muß. Sein ganzes Hausgeräthe ſoll in einer Schale beſtanden haben, mit welcher er ſich das Waſſer zum Trinken aus dem Brunnen ſchöpfte. Auf einer Reiſe nach Sicilien fiel Diogenes in die Hände von Seeräubern, welche ihn als Sklaven verkauften. Ein Korinther erhandelte ihn auf dem Sklavenmarkte, und machte ihn zum Aufſeher ſeines Hauſes und zum Erzieher ſeiner Kinder. In dieſer Lage blieb er bis zu ſeinem Tode.

Die ſpäteren Griechen haben dem Diogenes allerlei witzige Äußerungen zugeſchrieben. So wird z. B. ein Ausſpruch von ihm berichtet, der offenbar nur eine Übertragung des oben mitgetheilten Tadels iſt, welchen Sokrates über Antiſthenes ausgeſprochen haben ſoll. Als nämlich Diogenes einſt bei den olympiſchen Spielen einige jungen Leute aus Rhodus in prachtvoller Kleidung auftreten ſah, rief er aus: „Nichts als Stolz!". Gleich nachher ſagte er beim Anblick einiger nachläſſig gekleideten Spartaner: „Ebenfalls nichts als Stolz, nur ein Stolz anderer Art!". Als ihn jemand nach ſeiner Rückkehr von Olympia fragte, ob viele Menſchen dort geweſen wären, antwortete er: „Viele Zuſchauer, aber nur wenige Menſchen!". Eines Tages ſoll Diogenes um die Mittagsſtunde mit einer brennenden Laterne auf dem Marktplatz von Athen umhergegangen ſein. „Was machſt du denn?", fragte man ihn. „Ich ſuche einen Menſchen!", antwortete Diogenes.

Durch ſolche und viele anderen Ausſprüche und Anekdoten wurde das Andenken eines Mannes verewigt, welcher allerdings einzig in ſeiner Art und darum für ſeine Zeitgenoſſen wie für die Nachwelt eine unbegreifliche Erſcheinung war; denn was hätte den Griechen jener Zeit ſonderbarer vorkommen können, als ein Philoſoph, der aus der Philoſophie nicht, wie alle übrigen Lehrer der Weltweisheit, ein Handwerk machte, und nicht, wie alle ſeine Zeitgenoſſen, vornehm, ſondern gering ſein wollte! Da Diogenes dreiſt genug war, alle Wiſſenſchaften, Künſte und Erfindungen eines an geiſtige Unterhaltung und an Bequemlichkeiten gewöhnten Zeitalters, ſowie alle damaligen Schulweiſen zu verſpotten, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß die greiſtreichſte Nation der Welt die ſchärfſte Lauge ihres Witzes über ihn ausgegoſſen hat, und daß aus dieſem Grunde ſeine Sonderbarkeiten bis ins Wunderlichſte entſtellt worden ſind. Ob zu dieſen Übertreibungen und Erdichtungen auch dasjenige gehört, was von ſeiner Zuſammenkunft mit Alexander dem Großen erzählt wird, iſt nicht zu ermitteln. Unbezweifelt gewiß iſt das Eine, daß Alexander ihn bewunderte. Dieſe Bewunderung macht, gegenüber dem Spott der feilen Griechen, die den König umgaben, dem macedoniſchen Helden und ſeiner Einſicht in das menſchliche Weſen mehr Ehre, als irgend einer ſeiner glänzendſten Siege. Übrigens gibt die Zuſammenkunft Alexander's mit Diogenes auch

den ſicherſten Beweis, daß Diogenes nicht der lächerliche Sonderling und halbe Narr war, der er, nach einigen jener vielen Anekdoten von ihm, geweſen zu ſein ſcheint; denn daß Alexander ihm dann die Ehre des Beſuchs und einer achtungsvollen Antwort nicht erwieſen haben würde, darf man einem Schüler des Ariſtoteles wohl zutrauen. Alexander ließ ſich nämlich bei Gelegenheit der griechiſchen Nationalverſammlung, die er bald nach ſeiner Thronbeſteigung in Korinth hielt, zu Diogenes führen, welcher vor den Mauern der Stadt wohnte. Er fand den Philoſophen vor ſeinem Faſſe liegen, um ſich zu ſonnen. Alexander unterhielt ſich lange mit Diogenes, und fragte ihn zuletzt, ob er ihm irgend einen Gefallen erweiſen könne. „O ja, war des Philoſophen Antwort; ſei ſo gut, mir ein wenig aus der Sonne zu gehen.“ Alexander's Gefolge, welches nur Schmeicheleien zu reden und zu hören gewohnt war, wurde aufs höchſte gegen Diogenes aufgebracht, weil derſelbe eine dargebotene Gunſt des Königs verächtlich zurückzuweiſen wagte. Alexander aber erkannte die ganze Größe eines Mannes, welcher ſeinerſeits ebenſo die Welt zu entbehren im Stande war, wie andererſeits der König ſelbſt die Kraft in ſich fühlte, ſie erobern und beſitzen zu können. Er verwies ſeiner Umgebung ihren Unwillen mit dem berühmten Ausſpruch: „Er hat Recht, und wahrlich, wenn ich nicht Alexander wäre, ſo möchte ich Diogenes ſein!“

Des Diogenes Schüler, Krates von Theben, deſſen treffliche Gattin Hipparchia ebenfalls die cyniſche Philoſophie lehrte, war der edelſte und in ſeinem Wirken ſegensreichſte von allen Bekennern dieſer Lehre. Auch genoß er in Athen allgemeine Achtung; eine Schule wollte und konnte er jedoch nicht ſtiften, weil Menſchen, wie Krates und ſeine Gattin, in der Welt immer ſehr ſelten ſind, eine Lehre wie die der Cyniker aber vom Leben und Wandel durchaus nicht getrennt werden kann. Nach Krates Tod artete die cyniſche Philoſophie ſehr ſchnell und in hohem Grade aus. Schon die Männer, welche unmittelbar nach dieſem edlen Philoſophen als Lehrer der cyniſchen Weisheit auftraten, überſchritten die Grenzen des Wohlſtands und der Schicklichkeit, und machten ihre eigene Unverſchämtheit zum Hauptbegriff der cyniſchen Lehre. Die Beſchreibungen dieſer unwürdigen Cyniker, welche in den Schriften

des Alterthums ſich finden, paſſen vollkommen auf die ausgearteten Bettelmönche des vierzehnten Jahrhunderts, die im Grunde eine Art chriſtlicher Cyniker waren. Übrigens lebte im folgenden Zeitraum der Cynismus, durch die von Zeno geſtiftete ſtoiſche Philoſophie, in einer ſehr veredelten Weiſe wieder auf.

6. Redekunſt oder Staatswiſſenſchaft.

Der Zeitraum vom peloponneſiſchen Krieg bis auf Alexander des Großen Thronbeſteigung iſt die Blüthezeit der griechiſchen Redekunſt, welche damals alle zur Staatsverwaltung nöthigen Wiſſenſchaften in ſich begriff. Sie war unter den Griechen ebenſo, wie die Poeſie, eine Naturgabe, und läßt ſich deshalb ſchon in Homer's Gedichten, dem älteſten griechiſchen Schriftwerke, als ein angeborener Charakterzug dieſer Nation erkennen. Die Art und Weiſe derſelben war allerdings nach Zeitaltern, Stämmen und Verfaſſungen verſchieden, und man mußte z. B. ganz andere Mittel gebrauchen, um auf die ernſten und erfahrenen Greiſe des ſpartaniſchen Senats zu wirken, als wenn es darauf ankam, das bewegliche und leichtſinnige atheniſche Volk zu irgend einem Entſchluſſe zu beſtimmen. Indeſſen war die Beredſamkeit der Griechen, ungeachtet ſolcher Unterſchiede, doch ſtets nicht eine erlernte Kunſt, ſondern eine natürliche Eingebung, ein angeborenes Talent, bis ſie im fünften Jahrhundert vor Chriſto wiſſenſchaftlich ausgebildet zu werden begann. Daß ſie erſt damals zu einer eigentlichen Kunſt gemacht wurde, und erſt nach dem Beginne der Entartung des griechiſchen Geiſtes ihre höchſte Vollendung erhielt, hat einen ganz natürlichen Grund, welcher ſich aus der nachfolgenden Darſtellung ihres Entwickelungsganges ergeben wird.

Die Beredſamkeit hatte bei den Griechen eine ſo große Bedeutung, daß ſie in dieſer Hinſicht mit der Redekunſt keines einzigen ſpäteren Volkes zu vergleichen iſt. Der Grund davon liegt theils in jener natürlichen Anlage des griechiſchen Volkes, theils aber auch in einem beſonderen Umſtande anderer Art. Die Beredſamkeit iſt nämlich von Freiheit und Öffentlichkeit des Lebens unzertrennlich. Deshalb findet ſie ſich überall, wo dieſe beſtehen. Sie kommt dann in ihrer kunſtloſen Geſtalt ſelbſt bei ſolchen Völkern vor, welche ent-

weder noch gar keine oder nur eine geringe Cultur beſitzen. Wir finden ſie daher ebenſowohl bei den nordamerikaniſchen Wilden und den alten Germanen, als bei den Griechen des Homeriſchen Zeitalters. Sie iſt aber in einem ſolchen Zuſtande der Cultur immer nur ein bloßer Erguß der natürlichen Bewegung des Geiſtes und Herzens. Wie ſehr jedoch das griechiſche Volk ſchon in ſeiner früheſten Zeit durch dieſe natürliche Beredſamkeit ſich vor anderen Völkern auszeichnete, geht daraus hervor, daß von den ſpäteren Lehrern der Redekunſt, obgleich dieſelben auf das Kunſtgerechte im Vortrag den größten Werth legten, die in Homer's Gedichten vorkommenden Reden als Muſter angeſehen und benutzt wurden. Die Beredſamkeit blieb auch bei der fortſchreitenden Cultur der Griechen noch lange Zeit von allen Regeln der Kunſt frei, weil die Lage der Dinge in den griechiſchen Staaten ſo beſchaffen war, daß Alles ſtets mehr durch die Sache ſelbſt, als durch Worte entſchieden wurde.

In dieſem Zuſtande blieb die Beredſamkeit der Griechen bis etwa in die Mitte des fünften Jahrhunderts vor Chriſto. Damals wurden die Verhältniſſe der Staaten im Inneren und Äußeren verwickelter, die Bildung allgemeiner, das Wiſſen mannichfaltiger und die Dialektik und Sophiſtik fanden überall Eingang; deshalb erforderte ſeitdem auch das öffentliche Reden von einem Jeden eine gewiſſe philoſophiſche Bildung, ſowie ſtaatswiſſenſchaftliche Studien und einen Takt, welcher nicht mehr blos durch Lebenserfahrung erworben werden konnte. Von dieſer Zeit an wurde es daher auch immer ſeltener, daß jemand in der Volksverſammlung oder vor Gericht redend auftrat und einen Rath ertheilte, der ſich nicht den Staatsgeſchäften ausdrücklich gewidmet, und für dieſelben wiſſenſchaftlich ausgebildet hatte. Damals entſtand daher zuerſt eine eigentliche Kunſt der Rede und eine Art von Staatswiſſenſchaft. Der erſte Staatsmann, mit welchem dieſes bemerkbar zu werden begann, war Themiſtokles; doch legte man zu ſeiner Zeit noch nicht auf die Form, ſondern nur auf den Gehalt der Rede Werth, und die Beredſamkeit war daher immer noch nicht eine nach Regeln erlernte Kunſt. Erſt von Perikles Zeit an wurde ſie dies.

Der erſte Mann, welcher in Athen eine Schule der Redekunſt hielt, und die Beredſamkeit nach Regeln lehrte, war **Antiphon**, ein jüngerer Zeitgenoſſe des Perikles. Er war 479 v. Chr. geboren, und gehörte zu jenen Verſchworenen, welche mitten im peloponneſiſchen Krieg zu Athen gewaltſam eine oligarchiſche Regierung einſetzten (ſ. Th. I. S. 466). Er wurde nach dem Sturze der ſchändlichen Oligarchen wegen Verrätherei verurtheilt, und ſtarb in der Verbannung. Antiphon war auch der erſte Athener, der gegen Bezahlung für Beklagte und Volksführer Reden verfertigte, welche dann von dieſen auswendig gelernt und vorgetragen wurden. Er legte alſo, mit andern Worten geſagt, eine Redefabrik in Athen an. Vorher ſoll er in Korinth eine Bude mit der Inſchrift: „Hier werden Unglückliche getröſtet" aufgeſchlagen haben, und er wäre alſo anfangs ein bloßer Marktſchreier geweſen, welcher philoſophiſchen Troſt feil bot. Wegen aller dieſer Umſtände würde Antiphon kaum der Erwähnung werth ſein, wenn er nicht dadurch eine große Wichtigkeit hätte, daß er zuerſt eine Schule der Beredſamkeit in Athen eröffnete, und folglich das, was ſeither blos Talent geweſen war, in eine Kunſt umwandelte. Er ſtellte in derſelben Redeübungen an, ſchrieb außerdem Anweiſungen zur Redekunſt, und verſetzte alſo die Beredſamkeit, welche ſeither, als etwas blos Öffentliches, mit dem Staate und ſeinen Angelegenheiten unzertrennlich verbunden geweſen war, aus dem Leben in die Schule. Endlich hat Antiphon auch dadurch eine Bedeutung, daß Thucydides, Alcibiades und der Redner Lyſias ſeinen Unterricht genoſſen. Übrigens haben ſich unter ſeinem Namen einige Reden erhalten, dieſe ſind aber wahrſcheinlich insgeſammt unecht.

Während Antiphon zu Athen die Beredſamkeit in eine Schulwiſſenſchaft umſchuf, ward in Sicilien die Philoſophie auf dieſelbe angewendet. Zwei Männer, **Korax** und **Tiſias**, ſchrieben daſelbſt Anweiſungen zur Redekunſt, und auch die Sophiſten, welche gerade damals anfingen ihr Weſen zu treiben (ſ. oben S. 233) warfen ſich auf die Redekunſt, und machten dadurch, daß ſie dieſelbe mit ihren philoſophiſchen Fertigkeiten in Verbindung brachten, das größte Glück. Die Sophiſten wandten ſich nach Athen, wo die zügelloſe Volksherrſchaft ihnen das beſte Feld öffnete, und wo überdies Antiphon durch ſeine ganz ſchulmäßige Redekunſt der

Wortkünſtelei den Weg gebahnt hatte. Bald wurden die Verhandlungen vor Gericht und im Volke ganz ſophiſtiſch geführt, und dieſes Unweſen drang ſelbſt in den Verkehr des geſelligen Lebens ein, ſo daß ſchlechterdings jeder Gebildete ſich mit der Sophiſtik und der auf ihr beruhenden Art von Beredſamkeit vertraut machen mußte. Alles ſtrömte, um die neue Weisheit zu erlernen, zu Gorgias, Protagoras und andern Sophiſten, welche dadurch Gelegenheit erhielten, ſich die größten Reichthümer zu erwerben. Die Revolution, welche auf dieſe Weiſe durch die Sophiſten in der Redekunſt herbeigeführt wurde, trat jedoch nicht ſogleich ein; denn es war noch zuviel geſunder Sinn und Geſchmack vorhanden, und einige verſtändigeren Männer, namentlich Sokrates, kämpften nicht ohne Erfolg gegen die einbrechende Verirrung. Dadurch ward die umgeſtaltende Einwirkung der Sophiſtik auf die Redekunſt noch eine Zeitlang gehemmt, und ſo kam es denn, daß mitten in der Zeit, in welcher die ſophiſtiſchen Fertigkeiten und Künſteleien unter den Athenern förmlich Mode wurden, auch noch einige Redner auftraten, die ganz frei davon waren.

Unter dieſen Männern war der berühmte Redner Andocides der ausgezeichnetſte. Andocides, welcher 468 vor Ch. geboren war, wurde in den Proceß des Alcibiades wegen der Entweihung der Myſterien und des an den Hermes-Säulen verübten Frevels (ſiehe Th. I. Seite 455) verwickelt, und entging dabei nur mit Mühe der Todesſtrafe. Er wurde ſpäter dreimal genöthigt, Athen zu verlaſſen, und ſtarb zuletzt auch in der Verbannung (400 v. Chr.). Dieſer Mann gehörte noch ganz der ungekünſtelten Beredſamkeit der älteren Zeit an. Er erſcheint in den Reden, welche ſich von ihm erhalten haben, nirgends als Redekünſtler, ſondern überall als ein Geſchäftsmann, der immer gleich auf die Sache ſelbſt losgeht, ſich von allem Geſuchten in der Sprache frei hält, und von Pathos, Sophiſtik und allgemeinen philoſophiſchen Sätzen nichts wiſſen will.

Neben Andocides und einigen andern Männern von ähnlicher Art ſchlugen die übrigen Staatsmänner den Weg ein, auf welchen Antiphon und die Sophiſten die Redekunſt geführt hatten. Auch die Schüler des Sokrates förderten dieſe Richtung durch die populäre Philoſophie, die ſie vortrugen, und durch die neue Art von Sophiſtik, welche ſie und ihr Meiſter hervorgerufen hatten. Die

für dieſe Entwickelung der künſtlichen Beredſamkeit einflußreichſten Männer waren Euripides, Theodorus und Lyſias. Euripides nämlich trat zwar nie vor Gericht oder in der Volksverſammlung auf, er hatte aber die ganze redneriſche Bildung ſeiner Zeit ſich angeeignet, und wandte ſie in ſeinen Tragödien an. Da nun ſeine Stücke überall in Griechenland mit dem größten Beifall aufgenommen wurden, und der Dialog derſelben allgemein als Muſter der feineren Converſation angeſehen ward, ſo trug er ſehr viel dazu bei, daß die Sophiſtik in alle Theile des griechiſchen Lebens eindrang, und daß durch die ihm eigenthümlichen Künſteleien die neue Richtung der Beredſamkeit gefördert wurde. Theodorus von Byzanz trat zwar ebenſowenig als Euripides öffentlich auf, wirkte aber doch gleichfalls ſehr bedeutend auf die Redekunſt ein, und zwar namentlich dadurch, daß er die erſte ſyſtematiſche Darſtellung der neuen Art von Beredſamkeit ſchrieb.

Lyſias iſt unſtreitig der bedeutendſte von den drei genannten Männern. Er war der Sohn eines Syrakuſaners, wurde aber zu Athen geboren (459 v. Chr.). Im fünfzehnten Jahre ſeines Lebens wanderte er nach Thurium in Unteritalien aus, von wo er erſt zwei und dreißig Jahre ſpäter nach Athen zurückkehrte. Während dieſer langen Zeit bildete er ſich unter der Leitung des Tiſias und anderer Männer theoretiſch und praktiſch zum Redner aus, und er hatte gerade in Thurium die beſte Gelegenheit dazu, weil damals in Unteritalien und Sicilien die Redekunſt in voller Blüthe ſtand. In Athen genoß er hierauf den Unterricht des Antiphon und des Sokrates. Die Philoſophie des Letzteren faßte er gerade ebenſo auf, wie Euripides und Xenophon, d. h. er machte das Reelle und Praktiſche zum Ziel ſeiner Beſtrebungen. Er wurde zwar zum Bürger von Athen gemacht, es war aber dabei ein Fehler in der Form begangen worden, und Lyſias kam deshalb nie zum vollen Genuſſe des Bürgerrechts, er konnte alſo auch als eigentlicher Staatsmann nicht auftreten. Auf dieſe Weiſe von einer unmittelbaren Wirkſamkeit im Staate ausgeſchloſſen, beſchäftigte er ſich mit der Verfertigung von Reden für Andere, oder, wie wir das nennen würden, er errichtete ein Conſultations-Kabinet. Er verfaßte mehrere hundert Reden, von welchen noch vier und dreißig übrig ſind. Unter der Herrſchaft der dreißig Tyrannen mußte er

Athen verlaſſen, ſchloß ſich an Thraſybul an, und trug nicht wenig zur Vertreibung jener Gewalthaber bei. Nicht lange nachher ſtarb er.

Da Lyſias faſt nur durch Schriften wirkte, ſo war bei ihm die Redekunſt blos eine rein wiſſenſchaftliche, mit dem Leben nicht in unmittelbarer Beziehung ſtehende Beſchäftigung. Seine Thätigkeit blieb zwar der Hauptrichtung angemeſſen, welche die Redekunſt eingeſchlagen hatte; aber er hielt ſich doch, wie Andocides, von den Künſteleien Antiphon's und der Sophiſten ganz und gar frei, und bahnte durch ſein Beiſpiel der atheniſchen Beredſamkeit den Weg zu der Vollendung, welche ſie ſpäter durch Demoſthenes und Aeſchines erhielt. Seine Sprache iſt einfach, natürlich und gedrängt, von allem geſuchten Pathos und theatraliſchen Pompe frei; er ſucht nur durch die Darſtellung der Sache ſelbſt zu wirken, und auch wo er das Gemüth ſeiner Zuhörer bewegen und rühren will, nimmt er nie ſophiſtiſche Künſte und geſuchte Ausdrücke zu Hülfe.

Unmittelbar nach Lyſias erhielt die Beredſamkeit eine viel größere Bedeutung, als ſie vorher gehabt hatte; denn es trat jetzt die Zeit ein, in welcher die Redekunſt zugleich mit der Philoſophie der wichtigſte und unentbehrlichſte Theil der Bildung wurde. Alle Verhältniſſe dieſer Zeit waren der Entwickelung der Redekunſt ſehr günſtig, und es iſt daher nicht zu verwundern, daß ſie damals zu ihrer höchſten Blüthe gelangte. So lange die Dichtkunſt und die Geſchichte blühten, blieb die Beredſamkeit unvollkommen, weil ſie noch keine Kunſt, ſondern blos Natur war. In demſelben Grade aber, in welchem die Natur ſelbſt mehr aus dem Leben ſchwand, und alle Verhältniſſe verwickelter wurden, mußte die Beredſamkeit zugleich an Bedeutung gewinnen und kunſtmäßiger werden. Die Dichtkunſt erlag dem proſaiſchen Geiſte der Zeit und der verfeinerten Bildung, die beſſere Geſchichtſchreibung mußte untergehen, weil aus dem Leben alle Wahrheit geſchwunden war; dagegen gewannen aber diejenigen geiſtigen Beſchäftigungen, welche, wie die Philoſophie und Redekunſt, auf die bloße Erfahrung und Beobachtung feſt und ſicher gegründet und durch gereiftes Nachdenken entwickelt werden können. Für ſie war aus der früheren Zeit noch genug Wärme und innere Bewegung vorhanden, der erweiterte Kreis der Kenntniſſe und die größere Verwickelung der äußeren Zuſtände

vermehrten die Erfahrung, das überwiegende Verſtandesleben gab den Begriffen dieſelbe Bedeutung, welche vorher nur die Dinge ſelbſt gehabt hatten. Das Künſtliche und Schwierige endlich, welches in alle Lebensverhältniſſe eindrang, machte die praktiſche Ausbildung des Verſtandes und die Gewandtheit zu den unentbehrlichſten Eigenſchaften aller derer, welche handelnd auftraten. Unter dieſen Umſtänden mußten, im vierten Jahrhundert vor Chriſto, die Philoſophie und die Redekunſt vor allen andern geiſtigen Beſchäftigungen emporblühen; jene ward durch Ariſtoteles, dieſe durch Demoſthenes zu ihrer höchſten Vollendung gebracht.

Außer dem Geiſte der Zeit im Allgemeinen förderten damals noch einige beſonderen Umſtände die Entwickelung der Beredſamkeit. Die zwei Menſchenalter, welche vom Ende des peloponneſiſchen Kriegs an bis zur Schlacht bei Chäronea verfloſſen, waren ganz eigentlich eine Zeit der Diplomatie. Die Entſcheidung wurde meiſtentheils weniger auf dem Schlachtfelde, als in den Zuſammenkünften der Abgeordneten oder an den Höfen von Perſien und Macedonien gegeben; das Übergewicht über andere Staaten konnte alſo nicht mehr allein durch die Überlegenheit in den Waffen erlangt und erhalten werden, ſondern man bedurfte dazu wenigſtens ebenſo ſehr der Gewandtheit im Unterhandeln und Täuſchen, und die leitenden Männer des Staats hatten mehr im Kabinet, im diplomatiſchen Verkehr mit fremden Geſandten oder regierenden Fürſten, als in der Volksverſammlung und im Senate zu wirken. Für eine ſolche Thätigkeit war die ſophiſtiſche, gekünſtelte Beredſamkeit, nicht blos als Bildungsmittel, ſondern auch als erlernte Fertigkeit, die beſte und unentbehrlichſte Eigenſchaft, welche ein Staatsmann beſitzen konnte. Überdies war nach und nach alles das, was der Beruf des Staatsmannes erheiſchte, in den Bereich der Redekunſt hineingezogen worden, ſo daß im vierten Jahrhundert vor Chriſto der Namen Redner, neben ſeiner wörtlichen Bedeutung, zugleich einen Mann bezeichnet, welcher alle Zweige des Staatsweſens theoretiſch und praktiſch ſtudirt hatte. Der Redner jener Zeit war alſo nicht mehr blos der Leiter des verſammelten Volks oder ſeines Ausſchuſſes, ſondern ein Staatsmann im weiteſten Sinne des Wortes; er mußte finanzielle und adminiſtrative Kenntniſſe beſitzen, alle politiſchen Verhältniſſe genau kennen, das Gleich-

gewicht der Staaten künſtlich zu erhalten wiſſen, und im Kabinet ebenſo gewandt ſein, als in der geſellſchaftlichen Unterhaltung und auf der Rednerbühne.

Außerdem übte auch die Philoſophie durch die Richtung, welche Sokrates und ſeine Schüler ihr gaben, einen mächtigen Einfluß auf die Förderung der Redekunſt aus. Seit Sokrates ſuchten die Philoſophen vorzugsweiſe das Weſen des Menſchen und die Verhältniſſe des Lebens zu erkennen und von den verſchiedenſten Seiten her aufzufaſſen; welche Vortheile mußte dies einer Kunſt gewähren, die es zugleich mit der Vernunft und den Leidenſchaften der Menſchen zu thun hat!

Auch der Zuſtand der Schauſpielkunſt trug nicht wenig dazu bei, daß die Redekunſt im vierten Jahrhundert vor Chriſto ihre höchſte Vollendung erreichte. Die Schauſpielkunſt ſtand damals in voller Blüthe, ſie genoß zu keiner anderen Zeit eine größere Achtung, und wurde in Griechenland nie von ausgezeichneteren Männern ausgeübt, als gerade damals (ſ. oben S. 189); dies mußte aber auf die Redekunſt um ſo bedeutender einwirken, als das Mimiſche oder der Ausdruck durch Geberden im Orient und im ſüdlichen Europa von jeher vorherrſchten, und als der Sinn für Declamation und für Muſik der Sprache zu allen Zeiten dort viel reger war, als im Norden.

Den eigentlichen Übergang von den Rednern der vorhergehenden Zeit zu der Vollendung, welche die Redekunſt unter Philipp II. von Macedonien erreichte, bildet Iſokrates, einer der wichtigſten Männer in der Geſchichte der griechiſchen Geiſtesbildung. Iſokrates war 436 v. Chr. zu Athen geboren, und lebte bis zum Jahr 338, wo er, im Schmerz über die auf dem Schlachtfeld von Chäronea untergegangene griechiſche Freiheit, ſich ſelbſt den Tod gab. Er war ein Schüler der Sophiſten Prodikus und Gorgias. Wegen ſeiner ſchwachen Stimme und ſeiner angeborenen Schüchternheit wagte er nicht öffentlich als Redner aufzutreten. Er verfaßte ſtatt deſſen ſchriftliche Reden und eröffnete eine Schule zur Bildung von Rednern. Von den ein und zwanzig Reden des Iſokrates, welche auf unſere Zeit gekommen ſind, iſt der ſogenannte Panegyrikus ſein ausgezeichnetſtes Werk, und galt bei dem ganzen ſpäteren Alterthum für eines der Hauptwerke der griechiſchen Literatur.

Dieſe Schrift, an welcher Iſokrates nicht weniger als zehn oder gar fünfzehn Jahre gearbeitet haben ſoll, iſt eine Lobrede auf die Athener, und hatte zugleich den Zweck, die Griechen zum Kampfe gegen die Perſer zu ermuntern.

Iſokrates vollendete durch unmittelbaren Unterricht, ſowie durch die Aufſtellung von neuen Regeln und Muſtern die ſchulmäßige Ausbildung der Beredſamkeit. Dadurch erhielt er die größte Bedeutung nicht blos für die Redekunſt, ſondern auch für die Bildung des menſchlichen Geſchlechts überhaupt; denn die Redner der nächſten Zeit, alle ſpäteren Geſchichtſchreiber des griechiſchen Volkes, die meiſten übrigen proſaiſchen Schriftſteller desſelben, ſowie Cicero und die anderen Redner der Römer bildeten ihren Vortrag nach des Iſokrates Vorſchriften und Muſtern. Die mächtige Wirkung, welche Iſokrates auf ſeine Landsleute ausübte, beruhte darauf, daß ſein Vortrag ganz und gar auf das feine Ohr eines Atheners berechnet war; auch auf ſpätere Zeiten und auf andere Nationen wirkte er, wie die meiſten neueren italiäniſchen Schriftſteller, durch den Rythmus und die Muſik der Sprache. Nie hat irgend ein Schriftſteller beſſer, als Iſokrates, alles, was hierzu gehört, zu berechnen verſtanden. Der kunſtreiche Bau der Perioden, die mit der ſorgfältigſten Rückſicht auf Wohllaut gemachte Anordnung der Wörter und Sätze, die ſich bis auf die einzelnen Sylben beziehende Harmonie aller Theile, die durchgehende Herſtellung eines Zeitmaßes und Klanges, ohne daß die Rede im mindeſten poetiſch ward, — dies ſind die Hauptvorzüge, wegen deren Iſokrates der Gegenſtand der Bewunderung und Nachahmung des Alterthums geworden iſt. Ungeachtet aller dieſer Vortrefflichkeiten aber iſt ſelbſt das ſchönſte Werk des Iſokrates einer Statue zu vergleichen, welche nicht durch Begeiſterung geſchaffen, ſondern mit berechnendem Nachdenken und ſorgfältigem Fleiße gearbeitet iſt. Man gewahrt in allen ſeinen Schriften ebenſo, wie in den franzöſiſchen Lobreden der neueren Zeit, überall nur die Abſichtlichkeit der Kunſt, es fehlt jedes wahre Leben, und das Gemüth des Leſers wird niemals tief ergriffen; denn Iſokrates hatte bei keiner ſeiner Reden den Zweck, irgend etwas im Leben ſelbſt auszurichten, ſondern er wollte nur für ſich und ſeine Schule Bewunderung erregen, ſein eigenes Herz und Gemüth hatte daher an der Bewegung,

welche er mit Worten auszudrücken ſuchte, nur einen ſehr geringen Antheil. Die Staatsmänner, welche, wie Demoſthenes und Cicero, in Iſokrates den vollendeten Meiſter des Styls erkannten, konnten ihn recht gut zu ihrem Muſter und Vorbild wählen, ohne doch in den gleichen Fehler zu verfallen, weil ſie öffentlich auftraten, durch das Leben ſelbſt zum Reden getrieben wurden, und mit ihren Werken unmittelbar in dasſelbe einzugreifen beabſichtigten.

Übrigens hatte Iſokrates noch das beſondere Verdienſt, daß er den Sinn ſeiner Schüler auf das wirkliche Leben richtete. Die gewöhnlichen damaligen Lehrer der Beredſamkeit verſtrickten die jungen Leute in die Netze ihrer ſophiſtiſchen Kunſtſtücke; ſie beſchäftigten den Geiſt derſelben mit unnützen Beweisführungen über abſtracte philoſophiſche Sätze, und hielten ſie zur redneriſchen Behandlung von ſolchen gleichgültigen Sachen an, welche keinen andern Werth hatten, als daß ſie ganz ungewöhnliche Gegenſtände von Reden waren, dadurch die Menge überraſchten und ſo Gelegenheit gaben, vor derſelben mit elenden Kunſtfertigkeiten zu prahlen. Iſokrates trat durch Lehre und Beiſpiel nachdrücklich gegen dieſes Unweſen auf, und wies ſeine Schüler auf die wirkliche Welt und das thätige Leben als das eigentliche Ziel ihrer Bildung hin. Die berühmteſten Schüler des Iſokrates waren die Redner Iſäus, Lykurg, Hyperides und Demoſthenes, die Geſchichtſchreiber Ephorus, Theopompus und Philiſtus und der Feldherr Timotheus, Konon's Sohn.

Die Zeit, in welcher Iſokrates am thätigſten wirkte, war für die Ausbreitung der kunſtgerechten, ſchulmäßigen Beredſamkeit die allergünſtigſte. Nach dem peloponneſiſchen Kriege nämlich, mit deſſen Ende das kräftigſte Mannesalter dieſes Mannes begann, trat in der großen Bewegung des atheniſchen Volkes gleichſam eine Pauſe ein, welche bis zu Philipp's Zeit fortdauerte; die politiſche Bedeutung des atheniſchen Volkes war größtentheils geſchwunden, und die erſchütternden Stürme jenes langwierigen Kampfes hatten die Kraft desſelben gelähmt. Dieſe Zeit der Ruhe war alſo ganz geeignet, in Athen die Beredſamkeit, welche ſeither immer in der unmittelbarſten Beziehung zum Staatsleben geſtanden hatte, in die Schule zurückzudrängen und nach Regeln auszubilden. Gerade als dies durch Iſokrates geſchehen war, ging jene lange Pauſe zu

Ende, und es traten Umſtände ein, durch welche die Redekunſt in das öffentliche Leben zurückgerufen wurde, und den weiteſten Schauplatz der Thätigkeit erhielt. Die Thebaner konnten nämlich nach dem Tode des Epaminondas ihr errungenes Übergewicht nicht behaupten, Philipp von Macedonien bedrohte mit ſeiner unaufhörlich wachſenden Macht die Freiheit der griechiſchen Staaten auf eine immer bedenklichere Weiſe, Sparta war erſchöpft und ſah theilnahmlos den Fortſchritten Philipp's zu; Athen dagegen, welches vorzugsweiſe den Angriffen Philipp's ausgeſetzt war, erlangte im Kriege mit Macedonien ſein früheres Bewußtſein wieder, es ward noch einmal, wie einſt zur Zeit der Perſer-Kriege, die vorkämpfende und leitende Macht von Griechenland, und erhielt, wie damals, durch die Verhältniſſe ſelbſt die glänzende Aufgabe, an der Spitze der griechiſchen Nation den neuen Feind der Freiheit zu bekämpfen. So begann, gegen das Ende von Iſokrates Leben, die frühere politiſche Bewegung und Regſamkeit des atheniſchen Volkes von neuem, und die unterdeſſen kunſtgerecht ausgebildete Beredſamkeit wurde ſogleich in dieſelbe hineingezogen. Sie kehrte damals gleichſam aus der Einſamkeit und aus dem Dunkel der Schule in das lebendige Treiben der Volksverſammlung und in das Licht des Marktplatzes zurück, in welchem die todte Bildſäule des Iſokrates bald zu einer lebendigen Geſtalt wurde. Ja, die Redekunſt erhielt jetzt, wegen des ganz diplomatiſchen Charakters der Zeit, ſogar eine noch viel größere Bedeutung, als ſie je zuvor gehabt hatte. Sie wurde damals durch die ganze Lage der Dinge zugleich ihrer Vollendung raſch entgegengeführt. Philipp von Macedonien erreichte alle ſeine Zwecke hauptſächlich durch die Kunſt der Unterhandlung, und ſeine militäriſchen Unternehmungen dienten ihm im Grunde weniger, um ſich eine größere Macht zu erwerben, als um das Erworbene zu ſichern und zu behaupten. Seine Feinde mußten ihm alſo auch auf die gleiche Weiſe begegnen, und der griechiſche Staatsmann bedurfte daher von jetzt an der größten Gewandtheit im Unterhandeln, Reden und Schreiben, ſowie einer vollkommenen Einſicht in die Verhältniſſe der Staaten und Völker. Dadurch wurde der Geiſt des Staatsredners erweitert und zugleich ſeinem Talente ein größeres Feld der Thätigkeit eröffnet. Bei allen griechiſchen Völkerſchaften fühlte man jetzt das Bedürfniß der

eigentlichen Staatswiſſenſchaft, und es drängte ſich daher Alles zu der Redekunſt, die durch Iſokrates zum Inbegriff aller Staatsweisheit gemacht worden war. Athen, welches der Mittelpunkt des geiſtigen Lebens der Nation war, und ſchon längſt als die eigentliche Bildungsſchule derſelben angeſehen wurde, ward auf dieſe Weiſe mehr, als jemals, der Sitz der politiſchen Weisheit des geſammten griechiſchen Volks. Ganz Griechenland holte jetzt ſeine Staatsweisheit von Athen, und auch Philipp ſcheute keine Koſten, um Männer, die ſich in Athen gebildet hatten, in ſeine Dienſte zu ziehen.

Von den vielen Männern, welche damals die geſammte Staatswiſſenſchaft in ſich vereinigten und unter dem Namen Redner in Ausübung brachten, ſind Iſäus, Demoſthenes, Aeſchines, Lykurg, Hyperides und Dinarchus die berühmteſten. Sie gehören mit Antiphon, Andocides, Lyſias und Iſokrates in den Kanon der Redekunſt, oder in das Verzeichniß der ausgezeichnetſten griechiſchen Redner, welches im dritten Jahrhundert vor Chriſto von griechiſchen Gelehrten zu Alexandria aufgeſtellt wurde. Dieſe zehn Redner waren insgeſammt Athener, mit alleiniger Ausnahme des Dinarchus, welcher zu Korinth geboren war, und des Iſäus, von dem es ungewiß iſt, ob Athen oder Chalcis auf Euböa ſeine Vaterſtadt war; aber auch dieſe beiden Männer lebten und wirkten in Athen.

Iſäus, deſſen Geburts- und Todesjahr unbekannt iſt, war ein Schüler des Lyſias und Iſokrates und einer der Lehrer des Demoſthenes. Er war nicht Staatsmann, ſondern hielt, wie Iſokrates, eine Rednerſchule und verfaßte, wie Lyſias, Reden zum Gebrauch für Andere. Die Redeübungen, welche er durch ſeine Schüler anſtellen ließ, waren alle auf das Praktiſche und die wirklichen Verhältniſſe des Lebens gerichtet, und unterſchieden ſich dadurch ſehr von dem, was ſeither in den meiſten Rednerſchulen und zum Theil ſogar noch in der des Iſokrates gebräuchlich geweſen war. Selbſt Iſokrates hatte nämlich noch Gegenſtände, wie das Lob der Helena und anderer mythiſchen Perſonen, in einzelnen Reden behandelt und von ſeinen Schülern behandeln laſſen, und die Sophiſten hatten, um recht prahlen zu können, ſogar die kleinlichſten Dinge mit pomphaften Worten beſprochen; Iſäus dagegen wandte

ſich ganz allein den Verhältniſſen des öffentlichen Lebens zu. Darin beſteht ſeine eigentliche Bedeutung. Die elf von ihm noch übrigen Reden, welche insgeſammt gerichtliche ſind, haben mit Lyſias Reden eine gewiſſe Ruhe und Würde gemein, ſtehen denſelben aber darin nach, daß ihr Verfaſſer zugleich auch nach Glätte und künſtlicher Zierlichkeit ſtrebte.

Drei Männer ſind es, welche nach Iſäus die Kunſt der Beredſamkeit auf ihren höchſten Gipfel erhoben, Demoſthenes, Aeſchines und Hyperides. Von ihnen iſt Demoſthenes der erſte Redner nicht nur der Griechen, ſondern des ganzen Alterthums überhaupt geweſen. Seine Größe gründete ſich zwar zum Theil darauf, daß er alles dasjenige ſich aneignete, was unmittelbar vor ihm für die Entwickelung der Redekunſt gethan worden war; der Hauptſache nach aber war der Vorzug dieſes Mannes angeborenes Genie und eigene Schöpfung. Dies geht ſchon aus ſeiner Bildungsgeſchichte hervor, der wir deshalb hier einen Platz einräumen müſſen.

Demoſthenes war 385 v. Chr. in einem kleinen attiſchen Orte geboren, und gab, wie in der ſpäteren politiſchen Geſchichte angezeigt werden wird, ſich ſelbſt im drei und ſechszigſten Jahre ſeines Lebens den Tod. Er war von Natur ſchwächlich und kränklich, und man erzählt vielerlei von der Art, wie er durch die größten Anſtrengungen die Hinderniſſe, welche ſeine körperlichen Mängel ihm in den Weg legten, zu beſiegen geſucht habe; in dieſen Erzählungen iſt aber Manches verdächtig. Seine ſchwache Stimme ſtärkte er, wie es heißt, dadurch, daß er öfters am Meeresufer das Toſen der Wellen zu überſchreien ſich bemühte; das Stottern ſoll er ſich mit Hülfe von Kieſeln abgewöhnt haben, indem er dieſe in den Mund nahm und deſſen ungeachtet alle Arten von Lauten deutlich zu ſprechen ſuchte; um endlich ſeine von Natur ſchwache Bruſt zu ſtärken, ſoll er öfters ſteile Anhöhen hinaufgegangen ſein und dabei mit lauter Stimme Reden hergeſagt haben. Philoſophiſche Bildung erwarb er ſich in den Lehranſtalten des Plato und Iſokrates, wo er zugleich der Sprache Meiſter ward. Den Iſäus aber nahm er in ſein Haus auf, und übte ſich vier Jahre hindurch unter deſſen Leitung. Was er dieſem Manne verdankte, beſtand nicht etwa in dem Ergebniß bloßer ſchulmäßiger Übungen, ſondern in einer An-

eignung der ganzen Richtung des Iſäus, die ſich auf das Praktiſche und auf die Verhältniſſe des Lebens bezog.

Demoſthenes erfreute ſich auf dieſe Weiſe eines ſo vortrefflichen mündlichen Unterrichts, wie er keinem andern Redner je geboten ward. Dazu kam noch, daß ſeine Jugend und ſein erſtes Mannesalter in eine Zeit fielen, in welcher gerade die Redekunſt wieder als eigentlich praktiſche Wiſſenſchaft zu blühen begann, und die Volksverſammlung wie die Gerichte wahre Schulen der Beredſamkeit wurden. Nicht zufrieden mit allem dieſem ſuchte Demoſthenes ſich auch durch Bücher zu belehren, eine Art des Unterrichts, welche ſonſt dem Alterthum fremd war: er verſchaffte ſich namentlich die Werke ausgezeichneter Redner, um ſie ſorgfältig zu ſtudiren, und ſchrieb, wenn anders dieſe Nachricht zuverläſſig iſt, des Thucydides Geſchichte ihres Styles wegen nicht weniger als achtmal ab. Endlich benutzte Demoſthenes zu ſeiner Ausbildung auch die Schauſpielkunſt, welche zu ſeiner Zeit in der höchſten Blüthe ſtand. Er ließ ſich ſchon früh von Satyrus und Neoptolemus, welche nächſt Ariſtodemus die erſten Schauſpieler ihrer Zeit waren, Unterricht geben. Trotz ſeiner großen Bemühungen, ſich Anſtand, Gewandtheit und richtiges Maß in der Haltung des Körpers und im Geberdenſpiel anzueignen, blieb Demoſthenes doch anfangs darin weit zurück. Ein dritter berühmter Schauſpieler, Andronikus, welcher ſeine erſten öffentlichen Reden mit angehört hatte, machte ihn auf dieſen Mangel aufmerkſam, und half ihm durch belehrende Anweiſung denſelben beſeitigen. Erſt dann gelang es endlich dem Demoſthenes, alles Äußeren im Vortrag oder deſſen, was man die Action nennt, vollkommen Meiſter zu werden. Er erkannte ſeitdem die große Wichtigkeit dieſes Theils der Redekunſt ſo entſchieden an, daß man folgende Äußerung von ihm erzählt. Als er eines Tags gefragt wurde, was für den Redner die Hauptſache ſei, antwortete er: Die Action. Was aber nach dieſer? Die Action. Und was iſt denn das Dritte? Die Action.

Es haben ſich ein und ſechzig Reden des Demoſthenes erhalten, von welchen ein Theil vor dem Senat und der Volksverſammlung, die übrigen aber in verſchiedenen Gerichten gehalten worden ſind. Zwölf derſelben beziehen ſich auf das Verhältniß der Athener zu dem macedoniſchen Könige Philipp II. Das eigentliche

Meiſterwerk des Demoſthenes iſt die Rede, welche er zu ſeiner Rechtfertigung hielt, als der Senat beſchloſſen hatte, daß ihm zum Lohn für ſeine Verdienſte von Staatswegen ein goldner Ehrenkranz gegeben werden ſolle. Aeſchines hatte dieſen Beſchluß angegriffen, Demoſthenes trug aber mit jener Rede den Sieg über ſeinen Gegner davon.

Das Alterthum und die neuere Zeit haben mit einſtimmigem Preiſe die unübertroffene Meiſterſchaft des Demoſthenes anerkannt; ſeine glänzende Beredſamkeit an und für ſich ſelbſt iſt es aber nicht allein, was ſeine Wirkſamkeit für die Staats- und Culturgeſchichte der Griechen ſo wichtig machte, ſondern das Verhältniß, in welchem er zu ſeiner Zeit ſtand, und ſeine Thätigkeit als Staatsmann überhaupt. Demoſthenes war freilich, wie Hyperides und andere Redner, durch ſein Talent faſt ebenſo mächtig, als Philipp von Macedonien durch ſein Heer; aber dies beruhte nicht blos auf ſeiner großen natürlichen Anlage zur Beredſamkeit und auf der vollkommenſten Entwickelung derſelben, ſondern auch darauf, daß er die ganze Bildung des griechiſchen Volkes in ſich vereinigte, ſeine Zeit richtig erkannte und ſich die rechte Stellung zu derſelben zu geben wußte. Außerdem iſt aber hierbei namentlich noch der Umſtand zu beachten, daß in den Tagen des Demoſthenes die Wirkſamkeit eines Staatsredners ausgedehnter und mannichfaltiger war, als in irgend einer andern Zeit der Geſchichte. Die Redekunſt war damals ſo zu ſagen der Brennpunkt des geſammten griechiſchen Lebens. Der Redner war nicht nur ein Staatsmann nach allen möglichen Beziehungen dieſes Wortes, ſondern er vertrat auch die Stelle des eigentlichen Volkslehrers und des Dichters. Was einige wenige Menſchenalter vorher die Tragödie und noch früher die lyriſche Dichtkunſt geleiſtet hatten, das mußte jetzt der Staatsredner leiſten: er war das Organ alles deſſen, was die Zeit bewegte, der lebendige Mittelpunkt aller ihrer Beſtrebungen, die Quelle, aus welcher das Volk jede Belehrung ſchöpfte, die ihm Bedürfniß geworden war. Sogar die Unterweiſung in der praktiſchen Moral ſuchte man in den Staatsreden; ja, ſelbſt in Betreff der Vorſtellungen, welche an die Stelle der alten Religion getreten waren, bildeten dieſe die eigentliche Seele des griechiſchen Lebens.

Die vielfachen Beziehungen, in welchen auf dieſe Weiſe Demoſthenes zu ſeiner Zeit ſtand, können nicht durch bloße Schilderung der einzelnen Seiten und Charakterzüge ſeiner Wirkſamkeit zur Anſchauung gebracht werden. Das Staatsleben des Demoſthenes, ſeine Stellung und ſein Wirken kann man nur aus ſeinen hinterlaſſenen Schriften und im Zuſammenhang mit der Geſchichte ſelbſt erkennen. Vermittelſt einer einzelnen, ſtückweiſe mitgetheilten Rede aber einige Hauptpunkte anſchaulich zu machen, würde hier zu vielen Raum erfordern. Es können daher nur einige Hauptzüge andeutungsweiſe vorgeführt werden.

Demoſthenes beſaß jene Mannichfaltigkeit von Kenntniſſen, Erfahrungen und Fähigkeiten, welche die zuvor angegebene Bedeutung der öffentlichen Beredſamkeit von jedem Staatsmann forderte. Er war tief in den Geiſt und in die Verhältniſſe der Zeit eingedrungen, und wußte ſeine Stellung zu derſelben ſo richtig zu beſtimmen, daß er manchmal, wie z. B. beim letzten Zuge Philipp's nach Griechenland, recht eigentlich die geſammte Macht des atheniſchen Staats in ſeiner Perſon vereinigte. Ebendeshalb ſind auch des Demoſthenes Werke ein Spiegel des ganzen öffentlichen Lebens ſeiner Zeit, ſowie ſie andererſeits die große Verſchiedenheit zeigen, welche zwiſchen ſeiner durchaus praktiſchen Bildung und Thätigkeit und der bloßen Schulweisheit des Iſokrates, der Advokaten-Beredſamkeit des Iſäus und der nur mittelbaren Wirkſamkeit eines Lyſias beſtand.

Leben und Bewegung in den Vortrag zu bringen, hat nie ein Redner in ſo hohem Grade verſtanden, als Demoſthenes. Er verſetzt durch die Art der Darſtellung ſeine Zuhörer ſtets mitten in die Ereigniſſe, auf welche ſeine Worte ſich beziehen. Er entwickelt den Athenern nicht allein die Politik und Geſchichte ihrer Zeit aufs klarſte, ſondern er belehrt ſie zugleich auch, warum Alles geſchehen ſei, und zwar auf eine ſo bündige und lichtvolle Weiſe, als wenn er jeden ſeiner Zuhörer zum Staatsmanne bilden wolle. Dabei belegt er Alles mit Urkunden aus dem atheniſchen Archiv, und bewunderungswürdig iſt die Kunſt, mit welcher er dieſe Aktenſtücke gleichſam als lebendige Zeugen auftreten läßt, und ſie zu gleicher Zeit benutzt, um einen Wechſel in die Scene zu bringen. Wenn

er ſich nämlich längere Zeit bei der Darſtellung und Auseinanderſetzung der Verhältniſſe verweilt hat, dann hält er plötzlich ein, und ruft dem Staatsſchreiber das kurze Wort „jetzt lies!" zu. Dieſer tritt vor, um das Aktenſtück mitzutheilen, und ſo wird den Zuhörern durch eine neue Scene Erholung gewährt, dem Redner ſelbſt aber die Möglichkeit gegeben, Athem zu ſchöpfen und ſeine Kräfte zu ſammeln. Auf dieſe und manche andere Weiſe wechſelt Demoſthenes den Ton und die Art der Darſtellung, ſo daß die Zuhörer beſtändig gefeſſelt bleiben und nie ermüdet werden. Er gibt ſeinem Vortrage bald eine komiſche oder ſarkaſtiſche Wendung, durch welche die Zuhörer zugleich unterhalten und aufgeklärt werden, bald wird er wieder etwas ernſter, bald aber nimmt er einen völlig ernſten Ton an, um dem Volke entweder Staatsgrundſätze einzuſchärfen, die es vergeſſen hatte, oder ihm die Verhältniſſe auf eine ſo lichtvolle Weiſe vorzulegen, daß ſeine Zuhörer in alle Beziehungen der verwickelten Diplomatie ihrer Zeit eingeweiht werden. Nicht ſelten geräth er in eine tragiſche Bewegung, und führt dann die Athener gleichſam aus der Proſa ihrer Volksverſammlung und ihrer Gerichte vor jene Bühne, auf welcher die Meiſterſtücke ihrer Poeſie und ihrer unvergleichlichen Schauſpielkunſt ſie in eine ganz andere Welt zu verſetzen pflegten, als die des alltäglichen Geſchäftslebens war. Noch häufiger wandelt er ſeinen Vortrag in Fragen um, welche er an ſeinen Gegner oder an die Athener richtet und in ihrem Namen beantwortet; auf dieſe Weiſe verſteht er es, mit einer unnachahmlichen Geſchicklichkeit die Anweſenden aus ſtummen Zuhörern zu mitredenden und mithandelnden Perſonen zu machen, und ſo eine förmliche theatraliſche Scene zu ſchaffen, in welcher er bald mit dem Volke, bald mit ſeinen Gegnern, bald mit Beiden zugleich ſpielt. Ebenſo lebendig und natürlich iſt Demoſthenes bei jeder andern Wendung, welche er ſeinem Vortrag zu geben für gut findet. Er weiß mit durchaus ungekünſteltem Pathos und mit wahrhaft ſeelenvollem Feuer die Herzen ſeiner Zuhörer zu bewegen und zu erſchüttern. Er verſteht es, die erſchlafften Athener mit neuem Patriotismus zu erfüllen, indem er, mitten in der Darſtellung der Begebenheiten des Augenblicks und mitten in der Entwickelung deſſen, was die geſunde Staatsweisheit fordert, ſeine Zuhörer plötzlich anredet, ihnen zeigt, daß ſie allein die Stützen

der griechiſchen Freiheit ſeien, ſie an die Großthaten ihrer Väter erinnert, und ſo den alten atheniſchen Geiſt in ihnen erweckt.

Sehr auffallend iſt nach unſern Sitten und Begriffen die große Derbheit, zu welcher Demoſthenes mitunter hinabſinkt, und die man nur mit dem, was in den Komödien der älteren Athener vorkam, vergleichen kann. Er wird dann ſo heftig, und ergießt ſich in einen ſolchen Strom von Schmähungen, daß ſeine Worte manchmal ſogar noch unter dem ſtehen, was die komiſche Bühne zu Athen ſich erlaubte. Dieſe für uns höchſt anſtößigen Derbheiten haben ihren Grund in den unter den Griechen herrſchenden Begriffen von äußerem Anſtand. Sie zeigen uns aber auch, wie ſehr man in der atheniſchen Republik der Natur und der Leidenſchaft freien Lauf laſſen durfte, um wie viel leichter man aber deshalb dort auch einen Staatszweck auf geradem Wege erreichen konnte, als in den Staaten der neueren Zeit, in welchen immer ſo viele äußeren Rückſichten zu wahren ſind.

Der furchtbare Gegner des Demoſthenes, Aeſchines, iſt derjenige Mann, welcher allgemein als der größte griechiſche Redner nach jenem anerkannt wird. In Armuth und Niedrigkeit geboren, widmete er ſich, wie es heißt, zuerſt der Schauſpielkunſt, und diente dann als Schreiber bei einigen Staatsmännern um Geld. Dieſer Laufbahn verdankte er, nächſt ſeinem angeborenen Talente, einen Theil von dem, worauf ſeine Größe als Redner beruhte. Über ſeine eigentliche Bildungsgeſchichte ſind die Angaben aus dem Alterthum verſchieden; nach der einen hätte er gar keinen Unterricht in der Beredſamkeit gehabt und für ſich allein ſeinen Weg gemacht, nach der anderen aber wären Iſokrates und Plato ſeine Lehrer geweſen. Aeſchines nahm erſt in ſeinem vorgerückten Lebensalter an den Staatsgeſchäften Antheil. Er wurde das Haupt der macedoniſchen Partei in Athen und der Nebenbuhler und Gegner des Demoſthenes. Als er den oben erwähnten Vorſchlag des Senats daß dem Demoſthenes ein goldener Kranz gegeben werden ſolle, angegriffen hatte und dabei ſeinem Gegner unterlegen war, verfiel er in die Geldſtrafe, welche zu Athen über jeden verhängt ward, der bei einer Anklage nicht wenigſtens den fünften Theil der Stimmen für ſich hatte. Da er die geſetzliche Buße nicht bezahlen konnte, ſo mußte er ſeine Vaterſtadt verlaſſen (330 v. Chr.). Er

begab ſich nach Rhodus, wo er eine Rednerſchule gegründet haben ſoll, und von da ſpäter nach Samos. Hier ſtarb er, nicht lange nach ſeiner Ankunft, im fünf und ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters (317 v. Chr.).

Wir beſitzen nur drei Reden des Aeſchines, von welchen die gegen des Demoſthenes Ehrenkranz gehaltene ebenſo, wie die Rede ſeines Gegners, vom ganzen Alterthum als ein Meiſterſtück der Beredſamkeit angeſehen wurde. Wer, wie Aeſchines, einem Demoſthenes gegenüberſtehen und den Rang ſtreitig machen konnte, war gewiß kein gewöhnlicher Redner. Auch hat ihm das einſtimmige Zeugniß des Alterthums den nächſten Platz nach Demoſthenes eingeräumt, und ſeine Schriften rechtfertigen die Ehre, welche ihm dadurch erwieſen worden iſt. Jeder von beiden Männern hatte übrigens gewiſſe beſonderen Eigenthümlichkeiten, durch welche er ſich als Redner und Staatsmann von dem Anderen ſehr unterſchied. Aeſchines beſaß weder des Demoſthenes Heftigkeit, Kühnheit und dramatiſches Leben, noch jenen Reichthum an Wendungen und philoſophiſchen Sätzen, die wir in den Reden des Demoſthenes bewundern. Dagegen zeigen die Werke beider Männer, daß der Eine wie der Andere die Komödie ihrer Zeit benutzte, um aus ihr, als dem Bilde des Privatlebens ihrer Vaterſtadt, die lebendige Darſtellung beſtimmter Charaktere, Sitten und Leidenſchaften und ganz beſonders die Invective oder den bitteren Ausfall auf den Gegner zu entlehnen. Beide ſind ſich ferner ihres perſönlichen Vorzugs und Talents ſehr wohl bewußt, und handeln danach. Demoſthenes iſt nicht, wie Aeſchines, Meiſter in Charakterſchilderungen, er ſucht dieſe daher auch zu vermeiden, weil er wohl weiß, daß ſie unter ſeiner Hand zu Carricaturen werden; Aeſchines dagegen haſcht nicht nach Witz, weil er wahrſcheinlich ſelbſt fühlte, daß ihm derſelbe, ſo oft er ihn verſuchte, ſtets misglückte, während Demoſthenes ebenſo witzig als ſcharfſinnig iſt, und ſich deswegen im Erzählen und Darſtellen, im Apoſtrophiren oder Anreden des Gegners, in Invectiven und anderen Bitterkeiten gefällt.

Aeſchines hat ſeine Zeit von einer ganz anderen Seite her aufgefaßt und ganz anders angeſehen, als Demoſthenes. Man braucht ihn daher auch nicht für ſo ſchlecht zu halten, als Demoſthenes

ihn hinſtellt, und nicht mit Beſtimmtheit anzunehmen, daß er von Philipp II. beſtochen worden ſei, zumal da die hiſtoriſchen Zeugniſſe darüber keine Gewißheit geben Aeſchines konnte, ſchon weil er von der Lage der Dinge und vom Geiſte der Zeit anders urtheilte als Demoſthenes, ſich veranlaßt fühlen, einen gelinderen Weg einzuſchlagen, als dieſer, und ſeinen Mitbürgern ein freundlicheres Verhältniß zu Macedonien anzurathen. Wie es ſich aber auch damit verhalten haben mag, ſo beruhte ſeine Politik jedenfalls auf der bloßen Klugheit, und dies ſetzte ihn als Redner in großen Nachtheil gegen Demoſthenes; denn eine ſolche Anſicht konnte unmöglich, gleich dem Streben des Demoſthenes, von edlem Feuer für die Wahrheit und von dem Ausdruck des Heroismus begleitet ſein, weil Aeſchines bei ſeiner Politik von einem kalten Begriff ausging, Demoſthenes aber die Sache und Geſinnung der guten alten Zeit vertrat.

Aeſchines iſt ſich übrigens, wie Demoſthenes, der ganzen Bedeutung bewußt, welche ein Redner in ſeinen Tagen hatte: er fühlt, welche wichtige Rolle er in der gebildeten Welt einnimmt, welches Publikum um ihn verſammelt iſt, welche Wirkung von ihm ausgeht, und was er namentlich als Vertreter und Lehrer der Staatsweisheit, der Regierungskunſt und der den öffentlichen Sitten ſchuldigen Rückſicht zu leiſten vermag. Die Sittenſchilderungen, welche er in ſeinen Reden gibt, ſind deshalb zugleich ſehr bezeichnend für den herrſchenden Geiſt ſeiner Zeit. Sie enthüllen auf eine Grauſen erregende Weiſe die moraliſche Entartung der damaligen Griechen, und rechtfertigen ebenſo ſehr die von Aeſchines geforderte ſtrenge Handhabung der Sittengeſetze, wie ſie andererſeits uns unwillkürlich zur größten Bewunderung des Demoſthenes hinreißen, der, wenn auch nur auf kurze Zeit, in einem ſolchen Volke große Geſinnungen und edlen Patriotismus zu erwecken im Stande war. Aeſchines, obgleich er ſelbſt nicht moraliſch rein war, ſieht doch als Staatsmann die Nothwendigkeit der Sittenzucht ein, und ſucht deshalb in ſeinen Mitbürgern auf jede Weiſe die Überzeugung zu beleben, daß ohne dieſelbe keine republikaniſche Verfaſſung beſtehen könne. Auf dieſen unbeſtreitbaren, in Athen nur zu ſehr verkannten Grundſatz ſtützt Aeſchines ſeine ganze Anſicht von dem Weſen der Demokratie, welches er ebenſo richtig aufgefaßt hat, als

er andererſeits die Monarchie und Ariſtokratie ſchief beurtheilt. Er hat nämlich, gleich allen andern Staatsrednern jener Zeit, das Weſen des Staats tief durchdacht, und ſich über dasſelbe ein Syſtem gebildet, kennt aber nur drei Arten von Verfaſſungen. Die Monarchie iſt nach ſeiner Theorie diejenige Verfaſſung, in welcher ein Einzelner willkürlich herrſcht, die Ariſtokratie, die er nur im oligarchiſchen Sinne auffaßt, erklärt er für diejenige Form der Verwaltung, in welcher eine kleine Zahl von Bürgern die Regierung an ſich geriſſen hat, die Demokratie aber beſteht nach ſeiner Anſicht darin, daß die geſammte Maſſe des Volkes regiert. Jede dieſer drei Verfaſſungsarten hat, nach der Entwickelung, welche Aeſchines dieſer ſeiner Darſtellung gibt, eine verſchiedene Quelle des Geſetzes: in der Monarchie und Oligarchie waltet nur der veränderliche Wille einzelner Menſchen, in der Demokratie aber gibt es ein feſt beſtimmtes Grundgeſetz, und auf dieſes muß daher auch, wenn nicht Alles im ewigen Wechſel untergehen ſoll, ſtrenge gehalten werden. Wegen dieſer verſchiedenen Grundlage der herrſchenden Gewalt beruht nach des Aeſchines Anſicht in den Demokratieen Alles ebenſo ganz und gar auf Geſetzen, wie in den beiden andern Arten von Staaten auf Mistrauen und bewaffneter Macht, und es muß deshalb in den Erſteren mit größter Strenge dafür Sorge getragen werden, daß jeder, der die Geſetze verletzt, ſogleich ſeine Strafe erhält. „Nur ſo lange, ruft er dem atheniſchen Volke zu, wird daher eure Macht dauern, als eure trefflichen Geſetze beſtehen, und das Band, das euch umſchlingt und zuſammenhält, nicht durch ſittenloſe Menſchen zerriſſen wird!“ —

Die übrigen Redner der letzten Zeit der griechiſchen Selbſtſtändigkeit laſſen ſich, ihrem Charakter und Streben nach, nicht ſo wie Aeſchines und Demoſthenes ſchildern, weil ſich von ihren Reden theils gar keine, theils nur geringe Überreſte erhalten haben. Keiner unter allen iſt berüchtigter, als Demades, und keiner als Staatsmann ausgezeichneter, als Lykurg. D e m a d e s aus Athen war von niedriger Herkunft, und zeichnete ſich während ſeines ganzen Lebens durch Grundſatzloſigkeit und Unſittlichkeit aus. In der Schlacht bei Chäronea gerieth er in macedoniſche Gefangenſchaft, König Philipp aber, für welchen er in Athen thätig geweſen war, ſchenkte ihm die Freiheit. Nach dem Tode Philipp's ward er ein

Schmeichler Alexander's des Großen und ſeines Statthalters Antipater, und veranlaßte, in Verbindung mit einem andern elenden Menſchen, den Tod des Hyperides und Demoſthenes. Er ſelbſt wurde nachher von Kaſſander, dem Sohne Antipater's, ums Leben gebracht. Von ſeinen Reden iſt keine auf unſere Zeiten gekommen.

Der Redner Lykurg, von deſſen Reden ſich nur eine einzige erhalten hat, war um das Jahr 408 v. Chr. zu Athen geboren, und beſchloß ſein Leben in einem Alter von mehr als achtzig Jahren. Er hatte den Unterricht des Plato und Iſokrates genoſſen, und war in Verbindung mit Demoſthenes und Hyperides einer der Hauptgegner Philipp's von Macedonien. In der noch übrigen Rede dieſes Mannes, welche zu den vortrefflichen Werken der antiken Redekunſt gehört, weht der Geiſt des Demoſthenes, obgleich man ihr auch anſieht, daß Lykurg dasjenige mühſam und ängſtlich arbeitete, was Demoſthenes mit genialer Kraft leicht hinwarf. Auch die Heftigkeit des Letzteren ſpricht ſich in Lykurg's Rede aus, nur ſtreift dieſer noch näher an das Theatraliſche, als Demoſthenes, und geht hierin über die Grenze der wahren Redekunſt hinaus. Dies läßt ſich namentlich aus der öfteren Einmiſchung und Anführung langer Dichterſtellen ſchließen, welche zum Theil der vorgetragenen Sache allzu fremd ſind, und die er natürlich doch mit der Geſticulation begleiten mußte, an welche die Athener gewöhnt waren. Was indeſſen den Lykurg, ſowohl als Redner, wie als Staatsmann und Menſch, am meiſten auszeichnet, iſt ſeine große ſittliche Strenge. Durch ſein ganzes Werk hindurch erkennt man die Würde eines Mannes, welcher dem edeln Ariſtides an die Seite geſtellt zu werden verdient. Schmähungen, beißender Spott, überhaupt alle Arten von demagogiſchen Hülfsmitteln finden ſich nirgends, aber überall die furchtbare Strenge, welche den Namen Lykurg's zum Schrecken aller Staatsverbrecher und aller Räuber des Staatsvermögens machte. Dieſe rückſichtsloſe, jedoch von aller demagogiſchen Gemeinheit freigehaltene Verfolgung derer, welche dem atheniſchen Volke durch Schlechtigkeit oder Unfähigkeit Verderben brachten, ſpricht ſich namentlich auch in dem ſchönen Bruchſtück einer Rede aus, durch welche Lykurg die Athener bewog, den elenden Lyſikles, der bei Chäronea ihr Heer angeführt und durch

ſeinen Unverſtand ins Verderben geſtürzt hatte, zum Tode zu verurtheilen. „Tauſend atheniſche Bürger, ruft Lykurg aus, ſind in der Schlacht gefallen, zweitauſend zu Gefangenen gemacht worden, der Feind hat zur Schmach unſerer Stadt ein Siegeszeichen errichtet und ganz Griechenland unter ſein Joch gebeugt. Das Alles iſt geſchehen, weil du dich zum Feldherrn aufgeworfen hatteſt und das Heer anführteſt; und du wagſt es, noch zu leben? wagſt, noch ferner der Sonne Licht zu ſchauen? wagſt, unter uns in der Volksverſammlung zu erſcheinen? Du, der du ein Denkmal der Schande und Schmach deines Vaterlandes geworden biſt?"

Ein Mann von ſolcher Strenge, ſollte man denken, hätte als Staatsmann im damaligen Athen nicht aufkommen, daſelbſt keine Rolle ſpielen können. Gerade umgekehrt; die Athener ſahen ein, daß Lykurg der einzige Mann ſei, deſſen Leben ſeinen Worten entſpreche, ſie vertrauten daher ſeinen Händen die Polizei und die Finanzen ihres Staates an, und dankten ihm für ſeine treffliche Verwaltung mehrere Male durch öffentliche Ehren, die ſie ihm zuerkannten. Er war fünfzehn Jahre lang Schatzmeiſter oder, nach unſerer Weiſe zu reden, Finanzminiſter der Republik. Während ſeiner Verwaltung hatte er 14,000 oder nach einer anderen Nachricht gar 18,900 Talente (über 49 Millionen Gulden oder 27 Millionen Thaler) zu verrechnen, ließ viele Schiffe bauen und ein Menge koſtſpieliger öffentlichen Arbeiten ausführen, verbeſſerte das Zollweſen und handhabte mit großer Strenge die Polizei. Die dankbaren Athener ehrten ſein Andenken auch noch im Tode, ſie ließen ihm eine eherne Statue errichten, und gewährten ſeinem älteſten Sohne das Recht, auf Staatskoſten im Prytaneum zu ſpeiſen.

Hyperides, ein Schüler des Plato und Iſokrates, war lange Zeit der Freund des Demoſthenes, klagte ihn aber zuletzt der Beſtechlichkeit an und bewirkte ſeine Verbannung. Er ſelbſt wurde 322 v. Chr., auf Betreiben des elenden Demades, durch den macedoniſchen Statthalter Antipater hingerichtet. Von ſeinen Werken hat ſich nichts erhalten. Lange Zeit glaubte man fälſchlicher Weiſe, daß eine der Reden, welche des Demoſthenes Namen tragen, dem Hyperides angehöre, und ebenſo wurde in neuerer Zeit irrthümlich noch eine andere Rede des Demoſthenes als ſein Werk angeſehen.

Schon dieſer Umſtand zeigt, daß Hyperides dem größten Redner des Alterthums an Talent, Bildung und Einſicht ſehr nahe geſtanden haben muß, weil es ſonſt nicht möglich geweſen wäre, daß eine große Zahl von Kennern und Gelehrten ſich jene Verwechſelung zu Schuld kommen ließ.

Nach Demoſthenes, Aeſchines, Lykurg und Hyperides ſank die Redekunſt von ihrer Höhe herab, und verlor die außerordentliche Bedeutung, welche ſie zur Zeit dieſer Männer gehabt hatte. Sie wurde, bei dem gänzlichen Untergang der Freiheit und der alten Sitten Griechenlands, ſo ganz und gar umgewandelt, daß man ſie von jetzt an nur als das, mit Flitterſtaat ausgeſchmückte, Schattenbild ihrer früheren Geſtalt anſehen konnte. Dieſes Sinken begann ſchon mit Dinarchus, einem Korinther von Geburt, der aber in Athen erzogen wurde und wirkte, und nach dem Tode des Demoſthenes und Hyperides zu Anſehen gelangte. Obgleich derſelbe noch den zehn großen attiſchen Rednern zugezählt wird, ſo iſt doch in ſeinen Werken ſchon die Entartung der Redekunſt zu erkennen. Er machte aus dem Verfertigen von Reden einen Erwerb, und die wenigen Reden, welche ſich von ihm erhalten haben, ſind zwar von dem erkünſtelten Schmucke der ſpäteren Zeit noch frei, verrathen aber ſchon eine gewiſſe Magerkeit. Seit Dinarch's Zeit wurde die Redekunſt oder Staatswiſſenſchaft enge mit der Philoſophie verbunden, und in den Schulen faſt aller philoſophiſchen Secten gelehrt.

7. Kurze Andeutung über die Kunſt.

Die Zeit vom Beginn der Perſer-Kriege an bis auf Alexander den Großen war auch die Blüthezeit der bildenden und zeichnenden Kunſt des griechiſchen Volks. Dieſe war zu allen Zeiten eine der Hauptſeiten des griechiſchen Weſens, und beruhte, wie die Poeſie und die Beredſamkeit, auf einem angebornen Sinne der Griechen dafür. Sie wurde, als etwas allen Stämmen der Nation Eigenthümliches, überall gepflegt, wo Griechen ihre Hütten aufgeſchlagen hatten, und läßt ſich ebenſo auch bis in die fernſte Zeit des griechiſchen Alterthums hinauf verfolgen. Die Geſchichte ihrer Entwickelung bildet einen Theil der griechiſchen Culturgeſchichte, jedoch nur

in ſo fern, als die Kunſt eine der Haupt-Erſcheinungen iſt, aus welchen das Leben dieſes Volkes beſtand; der äſthetiſche Charakter der griechiſchen Kunſt aber und der Vorzug ihrer Gebilde vor denen anderer Völker ſind ebenſowenig ein Gegenſtand der allgemeinen Geſchichte, als das Verhältniß der poetiſchen und literariſchen Schöpfungen des griechiſchen Geiſtes zu der Idee des Schönen oder zu den Forderungen der Wiſſenſchaft.

In den Zeiten, welche den Perſer-Kriegen vorausgingen, hatte die Entwickelung der griechiſchen Kunſt denſelben Weg genommen, auf welchem die Poeſie, die Philoſophie und die Staatseinrichtungen der Griechen ſich ausgebildet hatten. Die Kunſt hatte nämlich zuerſt bei den Dorern des Peloponnes und der Inſel Sicilien einen neuen Aufſchwung erhalten, und war alsdann vorzugsweiſe in Großgriechenland, Kleinaſien und den Inſeln des ägäiſchen Meeres aufgeblüht. Am Ende jener Zeit hatte ſie mit dem zunehmenden Wohlſtande der vielen griechiſchen Handelsplätze ſich noch weiter ausgebreitet. Zu gleicher Zeit war ſie in einzelnen Gegenden dadurch ſehr gefördert worden, daß manche der damaligen Tyrannen, wie Polykrates und Andere, ihre Herrſchaft theilweiſe auf die Pflege der Kunſt und auf die Errichtung großer Bauwerke zu ſtützen ſuchten. Zuletzt waren Samos und Aegina die Hauptſitze der griechiſchen Kunſt geworden. Auf der letzteren Inſel wurde 1811 eine Anzahl Bildwerke gefunden, welche um die Zeit des erſten Perſer-Krieges verfertigt worden zu ſein ſcheinen. Dieſe äginetiſchen Kunſtwerke, die ſich jetzt in München befinden, liefern, in Verbindung mit einigen beim alten Selinus in Sicilien gefundenen Reſten, den Beweis, daß die griechiſche Kunſt bereits bei dem doriſchen Stamme eine glänzende Periode hatte, ehe ſie in Athen ihre höchſte Blüthe erhielt.

Der große Nationalkampf gegen die Perſer, welcher das Nationalgefühl der Griechen in ſo hohem Grade belebte und alle ihre Kräfte anregte, hatte auch auf die raſchere Entwickelung der Kunſt einen mächtigen Einfluß. Doch ward die Kunſt nicht blos durch dieſen Kampf an und für ſich ſelbſt gehoben und gefördert, ſondern namentlich auch dadurch, daß in demſelben Athen zu Macht und Anſehen gelangte. Dieſe Stadt wurde jetzt der Mittelpunkt aller

geiſtigen Beſtrebungen des griechiſchen Volks, und die Kunſt erhielt in derſelben ebenſo, wie die Poeſie und Philoſophie, ihren eigentlichen Sitz. Ihre höchſte Blüthe erreichte ſie durch Perikles; denn die ſchönen Künſte bedürfen zu ihrem Aufſchwung ſtets der Unterſtützung von einflußreichen gebildeten Männern. Alle auf den äußeren Nutzen berechneten Künſte, von dem Mahlen des Getraides an bis hinauf zu den ſinnreich ausgedachten Spinnmaſchinen und Dampfſchiffen der neueſten Zeit, finden überall, wo Betriebſamkeit iſt, im Volke ſelbſt und ſogar beim großen Haufen gemeiner Seelen Anerkennung und Unterſtützung; die ſchönen Künſte aber können nur durch die Aufmunterung ſolcher gebildeten Männer gedeihen, welche entweder herrſchende Fürſten oder Leiter von Republiken oder Häupter großer, angeſehener Familien ſind. Daher ſehen wir die Kunſt ebenſo im Perikleiſchen Zeitalter, wie nachher unter Alexander dem Großen und ſeinen Nachfolgern, bei den Römern unter Auguſtus und Titus, in der neueren Zeit aber durch die Mediceer gedeihen und blühen. Doch findet für die griechiſche Kunſt zwiſchen dem Zeitalter des Perikles und dem des großen macedoniſchen Königs und ſeiner Nachfolger der Unterſchied Statt, daß dieſelbe in dem Erſteren ihre höchſte Vollendung, in dem zweiten ihre größte Ausdehnung und vielfältigſte Pflege erhielt.

Die ausgezeichnetſten Künſtler, welche zu Perikles Zeit in Athen lebten, und die Hauptwerke der Baukunſt, welche damals in dieſer Stadt erbaut wurden, ſind früher (Th. I. S. 415) angezeigt worden. Von den Bauwerken, welche zu jener Zeit in anderen griechiſchen Städten errichtet wurden, ſind die berühmteſten: der große Tempel des Zeus zu Olympia, von einem eliſchen Künſtler um das Jahr 436 v. Chr. erbaut, der Apollo-Tempel zu Phigalia in Arkadien, welchen Iktinus aus Athen, wahrſcheinlich zu eben derſelben Zeit, erbaute, der um das Jahr 423 v. Chr. aufgeführte Juno-Tempel zu Argos, das Werk eines weniger bekannten Baumeiſters, und der durch ſeine außerordentlich großartigen Verhältniſſe ausgezeichnete Tempel des olympiſchen Jupiter zu Agrigent in Sicilien (ſ. Th. I. S. 252), welcher der letzten Hälfte des fünften Jahrhunderts vor unſerer Zeitrechnung angehört. Die erſten Bildhauer dieſer Zeit waren, außer Phidias, die beiden Schüler desſelben, Agorakritus von Paros und Alka-

menes von Athen, Polyklet aus Argos oder Sikyon und Myron aus einer kleinen attiſchen Stadt.

In der nächſtfolgenden Zeit, vom peloponneſiſchen Kriege an bis auf Alexander den Großen, waren folgende Künſtler die ausgezeichnetſten Bildhauer: Skopas von Paros, Praxiteles von Athen, Euphranor aus Korinth, welcher aber in Athen lebte, und Lyſippus von Sikyon. Von den Hauptwerken dieſer und der kurz zuvor genannten Bildhauer ſind bereits früher (Th. I. S. 416) die Minerva-Statuen des Phidias und die entweder von ihm ſelbſt oder doch unter ſeiner Leitung gearbeiteten Elginiſchen Marmor angeführt worden. Hinzuzufügen iſt noch die koloſſale Statue des Jupiter im Tempel von Olympia, eine der berühmteſten Arbeiten des Phidias. Von Polyklet's Werken bewunderte das Alterthum am meiſten ſeine Juno, unter Myron's Arbeiten ward vorzüglich eine Kuh geprieſen und ſogar in Gedichten beſungen. Dem Skopas haben einige neueren Kunſtkenner die berühmte Gruppe der Niobe, welche ſich jetzt in Florenz befindet, zugeſchrieben, während andere dieſelbe für ein Werk des Praxiteles erklären. Manche Kunſtkenner halten ſie ſogar nur für die bloße Copie einer Arbeit des Skopas. Euphranor, welcher noch unter Alexander dem Großen lebte, und den Übergang zur folgenden Zeit bildete, war zugleich ein ausgezeichneter Maler und Bildhauer. Auch Lyſippus gehörte ſchon der Zeit Alexander's an. Dieſer Künſtler wurde von dem macedoniſchen Könige allen andern damaligen Bildhauern vorgezogen; Alexander wollte ſich nur von ihm abbilden laſſen. Auch verſtand von allen damaligen Künſtlern Lyſippus allein, Alexander's Auge in Stein und Erz treu wiederzugeben, er allein vermochte die dem Könige eigenthümliche Neigung des Hauptes gegen die eine Schulter, ſowie das aufwärts Gerichtete ſeines Blickes darzuſtellen, ohne daß dem Bilde durch Verdrehung des Nackens geſchadet, oder über dem Ausdruck des Weichen und faſt weiblich Freundlichen das, ebenfalls in Alexander's Mienen liegende, Männliche und Löwenartige außer Acht gelaſſen wurde.

Die Malerei hatte ihre höchſte Blüthe faſt zu gleicher Zeit mit der Bildhauerkunſt. Ihre Hauptſitze waren Athen, Sikyon und die ioniſchen Städte. Der erſte Maler von beſonders großem

Ruhm war Polygnotus, auf Thaſos geboren, aber in Athen eingebürgert, ein Zeitgenoſſe und Freund Cimon's. Seine Hauptwerke waren ein Theil der Wandgemälde in der Pöcile zu Athen (ſ. Th. I. S. 417) und die in einer Halle zu Delphi gemalten Bilder, welche Scenen aus dem trojaniſchen Kriege darſtellten. Der berühmteſte Maler der nächſten Zeit war Zeuxis aus Heraklea, welcher um das Jahr 400 v. Chr. blühte, und von deſſen Werken bereits oben (S. 98) eines angeführt worden iſt. Sein Zeitgenoſſe Parrhaſius aus Epheſus hatte gleich großen Ruhm, und malte hauptſächlich für das atheniſche Volk. Pamphilus aus Amphipolis lebte in der erſten Hälfte des vierten Jahrhunderts vor Chriſto, und war einer der letzten Künſtler der alten Sikyoniſchen Malerſchule. Welcher großen Gunſt zu ſeiner Zeit die Malerei ſich erfreute, kann man daraus ermeſſen, daß Pamphilus ein Talent oder vierzehnhundert Thaler für ſeinen Unterricht erhielt. Sein Schüler, Apelles von Kolophon, war einer der größten Maler des geſammten Alterthums. Er verband die Theorie mit der Praxis, die kunſtreichſte Darſtellung mit Philoſophie der Kunſt. Alexander der Große, der ſich nur von ihm malen ließ, zeichnete ihn ſo ſehr aus, daß oft die angeſehenſten Perſonen ſeiner Umgebung demſelben nachſtehen mußten. Apelles berühmteſtes Werk war das Bildniß Alexander's; es ſtellte den König als Götterſohn mit dem Blitze in der Hand dar, und zwar ſo großartig und vortrefflich, daß man zu ſagen pflegte, Alexander, Philipp's Sohn, ſei unbeſieglich, und Alexander, Apelles Werk, unnachahmlich.

Neben dieſen Männern werden uns, beſonders aus der Zeit Alexander's und ſeiner Nachfolger, noch eine Menge anderer Maler und Bildhauer genannt. Unter ihnen kommen auch Malerinnen vor, welche zu ihrer Zeit berühmt waren; denn je gebildeter die griechiſche Welt geworden war, um ſo mehr nahmen, wie dies immer zu geſchehen pflegt, auch die Damen an den geiſtigen Angelegenheiten der Nation Antheil. Aus dieſem Grunde gab es damals ebenſowohl viele Damen, welche ſich in die Platoniſche Philoſophie oder gar in die Lehre der Cyrenaiker vertieft hatten, und es im geiſtreichen Wettkampf über philoſophiſche Dinge mit jedem Manne aufnahmen, als andererſeits auch nicht wenige Malerinnen ſich unter ihren, der Kunſt und dem Kunſtgerede huldigenden, Zeit-

genoſſen ein gewiſſes Anſehen verſchafften. Jene Zeit war überhaupt, ſowohl ihrem Geiſte als ihren äußeren Verhältniſſen nach, ganz gemacht, um den bildenden und zeichnenden Künſten, ſowie der Schauſpiel- und Tanzkunſt eine größere Aufmunterung und Belohnung zu gewähren, als ihnen bis dahin unter den Griechen zu Theil geworden war. Freilich war dies zugleich auch eine Zeit, in welcher, wegen der herrſchenden Weichlichkeit und Genußſucht, der rechte Sinn für Kunſt und wahre Poeſie nicht mehr aufkommen konnten, und in der deshalb auch die vollendeten Schöpfungen der Kunſt immer ſeltener werden. Die neu entſtandenen monarchiſchen Verhältniſſe erhöhten das Bedürfniß der Kunſt, und reizten alle diejenigen, welche Talent für dieſelbe beſaßen, durch die Ausſicht auf reichen Lohn. Die fürſtlichen Höfe, deren Zahl in der nächſten Zeit noch mehr zunahm, bedurften für ihre prachtvollen Feſte der Kunſt, ſowie einer großen Zahl der verſchiedenartigſten Künſtler. Die Kunſt war deswegen auch in allen größeren gewerbtreibenden Städten, wie Athen, Korinth, Syrakus und Rhodus, ein Theil der Induſtrie, ein förmliches Geſchäft und Gewerbe geworden. Unter dieſen Städten hatte Athen, welches auch zur macedoniſchen Zeit der Mittelpunkt der Literatur war und blieb, in allen Angelegenheiten der Kunſt den Vorrang, und diejenigen Künſtler, welche in Athen geboren waren, oder wenigſtens daſelbſt ihre Bildung erhalten hatten, waren die geſuchteſten in allen Ländern griechiſcher Zunge.

Die Baukunſt änderte damals ihren Haupt-Charakter: ſie ward theils vorzugsweiſe auf Bequemlichkeit und Schönheit des Privatlebens angewendet, theils mußte ſie in ihren öffentlichen Werken den bloßen perſönlichen Zwecken der Herrſcher dienen, während ſie früher, als eigentliche höhere Kunſt, gleichſam nur für die Religion und den Staat ſelbſt vorhanden geweſen war. Wie weit in den vorhergehenden Zeiten die Privat-Baukunſt hinter der öffentlichen zurückſtand, und wie ſehr ſich dies ſchon um die Mitte des vierten Jahrhunderts vor Chriſto in das Entgegengeſetzte umgeändert hatte, kann man am beſten aus einigen Worten des Demoſthenes erkennen, welche oben (S. 166) mitgetheilt worden ſind. Das berühmteſte und geprieſenſte griechiſche Bauwerk der ganzen Zeit von Perikles an bis auf Alexander den Großen war das Mauſoleum (ſ. oben

S. 92), ein viereckiges, rings mit einer Säulenhalle umgebenes Gebäude von 411 Fuß im Umfang, auf welchem ſich eine Pyramide mit einem marmornen Viergeſpann befand. Für die rein hiſtoriſche Beziehung der Kunſt aber, oder für das Verhältniß derſelben zu den übrigen Haupt-Erſcheinungen im Leben, iſt in Betreff dieſes Werkes nur das Eine wichtig und intereſſant, daß daſſelbe von Künſtlern gebaut wurde, welche der atheniſchen Cultur angehörten, und daß alſo auch dieſes berühmteſte Werk jener Zeit die Bedeutung Athen's zu erkennen gibt. Sowie ſchon bei der Aufführung dieſes Gebäudes nicht das eigentlich Schöne und das wahrhaft künſtleriſch Große das Ziel war, nach welchem man ſtrebte, ſo trat auch in den andern Werken jener Zeit und noch mehr in denen der nachfolgenden das Prächtige, Ungeheure und Staunenerregende überall hervor. Selbſt ein ſo großer Geiſt, wie Alexander der Große, vermochte ſich hierin nicht über ſeine Zeitgenoſſen zu erheben.

IX. Die Zeit Alexander's des Großen.

1. Charakter und Bildung Alexander's.

Alexander der Große wurde wahrſcheinlich im Jahr 356 vor Chr. geboren. Alle Umſtände vereinigten ſich, um ihn zu einem der größten Könige zu machen, deren die Geſchichte erwähnt. Er war von der Natur mit allen Anlagen zu einem wahrhaft königlichen Geiſte ausgeſtattet worden; die Verhältniſſe ſeiner Jugendzeit waren ſo beſchaffen, daß dieſe Anlagen alle entwickelt wurden; die Welt bedurfte eines Mannes, der ſie aus den republikaniſchen Formen des Lebens in die monarchiſchen hinüberführe; und als Alexander den Thron beſtieg, hatte Philipp ihm ſo vorgearbeitet, daß es ihm leicht war, das auszuführen, was Philipp ſelbſt ſich zum Zweck ſeines Lebens gemacht hatte, aber nur ein Mann wie Alexander durchführen konnte. Die ſtaunende Mit- und Nachwelt hat, wie dies bei allen großen Männern zu geſchehen pflegt, Alexander's Geſchichte durch manche Übertreibungen ausgeſchmückt; denn der gewöhnliche Sinn der Menſchen vermag das wahrhaft Große an und für ſich ſelbſt nicht zu begreifen, er faßt daher blos einzelne äußeren Seiten desſelben ins Auge, und verwechſelt es mit dem Wunderbaren, oder bringt es wenigſtens mit dieſem in Verbindung. So hat man ſpäter gefabelt, daß Philipp II. die Nachricht von der Geburt ſeines Sohnes Alexander zugleich mit zwei anderen freudigen Nachrichten erhalten habe (ſ. oben S. 114). Ebenſo ſind allerhand Zeichen und Wunder mit der Stunde, in welcher Alexander geboren wurde, in Verbindung gebracht worden, und man hat es namentlich bedeutungsvoll gefunden, daß in der Nacht

ſeiner Geburt das heiligſte und berühmteſte griechiſche Gebäude in Aſien, der Diana-Tempel zu Epheſus, abbrannte. Auch von Alexander's Jugendzeit werden allerlei Anekdoten erzählt, welche alle die Bewunderung der griechiſchen Mit- und Nachwelt bezeugen, obgleich die Unwahrheit der meiſten dieſer Erzählungen von ſelbſt in die Augen ſpringt.

Alexander's Weſen und Charakter können, wie die jedes anderen großen Mannes, nicht durch bloße Schilderungen und noch viel weniger durch einzelne Anekdoten und Erzählungen anſchaulich gemacht, ſondern nur aus dem Verlauf ſeiner Unternehmungen ſelbſt und aus ihrem Verhältniſſe zu der früheren und nachfolgenden Zeit erkannt werden. Von allem, was ſeiner Thronbeſteigung vorausging, iſt ſeine Bildungsgeſchichte das Wichtigſte. Alexander beſaß alle große Eigenſchaften ſeines Vaters, und war dabei von den meiſten Fehlern deſſelben frei. Er hatte des Vaters unternehmenden Geiſt und einen noch viel umfaſſenderen Verſtand, ſeine Natur unterſchied ſich aber von Philipp's Natur beſonders durch einen angebornen edleren Sinn und durch einen, ſein ganzes Weſen durchdringenden, poetiſchen Zug. Er übertraf ſeinen Vater außerdem auch durch eine viel größere Einfachheit und Mäßigkeit.

Alexander hatte das Glück, eine vorzügliche Bildung zu erhalten. In ſeinem dreizehnten Jahre wurde der größte Philoſoph, welcher jemals gelebt hat, Ariſtoteles, ſein Lehrer, und außer dieſem Manne hatte auch ein edler mütterlicher Anverwandter, der dem Sinn wie der Geburt nach fürſtliche Leonidas, an ſeiner Erziehung Antheil. Unglücklicher Weiſe erhielten aber auch zwei ſchlechte Menſchen einen Einfluß auf den jungen Alexander, der elende Schmeichler Lyſimachus, ein Akarnane von Geburt, und der ebenſo elende Sophiſt Kalliſthenes, welchen ſein Vetter Ariſtoteles, als derſelbe ſich von Alexander trennte, ſchwach genug war, dem jungen Könige an ſeine Stelle zu empfehlen. Dieſe beiden Männer untergruben ſchon früh das Edle und Treffliche in Alexander's Weſen. Lyſimachus gab namentlich dem poetiſchen Sinne Alexander's eine gefährliche Richtung; denn er war es, der den jungen Mann auf die Idee brachte, ſich den Haupthelden Homer's zum Muſter zu nehmen, und ſo ſich ſelbſt als einen zweiten Achilles, ſeinen Jugendfreund Hephäſtion aber als ſeinen

Patroklus anzuſehen. Wenn man aber einmal das Poetiſche mit dem Leben ſelbſt verbindet und in dieſem zu verwirklichen ſucht, dann wird gewöhnlich auch das Phantaſtiſche dem Verſtändigen vorgezogen, und der Menſch geräth in Gefahr, ſich von dem Mäßigen und Möglichen in das Übermenſchliche und Ungeheuere zu verirren. Kalliſthenes war einer jener rhetoriſchen Geſchichtſchreiber, welche die Geſchichte als ein Mittel für ihre eiteln Beſtrebungen und als ein Werkzeug für ihre Sophiſtereien und Redekünſteleien anſehen; er beſaß überdies von Haus aus weder etwas Edleres in ſeiner Natur, noch eigentlichen Sinn für die höheren Zwecke des Lebens. Er wurde, ſobald er in Alexander's Nähe gekommen war, ein bloßer Höfling, war aber nicht im Stande, auf dieſer ſchlüpfrigen Bahn ſich zu behaupten; auf Alexander's aſiatiſchem Feldzuge wurde er in eine Verſchwörungsgeſchichte verwickelt, und ſtarb eines elenden Todes. So ward ſchon früh durch ſchlechte Menſchen die gute Natur des einzigen Mannes untergraben, der die Welt hätte retten und glücklich machen können, wenn anders das Schickſal es wollte, daß das bleibende Glück der Welt von Reichen und Mächtigen ausgehe. Den Troſt gibt aber freilich die Geſchichte allen Armen und Gedrückten, daß die Gottheit häufiger durch das, was dem Menſchen klein ſcheint, als durch das, was er für groß hält, Umwälzungen herbeiführt. Durch einen Hirten, durch eines Zimmermanns Sohn, durch arme Fiſcher, durch verfolgte Miſſionäre heilte ſie die Wunden, welche der Stolz der Pharaonen, die Üppigkeit der vornehmen römiſchen Welt, der grauſame Druck der ſpäteren Kaiſer von Rom und die Barbarei der Rieſenſöhne des Nordens der Menſchheit geſchlagen hatte.

2. Erſte Zeit der Regierung Alexander's.

Im zwanzigſten Jahre ſeines Lebens (am 14. November 336) erbte Alexander eine große, aber noch nicht feſt gegründete Macht, und es mußte ſich gleich beim Beginne ſeiner Regierung entſcheiden, ob er im Stande ſei, des Vaters Reich zu erhalten, oder ob dasſelbe ſich wieder in ſeine einzelnen Beſtandtheile auflöſen werde. Das Heer war vollſtändig beiſammen, und ein Theil desſelben

ſogar ſchon nach Aſien aufgebrochen; ausgezeichnete Feldherren, wie Antipater, Parmenio, Ptolemäus, Nearch und Philotas, der Jugendgeſpiele Alexander's, ſtanden an der Spitze der Truppen; der junge König hatte alſo gleich anfangs eine Aufgabe zu löſen, welche nicht mehr beſeitigt werden konnte, und deren Erfüllung doch das Größte von Allem war, was bis dahin jemals Griechen erſtrebt hatten. Durch Philipp's Ermordung ſchien außerdem der Thron ſelbſt erſchüttert worden zu ſein; denn eine Partei unter den Großen ging mit dem Gedanken um, dem rechtmäßigen Erben die Nachfolge ſtreitig zu machen, die unterworfenen wilden Völkerſchaften im Norden bedrohten das Reich mit ihren Räubereien, und in Griechenland hatte Philipp's Tod die alten Hoffnungen von neuem erregt. Die Athener hatten ſogar wegen der Ermordung Philipp's ein Freudenfeſt veranſtaltet und dem Mörder einen Ehrenkranz zuerkannt; ſie rüſteten ſich zum Kriege, und auch andere griechiſchen Staaten hatten feindſelige Beſchlüſſe gefaßt.

Dieſe Bewegungen der Griechen und die Räubereien der thraciſchen und illyriſchen Völkerſchaften waren ein Glück für den jungen König; denn ſie gaben ihm gleich anfangs Gelegenheit, ſeine kriegeriſchen Eigenſchaften in einem ſo glänzenden Lichte zu zeigen, daß die Hoffnungen ſeiner Thronnebenbuhler, die ſich eine Partei unter den Großen gebildet hatten, in der Geburt erſtickt wurden. Die Truppen beteten Alexander als einen jungen Mann an, der ihnen das Bild des Homeriſchen Achilles war; den Adel und das Volk der Macedonier gewann er ſich ſogleich ganz, weil er die bisherigen Steuern aufhob, und den Macedoniern die Ehrenplätze im Heere anwies; die Theſſalier erkannten ihn ebenfalls als das leitende Oberhaupt ihrer Ariſtokratieen mit allen Rechten ſeines Vaters an. Alexander ließ unmittelbar nach ſeiner Thronbeſteigung alle diejenigen hinrichten, welche am Morde Philipp's näheren oder entfernteren Antheil genommen hatten. Zu gleicher Zeit räumte er auch den Amyntas, Perdikkas III. Sohn (ſ. oben S. 101), und alle anderen Verwandten, welche ihm hätten gefährlich werden können, aus dem Wege: eine Grauſamkeit, die von allen Geſchichtſchreibern Alexander's ſo kaltblütig erzählt wird, als wenn es ein ganz gewöhnliches Ereigniß geweſen wäre. Auch die ſchreckliche

Olympias befleckte den Thron ihres Sohnes mit Blut, um ihre rachgierige Wuth zu befriedigen; ſie ließ Kleopatra, Philipp's zweite Gemahlin, nebſt dem kleinen Kinde derſelben umbringen. In Kleinaſien hatte Attalus, der Oheim von Alexander's Stiefmutter, welcher nicht mit einem jüngeren Generale deſſelben Namens zu verwechſeln iſt, den Plan gemacht, ſich mit Hülfe der ihm anvertrauten Heeresmacht zum Herrſcher aufzuwerfen; allein Parmenio, welcher neben ihm die vorausgeſchickten Truppen commandirte, blieb dem jungen Könige treu, und Attalus büßte ſeinen Hochverrath bald mit dem Tode.

Um die Bewegungen der Griechen zu unterdrücken, erſchien Alexander bald nach ſeiner Thronbeſteigung mit einem auserleſenen Theil ſeines Heeres in Böotien, noch ehe die Feinde Zeit gehabt hatten, ſich gehörig zu rüſten. Die Raſchheit und unerſchütterliche Feſtigkeit, mit welcher der junge König den drohenden Gefahren entgegentrat, verbreitete Furcht und Schrecken unter ſeinen Gegnern. Theben unterwarf ſich ihm ſogleich; auch die Athener wurden wegen der Nähe des macedoniſchen Heeres für ihre Selbſtſtändigkeit beſorgt, ſie ſchickten daher Geſandte an den König, um ſeinen Zorn zu beſänftigen, und gewährten ihm ſogar noch größere Auszeichnungen, als ſie ſeinem Vater zuerkannt hatten. Alexander verzieh ihnen und den Thebanern. Er beſchied hierauf die Geſandten Athen's und der peloponneſiſchen Staaten nach Korinth, wo er einen griechiſchen Kongreß zu halten beſchloſſen hatte. Hier wurde die ſeinem Vater ertheilte Würde eines Oberfeldherrn auf ihn übertragen. Nur die Spartaner hatten ſeine Einladung zurückgewieſen, ſie hatten ihm mit einem Stolze, der in früherer Zeit wohl für ſie gepaßt hätte, antworten laſſen: daß ſie gewohnt wären, ſelbſt anzuführen, nicht aber Anderen zu folgen. Alexander nahm auf ihre Weigerung keine Rückſicht, weil ſie ſich ruhig verhielten. Ebenſo überſah er es auch den Athenern und Thebanern, als ſie, die ihn kaum erſt mit Ehren und Schmeicheleien überhäuft hatten, gleich nach ſeiner Entfernung aus Griechenland ernſtlich Anſtalten zu Feindſeligkeiten machten. Auf der Rückkehr nach Macedonien beſuchte Alexander, wie eine gewiß erdichtete Sage erzählt, das Orakel zu Delphi, und erhielt von der Pythia oder Oberprieſterin den oft angeführten Orakelſpruch. Er verlangte, heißt es, eine

Weiſſagung über den Ausgang des perſiſchen Feldzugs, und riß die Pythia, als ſie ſich weigerte, dieſe zu geben, mit Gewalt in das Innere des Tempels. „Mein Sohn, du biſt unwiderſtehlich!“ rief die Pythia aus. „Wohlan, ſagte Alexander, ich nehme dieſes Wort als Weiſſagung an, ich bedarf keines anderen Spruches.“

Alexander war kaum wieder nach Macedonien zurückgekehrt, als er die Nachricht erhielt, daß die meiſten der von Philipp unterworfenen thraciſchen und illyriſchen Völkerſchaften ſich erhoben, und ihre früheren Raubzüge erneuert hätten. Er zog ſogleich (im Frühling 335 v. Chr.) gegen ſie aus. Mit Truppen und Generalen, wie Philipp ſie gebildet hatte, war der Kampf gegen ſolche Völker nicht ſchwer. Alexander unterwarf bald alle Gegenden bis zur Donau. Nicht zufrieden damit, ging er auch über die Donau, auf deren linker Seite damals das große und tapfere Volk der Geten ſich angeſiedelt hatte; er wollte aber, wie Cäſar, als dieſer über den Rhein ging, nicht Eroberungen machen, ſondern nur ſich zeigen, und das ſtreitluſtige Volk durch ſeine Erſcheinung in Schrecken ſetzen. Damals kamen auch Geſandte einer Völkerſchaft zu ihm, von welchen die Griechen ſeither noch nie Kenntniß erhalten hatten; es war ein kleiner Theil des keltiſchen oder galliſchen Völkerſtammes, welcher beim Beginn der ſicheren Geſchichte in Frankreich, Belgien, Britannien, der Schweiz und Oberitalien wohnte, und von den letzteren Ländern aus öfters räuberiſche Züge nach dem übrigen Italien und gegen die mittlere Donau hin machte. Eine keltiſche Völkerſchaft hatte ſich auf einem ſolchen Zuge in einer Gegend von Ungarn oder Servien angeſiedelt, und dieſe ſchickte, als die Nachricht von Alexander's ſiegreichem Marſche bis jenſeit der Donau zu ihr gedrungen war, eine Geſandtſchaft an den König, um ihn, wie es heißt, um ſeine Freundſchaft zu bitten. Die Anekdotenjäger unter den griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern berichten, dieſe keltiſchen Geſandten hätten dem Könige auf ſeine Frage, was ihr Volk fürchte, die prahleriſche Antwort gegeben: „Nichts, als daß etwa einmal der Himmel einſtürzen möchte.“ Alexander beſiegte auf ſeinem Rückmarſch den Reſt der empörten Völkerſchaften, und zwang alle, den Macedoniern zu huldigen und von ferneren Raubzügen abzuſtehen.

Während Alexander im Norden ſeines Reiches thätig war, verbreitete ſich in Griechenland das Gerücht, er ſei im Kampfe mit den Geten gefallen, und die Athener und Thebaner ließen ſich daher von ihren Rednern verleiten, das Joch der Macedonier abzuſchütteln. Theben hatte nach der Schlacht bei Chäronea eine macedoniſche Beſatzung in ſeine Burg aufnehmen müſſen, und beſaß alſo in Wahrheit nur noch einen Schatten von Selbſtſtändigkeit; auch für die Freiheit des atheniſchen Staates war es ein Zügel, daß in der thebaniſchen Burg eine macedoniſche Beſatzung lag. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß beide Staaten den Ermahnungen des Demoſthenes, Lykurg, Dinarchus und anderer Redner Folge leiſteten, als dieſe ihre Mitbürger aufforderten, den Augenblick zu benutzen. Auch waren die Umſtände für den Verſuch einer Wiederherſtellung der Unabhängigkeit der griechiſchen Republiken allerdings günſtig; allein es fehlte den Griechen jener Zeit zu ſehr an Gemeinſinn, als daß (wovor Alexander wirklich hätte erſchrecken müſſen) eine Vereinigung aller Staaten zu Stande gebracht werden konnte. Selbſt Athen begnügte ſich, als die Sache in Theben zum Ausbruch gekommen war, durch Volksbeſchlüſſe ſeine Theilnahme auszuſprechen, und den Thebanern ſeinen Beiſtand zuzuſagen, anſtatt ihnen wirkliche Hülfe zu leiſten.

Die Thebaner erhoben ſich plötzlich, überfielen diejenigen macedoniſchen Soldaten, welche ſich gerade außerhalb der Burg Kadmea befanden, tödteten zwei der Oberbefehlshaber, ſchloſſen den dritten mit den übrigen Beſatzungstruppen in der Burg ein, und errichteten rund um den Felſen, auf welchem dieſelbe lag, ein doppeltes Pfahlwerk. Hierauf ſchickten ſie Geſandte an einige peloponneſiſchen Staaten, um dieſelben zum Beiſtande aufzufordern. Dieſe Staaten gingen auf das Geſuch der Thebaner ein, ſie rüſteten ſich ſogleich, und es dauerte nicht lange, ſo ſtand ein Corps von arkadiſchen Soldtruppen auf dem Iſthmus. Da erſchien ganz unerwartet Alexander mit einem Heere von dreißigtauſend Mann zu Fuß und drei bis viertauſend fünfhundert Reitern vor Theben. Er hatte die Nachricht von der Bewegung der griechiſchen Staaten mitten in den illyriſchen Gebirgen erhalten, war mit ſeinen Truppen ſogleich nach Theſſalien geeilt, und hierauf ebenſo ſchnell von da nach Theben gezogen. Er hatte ſo ſtarke Eilmärſche gemacht,

daß die Thebaner, erſt als er nur noch wenige Meilen von ihrer Stadt entfernt war, ſeine Annäherung erfuhren, und anfangs nicht anders meinten, als daß nur Antipater, welchen Alexander als Statthalter in Macedonien zurückgelaſſen hatte, mit ſeinen Truppen gegen ſie heranrücke. In dieſer Meinung wieſen ſie ſogar jeden Gedanken der Ausſöhnung zurück, als Alexander unter den Mauern ihrer Stadt ein Lager aufſchlug, um ſie durch den Anblick ſeines Heeres einzuſchüchtern und zur freiwilligen Unterwerfung zu bewegen; denn er ſelbſt wünſchte, daß der Kampf vermieden und Alles gütlich beigelegt werde.

Alexander's plötzliche Erſcheinung hatte den Erfolg, daß die peloponneſiſchen Hülfstruppen ſogleich von dem Iſthmus nach Hauſe zurückkehrten, und daß auch die Athener den Beſchluß faßten, ihr Heer noch nicht abzuſchicken. Deſſen ungeachtet wieſen die Thebaner die Aufforderung Alexander's zurück, der ihnen einen Vergleich anbot, und nichts als die Auslieferung der beiden Hauptanſtifter des Aufſtandes verlangte. Es kam hierauf zu einem blutigen Kampfe, in welchem die Thebaner mit verzweifeltem Muthe fochten und den Macedoniern einen empfindlichen Verluſt beibrachten, zuletzt aber doch den Waffen derſelben erlagen. Alexander drang in die Stadt ein, von deren Bewohnern ein großer Theil durch die Macedonier niedergemetzelt wurde. Schrecklich war das Loos, welches der König am folgenden Tage über das unglückliche Theben verhängte; doch geht aus allen Nachrichten hervor, daß die grauſame Beſtrafung der Thebaner weniger ihm, als den feindlichen Nachbarſtaaten derſelben zuzumeſſen iſt. Alexander überließ denjenigen griechiſchen Staaten, welche am Kampfe gegen Theben Theil genommen hatten, die Entſcheidung über das Schickſal der Stadt. Auf dieſe Weiſe erhielt Theben die Platäer, Orchomenier, Theſpier und Phokier zu Richtern, alſo lauter Völkerſchaften, welche von alter Zeit her Todfeinde der Thebaner und von Rache gegen dieſelben erfüllt waren, weil ſie ſelbſt ehemals ſo viel von ihnen zu leiden gehabt hatten. Ihr Spruch lautete dahin, daß die Stadt dem Erdboden gleich gemacht, und alle Einwohner derſelben ſammt Weibern und Kindern in die Sklaverei verkauft werden ſollten, mit alleiniger Ausnahme der Prieſter und Prieſterinnen und der Gaſtfreunde des macedoniſchen Königs. Alexander, welcher

nur noch die Nachkommen und die Wohnung des großen theban- iſchen Dichters Pindarus von dieſer Strafe ausnahm, befahl in ſeinem Zorne, den ſchrecklichen Spruch ſeiner ganzen Strenge nach auszuführen. Die Stadt ward alſo völlig zerſtört, und ihre Be- wohner insgeſammt zu Sklaven gemacht; die Zahl der Letzteren wird auf dreißigtauſend angegeben.

Alexander hatte durch das Verfahren gegen Theben den griech- iſchen Staaten zeigen wollen, daß ſie ihrer Exiſtenz nur ſo lange gewiß ſeien, als ſie ſich ganz und gar von der macedoniſchen Po- litik leiten ließen, daß aber die geringſte Widerſetzlichkeit ihnen Verderben bringen werde. Er bereute ſehr bald die allzu große Grauſamkeit, mit welcher er dies die Thebaner hatte fühlen laſſen, und ergriff nachher begierig jede Gelegenheit, ſeine Reue wegen des übereilten Befehls zu erkennen zu geben. Schon gleich nach der Ausführung deſſelben ſchenkte er einigen Thebanern die Freiheit, und ſo oft ſpäter auf ſeinem aſiatiſchen Feldzuge Theba- ner, die entweder beim Perſerkönig Dienſte genommen hatten, oder als Geſandte an denſelben geſchickt worden waren, in ſeine Hände fielen, entließ er dieſelben aus Mitleid mit dem Schickſal des un- glücklichen Volkes, während er die übrigen Griechen, die ſich in ähnlicher Weiſe gegen ihn vergingen, als Landesverräther beſtrafte. Am meiſten kam Alexander's Reue den Athenern zu Statten. Dieſe hatten, gleich nachdem die Nachricht von dem Falle Theben's nach Athen gekommen war, eine Geſandtſchaft an Alexander abgeſchickt, um ſeinen gerechten Zorn über ihren Treubruch zu beſchwichtigen. Der König benutzte dieſe Gelegenheit, um ſeine Grauſamkeit gegen Theben gutzumachen und den Griechen ſeine Milde zu beweiſen. Er nahm die atheniſchen Geſandten, unter welchen ſich auch der elende, aber gewandte und in Macedonien beliebte Redner Demades befand, huldvoll auf, verzieh den Athenern, daß ſie den thebaniſchen Flüchtlingen eine Zuflucht gewährt hatten, und forderte von ihnen blos die Auslieferung des Demoſthenes, Lykurgus, der Demagogen Charidemus und Ephialtes und einiger anderen Männer, welche das Volk zum Abfall von Macedonien beredet hatten. Auf Bitten der Athener nahm er nachher auch dieſe Forderung zurück, und verlangte blos, daß Ephialtes und Charidemus, von welchen der Letztere eigentlich nicht einmal ein Athener war, verbannt würden.

Beide verließen hierauf die Stadt; der Letztere, welcher früher ſchon in Kleinaſien und Thracien ſo mancherlei Rollen geſpielt hatte, begab ſich zum perſiſchen König.

3. Macedonien und Perſien beim Beginn des Krieges zwiſchen beiden Reichen.

Nachdem Alexander in der kurzen Zeit eines Jahres ſeine Herrſchaft ſowohl im Norden als im Süden befeſtigt hatte, kehrte er, im Herbſt 335 v. Chr., aus ſeinem Lager bei Theben nach Macedonien zurück, um den Winter hindurch die nöthigen Vorkehrungen zum perſiſchen Feldzug zu treffen und mit dem Beginn des Frühjahrs denſelben zu eröffnen. Die Verwaltung des Reiches übergab er nicht ſeiner grauſamen und rachgierigen Mutter, obgleich dieſe noch immer einen allzugroßen Einfluß behielt, ſondern dem alten, erfahrenen Freunde ſeines Vaters, Antipater. Dieſem tüchtigen Feldherrn und Staatsmann übertrug er die Leitung der macedoniſchen Angelegenheiten mit unbeſchränkter Vollmacht. Antipater ſollte aber außerdem auch die unzuverläſſigen griechiſchen Staaten bewachen, und für die fortwährende Ergänzung der Truppen Alexander's Sorge tragen. Alexander ließ ihm beim Abmarſch nach Aſien den vierten Theil des Heeres zurück. In Betreff der Griechen hatte Antipater den Auftrag, nicht blos alle ihre Bewegungen zu beobachten, ſondern auch die Volksherrſchaft und den von derſelben unzertrennlichen Geiſt der Unruhe ſoviel wie möglich unter ihnen zu erhalten, namentlich aber dem Peloponnes durch theils gezwungene, theils freiwillige Werbungen ſeine beſten Kräfte zu entziehen. Das Recht oder den Vorwand zu dieſen Werbungen ſcheint Alexander von dem Titel eines Oberfeldherrn der Griechen, den er zu Korinth erhalten hatte, abgeleitet zu haben. Aus Sparta und Athen zog er freilich niemals Truppen; allein das Erſtere wurde, als es wenige Jahre nach Alexander's Abmarſch die Waffen zu erheben wagte, von Antipater völlig zu Boden geſchlagen, und das Letztere wußten Alexander und ſein Reichsverweſer durch Freundlichkeit und Schmeicheleien von einem ſolchen Verſuche abzuhalten.

Die Geſammtzahl aller Truppen, welche Alexander für ſeinen aſiatiſchen Krieg nach und nach aus Macedonien und Griechenland zog, wird auf hundertundfünfzigtauſend Mann angeſchlagen. Dasjenige Heer, mit welchem er nach Kleinaſien überſetzte und den Feldzug eröffnete, belief ſich auf dreißigtauſend Mann zu Fuß und viertauſend fünfhundert Reiter. Dieſes Heer war den Truppen, welche Perſien ihm entgegenſtellen konnte, offenbar völlig gewachſen; denn es erſetzte das, was ihm an Zahl abging, vollkommen durch die Tapferkeit, Erfahrung und Kriegszucht der Soldaten und durch die Tüchtigkeit der Führer. Es bildete ein geſchloſſenes Ganzes und vereinigte doch alle Waffengattungen in ſich. Die Macedonier in demſelben fochten als Nation und mit dem vollen Bewußtſein des Ruhmes, welcher nicht blos für ihren Oberanführer, ſondern auch für ſie ſelbſt und ihre Nachkommen errungen wurde. Auch die griechiſchen Truppen des Heeres waren von einem nationalen Geiſte beſeelt, ſie zogen mit der Erinnerung an die Siegesthaten ihrer Vorfahren und mit dem erhebenden Gefühle der Überlegenheit der griechiſchen Waffen über die ſklaviſchen Horden barbariſcher Völker in den Kampf. Die übrigen Beſtandtheile des Heeres hatten wenigſtens ebenſo, wie die griechiſchen und macedoniſchen Truppen, ihre nationale Bewaffnung und Streitart beibehalten, und wurden daher nicht etwa blos von einem fremden Geiſte mit fortgeriſſen, ſondern fühlten ſich auch wegen des Vortheils, welchen die ihnen eigenthümliche Kampfweiſe dem Heere gewährte, als nützliche Glieder des Ganzen. Die Päonier und andere thraciſchen Völkerſchaften bildeten die leichte Reiterei des Heeres, und dienten ungefähr zu demſelben Zweck, zu welchem in neuerer Zeit Koſaken, Huſaren, Panduren und ähnliche Truppen dienen. Gleich dieſen Völkern waren ſie auf den einzelnen Zügen überall gegenwärtig, umſchwärmten den Feind beſtändig, und ſammelten Nachrichten für den Feldherrn ein. Die Triballer, Odryſen und einige illyriſchen Völkerſchaften bildeten ein leichtes Fußvolk, welches aber immer noch ſo beſchaffen war, daß es in der Linie mitfocht. Dagegen zog Alexander eigentliche leichte Truppen zu Fuß, die wir mit den Kroaten und ähnlichen Völkern neuerer Zeit vergleichen können, aus denſelben Gebirgen Illyriens und Thraciens, welche noch bis zum heutigen Tag die trefflichſten leichten Truppen liefern. Sie be-

ſtanden theils aus Bogenſchützen, theils aus den vom General Attalus befehligten agrianiſchen Jägern. Die Letzteren, welche anfangs nur tauſend Mann ſtark waren, nachher aber bedeutend vermehrt wurden, zeichneten ſich auf Alexander's Kriegszügen vor allen anderen thraciſchen und illyriſchen Stämmen aus; es gab faſt kein Gefecht, in welchem ſie nicht eine Rolle ſpielten.

Die Griechen des Heeres, deren Zahl anfangs nur ſiebentauſend betrug, bildeten, wie die macedoniſche Phalanx, ein ſchwerbewaffnetes Fußvolk. Sie machten auf gleichen Rang mit den Macedoniern Anſpruch. Außerdem hatte ſchon Philipp ſechshundert junge Griechen von guter Familie in eine Reiterſchaar vereinigt, welche der macedoniſchen und theſſaliſchen Garde des Heeres in Bewaffnung und Übung wenig nachſtand. Alexander vermehrte die Zahl derſelben bedeutend. Die ritterliche Mannſchaft des theſſaliſchen Volks leiſtete dem macedoniſchen König auf ſeinen Kriegszügen die beſten Dienſte, und er wußte ihre Habſucht, welche ſich auf den Wunſch zu genießen und zu glänzen gründete, vortrefflich zu benutzen. Der theſſaliſche Adel bildete eine berittene Garde, welche ebenſo tüchtig war, als die der Macedonier. Sie zeichnete ſich ſtets ſehr aus, und Alexander trug immer Sorge, daß Allen, die zu dieſem Chor gehörten, Gelegenheit gegeben wurde, ſich zu bereichern, namentlich wenn ſie, wie andere Freiwilligen, nach Hauſe entlaſſen ſein wollten. Er hielt ſie dann nicht zurück, aber er gab ihnen außer dem Antheil an der Beute ein großes Geldgeſchenk, und ließ ſie auf ſeine Koſten nach Europa überſchiffen. So ſchenkte er ihnen z. B., als er von Perſepolis nach Ekbatana zog, bei ihrer Entlaſſung zweitauſend Talente oder mehr als fünf Millionen Gulden (gegen drei Millionen Thaler). Dieſe Großmuth bewog damals ſehr viele von ihnen, ſich aufs neue anwerben zu laſſen; die Reichthümer derer aber, welche nach Hauſe zurückkehrten, reizten Andere zum Dienſte im macedoniſchen Heere. Später gebrauchte Alexander, wie es ſcheint, ſeine macedoniſchen Reiter immer mehr ſtatt der Theſſalier, und nahm dieſe zuletzt in ſeine macedoniſche Edelgarde auf.

Der macedoniſche Theil des Heeres behielt die Einrichtung und Stellung, welche Philipp ihm gegeben hatte. Alexander fügte

jedoch eine neue Truppengattung hinzu, die ſeine eigene Erfindung war, und welche den Namen Dimachen, d. h. die zwiefach, zu Pferd und zu Fuß, Kämpfenden, erhielt. Er fand nämlich ſeine ſchwere macedoniſche und theſſaliſche Reiterei oft zu unbehülflich, die berittene Mannſchaft der Odryſen, Triballer und anderer rohen Stämme aber gegen die an den Kampf zu Pferd von jeher gewöhnten Reitervölker des Orients zu leicht; er bildete daher das aus Macedoniern beſtehende Corps der Dimachen, welche, wie unſere Dragoner, zugleich für den Kampf zu Pferd und zu Fuß eingeübt wurden. Sie waren leichter, als das macedoniſche Fußvolk, und ſchwerer, als die leichte Reiterei, bewaffnet, und hatten nicht, wie die Letzteren, Pferde, welche mit Bruſtharniſchen und Platten bedeckt waren.

Während Alexander's Heer der perſiſchen Kriegsmacht völlig gewachſen war, befanden ſich dagegen ſeine Finanzen in einem ſehr traurigen Zuſtande. Sein Vater hatte ihm eine Staatskaſſe von nicht mehr als ſechszig Talenten oder hundert und ſechsundfünfzigtauſend Gulden (gegen ſieben und achtzigtauſend Thaler) hinterlaſſen. Alexander hatte deswegen Schulden machen müſſen, um Heer und Flotte vollſtändig auszurüſten, und der Zug nach Aſien war für ihn, wie für ſeinen Vater, gewiſſermaßen eine Nothwendigkeit geworden, weil er nur auf dieſe Weiſe ſein Heer erhalten und den Finanzen des Staates aufhelfen konnte. Er ging aber ungeachtet ſeiner ärmlichen Geldverhältniſſe ſogar ſo weit, daß er, als er über den Hellespont ſetzte, gleichſam alle Brücken hinter ſich abbrach. Er erließ nämlich den Macedoniern für die Zukunft alle Steuern unter der Bedingung, unter welcher im Mittelalter auch die chriſtliche Ritterſchaft ſtets von Abgaben frei war, d. h. er legte ſeinen Macedoniern blos die Verpflichtung auf, ihm die Heeresfolge zu leiſten. Ja, Alexander vertheilte vor ſeinem Abmarſch ſogar alles, was ihm von Waldungen, Gütern und andern Domänen gehörte, an die Anführer der Truppen. „Was bleibt denn dir übrig, o König?“ fragte ihn der General Perdikkas. „Die Hoffnung!“ antwortete Alexander. Von allen Freunden und Generalen des Königs war nur Perdikkas nebſt ſehr wenigen Anderen edel genug, das angebotene Geſchenk auszuſchlagen und ſich jede Belohnung vor dem Siege zu verbitten. „Laß uns, die Genoſſen deiner Thaten, ſagte

er zum König, auch die Hoffnung mit dir theilen!" Weil auf dieſe Weiſe ſogar die Mittel zur Verwaltung Macedoniens fehlten, ſo mußte Alexander auf ſeinem aſiatiſchen Feldzuge von Zeit zu Zeit große Geldſummen an ſeinen Reichsverweſer Antipater ſchicken, der ja überdies ein nicht unbedeutendes Heer zu unterhalten hatte. Ehe Alexander ſich in Marſch ſetzte, feierte er noch mit großen Koſten das neuntägige macedoniſche Nationalfeſt der Muſen, und ließ ſein ganzes Heer an demſelben Theil nehmen. Alexander begann alſo den Feldzug mit keinen andern Mitteln, als denjenigen, welche ſein Talent und die Tüchtigkeit des Heeres ihm darbot; aber er war, wie ſein Vater, überzeugt, daß Kleinaſien leicht zu erobern wäre, und daß der Beſitz dieſes Landes ihm die zur Unterwerfung des übrigen perſiſchen Reichs nöthigen Hülfsmittel liefern würde.

Dies war die Lage Alexander's bei der Eröffnung des Feldzugs. Der perſiſche König dagegen beſaß zwar dem äußeren Schein nach Reichthum und Macht, der Wirklichkeit nach war aber ſein großes Reich ein morſches Gebäude, welches jeden Augenblick einzuſtürzen drohte. Schon als Ageſilaus mit einem Heere in Aſien eindrang, wäre das perſiſche Reich gewiß in Trümmer zerfallen, wenn nicht die Verhältniſſe Griechenlands, die den ſpartaniſchen König zur Rückkehr nach Europa zwangen, dasſelbe gerettet hätten (ſ. oben S. 34 f.). Auch der mächtige Einfluß, welchen die Zwietracht der Griechen unmittelbar nachher dem Perſer-König verſchaffte, konnte das Reich nicht vor dem Untergange retten. Dieſes war bis auf ſeine Grundlagen ſelbſt erſchüttert.

Artaxerxes II. Mnemon, bis zu deſſen letzten Jahren die perſiſche Geſchichte früher erzählt worden iſt (ſ. oben S. 47), hinterließ nicht weniger als hundert und achtzehn Söhne, welche alle einigen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten ausübten, obgleich nur drei derſelben, Darius, Ariaspes und Ochus, von ſolchen Frauen geboren waren, die den Titel Königin führten. Der älteſte jener drei Prinzen, Darius, war von Artaxerxes zuletzt zum Mitregenten angenommen worden; er war aber wegen eines Weibes bald mit ſeinem Vater in Zwiſt gerathen, und hatte in Verbindung mit Tiribazus einen Anſchlag auf das Leben desſelben gemacht. Die Verſchwörung war entdeckt worden, und Darius, Tiribazus und Andere hatten ihren Hochverrath mit dem Leben gebüßt. Jetzt

ſuchte Ochus, der jüngere von den beiden anderen Prinzen des erſten Ranges, mit Verdrängung ſeines Bruders Ariaspes ſich den Thron zu verſchaffen. Ochus war ein leidenſchaftlicher, tyranniſcher Mann, und weder bei ſeinem Vater, noch bei den übrigen Gliedern der königlichen Familie wohl gelitten. Artaxerxes zog ihm nicht blos den Ariaspes, ſondern auch einen nicht ebenbürtigen Sohn, Arſames, vor, und ging mit dem Gedanken um, einen von dieſen beiden zu ſeinem Nachfolger zu ernennen. Ochus half ſich durch einen doppelten Brudermord. Den Arſames ließ er durch einen ſeiner Freunde geradezu aus dem Wege räumen; den Ariaspes aber wußte er durch allerhand Vorſpiegelungen über des Vaters Abſichten ſo ſehr zu täuſchen, daß derſelbe zuletzt ganz irre wurde, und in der gewiſſen Überzeugung, das Schickſal des Darius ſei auch gegen ihn beſchloſſen, ſich ſelbſt das Leben nahm, um einem ſchmählichen Ende zuvorzukommen. Der Tod der beiden Lieblingsſöhne brach dem vierundneunzigjährigen Vater das Herz, und Ochus beſtieg nun den Thron (362 v. Chr.).

Ochus, welcher als König den Namen Artaxerxes III. annahm, verheimlichte des Vaters Tod ſo lange, bis er ſeine übrigen Brüder und faſt alle anderen Angehörigen des königlichen Hauſes aus dem Wege geräumt hatte. Er ließ ſich während ſeiner ganzen Regierung von ſeinem Liebling Bagoas, einem ſchlechten, aber ſehr unternehmenden Manne, leiten. Da durch die kurz vor ſeiner Thronbeſteigung unterdrückte Empörung der Satrapen von Vorderaſien die Finanzen des Reiches zu Grunde gerichtet worden waren, ſo beſchloß Ochus, wahrſcheinlich auf Anrathen des Bagoas, zur Wiederherſtellung derſelben einen Nationalkriegszug zu veranſtalten. Noch war nämlich Egypten nicht wieder unterworfen, und die perſiſchen Vaſallen, welche in den phöniciſchen Städten herrſchten, hatten ſich an den König dieſes Landes angeſchloſſen. Ochus ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze der ganzen Reichsmacht, welche aus dreimalhundert und dreißigtauſend Mann Landtruppen und aus einer Flotte von dreihundert Kriegs- und fünfhundert Transportſchiffen beſtand. Ungeachtet dieſer großen Macht ſiegte er nur durch ſeine griechiſchen Hülfstruppen und durch die Verräthereien und den Unverſtand der Feinde. Als er gegen Sidon zog, verriethen der feige Fürſt dieſer Stadt, Tennes, und, was noch

wichtiger war, der Anführer der griechiſchen Söldner, **Mentor** von Rhodus, diejenigen, deren Beſchützung ihnen anvertraut worden war. Die tapferen Sidonier hatten früher alle ihre Schiffe verbrannt, um ſich ſelbſt die Flucht unmöglich zu machen und alle Bürger zum tapferſten Widerſtand zu nöthigen; als aber Tennes einen Theil ihres Heeres nebſt den hundert angeſehenſten Männern der Stadt dem Perſer-König in die Hände geſpielt hatte, und hierauf Mentor den Feinden die Thore öffnete, waren ſie rettungslos verloren. Sie zogen jedoch einen ruhmvollen Untergang der perſiſchen Sklaverei vor, ſteckten ihre eigene Stadt in Brand, und ſtürzten ſich ſelbſt mit ihren Weibern und Kindern in die Flammen. Es ſollen damals nicht weniger als vierzigtauſend Menſchen umgekommen ſein. Doch wurde die Stadt bald wieder aufgebaut, und zwei Jahrzehnte ſpäter war ſie ſchon wieder ebenſo bevölkert und blühend als vorher. Tennes erhielt den Lohn, welcher allen Verräthern gebührt: Ochus ließ ihn, gleich nachdem er von ſeiner Treuloſigkeit Nutzen gezogen hatte, umbringen. Mentor aber, der als tüchtiger General dem König noch ferner nützlich ſein konnte, erhielt ein Commando im Heere, und leiſtete den Perſern in der folgenden Zeit wichtige Dienſte.

Ochus zog hierauf nach Egypten. Nektanebus, der damalige Beherrſcher dieſes Landes (ſ. oben S. 91), welcher ein Heer von achtzigtauſend Egyptern und anderen Afrikanern und von nicht weniger als zwanzigtauſend Griechen aufgeſtellt hatte, wäre den Perſern ganz gewiß überlegen geweſen; allein er benahm ſich im Kampfe mit ihnen noch viel unverſtändiger, als der perſiſche König, und ſtürzte ſich dadurch ſelbſt ins Verderben. Er hatte ſich auf ſeinen früheren Feldzügen von zwei tüchtigen griechiſchen Anführern, dem Athener Diophantus und dem Spartaner Lamius, leiten laſſen, glaubte aber jetzt ſelbſt im Stande zu ſein, ſeine Sache zu führen. Er wurde in Folge davon beſiegt, und mußte froh ſein, durch die Flucht in das Innere von Afrika ſein Leben retten zu können. Egypten wurde wieder unterworfen, und Ochus wüthete gegen die Bewohner desſelben aufs grauſamſte: er ließ die Mauern der Hauptſtädte des Landes umreißen, und beraubte Götter und Menſchen auf eine ſo rückſichtsloſe Weiſe, daß er mit großen Schätzen von Gold und Silber zu den Lüſten und Aus-

ſchweifungen ſeiner Reſidenz zurückkehren konnte. Mentor wurde zum Oberſtatthalter der Seeprovinzen ernannt, und machte ſich in dieſer Stellung beſonders dadurch nützlich, daß er die Werbung griechiſcher Söldner gut zu leiten verſtand, und von Zeit zu Zeit Abtheilungen derſelben nach Oberaſien ſchickte; Bagoas aber erhielt die Oberaufſicht über alle Satrapieen im Inneren des Reichs. Beide theilten ſich jetzt in die Leitung der Regierung.

Bagoas erhielt durch ſeine Verbindung mit Mentor und durch die Truppen, welche dieſer ihm ſchickte, eine ſo mächtige Stellung, daß er zuletzt ſogar dem Könige furchtbar wurde. Als ihm daher die Rolle eines allmächtigen Miniſters bei einem grauſamen und treuloſen König bedenklich zu werden ſchien, beſchloß er durch die Ermordung desſelben ſeinem eigenen Sturze vorzubeugen. Er entledigte ſich (339 v. Chr.) des Königs durch Gift, und erhob Arſes, den jüngſten Sohn desſelben, auf den Thron. Zu gleicher Zeit ließ er auch faſt alle Prinzen des königlichen Hauſes ermorden. Drei Jahre lang fügte ſich der junge Mann in die Vormundſchaft des Bagoas; als er aber endlich darauf zu denken ſchien, ſich von dieſem Joche zu befreien und den Tod ſeiner Anverwandten zu rächen, kam ihm Bagoas zuvor und ließ ihn und zugleich faſt die ganze übrige königliche Familie umbringen.

Unter den wenigen Gliedern des königlichen Hauſes, welche Bagoas am Leben ließ, ſchien ihm ein faſt ganz vergeſſener Urenkel des Darius II. und Großneffe des Artaxerxes III. das paſſendſte Werkzeug zu ſeinen Zwecken. Er zog denſelben daher aus der Verborgenheit hervor, und machte ihn zum König. Dies war der unglückliche, eines beſſeren Schickſals würdige Darius III. Kodomannus, welcher von Alexander dem Großen beſiegt ward, und mit deſſen Sturz das perſiſche Reich ein Ende nahm. Auch ihn wollte Bagoas, bald nachdem er ihn auf den Thron erhoben hatte, ermorden, weil Darius ſich ſeinem Willen nicht fügte; allein der König kam dem ruchloſen Miniſter zuvor, und brachte ihn ſelbſt ums Leben. Darius, welcher von 337 v. Chr. an herrſchte, wird zwar wegen ſeiner perſönlichen Tapferkeit gerühmt, es fehlte ihm aber an den eigentlichen Talenten eines Herrſchers und Feldherrn. Überdies hatte er zu der Zeit, als Alexander gegen ihn zog, ſich kaum erſt auf dem Thron befeſtigt, und noch keine Ge-

legenheit gehabt, ſein großes Reich und die Hülfsmittel, die es ihm bieten konnte, kennen zu lernen. Auch war es ſehr ſchwer, wenn nicht unmöglich, Ordnung und Feſtigkeit in die Leitung des Reiches zu bringen, die Provinzen länger zu einem Ganzen verbunden zu halten, und ein den Waffen der Macedonier gewachſenes Heer aufzuſtellen. Die Provinzen in Vorderaſien wurden von Alexander ſo leicht unterworfen, daß es faſt ſcheint, als wenn es den Bewohnern derſelben erwünſcht geweſen wäre, ſtatt der perſiſchen Satrapen, durch welche ſie gepeinigt und gedrückt wurden, die Beamten eines Königs zu erhalten, der ihnen ihre alten Rechte und Freiheiten wiederzugeben verſprach; erſt im tiefen Innern von Aſien erfuhr Alexander Widerſtand von Seiten der Landeseingeborenen. Die oberſte Leitung des Reiches ſelbſt war ſo beſchaffen, daß ein Mann von Einſicht und Charakter im perſiſchen Staatsrath unmöglich dauernden Einfluß haben konnte. Das Heer aber, welches man den Macedoniern bei ihrer Annäherung entgegenſchickte, verdient, wenn man die griechiſchen Soldtruppen in demſelben ausnimmt, kaum dieſen Namen.

Der einzige Mann, welcher das perſiſche Reich vielleicht hätte retten können, war Memnon von Rhodus, der Bruder des zuvor erwähnten Mentor. Dieſer war ebenſo wie ſein Bruder als ganz junger Menſch nach Aſien gegangen, um daſelbſt durch Kriegsdienſte ſein Glück zu machen. Der perſiſche Satrap Artabazus hatte ſeine Schweſter geheirathet und beiden Brüdern gute Stellen verſchafft; als derſelbe aber bei einem Empörungsverſuch ſcheiterte (ſ. oben S. 94), mußten Beide die Flucht ergreifen. Memnon rettete ſich mit Artabazus zum König Philipp von Macedonien, Mentor aber entrann nach Egypten. Der Letztere wurde nachher an der Spitze griechiſcher Söldner den Sidoniern zu Hülfe geſandt, verrieth dieſe aber an den Perſer-König. Er erhielt hierauf am Hofe desſelben einen allmächtigen Einfluß, und benutzte dies, um ſeinem Bruder und ſeinem Schwager ihre Begnadigung und die Erlaubniß zur Rückkehr auszuwirken. Die beiden Brüder warben nachher dem Perſer-Könige griechiſche Soldtruppen, und waren eifrig bemüht, die nöthigen Vorkehrungen zur Abwehr der von Macedonien her drohenden Gefahr zu treffen. Namentlich leiſtete Memnon, welcher nach dem bald nachher erfolgten Tode ſeines

Bruders an deſſen Stelle Statthalter in Kleinaſien wurde, den Perſern die wichtigſten Dienſte. Er beſaß militäriſche Einſicht und Erfahrung, hatte von Jugend auf griechiſche Söldlinge angeführt, verſtand vortrefflich dieſelben an ſich zu ziehen, und kannte von ſeinem Aufenthalt in Macedonien her alle Verhältniſſe dieſes Reiches. Er erhielt die Leitung der perſiſchen Rüſtungen gegen Alexander, und entwarf für den bevorſtehenden Feldzug einen Plan, der den Macedoniern vielleicht Verderben gebracht hätte, wenn es nur möglich geweſen wäre, daß ein tüchtiger Mann am perſiſchen Hofe bleibenden Einfluß gehabt hätte. Memnon verlangte nämlich, daß man ſich mit Alexander in kein Treffen einlaſſe, ſondern ſich vor dem Heere desſelben beſtändig zurückziehe, dabei überall das Land verwüſte, den Macedoniern jeden Schritt erſchwere, und ſie bis in das Innere des Reiches locke. Dieſer Plan war ſehr verſtändig, wurde aber von den ſtolzen perſiſchen Satrapen, welche das kleinaſiatiſche Heer befehligten, und in deren Kriegsrath Memnon nur Eine Stimme hatte, höhnend zurückgewieſen. Erſt als jene ihren Stolz durch die ſchimpfliche Niederlage am Granikus gebüßt hatten, übertrug Darius dem erfahrenen und einſichtsvollen Griechen den Oberbefehl. Memnon entwarf nun, wie ſich ſpäter zeigen wird, einen neuen Plan, welcher für die Macedonier ebenfalls ſehr gefährlich war; zum Glück für dieſe aber wurde Memnon bald nachher durch den Tod vom Schauplatz abgerufen.

4. Der perſiſche Feldzug Alexander's bis zur Schlacht am Granikus.

Alexander hatte mit dem Anbruch des Frühlings 334 v. Chr. den Marſch nach Aſien angetreten, und war ohne die mindeſte Schwierigkeit über den Hellespont gegangen. Beim Übergang über dieſe Meerenge, ſowie unmittelbar nachher, als er zu den Ruinen von Troja kam, benutzte er, vermittelſt ſeiner eigenen poetiſchen Natur, die Gefühle und Erinnerungen eines griechiſchen Heeres ganz meiſterhaft zur Förderung ſeines Unternehmens. Er ſuchte nämlich ſeinen Kriegszug in den Augen ſeiner Truppen und ſeiner Nation an alles das anzuknüpfen, was ihnen durch Homer und Herodot zum lebendigſten Bewußtſein ge-

bracht war, an die Götter und Heroen Griechenlands, an den göttlichen Achilles, der ſein eigenes Vorbild war, und an Troja, das Sinnbild der perſiſchen Macht. Wenige Männer der Geſchichte haben es ſo wie Alexander verſtanden, große Thaten mit kleinen äußeren Mitteln zu vollbringen, und die in der Lage der Dinge ſelbſt oder in dem Geiſte der Nation liegenden Hülfsmittel zu benutzen. Er wußte in einer Zeit, in welcher auf dauernde Begeiſterung für eine Sache nicht mehr zu rechnen war, Begeiſterung für ſeine Perſon zu erwecken, faſt alle ausgezeichneten Talente Griechenlands für ſein Unternehmen zu intereſſiren, die Beſtrebungen der damaligen Künſtler und Philoſophen ſeiner Nation auf ſeinen Kriegszug hinzulenken, die nationalen Ideen der Griechen mit demſelben in Verbindung zu bringen, und zugleich neue Anſichten und eine erweiterte Erkenntniß durch ſeine Thaten hervorzurufen.

Von dieſem Standpunkte aus iſt alles dasjenige zu beurtheilen, was Alexander that, als er auf ſeinem Marſche an die Meerenge des Hellespont gekommen war. Auf dem Grabe des Proteſilaus, welches auf der europäiſchen Seite des Hellespont lag, brachte er dieſem Helden, dem erſten, der im Kampfe mit Troja gefallen war, ein Opfer dar, weil die Griechen unter Alexander's Führung im Begriff waren, jetzt noch einmal gegen Aſien zu ziehen und gleichſam Rache für die einſt durch trojaniſche Waffen getödteten Landsleute zu nehmen. Mitten im Hellespont, der einſt des Xerxes Brücke nicht geduldet hatte, ſpendete Alexander aus goldener Schale dem Gotte Neptun ein Trankopfer, weil derſelbe einſt, noch vor dem Kriege gegen Troja, ſeine Fluthen über das Gebiet dieſer Stadt geſendet hatte. Beim Anfahren an der aſiatiſchen Küſte ſchleuderte Alexander einen Speer in den Boden desjenigen Welttheils, welcher jetzt durch griechiſche Waffen bezwungen werden ſollte. Er ſelbſt ſprang zuerſt von allen Theilnehmern des Zugs ans Land, und ließ an der Stelle, wo dies geſchehen war, Altäre errichten. Von der Küſte des Hellespont richtete er ſeinen Marſch zunächſt nach der Stelle, auf welcher einſt Troja geſtanden hatte. Hier brachte er an den Grabhügeln der bei der Belagerung dieſer Stadt gefallenen griechiſchen Helden, vor Allem aber an denen des Achilles und ſeines Freundes Patroklus, glänzende Opfer dar, und

ließ zu Ehren dieſer gefeierten Heroen Spiele und Wettkämpfe halten. Er ſelbſt verherrlichte dabei durch Bekränzung des Grabes und durch Opferſpenden den Achilles, ſein Freund Hephäſtion aber den Patroklus. Wie mußte dies Alles den Enthuſiasmus eines griechiſchen Heeres befeuern, welches überdies für Kriegsruhm begeiſtert war, von einem jugendlichen Helden geführt ward, und die ritterlich geſinnte Schaar des macedoniſchen Adels an ſeiner Spitze hatte! Und wie ſehr hatte Memnon Recht, den perſiſchen Anführern, welche weiter landeinwärts ihre Truppen vereinigt hatten, den Kampf mit einem ſolchen Heere zu widerrathen, zumal da das ihrige den Macedoniern an Zahl nur wenig überlegen war!

Das perſiſche Heer, welches gegen die Macedonier heranzog, beſtand zwar aus hunderttauſend Mann, allein ſechzigtauſend derſelben waren nichts als bloße Milizen, die mehr ſchadeten als nutzten, weil ſie alle Bewegungen erſchwerten und die Erhaltung der Ordnung unmöglich machten. Selbſt die übrigen vierzigtauſend waren ganz ſonderbar zuſammengeſetzt; die Reiterei bildete eine gleich große Zahl mit dem Fußvolk, und von einem Syſtem der Bewaffnung oder von einer gleichförmigen Bewegung war keine Rede. Jeder Satrap führte die Truppen der von ihm verwalteten Provinz; aber keiner derſelben war eigentlicher Oberbefehlshaber. Dieſes Heer ſtellte ſich, als Alexander den Boden von Kleinaſien betreten hatte, an dem kleinen Fluſſe Granikus auf, welcher von Süden her in das Marmara-Meer fließt. Hier wollte man, ungeachtet aller Vorſtellungen Memnon's, die Macedonier erwarten, um ihnen durch einen Sieg in offener Feldſchlacht das weitere Vordringen unmöglich zu machen. Alexander rückte den Feinden entgegen, und beſchloß ſie ſogleich anzugreifen. Einige ſeiner Generale, namentlich Parmenio, gaben ihm den Rath, ſich auf dem linken Ufer des Granikus zu lagern, und nicht im Angeſicht des Feindes über den Fluß zu gehen; Alexander aber, welcher die Beſchaffenheit des perſiſchen Heeres kannte und die ſehr verkehrte Aufſtellung deſſelben gewahrte, beſchloß die Fehler der Feinde ſogleich zu benutzen, und wies Parmenio's Bedenken mit dem Ausruf zurück: „Der große Hellespont würde ſich ja ſchämen müſſen, wenn ich mich vor einem kleinen Flüßchen fürchtete.“

So wurde, zu Ende Mai oder im Anfange des Juni 334 v. Chr., die Schlacht am **Granikus** geliefert. Die Macedonier ſetzten im Angeſicht des perſiſchen Heeres über den Fluß, und griffen die auf dem jenſeitigen Ufer ſtehenden Feinde an. Alexander ſelbſt, welcher Tapferkeit, Stärke, Gewandtheit, kurz alle ritterlichen Eigenſchaften eines Helden der Homeriſchen Zeit oder des Zeitalters der Kreuzzüge beſaß, nahm, wie bei allen anderen Gelegenheiten, perſönlich Antheil an dem Gefechte. Wir dürfen ihm deswegen nicht den Vorwurf machen, daß er dadurch das Schickſal ſeines Reiches und der Welt unnöthiger Weiſe aufs Spiel geſetzt habe; denn er kannte ſeine Macedonier und das griechiſche Volk, und wußte, welchen Eindruck bei ihnen eine Achilleiſche Tapferkeit hervorbrachte. Alexander gerieth übrigens in jener Schlacht allerdings durch ſeine perſönliche Theilnahme am Kampfe in Lebensgefahr. Er hatte nämlich einen perſiſchen Anführer, von dem er an der Schulter verwundet worden war, mit ſeinem Speer todt zu Boden geſtreckt, als des Gefallenen Bruder Rhöſaces und der Satrap Spithridates auf den König losſprengten. Der Erſtere, welcher mit einem Schwerthiebe Alexander's Helm zerſchmetterte, wurde zwar ſogleich von dem Könige durchbohrt, der Letztere aber zückte von hinten ſeinen Säbel über das entblößte Haupt Alexander's und würde ihn ſicher getödtet haben, wenn nicht in demſelben Augenblick **Klitus**, einer der macedoniſchen Generale, des Perſers Arm abgehauen hätte. Die Perſer erlitten eine gänzliche Niederlage, ſie ergriffen insgeſammt die Flucht, und zerſtreuten ſich ſo, daß ihr Heer ganz und gar verſchwand. Die Zahl ihrer Todten belief ſich nach der einen Angabe auf tauſend, nach der andern auf zweitauſend fünfhundert Mann. Nachdem der perſiſche Theil des Heeres beſiegt war, wandte ſich Alexander gegen die griechiſchen Söldner, welche der Unverſtand der feindlichen Führer zu müßigen Zuſchauern des Kampfes gemacht hatte. Auch ſie wurden nach einem kurzen, aber ſehr hartnäckigen Kampf, in welchem dem König ein Pferd unter dem Leibe getödtet ward, geſchlagen, und insgeſammt entweder zuſammengehauen oder gefangen genommen. Der Verluſt der Macedonier war gering; ſie ſollen in der ganzen Schlacht nur hundert und fünfzehn Mann eingebüßt haben.

Der König ließ die Gebliebenen ſeines Heeres auf eine ehrenvolle Weiſe beſtatten, und befahl, für ihre Angehörigen in der Heimath Sorge zu tragen. Die in Gefangenſchaft gerathenen griechiſchen Söldner dagegen beſtrafte er als Landesverräther, welche, in einem durch die griechiſchen Staaten beſchloſſenen Kriege, auf Seiten der Feinde gegen ihr Vaterland gefochten hatten: ſie wurden gefeſſelt nach Macedonien geſchleppt und dort zu öffentlicher Strafarbeit gezwungen. Nur den Thebanern unter ihnen gewährte Alexander aus Mitleid mit ihrem Looſe Verzeihung. Aus der reichen Beute, welche er in dem perſiſchen Lager fand, ließ er durch Lyſippus eine Ehrenſtatue für jeden der fünfundzwanzig macedoniſchen Ritter, die in der Schlacht geblieben waren, gießen und in einer Stadt Macedoniens aufſtellen. Außerdem ſchickte er dreihundert perſiſche Rüſtungen nach Athen, damit ſie daſelbſt in den Tempel der Minerva niedergelegt würden, und zwar mit folgender Aufſchrift: „Alexander, Philipp's Sohn, und die Griechen, mit Ausnahme der Spartaner, weihen dies aus der von den perſiſchen Barbaren errungenen Beute der Göttin."

5. Alexander's perſiſcher Feldzug von der Schlacht am Granikus an bis zur Beſetzung von Cilicien.

Das ganze weſtliche Kleinaſien bis zum Taurus-Gebirge hin war der Preis des am Granikus erfochtenen Sieges. Schon dieſe Eroberung an und für ſich allein würde ein Reich gebildet haben, welches, bei einer guten Verwaltung, mit den glänzendſten Reichen der neueren Zeit zu vergleichen geweſen wäre. Die am Hellespont gelegene Provinz wurde ohne das mindeſte Widerſtreben der Einwohner beſetzt, und Kalas, der Oberanführer der theſſaliſchen Reiterei, zum Statthalter derſelben ernannt. Alexander ſelbſt ſchlug mit der Hauptmacht den Weg nach Süden ein; denn da nur die Griechen im feindlichen Heere und eine Verbindung Griechenlands mit Perſien ihm gefährlich ſein konnte, ſo mußte jetzt ſein Hauptſtreben darauf gerichtet ſein, daß er ſich der kleinaſiatiſchen Küſte im Weſten und Süden bemächtigte, und ſo Perſer und Griechen von einander trennte. Er marſchirte zunächſt gegen Sardes, die Hauptſtadt von Lydien, welche eine für unüberwindlich gehaltene

Burg hatte. Noch ehe er bei derſelben angelangt war, kam Mithrines, der Befehlshaber der dortigen perſiſchen Beſatzung, ihm entgegen, um die Burg freiwillig zu übergeben. Alexander ſtellte die alten Freiheiten und Rechte des lydiſchen Volkes wieder her, und ſetzte Aſander, den Bruder Parmenio's, als Statthalter des Landes ein. Später, zur Zeit der Rückkehr Alexander's aus Egypten, rief er dieſen wieder ab, und ernannte den General Menander an ſeine Stelle.

In Epheſus, einer der Hauptſtädte von Jonien, verjagte das Volk bei der Annäherung Alexander's die perſiſch geſinnte Partei, und nahm ihn und ſeine Truppen als Landsleute und Befreier mit Entzücken auf. Der König hob hier, wie in allen griechiſchen oder halbgriechiſchen Städten Kleinaſiens, die Oligarchie auf, und ſtellte die frühere Volksherrſchaft wieder her. Er hatte dazu einen doppelten Grund: einmal gewann er dadurch überall die Maſſe des Volks für ſich, und dann war dies das beſte Mittel, die Macht Memnon's zu brechen, welcher nach der Schlacht am Granikus zum Oberanführer zu Waſſer und zu Land ernannt worden war, und als ſolcher ſich mit allen Fürſten und Oligarchen der griechiſchen Städte in Verbindung geſetzt hatte. Übrigens war Alexander's Einführung der Demokratie nur eine Wiederherſtellung der alten Formen der Verwaltung; der Wirklichkeit nach wurden die Städte in größere Abhängigkeit gebracht, als unter der perſiſchen Herrſchaft. Alexander errichtete, wiewohl er anfangs dabei ſehr vorſichtig zu Werke ging, überall eine leitende Militär- und Civilgewalt, welche nicht, wie die der perſiſchen Satrapen, nur den Schein der Herrſchaft hatte. Doch kam durch die von ihm eingeſetzte Verwaltung eine neue Seele und eine neue Bewegung in das halb erſtorbene Nationalleben der aſiatiſchen Griechen.

Milet, deſſen Commandant auf die Hülfe der perſiſchen Flotte rechnete, konnte nur durch Gewalt genommen werden. Es wurde belagert und im Sturme erobert. So waren alle von Griechen bewohnten Gegenden Kleinaſiens, mit Ausnahme von Karien und Lycien, binnen wenigen Monaten in Alexander's Gewalt gekommen. In Karien bediente ſich der macedoniſche König der inneren Unruhen auf eine ſehr geſchickte Weiſe zu ſeinen Zwecken. Ada, die Wittwe des Idrieus, welcher 350 v. Chr. ſeiner Schwägerin

Artemiſia II. (ſ. oben S. 92) in der Regierung des Landes nachgefolgt war, hatte einige Jahre vor Alexander's Ankunft der Herrſchaft wieder entſagen müſſen, weil ihr Bruder Pirodarus die Waffen gegen ſie erhoben hatte. Doch behauptete ſie ſich in der Feſtung Alinda. Als Pirodarus geſtorben war (335 v. Chr.), bemächtigte ſich ein vornehmer Perſer, welcher die Tochter desſelben geheirathet hatte, der Herrſchaft. Die ausgeſchloſſene rechtmäßige Erbin, Ada, ſah deshalb mit Freuden Alexander gegen ihr Land heranrücken, und harrte in Alinda auf ihn, wie auf einen Befreier. Alexander nahm ſich ihrer an, und gewann dadurch ſogleich die Karier für ſich, welche ohnehin nur mit Unwillen einen Perſer an der Spitze ihrer Regierung ſahen, und noch von der Zeit des Mauſolus her das perſiſche Syſtem der Erpreſſung und Mishandlung in lebendigem Andenken hatten. Das ganze Land wurde ohne Schwierigkeit beſetzt; nur Halikarnaſſus, wohin ſich Memnon gezogen hatte, leiſtete Widerſtand, und fiel erſt nach einer hartnäckigen Gegenwehr in die Hände der Macedonier. Alexander übergab die Herrſchaft von Karien der rechtmäßigen Fürſtin des Landes, welche ihrem neuen Gebieter dadurch huldigte, daß ſie ihn an Kindesſtatt annahm und für ihren Erben erklärte.

Alexander, der ſich jetzt (im Herbſt 334 v. Chr.) im Beſitze aller Küſten des ägäiſchen Meeres befand, glaubte den zu Lande erworbenen Ruhm nicht einem ungewiſſen Seegefechte ausſetzen zu dürfen, und entließ daher ſeine Flotte, welche den Kampf mit der faſt dreimal ſtärkeren Seemacht des Feindes nicht wagen konnte, und doch zu ihrem Unterhalte große Summen erforderte. Der König überließ dadurch freilich die Herrſchaft des Meeres ſeinem Feinde, er beſchloß aber, ſich zu Lande aller noch nicht beſetzten Häfen des perſiſchen Reiches zu bemächtigen und ſo den Zuſammenhang der Perſer mit ihrer Flotte und mit Griechenland abzuſchneiden. Das Schickſal war übrigens dem macedoniſchen Könige ſehr günſtig, und that offenbar das Beſte; denn der gewandte und kriegserfahrene Memnon, welchen Darius bald nach der Schlacht am Granikus zum Oberbefehlshaber zu Waſſer und zu Land ernannt hatte, hätte dem Kriege leicht eine für Alexander ſehr gefährliche Wendung geben können. Memnon hielt noch einige Punkte der kleinaſiatiſchen Küſte beſetzt, er bemächtigte ſich außerdem der

Inſeln Chios und Lesbos, und die meiſten Staaten Griechenlands warteten nur auf eine gute Gelegenheit, ihrer Eiferſucht gegen die neue macedoniſche Macht die Zügel ſchießen zu laſſen. Auf dieſe Weiſe bildete ſich im Rücken Alexander's eine gefährliche Gegen-Operation, und ſeine Lage fing an bedenklich zu werden. Da ſtarb unerwarteter Weiſe Memnon an einer Krankheit, und mit ihm wurde die Seele aller perſiſchen Unternehmungen hinweggerafft.

Alexander ſetzte von Karien aus ſeinen Marſch weiter fort. Das ſchon auf der Südſeite von Kleinaſien gelegene Land Lycien bot ihm keine Hinderniſſe dar, weil er den Bewohnern desſelben die Erhaltung ihrer alten Freiheiten und Rechte zugeſtand, und ſogar gegen benachbarte räuberiſche Stämme eine kräftige Hülfe leiſtete. Er ließ ihnen ihre gewohnte Einrichtung und Verwaltung, und begnügte ſich damit, daß ſie ihn als ihren Oberherrn anerkannten. Den weiteren Marſch von der öſtlichen Grenze Lyciens an in das Land Pamphylien hinein hat das Alterthum den kühnſten Unternehmungen Alexander's zugezählt; offenbar ſetzte aber der kühne König auf demſelben ſein Heer aus Ungeduld einer ganz unnöthigen Gefahr aus. Ein Theil des Heeres mußte nämlich einen langen und beſchwerlichen Marſch durch das Gebirge machen, mit dem andern zog er ſelbſt längs der Küſte hin, welche an Einer Stelle eine Tagreiſe weit nur bei Windſtille trocken iſt, damals aber gerade von der anfluthenden See überſchwemmt war, und an der deshalb die Macedonier einen ganzen Tag lang durch das Waſſer waten mußten.

Von Pamphylien wandte Alexander ſich nordwärts in das Innere von Kleinaſien. Er drang durch die rauhen, von wilden Stämmen bewohnten piſidiſchen Gebirge, und eröffnete ſo einen neuen Verbindungsweg zwiſchen der Seeküſte und dem Lande Phrygien: ein Unternehmen, in welchem ſich der große Geiſt Alexander's, ſowie der Charakter der griechiſchen Wiſſenſchaft ſeiner Zeit nicht verkennen läßt. Hierauf ging der Marſch quer durch Kleinaſien bis an den Fuß der Gebirge, welche den Süden von Paphlagonien und Bithynien durchziehen. In der Stadt Gordium vereinigte Alexander ſich mit den Truppen, welche Parmenio von Sardes aus herbeiführte, ſowie mit den aus Macedonien und Griechenland angekommenen Verſtärkungen. Hier, in der Reſidenz

der ehemaligen phrygiſchen Könige, befand ſich ein weithin berühmter uralter Wagen, deſſen Joch mit einem künſtlichen Knoten befeſtigt war, an welchem man weder den Anfang noch das Ende ſehen konnte. Es ging die Sage, daß, wer dieſen Knoten löſen könne, zum Beherrſcher von Aſien auserkoren ſei. Alexander beſchloß davon Nutzen zu ziehen, und löſte den Knoten dadurch, daß er ihn mit dem Schwerte zerhieb.

Von Gordium richtete Alexander, im Frühling des Jahres 333 v. Chr., ſeinen Marſch wieder ſüdwärts, und zog über das Taurus-Gebirge nach dem Küſtenlande Cilicien, wo er das von Darius ſelbſt angeführte perſiſche Reichsheer zu treffen hoffte. Der Perſer-König hatte auf die Nachricht vom Tode Memnon's mit ſeinen Großen eine Berathung gehalten, welcher auch der aus Athen entflohene Söldner-Häuptling Charidemus beiwohnte. Die ganze Verſammlung war der Meinung, daß ein Reichsheer unter des Königs Anführung gegen Alexander ausziehen und den Feinden eine Schlacht liefern ſollte; nur Charidemus warnte den König, Alles an einen einzigen Wurf zu ſetzen, er beleidigte aber dabei die perſiſche Nation durch die Verachtung, welche er gegen ihre kriegeriſchen Eigenſchaften und Anſtalten ausſprach, auf eine ſo grobe Weiſe, daß Darius ſich genöthigt ſah, ihn der gerechten Erbitterung ſeiner Großen zu opfern. Charidemus wurde auf Befehl des Königs aus der Verſammlung weggebracht und erwürgt. Hierauf ward beſchloſſen, daß die geſammte Reichsmacht aufgeboten, und vom Könige ſelbſt den Feinden entgegengeführt werden ſollte.

Dieſes Heer war gegen die Oſtgrenze von Kleinaſien her im Anzuge, als Alexander ſich dem Gebirgspaſſe näherte, welcher die Provinzen Paphlagonien und Kappadocien mit dem Küſtenlande Cilicien verband, und im Alterthum den Namen der cilicischen Thore führte. Durch die Feigheit der Truppen, welchen die Vertheidigung dieſes Paſſes übertragen war, gelangten die Macedonier ohne Schwertſtreich nach Cilicien. Die perſiſchen Poſten warteten nämlich nicht einmal einen Angriff der Feinde ab, ſondern verließen eine durch Natur und Kunſt gut befeſtigte Stellung, ohne einen Widerſtand auch nur zu verſuchen. In Tarſus, der Hauptſtadt von Cilicien, zog ſich Alexander durch Unvorſichtigkeit eine gefährliche Krankheit zu. Er badete ſich an einem ſchwülen Som-

mertage in dem Fluſſe Cydnus, welcher jetzt Karaſu heißt, ſtürzte ſich aber zu ſchnell in das kalte Waſſer desſelben, und ſank bewußtlos unter. Man zog ihn zwar glücklich aus dem Fluſſe heraus, aber eine ſchwere Krankheit war die Folge der erlittenen ſtarken Erkältung. Alle Ärzte verzweifelten an der Rettung des Königs, und das Heer gerieth in Schrecken, weil man der Hauptmacht der Feinde nahe war, und alſo eines entſcheidenden Kampfes gewärtig ſein mußte. Nur ein einziger Arzt, der Akarnane Philippus, hoffte den König retten zu können; aber das von ihm vorgeſchlagene Mittel war eine Kur auf Tod und Leben. Alexander unterwarf ſich derſelben. Noch ehe er den von Philippus bereiteten Trank zu ſich genommen hatte, erhielt er ein Schreiben des alten Generals Parmenio, welcher ihn vor dieſem Arzte warnte und die Anzeige machte, daß er erfahren habe, derſelbe ſei durch perſiſches Gold bewogen worden, Alexander zu vergiften. Alexander glaubte der Treue ſeines Arztes gewiß zu ſein, er nahm alſo auf Parmenio's Warnung keine Rückſicht, ſondern beſchloß vielmehr dieſe Gelegenheit zu benutzen, um den Angeklagten durch einen recht ſichtbaren Beweis ſeines Vertrauens noch feſter an ſich zu feſſeln. Er gab dem Arzte den Brief, und trank, während derſelbe ihn las, die von Philippus bereitete Arznei. Zum Glück für den Arzt hatte das angewandte Mittel den gewünſchten Erfolg.

6. Alexander's perſiſcher Feldzug von der Beſetzung Ciliciens an bis zum Marſche nach Phönicien.

Nach der Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit unterwarf Alexander die einzelnen Theile von Cilicien, und ſchreckte die im Gebirge wohnenden räuberiſchen Völkerſchaften zurück. Er verweilte ſogar einige Tage in der Stadt Soli, um ein Feſt zu feiern, und behielt doch noch Zeit, die Unentſchloſſenheit der Perſer, deren Hauptmacht in den benachbarten Gegenden Syriens ſtand, zu ſeinem Vortheile zu benutzen. Darius war mit dem aufgebotenen Reichsheere, welches aus ſechsmalhunderttauſend Mann beſtanden haben ſoll, im äußerſten Norden von Syrien angekommen, und hatte, als Alexander von Soli ausrückte, einige Tagereiſen von der Grenze Ciliciens ſein Lager aufgeſchlagen. Hier

war er lange in Zweifel, ob er ſeinen Feind in den weiten Ebenen des inneren Syriens erwarten oder ihm nach Cilicien entgegen ziehen ſollte. Endlich, als Alexander bereits an der Meeresküſte her bis zur Grenze von Cilicien und Syrien vorgerückt war, faßte Darius in ſeiner Verblendung den Beſchluß, den Macedoniern in der engen Küſtenebene eine Schlacht anzubieten. In dieſer Schlacht, welche im November des Jahres 333 v. Chr. bei dem Städtchen Iſſus, in der Nähe der aus Syrien nach Cilicien führenden Päſſe geliefert ward, wurde das perſiſche Heer gänzlich geſchlagen.

Von dem ungeheueren Heere, welches Darius in dieſer Schlacht den Macedoniern entgegenführte, waren blos die griechiſchen Soldtruppen, deren Zahl dreißigtauſend betrug, ſowie die Reiterei militäriſch eingeübt und ordentlich bewaffnet. Nur der Kampf mit den Erſteren war für die Macedonier ſchwierig, die anderen zahlloſen Schaaren des perſiſchen Heeres ergriffen bald die Flucht, als die Macedonier mit dem größten Muthe auf ſie eindrangen. Die griechiſchen Söldner waren auch der einzige Theil des perſiſchen Heeres, der ſich in guter Ordnung aus der Schlacht zurückzog. Zwölftauſend derſelben ſchlugen ſich nämlich durch, und entkamen über die benachbarten Berge. Sie zogen nach der phöniciſchen Seeſtadt Tripolis, und beſtiegen dort die Schiffe, auf welchen ſie von Lesbos her nach Syrien gebracht worden waren. Auf der See trennten ſie ſich. Achttauſend fuhren nach dem Peloponnes und traten in die Dienſte der Spartaner, welche damals eine kleine Flotte nach der Inſel Kreta geſchickt hatten. Die übrigen ſegelten nach Egypten, um ſich dieſes Landes zu bemächtigen, weil die perſiſchen Beſatzungstruppen desſelben nach Aſien gezogen und bei Iſſus geblieben waren. Bald hatten ſie die Hauptſtadt Memphis und einen Theil von Unter-Egypten erobert; als ſie ſich aber einer zu großen Sicherheit überließen und aus Plünderungsſucht in kleine Schaaren auflöſten, gelang es dem Statthalter des Landes, ſie insgeſammt zu erſchlagen.

Sowie der Rückzug der griechiſchen Miethtruppen den Beweis gab, daß ein tapferer Widerſtand nicht ganz erfolglos geweſen ſein würde, ſo zeigte dagegen die gänzliche Auflöſung des übrigen Heeres die Unmöglichkeit, mit eigentlich perſiſchen Truppen die Herrſchaft des Reichs gegen einen Alexander zu behaupten.

Mehr als hunderttauſend Mann wurden in der Schlacht oder auf der Flucht von den Macedoniern erſchlagen; die Übrigen flohen zerſtreut nach ihrer Heimath. Alexander's Sieg war ein ſo vollſtändiger, daß Parmenio unmittelbar nach der Schlacht nach Damaskus abgeſandt werden konnte, um daſelbſt die perſiſche Kriegskaſſe, die ganze Hofhaltung des Königs, ſowie ſeine und ſeiner Großen Schätze wegzunehmen, und daß der macedoniſche General weder auf dem Wege dahin angegriffen wurde, noch bei dem Eindringen in eine der wichtigſten Städte des Reiches Widerſtand erfuhr.

Unter den Gefangenen befanden ſich die Mutter, eine der Gemahlinnen und zwei Töchter des perſiſchen Königs. Dieſer ſelbſt war, als die Schlacht eine unglückliche Wendung nahm, mit Zurücklaſſung ſeines koſtbaren Wagens, ſeines Mantels, Schildes und Bogens zu Pferde entflohen. Alexander ſchickte, ſobald er die Gefangennehmung der königlichen Damen erfuhr, einen Boten an ſie, um ſie wegen des Schickſals des Darius, den ſie als todt oder gefangen beweinten, zu beruhigen, und ihnen anzeigen zu laſſen, daß er ihnen die ihrem Range gebührende Behandlung widerfahren laſſen werde. Im ſchneidenden Gegenſatz gegen die Art, wie ſeither alle orientaliſchen Sieger, ja ſelbſt die griechiſchen Völkerſchaften gegen gefangene fürſtliche Perſonen ſich benommen hatten, behandelte Alexander die perſiſchen Prinzeſſinnen nicht allein mit ſchonender Milde, ſondern auch mit einer gewiſſen Ehrerbietung. Dieſes Benehmen des edeln macedoniſchen Königs ſteht durch das einſtimmige Zeugniß der griechiſchen Geſchichtſchreiber über allem Zweifel; die Sage hat dasſelbe aber durch erdichtete Anekdoten den Freunden rührender und romanhafter Geſchichten intereſſanter gemacht. Nach dieſen Erzählungen ſoll Alexander am Tage der Schlacht ſich in Begleitung ſeines Lieblings Hephäſtion in das Zelt der Fürſtinnen begeben, und ihre zufällige Verwechſelung des Hephäſtion mit ſeiner Perſon benutzt haben, um auf eine edle Weiſe zugleich ſein inniges Verhältniß zu Hephäſtion und ſeine freundliche Milde gegen die unglücklichen Damen zu erkennen zu geben. Die Königin Mutter nämlich war beim Eintritt der beiden Männer in Zweifel, wer von ihnen der König ſei, ſie ließ ſich durch die hohe Geſtalt Hephäſtion's verleiten, dieſen dafür zu halten, und warf ſich nach perſiſcher Sitte vor ihm auf den Boden.

Als ſie aus Hephäſtion's Zurücktreten ihren Irrthum erkannte, und nun wegen des Zornes des Königs Beſorgniß verrieth, beruhigte Alexander ſie mit dem freundlichen Worte: „Du haſt nicht geirrt, denn auch dieſer iſt Alexander.“

Ebenſo mild, als gegen die Familie des unglücklichen Perſer-Königs verfuhr Alexander gegen die Geſandten der Athener, Spartaner und Thebaner, welche an Darius abgeſchickt worden waren, und zu Damaskus in macedoniſche Gefangenſchaft geriethen. Die beiden Thebaner unter ihnen entließ er ſogleich; den atheniſchen Geſandten, welcher ein Sohn des berühmten Feldherrn Iphikrates war, behielt er zwar bei ſich, behandelte ihn aber, aus Achtung gegen ſeinen Vater, und um die Athener durch Nachſicht für ſich zu gewinnen, nicht als Gefangenen, ſondern als einen zu ſeinem Gefolge gehörenden Mann; der Geſandte der Spartaner endlich wurde eine Zeitlang als Gefangener angeſehen, ſpäterhin aber in ſeine Heimath entlaſſen. Übrigens war der Sieg bei Iſſus, wegen der Bewegungen in Griechenland, zur rechten Zeit erfolgt. Die beiden Satrapen, welche nach Memnon's Tod an die Spitze der perſiſchen Flotte geſtellt worden waren, hatten kurz vorher eine enge Verbindung mit Sparta geſchloſſen, und auch das atheniſche Volk, ſowie die in Athen lebenden thebaniſchen Flüchtlinge in ihr Intereſſe gezogen. Schon war in Folge davon die erwähnte Geſandtſchaft an Darius abgegangen, und der ſpartaniſche König Agis II. fing an, einen Kriegszug gegen Antipater zu rüſten, als die Nachricht von der Schlacht bei Iſſus nach Griechenland kam, und die Plane der dortigen Gegner Alexander's vereitelte. Auch der Seekrieg im ägäiſchen Meere hörte jetzt von ſelbſt auf. Die phöniciſchen Städte und Fürſten, welche ſich dem Sieger unterwarfen, riefen ihre Schiffe zurück und liehen ſie ihrem neuen Gebieter; ſelbſt die Stadt Tyrus, welche allein von ihnen die Unterwerfung verweigerte, mußte ihre Schiffe zurückziehen, weil ſie dieſelben für ihre eigene Vertheidigung nöthig hatte; die perſiſchen Vaſallen auf Cypern endlich ergaben ſich ebenfalls dem macedoniſchen Könige, und überließen ihm ihre Schiffe. Der Reſt der perſiſchen Flotte konnte unter dieſen Umſtänden keine Beſorgniß mehr einflößen, im Gegentheil, der ganze Seekrieg hörte in Folge des Sieges bei Iſſus auf.

7. Alexander's Unterwerfung von Phönicien und Paläſtina.

Darius ſandte von der Oſtgrenze Syriens her, bis wohin er in unaufhaltſamer Flucht geeilt war, an Alexander ein Schreiben, in welchem er denſelben um die Freilaſſung ſeiner Familie erſuchte, und ihm zugleich Friedensunterhandlungen anbot. Alexander lehnte den Friedensantrag ab, und erklärte in ſeinem Antwortſchreiben dem Perſer-Könige geradezu, daß er ſich als den Herrn von Aſien anſehe, und von Seiten des Darius eine unbedingte Unterwerfung verlange. Er überließ hierauf den perſiſchen König einſtweilen ſich ſelbſt, und zog mit dem Heere nach Phönicien, um dieſes Land, ſowie Paläſtina und Egypten zu unterwerfen, und ſo ſich erſt in den Beſitz aller perſiſchen Küſtenländer des mittelländiſchen Meeres zu ſetzen, ehe er in das Innere des Reichs eindrang. Die Phönicier ergaben ſich dem macedoniſchen Könige freiwillig, mit Ausnahme der Bewohner von Tyrus, welche neutral bleiben wollten und deswegen den Macedoniern ihre Stadt verſchloſſen. Dieſes Widerſtreben und die Hartnäckigkeit, mit welcher die Tyrier dem ſiegenden König den Eintritt in ihre Stadt verſagten, muß uns in Verwunderung ſetzen, da Alexander gegen die Einwohner aller beſiegten Länder ſo große Milde bewies, den kleinaſiatiſchen Griechen ſogar ihre Volksherrſchaft wiedergegeben, und ſelbſt in der ciliciſchen Stadt Soli, welche noch nach ihrer Beſetzung perſiſche Geſinnung verrieth, die Demokratie wiederhergeſtellt hatte. Man muß daraus nothwendig ſchließen, daß die Tyriſche Republik wichtige Beweggründe hatte, der perſiſchen Oberherrſchaft ſo lange als möglich getreu zu bleiben. Wahrſcheinlich waren es vortheilhafte Handelsverbindungen mit dem inneren Perſien, dem perſiſchen Meerbuſen und dem Lande Armenien, welche die Tyrier feſter an Perſien knüpften, als die übrigen phöniciſchen Städte.

Alexander wollte eine ſo wichtige Stadt nicht unbeſiegt in ſeinem Rücken laſſen. Er beſchloß alſo, das durchzuſetzen, was die aſſyriſchen und babyloniſchen Könige, an deren fruchtloſe Angriffe die Tyrier wahrſcheinlich zurückdachten, nicht hatten ausrichten können (ſ. Th. I. S. 113 f.). Er erreichte es durch griechiſche Wiſſenſchaft. Tyrus lag ſeit Salmanaſſar's Belagerung auf einer

kleinen Inſel, welche durch eine etwa tauſend Schritte breite Meerenge vom feſten Lande geſchieden war. Dieſe Meerenge, welche jetzt in eine Landzunge umgewandelt iſt, war zu Alexander's Zeit ſchon zum Theil verſandet; es wurde daher im macedoniſchen Kriegsrath beſchloſſen, durch die Kunſt dasjenige zu vollenden, was die Natur angefangen hatte, und vermittelſt eines aufzuwerfenden Dammes einen Angriff zu Lande möglich zu machen. Das ganze Heer und die zuſammengetriebenen Bewohner des benachbarten Landes mußten an der Aufführung dieſes Dammes arbeiten, Alexander ſelbſt legte Hand an, und ermuthigte durch ſein Beiſpiel und durch Belohnungen die Soldaten. Maſchinen, welche auf dem Ende des Dammes errichtet wurden und beſtändig Steine, Balken und Pfeile auf die Belagerten ſchleuderten, ſchützten die Arbeiter gegen die Tyrier, die von ihren Mauern und Schiffen aus die Annäherung des Dammes an die Stadt zu hindern, und die Wirkung der macedoniſchen Maſchinen durch ſinnreiche Erfindungen zu vereiteln ſuchten. Alexander mußte bald die Hoffnung aufgeben, Tyrus vom Damm aus zu beſtürmen, und rüſtete daher Schiffe aus, um die Feinde auf ihrem eigentlichen Elemente anzugreifen. Er umgab die Stadt rund um mit ſeinen Schiffen. Die Tyrier, deren Mauern auf der Seeſeite weniger ſtark waren, als gegen den Damm hin, wußten ſogleich der neuen drohenden Gefahr zu begegnen. Sie errichteten zehn Fuß von der alten Mauer entfernt eine neue, und füllten den Raum zwiſchen Beiden mit Schutt und Steinen aus. Alexander brachte dann neue Maſchinen auf ſeine Schiffe, und zerſtörte einen Theil des Baues. Die Tyrier boten dagegen die ganze Kraft ihrer Maſchinen auf, nöthigten durch die vielen aus denſelben geſchleuderten Geſchoſſe die Macedonier zum Rückzug, und bauten dann die Mauer von neuem auf.

Als endlich der Damm bis an die Stadt ſelbſt vorgeſchoben war, ließ Alexander auf demſelben hohe Thürme errichten, von welchen ſeine Truppen vermittelſt Fallbrücken auf die Zinnen der Stadtmauern zu dringen ſuchten. Die Tyrier machen darauf neue, ſinnreiche Erfindungen, um dies zu verwehren und die feindliche Kriegsbaukunſt durch die ihrige zu übertreffen. Sie ſchmieden lange Stangen mit vielen Widerhaken, und reißen mit denſelben die auf den Thürmen Stehenden herunter. Sie machen große

Harpunen und Sicheln, welche zum gleichen Zweck unter die Feinde geſchleudert, und durch Seile und Maſchinen zurückgezogen werden. Sie werfen große Netze aus, durch welche die Macedonier von den Thürmen herabgeriſſen oder wenigſtens in Verwirrung gebracht werden. Sie ſtreuen durch Maſchinen über die Feinde glühenden Sand aus, der zwiſchen den Fugen der Rüſtungen hineindringt und eine Höllenqual verurſacht. Sie werfen glühende Kugeln von Eiſen hageldicht auf die Macedonier. Kurz, die Tyrier boten ſo ſehr alle ihre Kräfte und Erfahrungen auf, daß ſie nach allen Berichten offenbar reicher an Gegenerfindungen waren, als die Belagerer an Erfindungen. Sie verdienen unſere Bewunderung um ſo mehr, je weniger ſie irgend einen Entſatz oder einen glücklichen Ausgang des Kampfes erwarten konnten. Sieben Monate lang hielten die Bewohner einer einzigen Stadt das ganze macedoniſche Heer auf, ſie thaten es an Geſchicklichkeit und Heldenmuth den Belagerern gleich, zeigten der Welt, daß ein Widerſtand gegen das macedoniſche Heer und ſeinen Führer möglich war, und beſchämten ihren eigenen Oberherrn, den König eines ungeheueren Reiches, welcher während der langen Dauer des Kampfes kein Heer zuſammenbringen, und keine Mittel finden konnte, um einen Entſatz auch nur verſuchen zu laſſen.

Alexander ſelbſt verzweifelte zuletzt an der Möglichkeit der Eroberung von Tyrus, und ſein ganzer Kriegsrath rieth, das Unternehmen wieder aufzugeben. Doch verſuchte man noch einen letzten Sturm. Dieſer gelang, und die Stadt wurde nach einem blutigen Kampfe von den Macedoniern erobert (im Juni 332 v. Chr.). Von den Einwohnern hatte ſich gleich anfangs ein Theil geflüchtet, und nur diejenigen, welche zur Vertheidigung beitragen konnten, zweiundzwanzigtauſend an der Zahl, waren zurückgeblieben. Dieſe wurden, ſo viele noch von ihnen am Leben waren, faſt insgeſammt in die Sklaverei verkauft. Weil eine ſo große Zahl zu Schiffe entflohen war, ſo iſt es begreiflich, daß Tyrus bald von neuem erſtehen konnte, und kurze Zeit nach der Belagerung wieder ebenſo blühend war, als vor derſelben.

Die Berge und Päſſe des benachbarten Feſtlandes hatte Alexander während der Belagerung von Tyrus beſetzt. Alle Feſtungen von Phönicien und Paläſtina öffneten ihm freiwillig ihre Thore,

mit Ausnahme von Gaza, welches erſt nach einer zweimonatlichen Belagerung genommen wurde. Auch die Israeliten unterwarfen ſich ihm von freien Stücken. Daß Alexander damals nach Jeruſalem gezogen und in dem dortigen Jehovah-Tempel ein Opfer gebracht habe, iſt eine Erdichtung ſpäterer jüdiſcher Schriftſteller; von den glaubwürdigen Berichterſtattern der Feldzüge Alexander's weiß kein einziger etwas davon, und es iſt deshalb gewiß, daß er den Boden der Stadt Jeruſalem nie betreten hat. Während Alexander die zwiſchen Tyrus und Egypten gelegenen Gegenden ſich unterwarf, ſoll er einen zweiten Friedensantrag von Darius erhalten haben. An dieſes nicht gerade wahrſcheinliche Anerbieten hat man einen jener intereſſanten Ausſprüche angeknüpft, deren ſo viele von Alexander berichtet werden, ohne daß man ermitteln kann, was an denſelben wahr oder erdichtet iſt. Darius bot dem macedoniſchen König, wie es heißt, den Beſitz aller diesſeit des Euphrat gelegenen Länder an, ſowie die Hand einer ſeiner Töchter und eine große Summe als Löſegeld für die gefangenen Frauen der königlichen Familie. Parmenio war der Meinung, man ſolle auf dieſe Anerbietungen eingehen, und ſagte, wenn er Alexander wäre, ſo würde er den Antrag des perſiſchen Königs annehmen, Alexander wies aber die von ihm entwickelten Gründe mit der Erklärung zurück: „Auch ich würde es thun, wenn ich Parmenio wäre.“

8. Alexander's egyptiſcher Feldzug.

In Egypten hatte der perſiſche Statthalter, Mazakes, die lange Zeit, während welcher Alexander bei Tyrus und bei Gaza aufgehalten worden war, nicht ſo benutzt, wie er ſie hätte benutzen können. Allein die Umſtände ſelbſt hatten ihn zum Theil daran gehindert. Mazakes, welcher eigentlich blos Unterſtatthalter war, hatte nur wenige perſiſchen Soldaten, weil der Oberſtatthalter des Landes mit dem größten Theil der Truppen, welche in Egypten zu liegen pflegten, ſich vor der Schlacht bei Iſſus an das perſiſche Reichsheer angeſchloſſen hatte. Außerdem waren die Egypter mit der perſiſchen Herrſchaft ſehr unzufrieden, griechiſche Söldner aber anzuwerben ſchien ſeit dem Angriffe, den dieſe Söldner kurz zuvor auf das Land gemacht hatten (ſ. oben S. 340) bedenklich. Mazakes

machte daher nicht einmal einen Verſuch, ſich den Macedoniern zu widerſetzen, ſondern nahm dieſelben, als ſie zu Ende des Jahres 332 v. Chr. in Egypten ankamen, freundlich auf. Alle Städte öffneten dem macedoniſchen König ihre Thore. Alexander wollte keine Zeit verlieren, und drang nicht weiter als bis Memphis in das Land ein. Ober-Egypten mußte nothwendiger Weiſe dem, was Unter-Egypten that, folgen. Es bedurfte daher für Alexander nur noch der Beſetzung der Oaſe des Ammonium oder Siwah, um den ganzen Handel der oberhalb Egypten gelegenen Nil-Länder und ſomit dieſe ſelbſt von ſich abhängig zu machen. Ehe der macedoniſche König nach Siwah zog, ſuchte er an der Seeküſte Egyptens eine Stelle, an welcher er für dieſes reiche und fruchtbare Land, das von jetzt an mit der übrigen Welt in nähere Verbindung kommen ſollte, eine neue Hauptſtadt erbauen könnte. Er fand dieſe Stelle, und legte den Grund zu der nach ihm benannten Stadt Alexandria, welche das ſchönſte Denkmal ſeiner Größe geblieben iſt, für die Bildung des menſchlichen Geſchlechts bald nach des Königs Tod die größte Bedeutung erhielt, und die in der ſpäteren Literatur überall hervorleuchtende Verbindung egyptiſcher und griechiſcher Weisheit veranlaßte.

Alexander zog hierauf mit einem auserleſenen Theile ſeines Heeres an der Seeküſte hin bis zur Weſtgrenze Egyptens und von da landeinwärts durch die Wüſte nach der Oaſe Siwah. Es war nicht allein die Bedeutung Siwah's für den Handel und für die politiſche Stellung der Nil-Länder, was den macedoniſchen König zum Marſche nach dieſer Oaſe bewog, ſondern auch die Wirkung, welche ein ſolcher Zug auf die Griechen und Macedonier ausüben mußte. Alexander legte nämlich bei ſeinen Unternehmungen den größten Werth auf Vorzeichen, Orakel und Wunder, und machte aus denſelben ein ſehr wirkſames Mittel, die Herzen eines abergläubiſchen Volkes an ſich zu feſſeln. Auf der Oaſe ſtand ein uralter, weithin berühmter Orakel-Tempel desjenigen egyptiſchen Gottes, welchen die Griechen Jupiter Ammon nannten (ſ. Th. I. S. 58). Weil Alexander ſpäter als Beherrſcher von Aſien das Ceremoniell ſeines Hofes nach orientaliſchen Begriffen und Gewohnheiten einrichten wollte, ſo bediente er ſich des Ammoniſchen Orakels, um dies einſtweilen vorzubereiten. Er ließ ſich nämlich von dem Oberprieſter

für einen Sohn des Jupiter erklären. Die alten Generale ſeines Vaters, welche anfangs darüber blos ſpöttelten, ſprachen nachher, als Alexander die erwähnte Anwendung davon machte, laut ihre Misbilligung aus. Die Griechen und Macedonier nahmen ſonderbarer Weiſe ihrem großen König dasjenige übel, was ihnen in Herodot's Erzählung, daß die delphiſche Prieſterin gezweifelt habe, ob der Geſetzgeber Lykurg ein Gott oder ein Menſch ſei, nicht im mindeſten anſtößig war, und was ſie ſelbſt bald nach Alexander's Tode ſich von den elendeſten egyptiſchen Königen gern gefallen ließen, welche ſich in ihren Verordnungen und auf den öffentlichen Denkmalen Götter nannten. Alexander bediente ſich der göttlichen Abſtammung, die er ſeitdem in Anſpruch nahm, nur als eines Mittels der Regierungsweisheit, vermittelſt deſſen er die Orientalen ſich leichter unterwürfig erhalten konnte. Erſt ſpäter, als auch dieſer große Mann dem Übermaße des Glücks erlegen war, misbrauchte er den Titel eines Halbgottes, und gefiel ſich in dem leeren Pomp einer ſcheinbar übernatürlichen Größe. Er ſelbſt glaubte an eine unſichtbare höhere Ordnung der Dinge, und legte demgemäß auch einen Werth auf Vorzeichen und Orakelſprüche. Noch öfters aber machte er denſelben Gebrauch vom Aberglauben, welchen Xenophon, der nicht im mindeſten an ſolche Dinge glaubte, an der Spitze der Zehntauſend mit ſo vielem Erfolge davon gemacht hatte. Deshalb ließ Alexander den Seher Ariſtander auf allen ſeinen Zügen eine große Rolle ſpielen; deshalb hatte er aus dem Minerva-Tempel von Troja einen heiligen Schild mitgenommen, deſſen er ſich bei Schlachten und Kämpfen bediente, um im Augenblick der Noth das Heer dadurch zu begeiſtern und alle Anſtrengungen desſelben auf Einen Punkt zu richten. Aus eben demſelben Grunde ließ er ſich den Sohn des Jupiter Ammon nennen; er ſuchte dabei die griechiſche Idee von Halbgöttern mit der Gewohnheit der Orientalen, alles Große und Mächtige mit dem Überſinnlichen und Göttlichen zu verwechſeln, in Verbindung zu bringen.

Von der Oaſe des Ammonium kehrte Alexander auf einem andern Wege nach Memphis zurück. Hier ordnete er die Angelegenheiten Egyptens, und richtete die Verwaltung des Landes ein. Er that dies mit bewunderungswürdiger Einſicht und ganz in der Weiſe, wie es für ſeine Herrſchaft, für die Egypter und

für die im Lande angeſiedelten Griechen am beſten war. Er trennte die bürgerliche Verwaltung, das Kriegsweſen und die Finanzen von einander. Er ließ die alte Eintheilung des Landes in Diſtricte oder Nomen beſtehen, behielt die eingebornen Vorſteher derſelben oder Nomarchen bei, und beſtellte zwei Egypter als oberſte Leiter der ganzen bürgerlichen Verwaltung. Die im Lande zurückbleibende macedoniſche Kriegsmacht untergab er zweien ſeiner Generale. Die Steuern ließ er in der alt-egyptiſchen Weiſe durch die Nomarchen diſtrictweiſe erheben; an die Spitze des ganzen Finanzweſens aber ſetzte er einen in Egypten angeſiedelten Griechen, Kleomenes, als Ober-Intendanten, an welchen die Nomarchen die erhobenen Abgaben entrichten mußten. Dieſe Anordnungen waren vortrefflich, und entſprachen ſo ſehr dem ganzen Charakter des Landes und ſeiner Einwohner, daß ſpäter die Römer, als ſie Egypten ſich unterwarfen, dem Beiſpiele Alexander's folgten, und in ähnlicher Weiſe die Verwaltung dieſer Provinz ihres Reiches einrichteten. Nur in der Wahl des Kleomenes war Alexander ſehr unglücklich.

Kleomenes erlaubte ſich zum Beſten der Kaſſe Alexander's, ſowie zu ſeiner eigenen Bereicherung die ärgſten Erpreſſungen. Er konnte dies gerade deshalb um ſo leichter thun, weil die Nomarchen Eingeborene waren; denn wären dieſe Griechen oder Macedonier geweſen, ſo hätten ſie ſich ſchwerlich ſolche Bedrückungen, wie Kleomenes ſie ausübte, gefallen laſſen. Gerade dasjenige alſo, was für die Egypter eine Wohlthat war, und nach Alexander's Meinung ihnen eine beſſere Verwaltung ſichern ſollte, ward durch die Wahl des Kleomenes eine Quelle des Unglücks für ſie. Dieſer benutzte alles, was nur irgend dazu zu gebrauchen war, um Erpreſſungen zu machen. Er erklärte z. B. einmal den Prieſtern eines Diſtricts, in welchem die Krokodile als heilige Thiere verehrt wurden, daß er auf dieſe Jagd machen laſſen wolle, weil ſchon einige Male Leute aus ſeinem Gefolge von denſelben gefreſſen worden wären. Die Prieſter ſchoſſen, um ihre göttlichen Thiere zu retten, große Summen Geldes zuſammen, und für dieſe nahm Kleomenes bereitwilligſt die angedrohte Maßregel zurück, mit der es ihm natürlich gleich anfangs nicht Ernſt geweſen war. Ein andermal kaufte er alles Getraide des Landes auf, und gab es dann an die Einwohner um einen vielfach höheren Preis ab, den er be-

liebig hatte beſtimmen können, da kein Getraide von außen her bezogen werden konnte. Selbſt aus der Anlage der Stadt Alexandria machte Kleomenes ein einträgliches Mittel zu Erpreſſungen. Um dieſe Stadt ſchnell empor zu bringen, hatte Alexander befohlen, daß alle Schiffe und Kaufleute des drei Meilen von Alexandria entfernten Hafens Kanopus in dieſelbe verſetzt werden ſollten. Die Kanopiten boten, noch ehe die Erbauung von Alexandria vollendet war, dem Kleomenes Geld an, um ſich dieſer Gewaltmaßregel zu entziehen. Kleomenes nahm das Geld; als aber die Anlage von Alexandria beendigt war, verlangte er unter allerlei Vorwänden noch eine ſo ungeheure Summe, daß die Einwohner von Kanopus dieſelbe nicht bezahlen konnten, und alſo doch nach jener Stadt ſich überſiedeln laſſen mußten. Alexander, deſſen Gunſt Kleomenes ſich zu erhalten wußte, war ſchwach genug, dieſem habgierigen Statthalter die Mishandlung eines ganzen Landes zu verzeihen; nach Alexander's Tode aber erhielt derſelbe die verdiente Strafe: der macedoniſche General Ptolemäus, welcher in Egypten ſich zum Herrſcher aufwarf, ließ ihn ermorden, und hatte dadurch den doppelten Vortheil, daß er ſowohl den bedeutenden Ertrag der Erpreſſungen desſelben erhielt, als auch alle Egypter durch die Vertilgung ihres Peinigers für ſich gewann.

Durch die Beſetzung von Egypten hatte Alexander die Eroberung der weſtlichen Küſtenländer des perſiſchen Reichs vollendet. Er war jetzt im Beſitze der reichſten Gegenden jener Zeit und aller der Länder, von welchen her Europa damals mit den Erzeugniſſen des Oſtens verſorgt wurde. Er konnte alſo jetzt mit um ſo größerer Zuverſicht den Marſch in das Innere von Aſien antreten, um den unglücklichen perſiſchen König aufzuſuchen, welcher unterdeſſen noch einmal die ganze ſtreitbare Macht ſeines Reiches aufgeboten hatte. Ehe Alexander Egypten verließ, trafen aus Europa neue Verſtärkungen bei ihm ein, an welchen es ihm von jetzt an nie mehr fehlte, da er Geld genug hatte, um die Habſucht griechiſcher Söldner ganz und gar befriedigen zu können. Im Frühling des Jahres 331 v. Chr. brach Alexander mit ſeinem Heere von Memphis auf, und zog über Phönicien und Syrien zu dem Euphrat-Fluſſe.

9. Alexander's perſiſcher Feldzug von der Beſetzung Egyptens an bis zur Eroberung des eigentlichen Perſiens.

Will man die Erzählungen von Alexander's Kriegszug in das Innere des perſiſchen Reichs begreifen, ſo muß man an die Züge eines Cortez und Pizarro gegen Mexiko und Peru oder an die Kriege der Engländer in Indien denken. Hier wie dort fliehen ganze Maſſen von bewaffneten, aber aller Seelenſtärke und jeder Art von Kriegswiſſenſchaft ermangelnden Völkerſchaften vor einer kleinen Zahl geübter und muthiger Streiter, obgleich es ſich für jene um die Vertheidigung des heimiſchen Bodens handelt. Die eigentlichen Plane des perſiſchen Hofs zu ermitteln, iſt freilich nicht möglich, da die Werke aller gleichzeitigen Geſchichtſchreiber untergegangen ſind; was für Plane Darius aber auch gehabt haben mag, jedenfalls war die Ausführung derſelben höchſt elend. Ein perſiſches Corps war unter Mazäus nach Thapſakus am Euphrat, wo die gewöhnliche Straße über dieſen Fluß führte, geſchickt worden, um den Macedoniern den Übergang zu verwehren, und hatte daſelbſt die Brücke zum Theil abgebrochen; dennoch ergriff Mazäus bei der Annäherung des macedoniſchen Heeres die Flucht, ehe er auch nur einen Verſuch gemacht hatte, daſſelbe aufzuhalten. Ein anderer perſiſcher General ſollte den Macedoniern den Übergang über den Tigris ſtreitig machen; während aber Alexander an einer ſehr gefährlichen Stelle, an welcher er leicht hätte aufgehalten werden können, über den Fluß ſetzte, beſchäftigte ſich der Perſer mit der Verwüſtung des Landes in der Nähe des Tigris, um dem Feinde die Mittel zum Lebensunterhalt zu entziehen.

Darius, welcher während des phöniciſchen und egyptiſchen Feldzuges der Macedonier ein ungeheures Heer geſammelt hatte, hoffte ſeinen Gegner in die nordweſtlich von Syrien gelegene Wüſte zu locken, in welcher, gegen dreihundert Jahre ſpäter, der Römer Craſſus mit ſeinen Truppen umkam. Alexander ließ ſich aber nicht wie dieſer täuſchen. Er zog durch die heutigen Länder Diarbekr und Moſſul, am Tigris herab bis in die Nähe des großen Zab, wo am Fuße der kurdiſchen Gebirge eine weite Ebene ſich ausbreitet. Hier traf er auf das Heer des Darius, der ſeinem Feinde ſogleich ein Treffen anbot, welches dieſer ſelbſt ſehnlich wünſchte,

Man ſchätzt, ob mit gutem Grunde, mag dahinſtehen, die Zahl der Truppen, welche Darius hier dem höchſtens fünfzigtauſend Mann ſtarken Heere Alexander's entgegenſtellte, auf eine Million. Trotz dieſer großen Überzahl der Feinde war aber Alexander ſchon im Voraus des Sieges ſo gewiß, daß er Parmenio's Rath, die Feinde bei Nacht und durch einen plötzlichen Überfall anzugreifen, verſchmähte, weil er dadurch ſich ſelbſt der halben Ehre des Kampfes würde beraubt haben, oder weil er, wie er ſeinem General zur Antwort gab, den Sieg nicht ſtehlen wollte. In dieſem ſicheren Gefühle überließ ſich Alexander in der Nacht vor der Schlacht bis in den Morgen hinein einem ruhigen Schlummer. Wohl konnte aber auch Alexander des Sieges gewiß ſein, wenn die Berichte der alten Schriftſteller über das perſiſche Heer der Wahrheit gemäß ſind; denn dieſes beſtand nach jenen Schilderungen aus einem ſo gemiſchten Haufen von meiſt ungeordneten Schaaren, daß an eine regelmäßige Bewegung und an eine pünktliche Ausführung der Befehle, worauf doch im Kriege Alles ankommt, durchaus nicht zu denken war.

Im Anfange des Oktober 331 v. Chr. wurde, in der Nähe der aſſyriſchen Orte Arbela und Gaugamela, die entſcheidende Schlacht geliefert. Die Macedonier erfochten mit einem Verluſte von höchſtens fünfhundert Mann den Sieg, das perſiſche Heer löſte ſich, wie bei Iſſus, gänzlich auf, und verlor im Kampfe und auf der Flucht faſt hunderttauſend Mann an Todten. Eine unermeßliche Beute, unter derſelben des Darius Wagen, Schild und Bogen, fielen in Alexander's Hände. Darius floh mit einem kleinen Theile ſeines Heeres, den er eiligſt zuſammenraffte, nach Ekbatana, der Hauptſtadt von Medien, während die perſiſchen Generale Ariobarzanes und Mazäus mit den übrigen Trümmern des Heeres ſich nach Babylon und dem eigentlichen Perſien retteten. Alexander überließ den perſiſchen König ſeinem Schickſale, und eilte den Süden der perſiſchen Monarchie in Beſitz zu nehmen. Er zog gegen Babylon, wo Mazäus, am Widerſtande verzweifelnd, ihm ſogleich die Thore öffnete. Er verſprach gleich nach ſeiner Ankunft den Babyloniern, ihrer Stadt den alten Glanz und den einheimiſchen Cultus wieder zu verſchaffen, befahl, die einſt von den Perſern zerſtörten Tempel wieder aufzubauen, forderte die Chaldäer zur Wiederher-

ſtellung des alten Gottesdienſtes auf, und ſchmeichelte ihnen und dem Volke dadurch, daß er ſelbſt ihrem Hauptgotte ein Opfer darbrachte. Während Alexander in Babylon verweilte, war der macedoniſche General Philoxenus, welchen der König vom Schlachtfelde von Arbela aus nach dem eigentlichen Perſien abgeſandt hatte, glücklich bis nach Suſa vorgedrungen. Dieſe Stadt hatte ſich freiwillig ergeben, und mit ihr war ein baarer Schatz von mindeſtens vierzigtauſend Talenten oder einhundert und vier Millionen Gulden (an achtundfünfzig Millionen Thaler) nebſt einer großen Menge von Koſtbarkeiten in die Hände der Macedonier gefallen. Unter der dort gemachten Beute befanden ſich auch die Statuen der gefeierten Athener Harmodius und Ariſtogiton (ſ. Th. I. S. 319), welche Xerxes einſt von ſeinem Zuge nach Griechenland mitgebracht hatte. Alexander ſchickte dieſelben ſogleich nach Athen zurück, weil er jede Gelegenheit benutzte, um ſich die Herzen des auf den Ruhm ſeiner Vorfahren nicht wenig eingebildeten atheniſchen Volkes zu gewinnen.

Alexander brach, nachdem er kurze Zeit in Babylon geraſtet hatte, nach Suſa auf. Unterwegs langte aus Europa eine Verſtärkung von ſechstauſendſechshundert Macedoniern, fünftauſend Peloponneſiern und viertauſendeinhundert Thraciern bei ihm an. Von Suſa aus eilte er das eigentliche Perſien zu beſetzen. Auf dieſem Zuge fand er nur in den zwiſchen Suſa und Perſepolis liegenden Gebirgen Widerſtand, und auch dieſer war von keiner Bedeutung. Die rohen Bergvölker, welche ihm den Durchgang durch ihr Land zu erſchweren ſuchten, wurden leicht zurückgejagt; ebenſo ward das Heer des Ariobarzanes theils niedergemetzelt, theils zerſprengt. Die Macedonier beſetzten hierauf die alten perſiſchen Hauptſtädte Paſargadä und Perſepolis ohne die mindeſte Schwierigkeit.

10. Aufſtand in Griechenland unter König Agis II. von Sparta.

Um dieſelbe Zeit, als Alexander ſich des eigentlichen Perſiens bemächtigte und nachher von dort aus den fliehenden König Darius verfolgte, würden ihm die Spartaner einen ſehr gefährlichen Krieg

in Griechenland erregt haben, wenn er nicht mit einer großen, ſonſt mehr ſeinem Vater als ihm eigenen politiſchen Klugheit die Athener von den Spartanern getrennt gehalten, und dadurch die Verbreitung der ausbrechenden Feuersbrunſt gehemmt hätte. Er hatte gleich ſeinen erſten Sieg in Aſien benutzt, um der Eitelkeit des atheniſchen Volkes zu ſchmeicheln (ſ. oben S. 334); er hatte hierauf zu demſelben Zweck ſich des Umſtands bedient, daß in Syrien ein von den Athenern an den Perſer-König abgeſchickter Geſandter in ſeine Gewalt gerieth (ſ. oben S. 342). Als nachher, auf ſeinem Marſch von Egypten nach dem Euphrat, in Tyrus eine Geſandtſchaft des atheniſchen Volkes zu ihm kam, um ihm zu ſeinen Siegen Glück zu wünſchen, empfing er dieſelbe ſehr gnädig, und gab auf ihre Bitten die in der Schlacht am Granikus gefangenen Athener frei. Endlich ſandte er dem atheniſchen Volke aus Suſa die Statuen des Harmodius und Ariſtogiton. Alexander's Zweck ward ſo völlig erreicht, daß ſelbſt Demoſthenes die Athener nicht ermuntert zu haben ſcheint, an dem bald nachher ausbrechenden Kriege der Spartaner gegen Macedonien Theil zu nehmen.

Der ſpartaniſche Staat hatte damals in der Perſon des Königs Agis II. einen ſehr unternehmenden Mann an ſeiner Spitze, dieſer ſuchte ſchon ſeit einiger Zeit eine allgemeine Erhebung der griechiſchen Nation gegen die macedoniſche Oberherrſchaft zu Stande zu bringen. Um ſich die Ausführung ſeines Vorhabens zu erleichtern, hatte er von den griechiſchen Söldnern, welche aus der Schlacht bei Iſſus entkommen waren (ſ. oben S. 340), achttauſend Mann an ſich gezogen, und zugleich in Thracien einen Aufſtand gegen die Macedonier erregt. Die Nachricht von Alexander's Sieg bei Arbela trieb ihn und andere Griechen, eine letzte und äußerſte Kraftanſtrengung zu machen, ehe das perſiſche Reich ganz vernichtet ward. Zu dieſem Ende ſammelte Agis ein bedeutendes Heer, und bewog faſt den ganzen Peloponnes zur Ergreifung der Waffen. Auch in andere Theile Griechenlands verbreitete ſich die durch den ſpartaniſchen König hervorgerufene Aufregung, ſo daß, wenn es dieſem gelungen wäre, dem Heere des macedoniſchen Reichsverweſers Antipater eine Niederlage beizubringen, wahrſcheinlich ganz Griechenland ſich gegen die Macedonier erhoben hätte. Wäre nicht Athen durch Alexander's kluges Benehmen in Ruhe gehalten worden,

ſo würde Antipater vielleicht gleich anfangs nicht blos mit den peloponneſiſchen Staaten zu kämpfen gehabt haben.

Agis hatte ein Heer von zwanzigtauſend Mann zu Fuß und zweitauſend Reitern zuſammengebracht, und begann den Krieg damit, daß er Megalopolis belagerte, das, zugleich mit Pellene in Achaja, allein von allen peloponneſiſchen Städten am Aufſtande nicht Theil nahm. Antipater hatte, auf die erſte Nachricht vom Ausbruch des Krieges, ſo ſchnell als möglich die thraciſchen Angelegenheiten durch einen Vergleich in Ordnung gebracht, und eilte hierauf mit vierzigtauſend Mann in den Peloponnes. Er kam zur rechten Zeit bei der Stadt Megalopolis an, welche ihrem Falle bereits nahe gebracht war. Da ſowohl er als Agis eine ſchnelle Entſcheidung wünſchten, ſo kam es gleich nach ſeiner Erſcheinung zu einer blutigen Schlacht (im Auguſt 330 v. Chr.). Beide Theile kämpften mit großer Erbitterung, ſo daß von den Macedoniern dreitauſendfünfhundert, von den Peloponneſiern mehr als fünftauſend geblieben ſein ſollen. Antipater ſiegte zwar, mußte aber ſeinen Sieg viel theurer bezahlen, als Alexander die in Aſien errungenen, wie man aus einer Vergleichung der von dieſem am Granikus und in andern Schlachten erlittenen Verluſte mit der Zahl der bei Megalopolis gefallenen Macedonier erſieht. Agis ſelbſt ſtarb den Tod eines Helden. Als er ſchwer verwundet aus dem Gefecht getragen wurde, entließ er ſeine Begleiter, und befahl ihnen, ſich dem Vaterlande zu erhalten. Er ſelbſt beſchloß, auf eine ſeiner Vaterſtadt und des königlichen Namens würdige Weiſe zu ſterben. Er ließ ſich ſeine Rüſtung wieder anlegen, kämpfte, da er nicht mehr aufrecht ſtehen konnte, mit dem einen Knie auf die Erde geſtemmt gegen die herandringenden Feinde, und verlor, erſt nachdem er mehrere derſelben getödtet hatte, das Leben. Agis Heldentod und die große Zahl der mit ihm gefallenen Landsleute beweiſt, daß, während die Athener ihren Kriegsdienſt ſchon längſt gemietheten Fremden überließen, den Spartanern noch die kriegeriſche Tugend der alten Zeit geblieben war, obgleich die angeſtammten Sitten ſich ſchon aufgelöſt hatten, und die politiſchen und polizeilichen Einrichtungen dem Einfluſſe der Zeit gewichen waren.

In Folge der Schlacht bei Megalopolis war Sparta's Macht ſo gut wie vernichtet. Antipater begnügte ſich, die Spartaner un-

ſchädlich gemacht zu haben, und verfolgte ſeinen Sieg nicht weiter. Er fürchtete theils Alexander's Eiferſucht, theils den Wiederausbruch der Bewegungen in Thracien; überdies war ſein Heer nur mit Mühe zuſammengebracht worden, und konnte deswegen nicht lange zuſammen gehalten werden. Als ihn daher Agis Bruder und Nachfolger, Eudamidas I., um Frieden bitten ließ, that er nichts weiter, als daß er die Spartaner zu einer demüthigenden Geſandtſchaft an Alexander nöthigte. Dieſer gewährte ihnen hierauf Verzeihung, und befahl ihnen nur die Bezahlung von einhundertzwanzig Talenten oder dreimalhunderttauſend Gulden (einhundertſiebzigtauſend Thalern) als Entſchädigung für die Bewohner von Megalopolis.

11. Alexander's perſiſcher Feldzug von der Beſetzung des eigentlichen Perſiens an bis zur Eroberung von Baktrien und Sogdiana.

Alexander beſchloß im Anfang des Jahres 330 v. Chr., von Perſepolis aus nach Ekbatana, dem Sommer-Aufenthaltsort der Perſer-Könige, aufzubrechen, und durch die Beſetzung aller Haupt- und Reſidenzſtädte des perſiſchen Reichs den Sturz der herrſchenden Familie zu vollenden. Er that damit zugleich dem ganzen Orient die Eroberung dieſes Reiches, die er ſelbſt nur einen Wechſel der Dynaſtie nannte, auf eine feierliche Weiſe kund. In Perſepolis und Paſargadä, wo er vier Monate verweilte, fielen ſo große Schätze in ſeine Hände, daß die ſpäteren Geſchichtſchreiber Alexander's übertreibend berichten konnten, es ſeien dreitauſend Kameele und noch viel mehr Maulthiere nöthig geweſen, um dieſe Reichthümer fortzubringen. In Perſepolis ſoll Alexander beſchloſſen haben, für die Frevel des Xerxes, welcher einſt die Tempel Griechenlands und die Stadt Athen zerſtört hatte, dadurch Rache zu nehmen, daß er die Königsburg der Perſer niederbrennen ließ; es wird uns ſogar eine Anekdote überliefert, nach welcher eine berühmte griechiſche Tänzerin, Thaïs, bei einem feſtlichen Mahle in dem vom Weine erhitzten Sieger dieſen Gedanken angeregt, und ſelbſt den erſten Feuerbrand in den Palaſt geſchleudert hätte. Daß auf dieſe Weiſe der Brand nicht veranlaßt wurde, darf man unbedingt als

gewiß annehmen. Wie es ſich aber mit der Entſtehung desſelben verhalten habe, iſt nicht ins Klare zu bringen. Die meiſten Geſchichtſchreiber ſetzen hinzu, daß Alexander die That ſogleich bereut und den Brand zu löſchen befohlen habe. Jedenfalls konnte der Palaſt durchaus nicht ganz niedergebrannt ſein, weil er größtentheils aus ſoliden Steinmaſſen erbaut war.

Nachdem Alexander die neue Verwaltung des Reiches angeordnet hatte, zog er nach Ekbatana, dem heutigen Hamadan, wohin ſich Darius von dem Schlachtfelde bei Arbela geflüchtet hatte. Alexander hatte gehört, daß einige ſtreitbaren Völker im Norden des Reiches dem Perſer-Könige Hülfe geſchickt hätten, und daß dieſer entſchloſſen wäre, ſeinem Feinde noch einmal ein Treffen anzubieten. Er eilte daher ſo bald als möglich nach Ekbatana zu kommen, traf aber Darius nicht mehr daſelbſt an. Dieſer war, nachdem er vergebens auf jene Hülfe gewartet, bereits durch die ſogenannten kaspiſchen Pforten, einen in den ſüdlichen Grenzgebirgen von Maſanderan gelegenen Paß, in die Provinz Parthien entflohen. Der macedoniſche König traf zu Ekbatana ſchnell die nöthigen Verfügungen über die Verwaltung von Medien, und folgte dann in Eilmärſchen dem Feinde nach. Er fand jenen Paß nicht von den Perſern beſetzt, obgleich derſelbe leicht zu vertheidigen war. Ebenſo wenig verſuchten die Feinde ihn weiter öſtlich in den Gebirgen, durch welche er ziehen mußte, aufzuhalten.

Als Alexander nur noch wenige Tagereiſen hinter dem fliehenden Darius zurück war, erfuhr er durch Überläufer die traurige Lage, in welche Darius durch die ihn begleitenden perſiſchen Großen verſetzt worden war. Einige Perſer im Gefolge des Darius, an deren Spitze Beſſus, der Statthalter der Provinz Baktrien oder des jetzigen Landes Balk, ſtand, hatten eine Verſchwörung gemacht, und ſich der Perſon ihres Königs bemächtigt, um denſelben nach dem ſchwer zugänglichen Baktrien zu ſchleppen, und ſich von dort aus durch ſeine Auslieferung einen vortheilhaften Frieden zu erkaufen. Sie eilten mit dem gefangenen Könige und dem größten Theile ſeines Heeres davon, und ſuchten vor dem nachſetzenden Alexander Baktrien zu erreichen; dieſer dagegen bot, als er ihre Abſicht erfahren hatte, Alles auf, um ſie einzuholen. Er ließ den größten Theil ſeiner Truppen zurück, und ſetzte mit den übrigen in unbe-

greiflich ſchnellen Eilmärſchen den fliehenden Verräthern ihres Königs nach. Als er ihnen endlich nahe gekommen war, verzweifelten ſie an der Möglichkeit, den Gefangenen weiter mit ſich fort zu ſchleppen; ſie brachten ihm daher eine tödtliche Wunde bei, und ließen ihn in dieſem Zuſtande zurück, weil ſie hofften, daß dadurch der nachſetzende Feind ſo lange würde aufgehalten werden, bis ſie ihm den Vorſprung abgewonnen hätten. Auf dieſe Weiſe gelang es ihnen wirklich, der Gefangenſchaft zu entgehen. Alexander erreichte den unglücklichen König wenige Augenblicke nach ſeinem Ende. Die auf Erregung des Gemüths bedachten ſpäteren Geſchichtſchreiber der Griechen haben dieſe Gelegenheit benutzt, um aus dem Ende des letzten perſiſchen Königs eine rührende Scene zu machen. Nach ihren Erzählungen wären nämlich einige dem Alexander vorausgeeilten Macedonier zu dem ſterbenden Darius gekommen; dieſer habe ſie um einen Trunk für ſeine lechzende Zunge gebeten, und als einer von ihnen dem unglücklichen Könige etwas Waſſer gebracht hatte, habe derſelbe ihm dafür mit den Worten gedankt: „Es iſt mein größter Schmerz, daß ich dir deine Wohlthat nicht vergelten kann; aber der großmüthige Alexander wird dies ſtatt meiner thun; ich reiche ihm durch dich meine Hand.“ Nach dieſen Worten verſchied Darius (im Juli 330 v. Chr.). Als wenige Augenblicke nachher Alexander hinzukam, bedeckte er tief bewegt die königliche Leiche mit ſeinem Mantel. Er ſandte dieſelbe nach Perſepolis, damit ſie dort in den Königs-Gräbern beigeſetzt werde.

Nach dem Kriegs- und Völkerrecht, welches ſeit uralter Zeit im Orient beſteht, wird der Eroberer eines Landes von dem Augenblick an, wo ſein Gegner ſtirbt, als rechtmäßiger König betrachtet. Alexander war daher jetzt nicht mehr blos der That, ſondern auch den Rechtsbegriffen der von ihm unterworfenen Völker nach der Herr des perſiſchen Reichs. Er nahm deshalb damals auch einen Theil des perſiſchen Königsſchmuckes an, warf ſich, als rechtmäßiger Nachfolger des Darius, ſogleich zum Rächer desſelben auf, und ſuchte durch die Beſtrafung der Königsmörder ſeinen Sieg erſt eigentlich zu vollenden. Die verſchworenen Satrapen waren nach der Ermordung ihres Königs in ihre verſchiedenen Statthalterſchaften geflohen, welche alle im Nordoſten des perſiſchen Reiches

lagen. Alexander begann die Verfolgung derſelben damit, daß er die im Südoſten des kaspiſchen Meeres gelegenen Länder Hyrkanien und Parthien oder das jetzige Maſanderan, Dahiſtan und Khoraſſan unterwarf, in welche ſich ein Theil der Mörder mit ihren Miethtruppen gezogen hatte. Dieſe übergaben ſich bald freiwillig dem Sieger und erhielten Verzeihung. Dann marſchirte Alexander nach der Provinz Aria, welche dem öſtlichen Theile des heutigen Khoraſſan entſpricht. Auch der Satrap dieſes Landes, Satibarzanes, unterwarf ſich, ſobald das macedoniſche Heer den Boden ſeiner Provinz betrat. Alexander erfuhr durch ihn, daß Beſſus in Baktrien den königlichen Titel und den Namen Artaxerxes angenommen habe, und nur von den benachbarten ſcythiſchen Horden Hülfe erwarte, um ſich dann gegen die Macedonier in Bewegung zu ſetzen. Der Eroberer eilte daher nach Baktrien, erhielt aber unterwegs die Nachricht, daß Satibarzanes in ſeinem Rücken ſich empört habe, und wurde dadurch zur Rückkehr genöthigt.

Dies veranlaßte den macedoniſchen König zu einer gänzlichen Änderung des von ihm entworfenen Planes; er beſchloß, von einer andern Seite her in Baktrien einzudringen. Er wandte ſich nämlich zuerſt gegen Satibarzanes, der bei ſeiner Ankunft nach Baktrien entfloh, und eroberte ſchnell die Statthalterſchaft desſelben. Hierauf zog er noch weiter ſüdlich in das Land Sedſcheſtan oder das alte Drangiana, welches die Satrapie des Barzaentes, eines der Mörder des Darius, war. Auch dieſer ergriff bei Alexander's Annäherung die Flucht, und ſein Land wurde ohne Schwierigkeit unterworfen. Im äußerſten Süden von Drangiana kam Alexander zu dem Volk der Ariaspen, welches zum Unterſchied von den andern Orientalen ſeine Staatsverwaltung in der Weiſe der Griechen eingerichtet hatte, und auch durch ſein geordnetes Leben und ſeine Sitten dieſen ähnlich war. Alexander gewährte ihnen daher dieſelbe Achtung und Rückſicht, welche er den griechiſchen Völkerſchaften in der Heimath erwieſen hatte, er behandelte ſie als ein freies Volk, ließ ihnen ihre alte Verfaſſung, und verlangte nichts weiter, als daß ſie blos in ein gewiſſes allgemeines Verhältniß der Abhängigkeit zu ihm traten.

Im Lande Drangiana zeigte das macedoniſche Heer eine Unzufriedenheit, welche hauptſächlich daher rührte, daß Alexander kurz

vorher angefangen hatte, ſich nicht mehr blos als Eroberer des perſiſchen Reichs, ſondern als wirklichen König desſelben anzuſehen, und dem gemäß ſowohl in der den Orientalen eigenthümlichen Art als König aufzutreten, als auch ſeine neuen Unterthanen nicht mehr als bloße Unterworfene zu behandeln. Er überließ zwar den Macedoniern noch immer die Finanzen und die Militärgewalt in den einzelnen Theilen des Reichs, wählte aber die Civil-Statthalter der Provinzen und andere Beamten ebenſo oft aus den perſiſchen Großen, als aus jenen. Außerdem erſchien er bei feierlichen Gelegenheiten in einem Theile des perſiſchen Ornats, nahm ſich der ehemaligen königlichen Familie an, und behandelte die in ſein Gefolge aufgenommenen Perſer ebenſo wie die Macedonier. Über alles dies murrten die Letzteren, weil ſie allein ernten und ſich den Beſiegten als Gebieter aufdringen wollten. Ihre Unzufriedenheit wurde dadurch noch vermehrt, daß Alexander ihnen keine Raſt gönnte, ſondern ſie zwang, dem Fluge ſeines Ehrgeizes unaufhaltſam zu folgen. Es hatte daher dem König um jene Zeit ſchon einmal große Mühe gekoſtet, ſeine Truppen zu bewegen, daß ſie weiter marſchirten. Die Stimmung des Heeres wurde bald nachher ſo bedenklich, daß Antipater, als er davon Kenntniß erhielt, insgeheim mit dem ätoliſchen Volke ein Bündniß machte, um ſich für alle Ereigniſſe ſicher zu ſtellen, und nöthigenfalls Gewalt gegen Gewalt ſetzen zu können.

Dieſe Unzufriedenheit des Heeres hatte eine Verſchwörung mehrerer Officiere zur Folge, welche dem König während ſeines Aufenthalts in der Hauptſtadt von Drangiana verrathen wurde. Einige Macedonier von untergeordnetem Range, die ſich in Alexander's Gefolge befanden, wollten, wie es hieß, ihn ums Leben bringen, und ſollten durch höher ſtehende Perſonen, welche ſich ihrer als Werkzeuge bedienten, dazu bewogen worden ſein. Alexander ließ ſogleich eine Anzahl Officiere feſtnehmen; unter ihnen befand ſich auch ſein Jugendgeſpiele Philotas, Parmenio's Sohn. Der Vater dieſes jungen Mannes, einer der älteſten Generale Philipp's und zugleich mit Antipater der angeſehenſte aller Macedonier, war ſchon längere Zeit mit Alexander geſpannt. Er hatte in der Schlacht bei Arbela ſeine Schuldigkeit nicht ganz gethan, und war daher in Medien zurückgelaſſen worden. Philotas, deſſen unerträglicher

Stolz dadurch verletzt wurde, ſpielte ſeitdem den Gekränkten; er ſprach ruhmredig von ſich und ſeinem Vater, und äußerte ſich dagegen verächtlich über Alexander. Bei der erwähnten Verſchwörung hatte er ſich dadurch verdächtig gemacht, daß die Anzeige davon zuerſt ihm hinterbracht wurde, um die Sache dem Könige zu melden, und daß er dies, ungeachtet einer nochmaligen Mahnung, unterließ. Ob er ſelbſt aber an der Verſchwörung Antheil hatte, iſt nicht mit Beſtimmtheit zu entſcheiden. Alexander rief das macedoniſche Heer zuſammen, um über ihn und die anderen Angeklagten nach altmacedoniſcher Sitte Recht ſprechen zu laſſen. Dem Philotas gab er Schuld, daß derſelbe im Einverſtändniß mit Parmenio hochverrätheriſche Plane entworfen, und ſeinem Könige nach dem Leben getrachtet habe. Philotas vertheidigte ſich gegen dieſen Vorwurf ohne Erfolg; das macedoniſche Heer verurtheilte ihn zugleich mit den übrigen Angeklagten zum Tode. Um von Philotas ein Geſtändniß zu erhalten, durch welches auch Parmenio in die Schuld ſeines Sohnes verwickelt werden könnte, ließ Alexander ihn foltern, und erlangte auf dieſe Weiſe das, was er wünſchte. Hierauf ward Philotas nebſt den übrigen Verurtheilten, nach der bei den Macedoniern üblichen Art der Todesſtrafe, von dem Heere zu Tode geſteinigt.

Welche Zweifel man auch über des Philotas Schuld hegen kann, ſo muß man doch jedenfalls eingeſtehen, daß Alexander ſich nicht gegen ihn vergangen hat; denn Philotas war durch Zeugen überführt, die rechtlichen Formen waren bei ſeiner Anklage und Verurtheilung nicht verletzt worden, und wenn das gegen ihn erlaſſene Urtheil ungerecht war, ſo iſt deshalb nicht Alexander anzuklagen, ſondern ſein Heer, welches dasſelbe ausgeſprochen hatte. Anders verhält es ſich aber mit dem Verfahren gegen Parmenio. Da Alexander dieſen öffentlich in die Schuld verwickelt hatte, ſo war zu befürchten, daß Parmenio dadurch, ſowie durch den Verluſt ſeines Sohnes zum Äußerſten getrieben werden würde. Alexander mußte aber dann das Schlimmſte erwarten, da Parmenio bei dem Heere in hoher Achtung ſtand, und überdies, als Kriegsbefehlshaber in Medien, ſich bei ſeiner Empörung der nach der Hauptſtadt dieſes Landes gebrachten perſiſchen Königsſchätze bedienen konnte. Alexander beſchloß deshalb, ihn hinterliſtiger Weiſe um-

bringen zu laſſen. Ein traciſcher Fürſt im Heere und zwei griechiſche Hauptleute übernahmen die Ausführung der Sache. Sie eilten nach Ekbatana, kamen noch vor der Nachricht von Philotas Hinrichtung daſelbſt an, und mordeten den greiſen General, der ſie unbeſorgt vor ſich gelaſſen hatte. Alexander ließ alſo einen verdienten General auf eben dieſelbe Weiſe, wie der türkiſche Kaiſer gegen gefährliche Paſcha's zu verfahren pflegt, d. h. ungehört und durch ausgeſchickte Meuchelmörder, aus dem Wege räumen. Wie groß übrigens die Unzufriedenheit der macedoniſchen Generale damals war, kann man daraus abnehmen, daß bei Gelegenheit von Philotas Proceß mehrere derſelben, Polemon, Amyntas, Attalus und Simmias, verdächtig wurden. Dieſe Männer, von welchen der Erſtere zur Reiterei gehörte, die drei andern aber Generale der Phalanx waren, wurden ebenfalls vor dem Heere angeklagt, von dieſem aber freigeſprochen. Alexander erkannte den Spruch des Heeres an, und verfolgte jene Generale nicht weiter. Wenn er auf dieſe Weiſe das alte macedoniſche Recht ebenſo, wie ſein Vater, achtete und aufrecht hielt, ſo wirft dagegen ſein Verfahren gegen Parmenio einen dunklen Schatten auf ſeinen Charakter, und beweiſt eine Änderung in ſeiner Geſinnung und Handlungsweiſe, welche von jener Zeit an allmälig ſichtbar zu werden anfing.

Von Drangiana wandte Alexander ſich nordöſtlich. Er zog zuerſt an dem Fluſſe Hilmend hinauf und dann durch das heutige Kandahar und Kabul zu dem Fuß des rauhen und hohen Alpengebirgs, welches der indiſche Kaukaſus oder Hindu-Kuh, in ſeiner weſtlichen Fortſetzung aber der Paropamiſus heißt, und das Land Baktrien oder Balk ſüdlich begrenzt. Auf dieſem Wege gelangte er zuerſt in das nördliche Afghaniſtan oder das Land der Arachoſier, und ſodann in das der Paropamiſaden, des erſten indiſchen Volks, mit welchem er in Berührung kam. Beide Völker unterwarfen ſich ihm ſogleich. In dem Lande der Paropamiſaden verweilte Alexander einige Zeit, um das Ende der ſtrengen Winterkälte abzuwarten, nnd dann über den Hindu-Kuh nach Baktrien zu ziehen. Noch ehe der Winter zu Ende gegangen war, trat er ſeinen Marſch an. Er durchzog jenes breite und ſchwer gangbare Gebirg auf dem Wege, der über Bamian und den Paß Dundan Schikan

führt. Er marſchirte unter den größten Schwierigkeiten durch ſchneebedeckte, öde Berggegenden, in welchen die Soldaten ſich nicht anders als von dem geſchlachteten Transport-Vieh und von Wurzeln nähren konnten, und noch dazu ſehr von der Kälte zu leiden hatten. Dieſer Übergang über den Hindu-Kuh war ein ſchwierigeres Unternehmen, als der Zug Hannibal's über die Alpen oder der ſo viel geprieſene Marſch Napoleon's über den großen St. Bernhard. Das macedoniſche Heer verdient unſere höchſte Bewunderung; denn es vollbrachte ohne Karten und ohne den Vortheil der unzähligen Erfindungen neuerer Zeiten in noch höheren Gegenden, als die der europäiſchen Alpenpäſſe ſind, alles dasjenige, was die größten Feldherrn unſerer Tage mit ganz anderen Mitteln in den Alpen ausführten, und als die ſicherſte Grundlage eines unſterblichen Ruhmes anſahen.

Beſſus hatte ſich darauf verlaſſen, daß die Schwierigkeiten dieſes Weges, welche er durch Verwüſtungen und durch Entfernung alles deſſen, was zum Lebensunterhalte diente, noch vermehrt hatte, das macedoniſche Heer abhalten würde, in ſeine Provinz einzudringen. Als er ſich getäuſcht ſah, floh er über den Oxus oder Amu-Fluß nach Sogdiana oder in das Land, welches in ſeiner weſtlichen Hälfte aus dem heutigen Bochara, im Oſten aber aus dem innerhalb unerſteiglicher Berge gelegenen Lande Kukhan beſtand. Baktrien wurde daher von den Macedoniern ohne die mindeſte Schwierigkeit beſetzt (Frühjahr 329 v. Chr.). Alexander eilte ſo bald als möglich dem fliehenden Beſſus nach. Er ſetzte auf einer ſchnell verfertigten Nothbrücke über den Amu-Fluß, und drang auf Marakanda oder Samarkand, die Hauptſtadt von Sogdiana, los. Unterwegs erhielt er die angenehme Nachricht, daß Spitamenes, der Satrap von Sogdiana, ſich der Perſon des Beſſus bemächtigt habe und bereit wäre, denſelben den Macedoniern auszuliefern. Alexander ließ den General Ptolemäus vorausziehen, um ſich des Königsmörders zu bemächtigen. Beſſus wurde, auf Alexander's Befehl, gefeſſelt dem ganzen Heere gezeigt, und hierauf dem perſiſchen Prinzen Oxyathres, der ſich nach ſeines Bruders Darius Tode dem macedoniſchen Könige unterworfen hatte, übergeben, damit ihm derſelbe nach perſiſcher Sitte Ohren und Naſe abſchneide, und ihn dann ans Kreuz ſchlage.

Spitamenes hatte gehofft, durch Auslieferung ſeines Freundes den Sieger vom weiteren Vordringen abzuhalten; Alexander aber begnügte ſich nicht mit der Beſtrafung des Königsmörders und Thronräubers, ſondern drang unaufhaltſam vorwärts. Ganz Sogdiana wurde nach und nach unterworfen, und Spitamenes ſuchte vergebens den Macedoniern den Beſitz desſelben wieder ſtreitig zu machen: er wurde nach mehrmaligem Verſuche in die benachbarte Wüſte verjagt, wo er endlich entweder durch ſeine eigene Gemahlin oder durch einen der dortigen räuberiſchen Stämme ſein Leben verlor. Alexander drang bis zum Sihun- oder Sir-Fluſſe, dem Jaxartes der Alten, vor, welcher die Nordgrenze Sogdiana's bildete, und jenſeit deſſen das Gebiet der ſcythiſchen Raubvölker begann. Er verweilte zwei Jahre in Sogdiana und Baktrien, theils weil dieſe Länder vortrefflich gelegen waren, um von ihnen aus das eroberte Reich zu verwalten, und um das benachbarte Indien, wohin Alexander zu ziehen beſchloſſen hatte, auszukundſchaften, theils aber auch weil dieſer wichtige Landſtrich wegen der Unzugänglichkeit ſeiner Gebirge, wegen des unruhigen Geiſtes ſeiner Bewohner und wegen der Nähe der wilden Raubhorden, welche die im Weſten und Norden gelegenen Wüſten bewohnten, ohne großen Zeitaufwand nicht völlig unterworfen werden konnte.

Auf dem ganzen Zuge von den Gegenden des kaspiſchen Meeres an bis zur nördlichen Grenze Sogdiana's zeigt ſich Alexander's großer Geiſt in allem dem, was er zur Verbindung der einzelnen Theile des Reichs, zur Behauptung ihres Beſitzes und zur Begründung einer neuen Civiliſation Aſiens that. Er hatte ſchon früher einen ſicheren Weg von Suſa nach Perſepolis eröffnet, während die perſiſchen Könige die Sicherheit der Reiſenden und ihrer eigenen Beamten und Truppen ſtets durch eine Art Tribut hatten erkaufen müſſen. Er hatte in den Gebirgen ſüdlich vom kaspiſchen Meer wilde ſtreitbare Völker, welche der Herrſchaft der Perſer immer getrotzt hatten, unterworfen und eine Straße durch ihr Land gebahnt; ebenſo ſchuf er jetzt, auf ſeinem Eroberungszug vom kaspiſchen Meer bis nach Sogdiana hinein, neue und ſichere Verbindungen zwiſchen dem Oſten und Weſten, dem Norden und Süden des inneren Aſiens. In jenen nordöſtlich von Iran gelegenen Landſtrichen, in welchen von jeher wenig Einheit und Ver-

bindung Statt gefunden hat, und zu allen Zeiten umherziehende Horden ein ungeheueres Gebiet einnahmen, gelang dem großen macedoniſchen Könige, was allen früheren Beherrſchern des perſiſchen Reichs nie gelungen war. Die Einrichtungen und Städte-Gründungen aber, welche er daſelbſt machte, zeigen auf das einleuchtendſte, wie richtig ſein Blick, wie umfaſſend ſein Geiſt und wie wohl berechnet ſeine Schritte ſelbſt in dem Augenblicke waren, als ſeine Ruhmbegierde ihn zu weit zu führen ſchien.

Alexander's Zug von Hyrkanien oder Maſanderan bis zum Lande der Agriaspen am Zareh-See in Sedſcheſtan ſicherte die Verwaltung im ganzen Lande Khoraſſan, ſowie über Herat hinaus bis Sedſcheſtan, und eröffnete eine bequeme Verbindung zwiſchen Herat und dem kaspiſchen Meer. Alexander ſiedelte zu dieſem Zwecke an verſchiedenen Punkten diejenigen Griechen an, welche in Darius Heer gedient hatten, und legte dadurch den Grund zu einer wiederauflebenden Civiliſation. In der Gegend, wo jetzt Herat liegt, und die Straßen vom See Zareh, von Balk, von Indien und von Sedſcheſtan ſich kreuzen, gründete er die beſonders in militäriſcher Hinſicht wichtige Stadt Alexandria, welche den Beinamen der ariſchen führte. Ein zweiter militäriſcher Punkt war Alexandria in Arachoſien, welches am Ausgang der von Kelat im nordöſtlichen Beludſchiſtan und vom unteren Indus-Fluſſe her führenden Straße lag, und vielleicht dem heutigen Kandahar entſpricht. Eine dritte militäriſche Anlage endlich war die Stadt Alexandria am Kaukaſus, deren Lage nicht mit Sicherheit zu beſtimmen iſt, welches aber einerſeits die Straße nach Indien, andererſeits die Päſſe des Hindu-Kuh ſicherte. Einige Gelehrten halten dieſe Stadt für das heutige Kandahar, andere verlegen ſie mit mehr Wahrſcheinlichkeit weiter nördlich in die Gegend zwiſchen Kabul und Bamian. In Sogdiana und Baktrien, wo Alexander mehrere neuen Städte gründete, war das am Jaxartes oder Sihun-Fluſſe erbaute Alexandria der nördlichſte Punkt, zu welchem die Macedonier auf ihrem aſiatiſchen Zuge gelangten. Man nannte es deswegen ſpäter Alexandria eschata d. h. das am Ende der Welt gelegene Alexandria. Dieſe Stadt war in einer fruchtbaren Gegend angelegt, nicht weit von der Grenze der Steppen und Wüſten, in welchen von jeher rohe Horden

hauſten. Sie bildete alſo den Grenzpunkt gegen das Land der Uncultur, und erſchwerte den Zugang aus demſelben zu den Thälern des oberen Jaxartes, in welchen die Städte Kukhan, Khodſchend, Taſchkend und Tunkat von jeher für die Geſchichte des mittleren Aſiens eine hohe Wichtigkeit hatten. Alexander wollte hier, wie anderwärts, die Civiliſation in ſeinem Reiche ſchützen und der Barbarei der Nomaden-Völker eine feſte Grenze ſetzen. Überhaupt belebte er in den Ländern Sogdiana und Baktrien, dieſen Urſitzen der Cultur von Mittelaſien (ſ. Th. I. S. 121), die Civiliſation von neuem, und legte daſelbſt durch ſeine Städte-Anlagen und die vielen Tauſende angeſiedelter Griechen den Grund zu einer ganz neuen Bildung. Dieſe Länder, welche bis auf unſere Tage Sitze des Handels, der Wiſſenſchaft und der Künſte geblieben ſind, und deren Karawanen den Norden und Weſten mit indiſchen Produkten verſorgen, erhielten von Alexander von neuem die größte Wichtigkeit für die Cultur von Aſien, und die Spuren der von ihm dort geſchaffenen Bildung finden ſich, wenn auch durch orientaliſche Phantaſie zum Theil unkenntlich gemacht, überall in der neueren Literatur von Perſien und Indien. Auch lebt bei den Bewohnern dieſer Länder noch das Andenken an den großen Eroberer Alexander oder, wie er in der Sprache derſelben heißt, Iskender.

12. Alexander als Beherrſcher des perſiſchen Reichs.

Alexander verweilte bis zum Frühling des Jahres 327 v. Chr., wo er ſeinen indiſchen Feldzug antrat, in Sogdiana und Baktrien, mit der Befeſtigung des Beſitzes dieſer Länder, der Unterdrückung ausbrechender Empörungen und der Verjagung der mehrmals einfallenden Steppenvölker beſchäftigt. Während ſeines dortigen Aufenthalts änderte ſich Alexander's Charakter nach und nach auf eine Weiſe, durch welche ſogar dieſer große, von Geiſt und Herz ſo vortreffliche Mann zum Beweiſe dient, daß es der menſchlichen Natur unmöglich iſt, auf der ſchwindelnden Höhe des Glückes den Gleichmuth wahrer Größe zu bewahren. In derſelben Zeit ſteigerte ſich auch die Unzufriedenheit der macedoniſchen Gene-

rale mit ihrem großen Führer, deſſen Politik ſie nicht verſtanden, und dem ſie ein Verfahren verargten, durch welches er gerade ſeine Befähigung zur Gründung und Beherrſchung eines Weltreiches bewieſen. Die meiſten Geſchichtſchreiber haben mit Unrecht dieſe Unzufriedenheit als eine Folge der im moraliſchen Charakter Alexander's eingetretenen Änderung hingeſtellt, und ſich dazu durch einige Ereigniſſe, welche damals am Hofe des Königs vorfielen, beſtimmen laſſen; es müſſen daher dieſe Vorfälle angeführt werden, weil es die Beurtheilung des größten Monarchen gilt.

Alexander's Beſtreben war ſchon ſeit dem Siege bei Arbela dahin gerichtet, die Perſer nicht mehr als beſiegte Nation, Griechen und Macedonier nicht mehr als Völker eines beſſeren Stammes zu betrachten, ſondern die Überwinder und die Überwundenen einander gleichzuſtellen und als Glieder Eines Reichs innig zu verbinden. Dies führte er erſt nach Darius Tode in einer auffallenden Weiſe aus, er gerieth aber darüber mit ſeinen eigenen Landsleuten in Zwiſt, welche nur die Unterdrückung der Beſiegten und ein bequemes, glänzendes Leben auf Koſten derſelben im Auge hatten. Sie verargten ihm alles, was er zur Erreichung jenes Zweckes that, und je mehr er auf dieſem Wege voranſchritt, um ſo misvergnügter und mürriſcher wurde das Heer. Die von ihm ergriffenen Maßregeln betrafen anfangs bloße Äußerlichkeiten und Formen, ſie wurden ihm aber gerade deshalb übel gedeutet; denn die große Mehrzahl der Menſchen legt auf unweſentliche Dinge und Kleinigkeiten den größten Werth. Alexander nahm die äußere Erſcheinung und Lebensweiſe an, welche der Orient von jeher bei ſeinen Königen zu ſehen gewohnt iſt. Er führte einen Theil des perſiſchen Hof-Ceremoniels ein, legte das perſiſche Diadem und Königsgewand an, und ließ auch ſeine Diener auf perſiſche Weiſe kleiden, wiewohl er ſelbſt für ſeine Perſon dieſe Sitten nur ausnahmsweiſe und ſo zu ſagen auf Augenblicke annahm, in der Regel aber nach der alten Weiſe lebte. Das perſiſche Weſen und Leben war ſeiner ganzen Natur zuwider, und er ſuchte außerdem die Vorurtheile der Macedonier ſoviel als möglich zu ſchonen. Er nahm ferner, was dieſe ihm ebenfalls ſehr verargten, göttliche Ehren für ſeine Perſon in Anſpruch; allein er that es nur, weil er wohl wußte, daß die Völker des Orients ihre Könige als Weſen höherer

Art anzuſehen gewohnt waren, und deshalb jede Spur von Annäherung an die Beherrſchten zum Nachtheil des Herrſchers misverſtanden. Er zeigte dadurch, wie richtig er die Völker beurtheilte, die er beherrſchte, und hatte mit ſeinem Göttertitel anfangs keine andere Abſicht, als gegen die Perſer auf die ihnen gewohnte Weiſe zu verfahren. Er glaubte ſeinen Zweck am beſten dadurch erreichen zu können, daß er die griechiſche Vorſtellung von Halbgöttern benutzte und ſich, jenem orientaliſchen Vorurtheil gemäß, für einen Sohn Jupiter's ausgab. Auf dieſe Weiſe meinte er den Geiſt der Griechen mit den orientaliſchen Sitten und Begriffen verſöhnen zu können; ſeine eigenſinnigen Landsleute aber verweigerten ihm, was ſie zwanzig Jahre ſpäter ſeinen Generalen, als dieſe ſich zu Königen aufgeworfen hatten, und ſogar den Weibern derſelben ohne Bedenken zugeſtanden.

Alexander blieb jedoch, als er Herr des perſiſchen Reiches geworden war, nicht bei der bloßen Änderung ſeines äußeren Auftretens oder des königlichen Ceremoniels ſtehen, ſondern er dehnte ſeinen Plan einer Gleichſtellung und Verſchmelzung der verſchiedenen von ihm beherrſchten Nationen noch weiter aus. Er nahm nach Darius Tode Perſer in ſein Heer und ſogar in ſeine Leibgarde auf; er gab den Truppen, welche er in den eroberten Ländern aushob, perſiſche Generale; er ſah es gern, wenn ſeine griechiſch-macedoniſchen Generale oder Beamten die perſiſche Sprache erlernten, wie dies unter Andern Leonnatus, Hephäſtion, Eumenes und Peuceſtes thaten; er übertrug die Statthalterſchaften und andere Ämter in den Provinzen nicht blos Griechen und Macedoniern, ſondern auch Perſern, Medern und ſogar Leuten aus ſolchen Nationen, welche ſelbſt von den Perſern als unterjochte Völker behandelt worden waren. Alexander's Landsleute waren mit allen dieſen Dingen ſehr unzufrieden; denn ſie glaubten, was er den Perſern zuwende, werde ihnen entzogen; ſie ſahen nach ihren nationalen Begriffen alle nicht griechiſchen Völker als tief unter ihnen ſtehende Barbaren an, und konnten ſich nicht zu dem Standpunkte ihres großen Königs erheben, welcher zuerſt von allen Eroberern der Weltgeſchichte den Gedanken hatte, ein beſiegtes Volk ſeinem eigenen gleichzuſtellen und durch ſeine Eroberungen nicht blos den Begriff des Staates, ſondern auch den des Vaterlandes zu erweitern.

So gereicht alſo das, was die Griechen und Macedonier ihrem Könige in Betreff ſeines Benehmens als Beherrſcher von Aſien ſo ſehr verargten, dieſem großen Manne nicht zum Tadel, ſondern vielmehr zur Ehre. Es iſt freilich nicht zu läugnen, daß Alexander ſelbſt ſpäter ſeinen Plan einer innigen Verbindung der verſchiedenartigſten Völker der Erde für ſeine eigene Perſon theuer bezahlen mußte, weil man fremde Sitten und Gewohnheiten nicht wie ein Kleid willkürlich aus- und anziehen kann; er ließ ſich bald nachher von ſeinem Glücke blenden, und überſchritt das Maß; allein eine eigentliche oder gar völlige Änderung in Sitten und Geſinnung kann man vor ſeinem indiſchen Feldzuge ihm nicht Schuld geben. Dagegen muß man geſtehen, daß die Unzufriedenheit des Heeres gleich anfangs ihn kränkte, und dadurch einen nachtheiligen Einfluß auf ſeinen Charakter hatte, obgleich er weder damals noch ſpäter aufhörte, groß und edel zu ſein.

Ein anderer Vorwurf, den man ihm gemacht hat, gereicht ſeinem Herzen zur Ehre. Seitdem Alexander die Vorurtheile ſeiner Macedonier für unüberwindlich zu halten anfing, wurden die Generale Hephäſtion und Kraterus ſeine Günſtlinge und erhielten großen Einfluß auf ihn. Der Erſtere, der ſchon in früher Jugend ihm nahe befreundet war, machte ſich damals bei ihm beſonders dadurch beliebt, daß er am meiſten von allen Macedoniern in Alexander's Art, die Perſer zu behandeln, einging; der Letztere war dem König als ein ausgezeichneter General, der ihm wichtige Dienſte leiſtete, ſehr werth, und nützte ihm beſonders auch durch ſeine tiefe Einſicht in die macedoniſchen und griechiſchen Angelegenheiten. Beide Männer misbrauchten die Stellung, welche ſie bei Alexander erhielten; allein iſt es dieſem anzurechnen, daß ſich dieſelben zu Günſtlingen machten, und darf man es ihm verargen, daß er ſich denen mit Liebe und Vertrauen hingab, welche ihm Freunde waren und blieben, während alle anderen ihm mehr oder weniger abgeneigt wurden? Erſt von dem indiſchen Feldzuge an zeigt ſich bei Alexander ein eigentliches Wohlgefallen an Schmeicheleien, und elende Höflinge fingen an, ihm darum, weil ſie ſich auf dieſe verſtanden, lieb und theuer zu werden.

Man hat endlich noch drei Begebenheiten, welche in die Zeit des Aufenthalts in Sogdiana und Baktrien fallen, als Beweiſe

hingeſtellt, daß ſchon damals Alexander ſeiner Natur untreu geworden ſei. Dieſe ſind die harte Beſtrafung des Beſſus, die Ermordung des Generals Klitus und das Verfahren Alexander's gegen den Philoſophen Kalliſthenes; alle drei Begebenheiten aber beweiſen eine ſolche Veränderung nicht. Beſſus wurde freilich auf eine grauſame, barbariſche Weiſe hingerichtet; allein dies war ganz und gar die bei den Perſern eingeführte Art, ein ſolches Verbrechen, wie Beſſus begangen hatte, zu beſtrafen. Alexander that alſo in dieſem Falle durchaus nichts Anderes, als daß er einen perſiſchen Königsmörder und Thronräuber nach perſiſchem Rechte richten ließ, und er hatte die triftigſten Gründe, bei Beſſus keine Ausnahme davon zu machen.

Die Ermordung des Generals Klitus fand in der ſogdianiſchen Stadt Marakanda Statt. Alexander hatte kurz vorher einen ſchwierigen Kriegszug in die ſteilen Gebirge des Landes gemacht, und wartete in Marakanda die Rückkehr des zu einer anderen Unternehmung abgeſchickten Hephäſtion ab, um noch einmal auszuziehen und die Unterwerfung Sogdiana's zu vollenden. Er benutzte dieſe Zwiſchenzeit zur Erholung, und hielt mit ſeinen Freunden abwechſelnd Jagden und fürſtliche Mahle. Bei einem dieſer Gelage tödtete er in Folge einer unglücklichen Fügung der Umſtände den Mann, der ihm in der Schlacht am Granikus das Leben gerettet hatte, und deſſen Schweſter ſeine Amme geweſen war. Man hat darin einen Beweis finden wollen, daß Alexander's edles Herz bis zum ſchnödeſten Undank und zur Grauſamkeit orientaliſcher Despoten entartet ſei; betrachtet man aber die einzelnen Umſtände dieſes Vorfalls genauer, ſo wird man den König anders beurtheilen und, abgeſehen von der unſeligen That, in dem Verlauf der Begebenheit ihn ſogar größer finden, als vielleicht auf irgend einem ſeiner Feldzüge.

Alexander iſt, an einem dem Bacchus geweihten Feſttage, mit ſeiner Umgebung zu einem Mahle und Gelage zuſammen gekommen; alle Generale ſind gegenwärtig, und an den Thüren des Saales ſind Leibwachen, Trabanten und Hofleute aufgeſtellt; nichts deſto weniger iſt keine Spur von orientaliſchen Sitten zu finden. Wir ſehen keinen Despoten, der ſeine ſich vor ihm beugenden Knechte um ſich verſammelt hat, ſondern einen glücklichen Feldherrn

im Kreiſe ſeiner Kriegsgenoſſen; dieſe unterhalten ſich mit ihm und unter einander völlig frei, wie Gleiche mit Gleichen. Als der Wein die Gemüther erhitzt hat, preiſen Einige des Königs große Thaten, und erheben dieſelben über die Züge und Unternehmungen des Bacchus und Herkules. Das erbittert den militäriſch heftigen und bereits halbtrunkenen General Klitus; er erklärt, es ſei Unrecht, Alexander's Thaten mit dem, was Götter gethan hätten, zu vergleichen, zumal da der Ruhm derſelben nicht dem Könige, ſondern dem Heere gebühre. Alexander hört dieſe Reden ſchweigend mit an. Einige Generale widerſprechen dem Klitus, und es entſteht zuletzt ein heftiger Wortſtreit zwiſchen ihnen, der die Gemüther immer mehr erhitzt. Als endlich jemand ausrief, Philipp's einziger Ruhm beſtehe darin, daß er Alexander's Vater heiße, ſprang Klitus auf vertheidigte, mit verdeckten Angriffen auf Alexander, das Andenken des alten Königs, und pries Parmenio, Philotas und alle anderen Generale, welche nicht mehr am Leben waren, glücklich, weil ſie nicht genöthigt ſeien, den errungenen Ruhm mit Perſern zu theilen. Zuletzt richtete er ſeine beleidigenden Worte ſogar geradezu an den König. Da kann ſich Alexander nicht länger halten, er ſpringt auf, und will nach ſeinen Waffen greifen, aber die anderen Generale haben dieſe bereits weggeſchafft, und entfernen auch ſchnell den betrunkenen Klitus. Alexander geht hierauf in heftiger Gemüthsbewegung im Saale auf und ab, und klagt mit lauten Worten über Undank und Verkennung. Da ſtürzt Klitus, der ſich draußen losgeriſſen hat, wieder in den Saal, und gießt einen Strom von Spottreden gegen den König aus. Dieſer, welcher ebenfalls nicht mehr nüchtern iſt, reißt, vom Zorne überwältigt, einem Trabanten den Speer aus der Hand, und ſchleudert ihn gegen ſeinen Beleidiger, der ſogleich todt niederſtürzt.

Alexander hatte die That kaum vollbracht, als er plötzlich aus dem Rauſch und Zorn erwachte, und ſich dem verzweifelnden Schmerze und einer langen Reue hingab. Man ſagt, daß er den Speer aus Klitus Bruſt gezogen habe, um ſich ſelbſt zu tödten, und nur durch die herbeiſpringenden Generale davon abgehalten worden ſei. Jammernd und wehklagend ſoll er drei Tage lang ſich mit Klitus Leiche eingeſchloſſen, niemand vor ſich gelaſſen und weder Speiſe noch Trank zu ſich genommen haben. Erſt nach

langem Bitten der Generale und Soldaten, die ihn an das, was er ſeinem Heere ſchuldig ſei, erinnerten, beruhigte er ſich.

Die dritte Grauſamkeit, welche man mit Unrecht dem Könige vorgeworfen hat, war ſein Verfahren gegen den Philoſophen Kalliſthenes. Auch dieſe läßt ſich erklären, ohne daß man Alexander als einen Wütherich hinzuſtellen braucht. Gleichwohl wirft dieſe Geſchichte, welche kurz vor dem Beginn des indiſchen Feldzugs vorfiel, ein Licht auf den eigentlichen Anfang und die Urſache der Veränderung, die ſich ſeit jener Zeit unſtreitig in Alexander's Charakter zeigte. Kalliſthenes war ein Mann, von dem ſein eigener Verwandter Ariſtoteles erklärte, er verſtehe ſich zwar auf Schönheit im Ausdruck, Verſtand habe er aber nicht. Er hat Alexander's Thaten ſo beſchrieben, daß ſeine Schrift eine der Hauptquellen aller jener Lügen und Übertreibungen geworden iſt, durch welche die Geſchichte des großen Königs ſchon frühe entſtellt ward. Im Gefolge Alexander's wurde er ein vollkommener Höfling, und gehörte zu den vielen Schmeichlern, die um des Königs Gunſt buhlten. Dies änderte ſich, als Anaxarchus aus Abdera, ein Schüler des Demokritus, Einfluß bei Alexander erhielt. Anaxarch, der verwünſchteſte von allen Sophiſten, war ein Philoſoph für Weltleute, und predigte eine ſo künſtlich auf Schrauben geſtellte Lehre, daß dieſelbe für alle Umſtände paßte. Seine Grundſätze kann man am beſten aus ſeinem Benehmen bei Klitus Tode kennen lernen. Er machte damals dem Könige, um ihn zu tröſten und ſich bei ihm einzuſchmeicheln, Vorwürfe über ſeinen edlen Schmerz und ſeine ſchöne Reue, und ſtellte den ſchrecklichen Satz auf, daß die Grenze des dem Menſchen Erlaubten blos durch den Umfang ſeiner Macht beſtimmt werde. „Iſt dies, ſagte er zu dem verzweifelnden König, der Alexander, auf welchen die Augen der ganzen Welt gerichtet ſind? Dieſer hat ſich wie ein Sklave weinend und jammernd hingeworfen, und fürchtet der Menſchen Geſetz und Urtheil? Er, der ihnen ſelbſt ein Geſetz ſein ſollte und eine Regel deſſen, was Recht iſt? Um zu herrſchen und die Macht zu beſitzen, hat er ja die Waffen ergriffen und Siege erfochten, nicht aber um von der leeren Meinung der Welt ſich beherrſchen zu laſſen. Weißt du nicht, o König, daß die Göttin der Gerechtigkeit nur darum neben Jupiter's Thron ſtehend vorgeſtellt wird, um

anzudeuten, daß alles gut und recht iſt, was derjenige thut, der im Beſitze der Gewalt iſt?" Anaxarch war ein Mann, der ſein Verhalten immer nur nach den Umſtänden einrichtete, und ſich ebenſo niederträchtig gegen diejenigen benahm, die er zu fürchten hatte, als trotzig und ſtolz gegen jeden, dem er etwas bieten durfte. Er war ein Mann, der nie eine feſte und ſichere Wahrheit gekannt hat, und unter den Griechen den Skepticismus einführen half oder jene Lehre von der Unbegreiflichkeit und Zweifelhaftigkeit aller Dinge, deren Stifter Pyrrho ſein Schüler war. Er erhielt ſpäter den verdienten Lohn, indem ihn ein cypriſcher Fürſt mit derſelben Strafe belegte, welche das türkiſche Geſetz über die Ulema's und den Mufti verhängt, wenn der Großſultan mit ihnen unzufrieden iſt. Anaxarch hatte nämlich einſt, als bei einem Mahle Fiſche aufgetragen wurden, den König aufgefordert, ſich ſtatt derſelben doch lieber die Köpfe von Satrapen und Fürſten vorſetzen zu laſſen: und zwar hatte er dies in Gegenwart von Leuten, deren Nacken dabei auf dem Spiel ſtand, geſagt, und dabei ſeinen Blick auf den cypriſchen Fürſten Nikokreon geheftet. Dieſer bemächtigte ſich ſpäter des grauſamen Schmeichlers, und ließ ihn zur Strafe in einem Mörſer zerſtoßen, wobei derſelbe aber eine Standhaftigkeit gewies, die eines beſſeren Strebens würdig geweſen wäre.

Ein ſolcher Mann, dem die Hofgunſt und der eigene Vortheil alleiniges Ziel des Strebens waren, verſtand ſich auf Schmeicheleien und auf den Umgang mit rohen Soldaten und verwöhnten Günſtlingen eines Königs viel beſſer, als der allzu eitle und beſtimmten philoſophiſchen Grundſätzen huldigende Kalliſthenes, welcher den Generalen und Höflingen zuweilen derb die Wahrheit ſagte, und ſich ihnen durch ſein Moraliſiren läſtig machte. Anaxarch war an Geläufigkeit der Zunge dem Ariſtoteliſchen Philoſophen vollkommen gewachſen, und erhob ſich daher durch ſeine Schmeicheleien bei dem König und deſſen Umgebung bald über ihn. Er erhielt großen Einfluß, brüſtete ſich mit demſelben, und machte dadurch dem über die abnehmende Gunſt Alexander's verſtimmten Kalliſthenes ſeinen Verluſt auf eine kränkende Weiſe fühlbar. Kalliſthenes hatte von dem Augenblicke an, wo er einen Andern ſich vorgezogen ſah, ſein Betragen geändert. Er war ſtreng geworden, und hatte am Hofe eine Bitterkeit und Schärfe angenommen, welche ſich für

ihn am wenigſten ziemte, durch die aber der König und ſeine Umgebung gereizt wurden. Er verlor alſo Alexander's Gunſt völlig, und in demſelben Grade ſtieg Anaxarch's Anſehen und Einfluß. Der empfindliche Philoſoph ließ ſich dadurch verleiten, immer weiter von dem Wege der Klugheit abzuirren. Er trat mit den Unzufriedenen unter den Generalen und Officieren in Verkehr, ſtimmte in ihren Ton ein, und ſpielte den Republikaner. Zuletzt vergaß er ſich ſogar ſo ſehr, daß er eines Tages geradezu gegen den König auftrat, als dieſer das Ceremoniel des Niederfallens vor ihm auch auf die Griechen und Macedonier ausdehnen wollte, ein Ceremoniel, auf welches Alexander der Perſer wegen einen Werth legte, und das doch für Griechen im Grunde keine größere Bedeutung haben konnte, als das in England gebräuchliche Niederknieen vor dem König für Chriſten hat.

Die Höflinge benutzten dieſen Vorfall zur Verdrängung eines Mannes, der ihnen ſchon längſt verhaßt war. Sie ſpannen eine Kabale gegen ihn an, und als bald darauf ein macedoniſcher Edelknabe in Verbindung mit einigen anderen jungen Leuten dem Könige nach dem Leben trachtete, war ihnen dies eine ſehr willkommene Gelegenheit, ſich des läſtigen Philoſophen zu entledigen. Kalliſthenes hatte viel mit jenem Edelknaben verkehrt und ihn für ſeine philoſophiſchen Anſichten gewonnen; man ſagte alſo, ſeine Lehre ſei es geweſen, durch welche die jungen Leute zu einem ſolchen Verbrechen verleitet worden wären, er reize zum Ungehorſam auf, und predige den Königsmord. Kalliſthenes wurde in Folge davon zugleich mit den Verſchworenen verhaftet. Die Letzteren wurden vom Heere, das nach macedoniſchem Rechte ſie zu richten hatte, ſchuldig gefunden und zu Tode geſteinigt; Kalliſthenes aber, der kein Macedonier war, ward auf Befehl des Königs in Ketten gelegt, und mit nach Indien geſchleppt. Hier erkrankte er und ſtarb auf eine elende Weiſe, weil Alexander ihn vergeſſen hatte und er alſo ganz der Gewalt derer preisgegeben war, die ihn bitter haßten, und weil ein enger Verhaft in Indien ſchon an und für ſich eine unerträgliche Qual iſt.

Die Geſchichte des Kalliſthenes zeigt die Beſchaffenheit der Veränderung, welche ſeit dem Ende des ſogdianiſch-baktriſchen Feldzugs in Alexander's Geſinnung und Charakter wirklich eintrat. Alexander's

Glück fing an ihn zu berauſchen, er fand Gefallen an Schmeicheleien, ſchmeichelte ſich ſelbſt und erlaubte ſich eine und die andere Willkürlichkeit. Dadurch wurden ſeine wahren Freunde verſcheucht oder doch erſchreckt, und er mußte niedrig denkende Menſchen, die er ſelbſt früher verachtet und zurückgewieſen hatte, bei ſich zulaſſen, weil er ſich bewußt war, daß er von einem Theil der Beſſeren gehaßt werde, und ihnen nicht trauen könne. Dieſe ſchlechten Menſchen, welche ſeitdem Einfluß erhielten, waren, außer einer ganzen Schaar von perſiſchen Schmeichlern, namentlich der elende Sophiſt Anaxarchus, ein demſelben ähnlicher Dichterling, Agis von Argos, und der lügenhafte Geſchichtſchreiber der Thaten Alexander's, Oneſikritus, welcher den cyniſchen Philoſophen ſpielte, aber ganz von Anmaßung, Eitelkeit und Habſucht erfüllt war. Menſchen dieſer Art hatten ſeitdem vorzugsweiſe Zutritt zu Alexander, weil ſie ſeine Schwächen billigten, ſeinen Wünſchen entgegenkamen und ſich zu Allem hergaben. Damals zerfiel Alexander auch mit ſeinem Lehrer Ariſtoteles, der durch das Verfahren gegen Kalliſthenes beleidigt worden ſein ſoll, und auf welchen Alexander ſelbſt wegen ſeiner engen Verbindung mit Antipater eiferſüchtig wurde. Wie hätte übrigens auch ein Mann, deſſen Zeit zwiſchen ungeheueren Anſtrengungen und unvernünftigen Zerſtreuungen getheilt war, in einem Alter von neun und zwanzig Jahren eine Probe beſtehen können, welche in unſeren Tagen ein Mann von vierzig Jahren, der noch dazu von unten ſich heraufgearbeitet und die Schule der Revolution durchgemacht hatte, nicht hat beſtehen können? Das Rieſenhafte ſeines Unternehmens und das ihm unaufhörlich treu bleibende Glück hätten allein ſchon hingereicht, ihn zu dem ſtolzen Gedanken zu verleiten, daß er der Liebling der Gottheit ſei. Er ward aber außerdem noch von allen Seiten durch Dichter, Philoſophen, Gelehrte und Hofleute in dieſer Einbildung beſtärkt. Dieſe Menſchen erhoben ſeine Thaten über die von der Mythe berichteten Unternehmungen eines Herkules und Bacchus, und behandelten die politiſche Fiction, nach welcher Alexander von Jupiter abſtammen ſollte, als ernſte Wahrheit. Sie bewirkten dadurch, daß der König bald anfing, Misbrauch damit zu treiben, daß er den Titel eines Götterſohnes ſelbſt in den Schreiben an griechiſche Staaten als einen weſentlichen Theil ſeines Kanzleiſtyles und Hof-Ceremoniels anwandte,

und am Ende ſeiner Tage ſogar dem Peiniger Egyptens, Kleomenes, alle Unthaten unter der Bedingung verzieh und erlaubte, daß derſelbe dem verſtorbenen Liebling Alexander's, Hephäſtion, als einem Halbgott in Egypten Tempel erbaue und Opfer veranſtalte. Ungeachtet aller dieſer Verirrungen erhielten ſich jedoch die Grundzüge von Alexander's Natur ſo ſehr, daß er, der zuletzt in dem größten Pomp eines morgenländiſchen Weltbeherrſchers lebte, doch bis zu ſeinem Tode die Einladung ſeiner Generale zu ihren Trinkgelagen nicht ausſchlug, bei dieſen ebenſo wie früher an der ungezwungenen Unterhaltung Theil nahm, bei ſeinem letzten Mahle einen Wettſtreit der Deklamation mit den anweſenden Schauſpielern begann, ſeinen Gäſten freundlich zutrank und ſie in der alten macedoniſchen Weiſe zum Trinken aufforderte.

Unſtreitig iſt indeſſen, daß Alexander ſeit dem Zuge nach Baktrien ſich von den beengenden Formen einer conſtitutionellen Monarchie, wie die altmacedoniſche war, immer mehr frei zu machen ſuchte. Wenn er gleich ſeinen Macedoniern ihre Rechte nicht ausdrücklich entzog, ſo ergriff er doch verſchiedene Maßregeln, welche aus ſeinem Streben unumſchränkt zu herrſchen hervorgingen. Er ſuchte ſich nämlich, um nöthigenfalls ſeinen Willen mit Gewalt durchſetzen zu können, ein Heer zu ſchaffen, welches von ihm allein abhinge, nicht aber, wie das macedoniſche, zugleich einem Adel angehörte und dieſem ergeben war. Er befahl daher vor ſeinem Abmarſche nach Indien den Statthaltern der eroberten Provinzen, den ſtarken und kräftigen Theil der Landeseingeborenen auszuheben und auf macedoniſche Weiſe einzuüben. Ein von Natur kräftiger Menſchenſchlag wie die Perſer, namentlich aber die Bewohner der nördlichen Provinzen des Reichs mußten treffliche Soldaten geben, und Alexander fand wirklich auch bei ſeiner Rückkunft aus Indien ein ganz europäiſch bewaffnetes und eingeübtes Heer von dreißigtauſend Mann, welches nöthigenfalls gegen ſeine Macedonier gebraucht werden konnte. Dieſem Heere gab er, zum großen Ärger der macedoniſchen Truppen, den Rang unmittelbar nach der Phalanx. Außerdem errichtete er eine aus Macedoniern und Perſern gemiſchte Schaar, welche ſo zuſammengeſetzt war, daß die Unterabtheilungen einer jeden Compagnie aus je zwölf Perſern und vier als Feldwebel, Korporal und Gefreite verwendeten Macedoniern beſtanden.

Endlich nahm er auch Perſer, Baktrier, Sogdianer und andere Aſiaten in das macedoniſche Heer ſelbſt auf, und zwar ſogar in das aus dem höchſten Adel der Macedonier beſtehende Agema der Hetären (ſ. oben S. 112).

Es war alſo Alexander gegen das Ende ſeines Lebens nahe daran, ein perſiſcher Despot zu werden. Dazu gehörte denn auch, daß er zuletzt die grauſamen, barbariſchen Strafen der Perſer einführte, kleine Vergehen unverhältnißmäßig ſtrenge rügte, und nach dem ſchrecklichen Grundſatz zu verfahren begann, daß, wer Kleines begangen habe, auch Großes zu begehen fähig ſei, und deswegen als ein gefährlicher Menſch harte Strafe verdiene. Auch an dem orientaliſchen Pomp, den er anfangs nur aus Politik angenommen hatte, gewann er ſpäter Gefallen. Dagegen blieb er in Bezug auf Schwelgerei und ſinnliche Genüſſe ſtets weit über der Verdorbenheit der Griechen ſeiner Zeit und über der Entartung aller ſeiner Generale erhaben. Seine Hofhaltung war zuletzt ſo glänzend, wie ſie nur bei irgend einem orientaliſchen Herrſcher ſein konnte. Man muß freilich dabei bedenken, daß der Luxus eines Herrn der Welt der Natur der Sache nach größer ſein mußte, als der eines bloßen Königs des armen macedoniſchen Landes; man muß außerdem in Anſchlag bringen, daß der vermehrte Glanz und die ungeheuere Vergrößerung von Alexander's Hofhaltung mit ſeinem Streben, Künſte und Gewerbe zu befördern, zuſammenhingen, und daß er in Manchem blos der perſiſchen Sitte huldigen wollte; allein deſſen ungeachtet bleibt immer noch genug übrig, um die traurige Wahrheit zu beweiſen, daß ſelbſt ein Alexander ſich untreu ward, und ſich ebenſo dem Pomp der Beſiegten, wie der Schmeichelei hingab.

In den Erzählungen der Schriftſteller von der Pracht der Hofhaltung Alexander's, von ſeiner orientaliſchen Kleidung und von ſeinen feierlichen Audienzen iſt Vieles ſichtbar übertrieben und Anderes unzuverläſſig; doch geht aus Allem hervor, daß ſeine Liebe zum Glanz ſich mit der Erweiterung ſeiner Macht fortwährend ſteigerte. Ein goldener Thron, Gewänder der mannichfaltigſten Art, ſelbſt ſolche, welche in Griechenland den Göttern vorbehalten waren, und eine ganz in Purpur gekleidete Dienerſchaft, um derentwillen Alexander einſt in den ioniſchen Städten allen vorhandenen Purpur aufkaufen ließ, — dieſe Dinge erhielten zuletzt einen hohen

Werth in den Augen deſſelben Mannes, der anfangs jede Art von äußerem Glanze verachtet, und ſogar noch dann, als bereits die Hälfte des perſiſchen Reichs unterworfen war, ſich vor allen ſeinen Generalen durch Einfachheit ausgezeichnet hatte. Seine Audienzen überboten in der letzten Zeit ſeines Lebens an Pracht alles, was man im perſiſchen Reiche bis dahin geſehen hatte. Das koſtbar ausgeſchmückte Zelt, in welchem er dieſelben hielt, war ſo groß, daß es hundert Sopha's faßte. Die Mitte des Zeltes nahm ein goldener Thron ein. Theils vor, theils in dem Zelte ſtanden bei jeder Audienz fünfhundert perſiſche Trabanten in ſeidenen und purpurnen Gewändern, tauſend in grelle Farben gekleidete Bogenſchützen, fünfhundert Macedonier mit ſilbernen Schilden, tauſend Mann des macedoniſchen Heeres, zehn tauſend Perſer, eine große Zahl abgerichteter Elephanten und eine Menge Generale, Hofbeamte und Diener. Das Ganze machte, wie der dieſe Audienz beſchreibende griechiſche Schriftſteller hinzuſetzt, durch ſeine Pracht und Großartigkeit einen ſolchen Eindruck, daß jedermann die Majeſtät des Herrſchers fühlte und niemand ihm zu nahen wagte. So war es denn alſo zuletzt dahin gekommen, daß der Zögling des Ariſtoteles das Weſentliche dem Unweſentlichen zum Opfer zu bringen vermochte.

Dagegen behauptete Alexander in Bezug auf ſinnliche Genüſſe bis nahe zu ſeinem Lebensende ſeine alte Sitte. Bis zur Zeit ſeiner Rückkehr aus Indien verweilte er an keinem Orte des bloßen Vergnügens wegen, und verſchmähte jeden Antrag, ſeine Begierden auf Unkoſten ſeiner Tugend zu befriedigen, obgleich er ſeinen Generalen erlaubte, die griechiſche Verdorbenheit mit dem aſiatiſchen Luxus zu verbinden. Eigentliche Ausſchweifung kann man ihm nicht zur Laſt legen, und von ihm ſelbſt erzählt daher auch keiner der vielen Anekdoten-Sammler unter den griechiſchen Schriftſtellern ſolche Geſchichten, wie ſie deren in Betreff der Schwelgereien ſeiner Generale uns in großer Menge überliefert haben. Was dieſe Generale angeht, ſo bedarf es nur einiger wenigen Beiſpiele, um ihre Verſchwendung, Prachtliebe und Schwelgerei zu bezeichnen. Harpalus z. B., unter deſſen Aufſicht die erbeuteten perſiſchen Schätze geſtellt worden waren, verpraßte, während Alexander im fernen Indien war, einen Theil derſelben auf eine ſo unerhört freche

und tolle Weiſe, daß er ſogar ſeinen Mätreſſen Altäre und Tempel errichten ließ. Eben ſo unſinnig waren die Verſchwendungen, welche die Generale Perdikkas und Kraterus auf dem ganzen Zuge für ihre leidenſchaftliche Luſt an Kampfſpielen und Ringübungen, ſowie Leonnatus und Meleager für ihre übermäßige Jagdliebe machten. Die beiden Erſteren ließen ſich überall eine ſo große Menge von Häuten und egyptiſchem Sand nachführen, daß ſie damit einen Raum von zwei Stunden Weges für ihre Übungen bedecken konnten. Ebenſo hatten die beiden Letzteren ſtets eine genügende Zahl Jagdnetze bei ſich, um einen Raum von nicht weniger als fünf Stunden umſpannen zu können.

13. Alexander's Zug nach Indien.

Alexander hatte ſchon in Baktrien Verbindungen mit Taxiles angeknüpft, einem indiſchen Radſcha oder Fürſten, der mit dem Beherrſcher eines anderen Theils des weſtlichen Indiens, Porus, entzweit war. Dieſer Bund mit Taxiles und der Umſtand, daß ſchon die Perſer in der Gegend geherrſcht hatten, erleichterten den Macedoniern den ſchwierigen indiſchen Feldzug. Alexander brach gegen das Ende des Frühlings 327 v. Chr. aus Baktrien auf, und zog über den Paropamiſus nach Alexandria am indiſchen Kaukaſus. Hier theilte er ſein Heer. Die eine Hälfte marſchirte, unter der Anführung des Perdikkas und Hephäſtion, am rechten Ufer des Kophes-Fluſſes (des heutigen Pundſchir- und Kabul-Stromes) über Dſchellalabad und Peſchauer bis in die Gegend von Attock, wo eine Brücke über den Indus geſchlagen wurde. Mit der anderen Hälfte zog Alexander ſelbſt durch das Gebirgsland, welches im Norden jenes Fluſſes lag.

Auf dieſem Zuge traf Alexander mit indiſchen Völkern zuſammen, welche indiſche Sitten hatten, doch aber, wie jetzt die Sick's oder Seik's, von den am Ganges wohnenden Völkern ſehr verſchieden waren. Sie ſtanden unter einzelnen Fürſten, hatten aber ein Lehensſyſtem; es werden ſogar ganz freie, ariſtokratiſch-militäriſch regierte Staaten erwähnt, wie ſie das eigentliche Indien nie gekannt hat. Die Griechen und Macedonier, welche ſo lange mit entnervten Perſern, den Bürgern eines großen verfallenen

Reiches, zu thun gehabt hatten, erſtaunten mit Recht, plötzlich auf Völker zu ſtoßen, die ihnen einen kräftigen Widerſtand leiſteten. Von Verrätherei, von Generalen, die ihren Herrn verließen, von Statthaltern, welche, wie der perſiſche Commandant von Sardes, die ihnen anvertrauten Feſtungen freiwillig übergaben, iſt in den Erzählungen von Alexander's indiſchem Zug durch jene Gegenden keine Spur zu finden. Übrigens verweilte Alexander nicht lange genug in Indien, um zu ſeinem Nachtheil zu erfahren, daß es den Indiern zwar an allen militäriſchen Eigenſchaften durchaus fehlt, daß ſie aber einen außerordentlichen paſſiven Muth beſitzen, und den Tod weniger ſcheuen, als die Europäer. Da dieſer Muth der Indier in ihrer Religion begründet iſt, ſo wüthete Alexander, deſſen Charakter überhaupt mit dem Beginn des indiſchen Zuges anfing ſich von der unvortheilhafteſten Seite zu zeigen, grauſam gegen die Mönche und Büßer der Indier, welche bekanntlich zugleich die Lehrer und Philoſophen derſelben ſind. Erzürnt über den Widerſtand des indiſchen Volks und über den patriotiſchen Eifer der Braminen, welche die Gemüther desſelben beherrſchten, ward er in Indien ungerecht und grauſam, und erbitterte dadurch zugleich die Einwohner des Landes und ſeine eigenen Truppen.

Übrigens waren, wie ſchon geſagt, die Völkerſchaften, die diesſeit des Indus auf den ſüdlichen Bergzügen des Hindu-Kuh wohnten, Stämme, welche weſentliche Verſchiedenheiten von den ſüdlicheren indiſchen Völkern zeigten, und nur zum Theil den indiſchen Bildungs-Charakter beſaßen. Selbſt in dem ſogenannten Pendſchab oder dem Lande, welches öſtlich vom oberen Indus bis zum Setledſch ſich erſtreckt, ſcheint dies der Fall geweſen zu ſein; denn ſo dürftig auch die uns überlieferten Nachrichten von Alexander's Zuge ſind, ſo würden doch, wenn das indiſche Weſen damals dort völlig einheimiſch geweſen wäre, die ſonderbaren Götzenbilder, die ungeheueren Pagoden und die Univerſitäten der Indier gewiß eben ſo gut erwähnt worden ſein, als von der Kaſten-Einrichtung, den Braminen, den Büßern und manchem andern echt Indiſchen die Rede iſt. Offenbar verbreitete ſich die eigentliche indiſche Civiliſation erſt nach Alexander's Zeit weiter nach Nordweſten hin.

Alexander war mit dem Fürſten Taxiles verbündet, deſſen Reich zwiſchen dem Indus und dem Behut oder Hydaspes lag,

und von einer Menge kleiner unabhängiger Staaten umgeben war. Der macedoniſche König ſcheute keine Zeit und Mühe, um auf ſeinem Marſche nach dem Indus zuerſt alle dieſe kleinen Staaten und Städte zu bezwingen, und zugleich griechiſche Civiliſation unter ihnen zu begründen. Um dies vollſtändig thun zu können, drang er in das ſüdliche Alpenland des Hindu-Kuh ein, und eroberte hier eine Anzahl Städte und Burgen. Nie kam das Leben Alexander's öfter in Gefahr, als hier und im Pendſchab, nie mußte er ſelbſt öfter am Kampfe Antheil nehmen, als in Indien. Dies gab den elenden Dichtern und Gelehrten ſeiner Umgebung mannichfache Gelegenheit zu Schmeicheleien. So benutzten ſie z. B. den Umſtand, daß eines jener Bergvölker eine Feſtung hatte, welche gleich dem mythiſchen Geburtsort des Gottes Bacchus Nyſa hieß, um die Unternehmungen Alexander's durch die Erinnerung an Bacchus und ſeine Züge zu verherrlichen. Sie konnten dies um ſo leichter thun, als jenes Volk von Weſten her eingewandert zu ſein behauptete, und einige abendländiſche Einrichtungen hatte; außerdem fand man im Lande desſelben den dem Bacchus heiligen Weinſtock, welchen die Macedonier dort ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder antrafen. Ebenſo bedienten ſich jene Höflinge der griechiſchen Mythe zu einer anderen Art von Schmeichelei, als bald nachher eine unerſteigliche Bergfeſtung erobert wurde, der ſie ſelbſt den Namen Aornos d. i. eine dem Fluge der Vögel unerreichbare Höhe gaben. Sie fabelten, daß einſt ſogar Herkules vor dieſer Feſte nicht weniger als dreimal geſcheitert ſei.

Alexander kam endlich glücklich am Indus an, wo Hephäſtion und Perdikkas, nordwärts von dem heutigen Attock und der Mündung des Kabul-Fluſſes, eine Schiffbrücke über jenen Fluß geſchlagen hatten. Er marſchirte ſogleich weiter nach Taxila, der Reſidenz des Fürſten Taxiles, welche öſtlich vom Indus lag. Hier nahm Taxiles die Macedonier mit allem Pompe eines indiſchen Herrſchers auf, und zugleich erſchienen mehrere Fürſten des benachbarten Landes, um dem ſiegreichen Könige zu huldigen. Taxiles Reich erſtreckte ſich im Oſten bis zum Fluſſe Behut oder Dſchelum, welcher von den Griechen Hydaspes genannt wurde und der erſte der fünf öſtlichen Nebenflüſſe des Indus iſt, die das ſogenannte Pendſchab oder Fünfſtromland durchfließen, und jetzt Behut oder

Dſchelum (Hydaspes), Dſchinab (der Aceſims der Alten), Rawi (Hyarotis), Bejah (Hyphaſis) und Setledſch (Zadadrus) heißen. Im Oſten des Behut begann das Reich des Porus, welcher des Taxiles Feind war. Alexander hatte denſelben auffordern laſſen, an der Grenze ſeines Landes zu erſcheinen, und von ihm die Entſcheidung über ſein Verhältniß zu Taxiles zu erhalten; Porus aber hatte die Antwort gegeben, er werde die Macedonier an der Spitze ſeines Heeres daſelbſt erwarten. Alexander marſchirte hierauf, von den Truppen des Taxiles und anderer indiſchen Fürſten begleitet, nach dem Behut. Der Übergang über den Fluß war ſehr ſchwierig, weil Porus mit ſeinem Heere auf dem anderen Ufer ſtand, und Alexander gerade in der Regenzeit dahin gekommen war. Die Macedonier lagerten ſich dem Feinde gegenüber. Nach einiger Zeit erſah Alexander einen günſtigen Augenblick, und ſetzte auf eine ſehr klug ausgedachte Weiſe im Angeſicht der Feinde über den Fluß. Dieſer Übergang, ſowie die unmittelbar nachher gelieferte Schlacht wird von allen Sachkundigen für eine der größten Kriegsthaten des Alterthums gehalten (326 v. Chr.).

In dieſer Schlacht ſiegte, wie überall, die europäiſche Geiſtesüberlegenheit und Taktik über orientaliſche Unbeholfenheit, obgleich die Macedonier anfangs durch die Kriegs-Elephanten, welche hier zum erſten Male in großer Zahl ihnen entgegen geführt wurden, ſehr zu leiden hatten. Nicht weniger als zwanzigtauſend Indier, unter ihnen auch zwei Söhne des Porus, verloren das Leben; Porus ſelbſt gerieth nach tapferem Kampfe in macedoniſche Gefangenſchaft. Alexander behandelte den beſiegten König auf edle Weiſe. Er trat ihm, als er vorgeführt wurde, mit Würde und Freundlichkeit entgegen. Auf ſeine Frage, was Porus von ihm wünſche, laſſen die Schriftſteller den Indier antworten: „Daß du mich königlich behandeln mögeſt.“ Alexander ſuchte in der That den beſiegten König durch Großmuth ganz und gar für ſich zu gewinnen, um ſich ſeiner als eines guten Werkzeugs zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft in Indien bedienen zu können. Er gab ihm nicht allein ſein Fürſtenthum zurück, ſondern vergrößerte dasſelbe auch ſo ſehr, das Porus dem Taxiles an Macht gleich ward, und ſo beide Fürſten einander im Zaum hielten. Auch die Städte und kleinen Staaten, welche Alexander auf ſeinem weiteren Marſche nach

Oſten unterwarf, übergab er dem Porus; denn er wollte in Indien nicht, wie in Perſien, eine rein macedoniſche Herrſchaft einrichten, ſondern er machte es ebenſo, wie die Engländer es bei allen ihren indiſchen Eroberungen gemacht haben: er gab den einzelnen Fürſten als bloßen Vaſallen oder unter dem Namen von Bundesſtaaten eine ſolche Stellung, daß ſie durch gegenſeitige Eiferſucht in Abhängigkeit gehalten wurden. Auf jede andere Weiſe würde es unmöglich geweſen ſein, vom fernen Weſten her die Herrſchaft von Indien dauernd zu behaupten. Übrigens mußten die indiſchen Vaſallen und Bundesgenoſſen Alexander's zugeben, daß neue Städte in ihrem Lande gegründet wurden, oder mit anderen Worten, daß griechiſche Feſtungen und eine Anzahl Macedonier und Griechen, welche in denſelben zurückgelaſſen wurden, bei den Unterworfenen das Bewußtſein der macedoniſchen Oberherrſchaft erhielten, und im Fall eines Aufſtands dieſelbe ſo lange vertheidigten, bis vom Weſten her Hülfe kam. Am Behut-Fluſſe erbaute Alexander zwei Städte: die eine, welche er nach ſeinem in der Schlacht mit Porus gefallenen Lieblingspferde Bucephala benannte, an der Stelle, wo der Weg von Kaſchmir her über den Fluß führte, die andere aber unter dem Namen Nicäa oder Siegesſtadt drei Meilen weiter abwärts, da, wo die Macedonier über den Behut geſetzt waren.

Alexander wandte ſich, nach der Beſiegung des Porus, nordöſtlich in die Vorketten des Himalaja-Gebirges, um die kriegeriſchen Stämme, deren Wohnſitze die fruchtbaren Ebenen des Pendſchab im Norden begrenzten, theils zu unterwerfen, theils zurückzuſchrecken. Auf dieſem Zuge drang er öſtlich bis zum Hyphaſis oder Bejah vor. Die Bewohner jener Berglandſchaften waren, wie alle indiſchen Völkerſchaften, mit welchen Alexander in Berührung kam, arm an Geld, und boten alſo der Raubſucht der Macedonier nichts dar. Dagegen waren die Märſche in ihrem Lande, zumal da ſie gerade in die Regenzeit fielen, ſehr beſchwerlich, die Einwohner zeigten einen hartnäckigen Widerſtand, und alle Schlachten und Belagerungen koſteten viel Blut, ſo daß z. B. bei der Einnahme einer einzigen Burg nicht weniger als zwölfhundert Macedonier ſchwer verwundet wurden. Die Soldaten Alexander's wurden daher ſehr unzufrieden, und als man endlich die Ufer des Hyphaſis erreichte, weigerten ſie ſich, ihrem Könige, der auch nach dem

Ganges-Lande ziehen wollte, weiter zu folgen. Sie hörten von einer großen Wüſte, welche zwiſchen dieſem Lande und dem Hyphaſis liege, von der außerordentlich ſtarken Bevölkerung in dem öſtlichen Indien, von ihren zahlreichen Kriegsheeren und von der Menge ihrer Kriegs-Elephanten; ſie murrten daher laut, als Alexander Anſtalten traf, um über den Hyphaſis zu ſetzen.

Der König bot einige Tage hindurch vergebens Alles auf, um der Unzufriedenheit ſeines Heeres zu begegnen. Er ließ ſeine Generale und Oberſten zuſammenkommen, damit er zuerſt ſie und dann vermittelſt ihrer das Heer für ſein Vorhaben begeiſtere. Seine Vorſtellungen machten keinen Eindruck, weil von den weiteren Eroberungen offenbar kein Vortheil für das bereits gegründete große Reich, ſondern nur die Befriedigung des Ehrgeizes und der Ruhmbegierde zu erwarten war. Alle Generale blieben ſtumm, bis endlich, als Alexander ſie dringend zur Äußerung ihrer Meinung aufforderte, der alte Könus, der ſchon unter Philipp General geweſen war, das Wort ergriff. Seine Rede, welche einer der griechiſchen Geſchichtſchreiber Alexander's uns überliefert hat, iſt ein wahres Meiſterſtück und verräth ebenſoviel richtige Einſicht in die Lage der Dinge, als Ergebenheit und Bewunderung für einen geliebten König. Er bewies demſelben, daß die Generale mit allem ihrem Einfluß die Truppen nicht zum weiteren Marſche würden bewegen können, und der Jubel, in welchen einige Tage nachher, als Alexander ſich zur Rückkehr entſchloß, das ganze Heer ausbrach, bewies, wie wahr der alte General geredet hatte. Alexander ließ ſich nicht ſogleich überzeugen, ſondern ſuchte zuerſt noch auf andere Weiſe die Gemüther umzuſtimmen. Er berief am folgenden Tage die Generale noch einmal zu ſich, und erklärte ihnen: er für ſeine Perſon werde weiter gehen; wer ihm nicht folgen wolle, möge umkehren; er werde keinen zurückhalten; ſie möchten aber in der Heimath ihren Landsleuten ſagen, daß ſie ihren König mitten in Feindesland verlaſſen hätten. Mit dieſen Worten zog er ſich ſogleich in ſein Zelt zurück. Hier ließ er drei Tage lang niemand vor ſich, und ſpielte den Erzürnten, in der ſicheren Erwartung, daß die Stimmung des Heeres ſich ändern würde. Allein Alles war vergeblich. Er erkannte zuletzt klar und deutlich, daß man ihm, wenn er bei ſeinem Vorſatz beharre, den Gehorſam aufkündigen

werde, und entſchloß ſich daher zur Rückkehr. Um nicht den Schein zu haben, als wenn er zu dieſem Beſchluſſe gezwungen worden ſei, ließ Alexander durch Opfer den Willen der Götter befragen. Die Zeichen fielen natürlich ungünſtig aus, und der König verkündete alſo zur größten Freude des Heeres ſeine Abſicht, ſich dem göttlichen Ausſpruche zu unterwerfen und umzukehren. Zum Andenken an die Macedonier wurden an den Ufern des Hyphaſis, der öſtlichen Grenze ihres Zuges, zwölf ſteinerne thurmartige Gebäude errichtet, welche von den griechiſchen Schriftſtellern Altäre genannt werden, weil Alexander auf ihnen vor ſeinem Abmarſch den Göttern feierliche Opfer darbrachte.

Zu Ende des Sommers 326 v. Chr. trat Alexander den Rückmarſch an. Sein Weg ging durch die Ebene des Pendſchab, über die Stadt Alexandria, welche Hephäſtion am Ufer des Dſchinab erbaut hatte, nach Bucephala und Nicäa am Behut. Von hier fuhr Alexander zum Indus-Fluſſe hinab und dann auf dieſem weiter ſüdlich bis zum Meere ſelbſt. Vortrefflich waren die Einrichtungen, welche er in Hinſicht auf das ſeither eroberte Land traf. Porus, den er zu ſeinem dankbaren Freunde gemacht hatte, herrſchte unter dem Namen eines Verbündeten vom Behut bis zum Setledſch. Das zwiſchen dem erſten Fluſſe und dem Indus gelegene Land gehörte dem Taxiles, deſſen Verhältniß zu Alexander das eines eigentlichen Vaſallen war. Diesſeit des Indus, wo alle für unüberwindlich gehaltenen Feſtungen eingenommen worden waren, regierte ein macedoniſcher Statthalter, der Beſatzungstruppen bei ſich hatte, und an welchen Taxiles gewieſen war. Der Einmarſch von Perſien her ſtand alſo den Macedoniern jeden Augenblick offen.

Alexander's Zug vom Behut-Fluß bis zum indiſchen Meere und von da durch Beludſchiſtan und Kerman nach Perſien iſt eine der wichtigſten Unternehmungen, welche er je machte. Wollte man auch in ſeinen übrigen Zügen nichts als das Streben aller Eroberer, von denen die Geſchichte berichtet, oder mit anderen Worten blos jene unerſättliche Begierde nach Reichthum, Herrſchaft und Ruhm erblicken, die den Menſchen, wenn er einmal aus den Schranken des gewöhnlichen Lebens herausgetreten iſt, ſo leicht ergreift: ſo muß man doch in dem Zuge nach der Indus-Mündung und von da nach Perſien, dem gefährlichſten Unternehmen, welches

je mit einem Heere gewagt worden iſt, die wunderbare Größe des Geiſtes anerkennen, der die engen Grenzen des Wiſſens ſeiner Zeit zu erweitern und das noch nicht Erforſchte ans Licht zu bringen ſuchte. Alle Eroberer, welche nach Alexander in das öſtliche Aſien zogen, von Seleukus I. an bis auf Nadir Schach, kehrten auf demſelben Wege, auf dem ſie gekommen waren, nach Perſien zurück. Alexander allein wählte einen andern Weg; er hat dadurch dem Abendlande zuerſt die Kenntniß des unteren Indus, ſowie der Küſte des indiſchen Meeres von dieſem Fluſſe an bis zur Stadt Baſſora verſchafft, und eine ganz neue Verbindung zwiſchen dem äußerſten Oſten und Weſten der Welt eröffnet. Alexander's großer Geiſt zeigt ſich beſonders dann, wenn man ſeine Unternehmungen in Indien mit den Zügen anderer Eroberer, z. B. des Ghasnavidiſchen Sultans Mahmud I. vergleicht. Dieſer Fürſt, welcher um das Jahr 1000 n. Chr. lebte, drang mehrmals in Indien ein, aber er that dort nichts Anderes, als daß er plünderte, zerſtörte und gegen den religiöſen Glauben der Einwohner wüthete. Alexander dagegen unterwarf das Land, ſchützte und ſicherte es und ſchonte die Landesſitten. Daher blieben auch nach Alexander's Tod die von ihm eroberten Gegenden Indiens mit dem von Griechen beherrſchten mittleren Aſien in Verbindung, Mahmud's indiſche Herrſchaft aber ſtürzte gänzlich zuſammen, ſobald ſein und ſeines Sohnes Säbel zerbrach.

Alexander hatte, ſchon als er nach Porus Beſiegung am Behut hinaufgezogen war, in den großen Waldungen, die den oberen Lauf dieſes Fluſſes umgeben, Schiffsbauholz fällen und nach Bucephala und Nicäa hinabflößen laſſen. Hier waren, während ſeines weiteren Zuges, größere und kleinere Fahrzeuge gezimmert worden, um eine Flotte zum Befahren des Indus zu erbauen, und man trieb zu dieſem Zweck außerdem noch ſo viele Schiffe als möglich von den Eingeborenen zuſammen. Etwa einen Monat nach Alexander's Ankunft am Behut waren die Schiffe zur Abfahrt bereit. Die Geſammtzahl der Fahrzeuge, aus welchen die Flotte beſtand, wird zwar auf achtzehnhundert angegeben, aber viele von ihnen waren bloße Floße zum Transport der Pferde, größere Schiffe mit je dreißig Ruderern gab es nur achtzig. Alexander ſuchte aus ſeinem Heere alle diejenigen aus, welche auf den griechiſchen Inſeln,

in Phönicien, an der kleinaſiatiſchen Küſte oder in andern durch ihre Schifffahrt ausgezeichneten Ländern geboren waren, und bildete aus ihnen die eigentliche Schiffsmannſchaft, welche die Dienſte von Matroſen und Ruderern zu verſehen hatte. Die Leitung des Ganzen erhielt Nearch, einer der vorzüglichſten Generale Alexander's, der ſelbſt in unſern Tagen ein guter Admiral würde geweſen ſein. Oberſteuermann des Hauptſchiffes ward der Schmeichler Oneſikritus, welcher ſpäter eine mit Lügen und Übertreibungen angefüllte Geſchichte von Alexander's Feldzügen verfaßte. Von dem Heere ſchifften ſich etwa achttauſend Mann unter der perſönlichen Anführung des Königs ein, die übrigen marſchirten in zwei Abtheilungen unter Kraterus und Hephäſtion längs den Ufern des Fluſſes hinab.

Zu Anfang des November's (326 v. Chr.) trat Alexander, nach feierlichen Opfern, die Fahrt an. Nach fünf Tagen gelangte man an die Stelle, wo der Dſchinab ſich mit dem Behut vereinigt. Hier ſchiffte Alexander ſeine Truppen aus, vereinigte ſich mit Kraterus und Hephäſtion, und machte dann einen Zug zu Lande, welcher dem öſtlich wohnenden Volke der Maller galt. Er kam bei dieſer Unternehmung bis über den Rawi-Fluß hinaus, ſchlug die Maller mehrere Male, und nahm ihnen ihre feſten Städte weg. Die Maller waren, wie alle Völkerſchaften jener Gegenden und am ganzen unteren Indus hinab, zwar ſehr tapfer, aber deſſen ungeachtet leicht zu beſiegen; denn ſie zerfielen in eine Anzahl unter ſich feindſeliger Staaten, und konnten deswegen keinen erfolgreichen Widerſtand leiſten.

Bei der Eroberung einer malliſchen Stadt verlor Alexander ſelbſt beinahe ſein Leben. Die Macedonier hatten nämlich dieſe Stadt eingenommen, und beſtürmten die Burg derſelben, in welche die Einwohner ſich zurückgezogen hatten. Mit Heldenmuth ſchlugen die Letzteren die Angriffe ihrer Feinde zurück, und ſchon begann den Macedoniern der Muth zu ſinken, als Alexander mit den Generalen Peuceſtes und Leonnatus auf einer Sturmleiter zur Höhe der Burgmauer hinaufſtieg. Er hatte aber kaum die daſelbſt befindlichen Feinde hinabgeſtürzt, als ſeine Leiter mit den nachfolgenden Generalen zuſammenbrach, und er ſelbſt verlaſſen und allein auf den Zinnen der Mauer ſtand. Vergebens forderten die

25*

Seinigen ihn auf, ſich durch einen Sprung rückwärts zu retten; er ſprang ſtatt deſſen in das Innere der Burg ſelbſt hinab. Hier ſchützte er ſich, mit dem Rücken gegen die Mauer gekehrt, durch Schild und Schwert gegen die andringenden Feinde, bis endlich Peuceſtes, Leonnatus und Andere von neuem die Mauer erſtiegen hatten und ihm zu Hülfe kamen. In demſelben Augenblick, als dies geſchah, ward Alexander durch einen feindlichen Pfeil ſchwer verwundet, und ſtürzte beſinnungslos nieder. Seine Generale deckten ihn mit ihren Schilden, aber auch ſie waren bald erſchöpft, und Alexander wäre gewiß verloren geweſen, wenn nicht die Nachricht von ſeiner Lage ſich ſchnell unter den Soldaten verbreitet hätte. Mit verzweifelndem Muthe erſtieg ein Theil von dieſen die Mauer, ein anderer Theil drang durch ein im Sturm genommenes Thor in die Stadt ein; ſo gelang es endlich nach einem furchtbaren Gemetzel den Macedoniern, ihren König zu retten. Dieſer war in Folge ſeiner Verwundung mehrere Tage lebensgefährlich krank; ſeine kräftige Natur ſiegte aber, zur Freude des Heeres, bald wieder über die gefährliche Krankheit, die auf alle Theile des Heeres einen furchtbaren Eindruck gemacht hatte. Die Soldaten waren in der größten Beſtürzung geweſen, weil ſie den einzigen Führer zu verlieren fürchteten, der ſie, wie ſie glaubten, wieder nach Perſien zurück zu geleiten vermöge. Ihre Angſt und Verzweifelung war ſo groß, daß die entfernteren Heerestheile ſogar dann, als Briefe des Königs ſelbſt ihnen ſeine fortſchreitende Geneſung anzeigten, nicht an ſeine Rettung glauben wollten, ſondern ſich der Meinung hingaben, dieſe Briefe ſeien von den Generalen geſchrieben worden, um die Gemüther der Soldaten zu beruhigen. Ja, als Alexander halb geneſen ſich flußabwärts zum Lager des Haupt-Corps fahren ließ, meinten die Soldaten, nicht er, ſondern ſeine Leiche befinde ſich auf dem Schiffe; und nicht eher ließen ſie ſich von ihrer Meinung abbringen, als bis Alexander ſelbſt ſich ihnen zeigte.

Der noch unbeſiegte Reſt der Maller, ſowie einige benachbarten Stämme unterwarfen ſich den Macedoniern freiwillig. Alexander ſegelte hierauf den Rawi-Fluß hinab und an den Mündungen des Dſchinab und Behut vorüber bis dahin, wo die vereinigten Flüſſe des Pendſchab ſich in den Indus ergießen. Hier

erbaute er ein Alexandria, und ließ einen Theil des Heeres unter dem General Philippus zurück, den er zum Statthalter der bis zu dieſer Stelle reichenden indiſchen Provinz ſeines Reiches ernannte. Der Zug gegen die Maller und ihre Nachbarn war nämlich nicht etwa, wie der Plan an den Ganges zu ziehen, eine bloße Unternehmung des Ehrgeizes, ſondern Alexander hatte dabei und bei der Errichtung jener Statthalterſchaft die Abſicht, die Verbindung Perſiens mit Indien auf eben dieſelbe Weiſe herzuſtellen und zu ſichern, wie er dies in den Gegenden, durch welche er in Indien eingedrungen war, gethan hatte. Wegen ſeines perſönlichen Antheils an den gefährlichen Kämpfen mit den Mallern darf man ihm nicht, wie ſeine Generale Hephäſtion, Kraterus und Ptolemäus thaten, den Vorwurf machen, daß er dabei die Pflicht des Soldaten mit der des Feldherrn verwechſelt und dadurch den Zweck des Krieges ſelbſt aufs Spiel geſetzt habe. Der Eindruck, welchen jene Heldenthat auf ſeine Soldaten machte, und der verdoppelte Antheil, den ſie nach jedem gefährlichen Wageſtück Alexander's an ihm nahmen, rechtfertigten ihn vollkommen, und zeigen, daß er beſſer, als ſeine Generale, die Griechen und das, was die Seele derſelben feſſelte und befeuerte, erkannt hatte.

Alexander fuhr mit dem einen Theile des Heeres auf dem Indus hinab, während der andere unter Kraterus wieder längs den Ufern hinzog. In dem Lande der Sogden ließ er ein zweites Alexandria bauen, welches nach dem umwohnenden Volke das ſogdiſche genannt wurde. Dieſe Stadt ward die Hauptſtadt der ſüdlichen Satrapie des Indus-Landes, welche Alexander dem Macedonier Python und dem baktriſchen Fürſten Oxyartes als Statthaltern übergab. Nachdem das Heer durch das Land der Sogder, die ſich freiwillig unterwarfen, gezogen war, drang es in das Reich des indiſchen Fürſten Muſikanus ein, welcher an Widerſtand gedacht hatte, aber, durch Alexander's unerwartet ſchnelle Ankunft überraſcht, ſich ebenfalls ſogleich ergab. Er ward als macedoniſcher Vaſall im Beſitze ſeines Reiches beſtätigt, aber auch in ſeinem Lande wurde ein Alexandria erbaut. Ein anderer Fürſt, Oxykanus, welcher ſich gegen die Macedonier vertheidigte, wurde bald beſiegt, und verlor im Kampfe das Leben. Während hierauf Alexander das Land eines dritten Fürſten, Sambus, beſetzte,

welcher vor ihm über den Indus in die Wüſte entflohen war, reizten die Braminen den Muſikanus und ſeine Unterthanen zu einer Empörung und zur Ermordung der macedoniſchen Beſatzung auf. Alexander eilte zurück, unterwarf die Empörten, und beſtrafte den Aufſtand mit furchtbarer Strenge. Namentlich mußten die Braminen ſehr dafür büßen, daß ſie ihre Landsleute zur Wiedereroberung ihrer Freiheit entflammt hatten: eine Menge derſelben wurde zugleich mit Muſikanus, welcher fliehend in die Gewalt der Macedonier gefallen war, an den Landſtraßen aufgeknüpft.

Nachdem Alexander den Abfall der Unterworfenen grauſam beſtraft hatte, zog er in das Delta des Indus, deſſen Bewohner ihm keinen Widerſtand leiſteten. Die Stadt Patala, welche an der Spaltung des Fluſſes in zwei Hauptarme, an einer für den Handel wie für die Vertheidigung des Landes, ſehr wichtigen Stelle lag, ließ Alexander befeſtigen. Hierauf ſchiffte er zweimal nach einander, zuerſt auf dem einen, dann auf dem andern Arme des Indus, zum Meere hinab, um die Mündungen des Fluſſes zu erforſchen. Beide Fahrten waren ſehr gefährlich, da die meilenweit in den Indus hinaufſteigende Ebbe und Fluth durch große Heftigkeit und Schnelligkeit ſich auszeichnet, und Alexander mit ſeinen Griechen hier zum erſten Male dieſe dem europäiſchen Mittelmeer faſt ganz fremde Erſcheinung erlebte. Bei der zweiten Fahrt zum Meere, welche auf dem öſtlichen Arme des Indus Statt fand, wurde eine geeignete Stelle in der Nähe der Mündung zur Anlage eines befeſtigten Hafens auserſehen.

Schon ehe Alexander in das Indus-Delta gezogen war, hatte er den dritten Theil ſeines Heeres unter der Anführung des Kraterus den Rückmarſch nach Perſien antreten laſſen. Kraterus ſollte ſeinen Weg ſo nehmen, daß er durch die heutigen Länder Kutſch-Gundawa und Sarawan nach dem Zareh-See und von da durch die Wüſte von Sedſcheſtan nach Kerman gelange. Alexander ſelbſt beſchloß, mit dem übrigen Heere an der Küſte von Mekran her und dann durch das weſtliche Beludſchiſtan nach Kerman zu ziehen, wo Kraterus mit ihm wieder zuſammentreffen ſollte. Die Flotte endlich ſollte unter Nearch's Leitung aus dem Indus in den perſiſchen Buſen fahren, und ſo die bis dahin noch unbekannten ſüdlichen Küſten von Alexander's aſiatiſchem Reich, ihre Häfen,

Flüſſe und Landungsplätze auskundſchaften. Dieſe drei Unternehmungen gehören zu den großartigſten, welche die Macedonier jemals gemacht haben, und vollendeten die Entdeckung und Eroberung aller Länder bis an den Indus, ſowie die Verbindung derſelben unter einander und mit Europa. Die Erbauung von Städten am Indus und die Errichtung von zwei Satrapieen an demſelben hatten den Zweck gehabt, dieſen Fluß von des Taxiles Herrſchaft an bis zum Meere hin zu ſichern. Jetzt galt es dem großen König, außer dem Wege, auf welchem er in Indien eingedrungen war, auch im Süden dieſes Landes eine Verbindung mit Perſien herzuſtellen. Er ließ deshalb ſein Heer in zwei verſchiedenen Richtungen den Rückmarſch antreten. Früher hatte er das Gebirge, welches Indien von Perſien trennt, von Perſien aus und im Norden erobert; jetzt wollte er es von Indien her und auf der Südſeite eröffnen. Er führte, wiewohl mit großen Opfern, dieſen Plan auch aus, und ſetzte beide Länder in eine Verbindung, welche weder früher Statt gefunden hatte, noch auch ſpäter je wieder möglich geworden iſt; denn kein Beherrſcher von Perſien außer Alexander hatte alle Päſſe und Bergfeſten auf der Weſtſeite Indiens in ſeiner Gewalt gehabt und alle dortigen Völkerſchaften unterworfen, er allein hat die Scheidewand der Gebirge zwiſchen beiden Ländern gleichſam hinweggenommen.

14. Alexander's Rückkehr aus Indien.

Alexander's Marſch von Indien nach Perſien war der unglücklichſte von allen ſeinen Zügen, und der dadurch erreichte großartige Zweck, beide Länder auch auf der Südſeite mit einander in Verbindung zu bringen, mußte ſehr theuer bezahlt werden, und zwar aus dem Grunde, weil Alexander von den Schwierigkeiten des gewählten Weges keine richtige Vorſtellung hatte, und auf den unglücklichen Gedanken verfiel, längs der Küſte von Mekran her zu ziehen. Dieſe Küſte iſt eine flache Sandwüſte, welche auf der Landſeite durch ein breites, nacktes Felſengebirge von einer andern Wüſte geſchieden wird. Wilde Raubhorden bewohnen dieſe kahlen Gebirge, einzelne in meilenweiter Entfernung von einander angeſiedelte Fiſcher die Einöde der Küſte, Bäche, welche in der

Regenzeit hoch anſchwellen, den größeren Theil des Jahres aber eingetrocknet ſind, ziehen von den Gebirgen zum Meere hinab. Pflanzen und Quellen ſind in der Wüſte eine große Seltenheit, und zu den Entbehrungen, welche hier der Wanderer erdulden muß, geſellt ſich noch die große Qual einer glühenden Hitze, die mit dem Beginn der Nacht ſich ſtets plötzlich in Kälte umwandelt. Die Sage berichtet, daß Semiramis und Cyrus auf dem Marſche durch dieſe furchtbaren Gegenden ihr ganzes Heer eingebüßt hätten; das Alterthum hat daher auch Alexander's Zug mit dieſen fabelhaften Erzählungen in Verbindung gebracht, und dem großen Könige unwürdiger Weiſe Schuld gegeben, er habe nur darum dieſen Weg gewählt, weil er der Welt habe zeigen wollen, daß er durch ſeine Thaten ſelbſt den größten König der Perſer und die berühmteſte Herrſcherin Aſiens übertroffen habe.

Alexander brach gegen das Ende des Sommers 325 v. Chr. von Pattala auf. Er kam, als er das weſtliche Grenzgebirge Indiens überſtiegen hatte, zuerſt in das bewohnbare Land der Oriten, welches auf ſeiner entgegengeſetzten Seite an die Wüſte von Mekran ſtößt. Die Oriten wurden unterworfen, an einem Hafen der Küſte ein Alexandria erbaut, und die Generale Apollophanes und Leonnatus, jener als Statthalter, dieſer als Anführer der Truppen, daſelbſt zurückgelaſſen. Dieſe ſollten nicht blos das Land verwalten und behaupten, ſondern namentlich dafür Sorge tragen, daß man in den Häfen desſelben Trinkwaſſer und Lebensmittel einnehmen könne; denn Alexander hatte den Weg längs der Küſte zum Theil deshalb gewählt, um dieſelbe für ſeine Flotte zugänglich zu machen und dieſer die vorgeſchriebene Fahrt zu erleichtern. Sobald die Macedonier das Land der Oriten verlaſſen hatten, begann jener furchtbare Marſch durch die Wüſte, welcher den größten Theil des Heeres vernichtete. Sechzig Tage dauerte dieſer grauenvolle Marſch, und als die Macedonier am Ende der Wüſte in Pura, der in dem jetzigen Kohiſtan gelegenen Hauptſtadt von Gedroſien, ankamen, war nicht einmal mehr der vierte Theil von ihnen am Leben.

Manche haben die von den alten Schriftſtellern gegebene Schilderung dieſes Zuges für übertrieben gehalten; wer aber an die Beſchaffenheit der Wüſten des heißen Südens oder auch nur

an Napoleon's ruſſiſchen Feldzug denkt, wird an der Wahrheit dieſer Berichte nicht zweifeln, zumal da dieſelben aus den Tagebüchern Nearch's entlehnt ſind, der bei ſeinen öftern Landungen jene Küſte ſelbſt kennen lernte. Die ſengende Hitze und der Mangel an Lebensmitteln brachten tödtliche Krankheit hervor und ſehr viele Soldaten ſtarben Hungers. Man ſchlachtete aus Mangel an Lebensmitteln die Pferde und Zugthiere, um ihr Fleiſch zu eſſen; ja, man tödtete zuletzt die Maulthiere, welche die Wagen der Kranken zogen, und überließ dieſe ihrem Schickſale. Kam man nach längerem Marſche an ein Waſſer, ſo ſtürzten Viele trotz der Erhitzung ihres Körpers auf dasſelbe, und büßten ihre unbezähmbare Gier mit einem augenblicklichen Tode. Einſt hatte das Heer ſich an dem faſt ganz ausgetrockneten Bette eines Baches gelagert, und blieb, um zu raſten, einen ganzen Tag an dieſer Stelle; in der Nacht aber füllte ſich der Bach durch ſtarke Regengüſſe, die im Gebirge gefallen waren, mit einer ſolchen Schnelligkeit und in einem ſo hohen Grade, daß viele Menſchen und Thiere, ſowie der größte Theil des Gepäckes ein Raub der Fluthen wurden. Zuletzt verirrten ſich ſogar die eingeborenen Führer, welche Alexander mitgenommen hatte, und dem ganzen Heere ſchien der gewiſſe Untergang bevorzuſtehen. Alle Zucht und Ordnung löſte ſich auf, und dadurch wurde das Unglück noch geſteigert. Die Soldaten bemächtigten ſich gewaltſam der Vorräthe, und verzehrten auf einmal, was für längere Zeit hatte ausreichen ſollen. An Beſtrafung war natürlich nicht zu denken. Alexander ſelbſt theilte alle Mühen und Qualen mit ſeinen Soldaten, nnd ſuchte auf jede Weiſe ihr trauriges Loos zu mildern. Es wird erzählt, daß er eines Tages, als ihm ein Soldat einen Trunk Waſſer, den einzigen Überreſt einer ausgetrockneten Lache, darreichte, dieſen mit den Worten weggeſchüttet habe, es ſei für Einen zu viel, für Alle aber zu wenig.

In Pura erholte ſich der Reſt des unglücklichen Heeres. Dann zog man durch angebaute Gegenden nach Karamanien oder Kerman. Hier traf auch Kraterus, der auf einem viel beſſeren Wege über Kandahar und am Helmind her marſchirt war, mit ſeinem Heere ein. Auch wurde hier Alexander durch die Ankunft Nearch's überraſcht, welcher fünf Tagereiſen ſüdwärts gelandet und auf die Nachricht, daß der König ſo nahe ſei, zu ihm geeilt war. Nearch

begab ſich bald wieder zur Flotte zurück, und ſetzte ſeine Fahrt bis zur Mündung des Euphrat fort. Alexander aber theilte ſein Heer in zwei Theile; mit dem einen ſollte Hephäſtion nach der Meeresküſte gehen, um längs derſelben bis in die Nähe jener Mündung und dann aufwärts nach Suſa zu marſchiren, den andern führte er ſelbſt auf dem nächſten Wege, über Paſargadä, dahin. Nearch, welcher ſpäter ſeinen Reiſebericht in einem eigenen Buche bekannt machte, hatte ſeine Entdeckungsreiſe vom unteren Indus bis nach Karamanien nicht ohne viele Schwierigkeiten und Gefahren gemacht, aber auch die Kenntniß von dem indiſchen Meer und ſeinen Küſten ſehr erweitert. Er wurde, nachdem er die weitere Fahrt glücklich vollbracht hatte, von Alexander königlich belohnt, und ſogleich mit der Leitung einer zweiten Entdeckungsreiſe beauftragt, welche die Erforſchung der Küſte von Arabien und des benachbarten Afrika's zum Zweck hatte, durch Alexander's Tod aber vereitelt wurde.

Ehe Alexander aus Karamanien aufbrach, hielt er zur Feier ſeiner Rückkehr Feſtzüge und Dankopfer, ſtellte Kampfſpiele an, und theilte unter ſeine Soldaten und Officiere Belohnungen aus. Er ſuchte ſich außerdem von den Beſchwerlichkeiten des indiſchen Feldzugs auf ſeine Weiſe zu erholen, und ſich, wie tapfere Soldaten und Seeleute zu thun pflegen, nach langer Entbehrung durch doppelten Genuß zu erquicken. Daher folgte auf dem Zuge durch Karamanien ein Feſt dem anderen, und das unmäßige Trinken wurde damals an Alexander's Hof Sitte. Die fabelnden und rhetoriſchen Geſchichtſchreiber Alexander's haben dies zu effectvollen Gemälden benutzt, und zu dieſem Zwecke ſich ſo große Übertreibungen erlaubt, daß in ihren Schriften der Marſch von Pura nach Suſa wie ein Theateraufzug und Alexander ſelbſt wie ein zweiter Bacchus erſcheint. Er zog, heißt es, ſieben Tage lang auf einem prachtvollen, mit einer goldenen Tafel verzierten Wagen umher, Weinfäſſer waren an der Landſtraße aufgeſtellt, das Heer marſchirte taumelnd von einem zum anderen u. dgl m. Ein beſonnenerer und verſtändigerer griechiſcher Geſchichtſchreiber dagegen hat mit Recht alle dieſe tollen Abenteuerlichkeiten als eines Alexander's unwürdig verworfen, und ſich dabei auf die Zeitgenoſſen und Begleiter des Königs berufen, in deren Schriften nichts dieſer Art vorkommt.

15. Alexander unmittelbar nach ſeiner Rückkehr aus Indien.

Während Alexander in Indien war, hatte ein großer Theil der zurückgebliebenen Statthalter und Generale ſein Vertrauen misbraucht, und die ihnen übergebene Macht zu den größten Zügelloſigkeiten benutzt. Es wurden dem König die ärgſten Verbrechen gemeldet, zu welchen ſich dieſe Männer durch Habgier und Hang zur Schwelgerei hatten hinreißen laſſen: Tempel waren geplündert, die härteſten Bedrückungen ausgeübt, und abſcheuliche Frevel an Frauen und Mädchen begangen worden. Alexander beſtrafte die Verbrecher mit ſchonungsloſer Strenge. Schon in Karamanien, wohin ein großer Theil der Statthalter und Generale beſchieden worden war, hatte er die Frevler unter ihnen durch Abſetzung, Gefangenſchaft oder Hinrichtung beſtraft. Allen übrigen ward durch ein königliches Schreiben geboten, in eigener Perſon nach Suſa zu kommen, um Rechenſchaft abzulegen.

In Paſargadä fand Alexander das heilige Gebäude, in welchem die Leiche des Cyrus lag, zerſtört. Er hatte dasſelbe bei ſeiner erſten Anweſenheit in dieſer Stadt mit neuem Schmuck verſehen laſſen, und zugleich der Prieſterfamilie, welche es bewachte und an beſtimmten Tagen Opfer darbrachte, geboten, ihren frommen Dienſt fortzuſetzen. Der König wußte nämlich, daß die Perſer das Grab als ein Nationalheiligthum und den regelmäßigen Gottesdienſt bei demſelben als eine die Fortdauer ihres Reiches ſichernde Einrichtung betrachteten; er hatte alſo wichtige Gründe, dieſe Anſtalt zu erhalten und zu beſchützen, da er ja nicht als Zerſtörer, ſondern als Wiederherſteller der perſiſchen Monarchie angeſehen werden wollte. Es mußte ihn daher ſchon aus dieſem Grunde ſehr erbittern, daß er bei ſeiner Rückkehr aus Indien das Gebäude zum Theil zerſtört, die in demſelben befindlichen Koſtbarkeiten geraubt und die Leiche verſtümmelt fand! Er ließ Alles ſo gut wie möglich wiederherſtellen, und gab ſich die größte Mühe, den Thäter aufzufinden. Dieſer wurde jedoch nicht entdeckt; denn die Magier, welche das Grab bewachten, waren, obgleich ſie grauſam gefoltert wurden, zu keinem Geſtändniß zu bringen. Dagegen wurden der ſeitherige Satrap der Provinz, der Perſer Orxines, und der Macedonier Polymachus, von ihren perſönlichen Feinden dieſer

That beſchuldigt. Weil dieſe beiden Beamten außerdem von vielen Einwohnern der Provinz anderer ſchweren Vergehungen angeklagt wurden, ſo ließ Alexander Beide hinrichten; an der Beraubung des Grabes waren ſie jedoch gewiß unſchuldig. Auf dem Marſche von Paſargadä nach Suſa und in der letzteren Stadt wurden noch mehrere Statthalter und Officiere wegen der von ihnen begangenen Frevel mit dem Leben beſtraft.

Nach ſeiner Ankunft in Suſa war Alexander vor allem Andern darauf bedacht, die Macedonier und Perſer auf jede Weiſe in eine Nation zu verſchmelzen, und namentlich den Adel beider Völker mit einander innig zu verbinden. Er gab zu dieſem Zwecke ſeinen Leibwächtern oder Marſchällen, welche ebenſo wie ſeine vorzüglichſten Generale dem macedoniſchen Adel angehörten, Töchter von alten perſiſchen Familien zu Gemahlinnen, verheirathete zugleich zehntauſend Macedonier von geringerem Stande mit Perſerinnen, und nahm ſelbſt eine Tochter des Darius, welche bei den griechiſchen Schriftſtellern die drei verſchiedenen Namen Barſine, Arſinoë und Statira trägt, zur Gemahlin, nachdem er bereits ſeit ſeinem ſogdianiſchen Feldzuge mit Roxane, des baktrianiſchen Fürſten Oxyartes Tochter, vermählt war. Bei dieſer Gelegenheit veranſtaltete er ein großes allgemeines Hochzeitfeſt, und feierte dasſelbe abſichtlich mit der größten Pracht, um den Macedoniern und Perſern auf recht glänzende Weiſe ihre Verſchmelzung in Eine Nation anſchaulich zu machen. Zugleich gab er ſowohl den Prinzeſſinnen und adeligen Damen, welche er ſeinen Großen vermählte, als auch den zehntauſend Bräuten ſeiner Soldaten eine anſehnliche Mitgift aus der Staatskaſſe. Außerdem bezahlte er damals allen Soldaten und Officieren des Heeres ihre Schulden, eine Ausgabe, welche dem geringſten Anſchlage nach nicht weniger als zwanzigtauſend Talente oder zwei und fünfzig Millionen Gulden (gegen neun und zwanzig Millionen Thaler) betrug. Endlich ehrte und belohnte er auch diejenigen, welche ſich beſonders ausgezeichnet hatten, auf echt königliche Weiſe; namentlich gewährte er dem Peuceſtes und Leonnatus, die ihm ſelbſt in der Maller-Stadt das Leben gerettet hatten, ſowie dem Admiral Nearchus das in den Augen der Griechen glänzendſte Ehrenzeichen, einen goldenen Kranz. An dieſe Belohnungen des Heeres und an die große gemeinſchaft-

liche Hochzeitfeier ſchloß ſich eine Feſtlichkeit von ganz entgegengeſetzter Art an. Es war nämlich ein alter indiſcher Bramine und Büßer, Kalanus, dem macedoniſchen Heere bis nach Suſa gefolgt. Die Macedonier liebten dieſen ſonderbaren Menſchen, und Alexander ſelbſt, der mit Sorgfalt die Weisheit des indiſchen Volkes zu erforſchen ſtrebte, unterhielt ſich gern mit ihm. In Suſa verfiel Kalanus zum erſten Mal in ſeinem Leben in eine Krankheit, und ſogleich faßte er, der indiſchen Anſicht vom Leben gemäß, den Beſchluß, den Qualen körperlicher Leiden durch einen freiwilligen Tod zuvorzukommen. Alexander ließ ihm, da er von dieſem Vorſatze nicht wieder abzubringen war, nach indiſcher Sitte einen Scheiterhaufen errichten, und ſeinen Tod auf feſtliche Weiſe feiern. Kalanus verbrannte ſich mit jener kalten Standhaftigkeit und Ruhe, welche bei den Frommen des indiſchen Volkes häufig angetroffen wird, und auf der ihrem Volke eigenthümlichen Religion und Lebensanſicht beruht.

Sowohl die perſiſche Nation, als auch die macedoniſchen Generale nahmen die Güte und Freigebigkeit, welche Alexander ihnen bei der großen Hochzeitfeier bewies, als den freundlichſten Beweis ſeiner Fürſorge auf. Ganz anders dagegen wurde die Sache von der großen Maſſe des macedoniſchen Heeres angeſehen; denn dieſe wollte die Vortheile des Kriegs durchaus nicht mit den Perſern theilen. Ihr Unwille wurde noch lauter, als Alexander dreißigtauſend Eingeborene, welche während des indiſchen Feldzugs in den verſchiedenen Provinzen ausgehoben und auf macedoniſche Weiſe eingeübt worden waren, in das Heer aufnahm, und den Macedoniern ganz und gar gleichſtellte. Seitdem dies geſchehen war, herrſchte unter den macedoniſchen Truppen eine ſehr bedenkliche Stimmung, und ſie ſchienen nur auf eine Gelegenheit zu warten, um ihre Unzufriedenheit durch die That zu beweiſen. Dieſe Gelegenheit zeigte ſich, als Alexander auf ſeinem Zuge nach Babylon zu der am Tigris gelegenen Stadt Opis gelangt war, und dort die Veteranen aus dem Heere entlaſſen wollte. Die Soldaten ſahen dies für nichts Anderes als eine Liſt an, durch welche der König die unruhigen Köpfe aus dem Heere entfernen und den Aſiaten einen größeren Einfluß verſchaffen wollte. Alexander hatte daher den Truppen kaum ſeinen Entſchluß verkündigt, als lautes

Murren und Geſchrei ausbrach. Alle Macedonier und Griechen des Heeres erklärten, ſie würden nicht mehr dienen, der König ſolle ſie alle entlaſſen und ſich ein Heer von lauter Aſiaten bilden. Alexander benahm ſich bei dieſem offenen Aufruhr mit der Ruhe und Klugheit, welche man von einem ſo erfahrenen Feldherrn erwarten konnte. Er zeigte zuerſt Ernſt, ging mit ſeiner Leibwache mitten in die lärmende Menge hinein, und ließ, ohne daß ſich jemand zu widerſetzen wagte, dreizehn Soldaten, die er als Rädelsführer anſah, verhaften und zur Hinrichtung abführen. Nach dieſem Beweiſe ſeiner Entſchloſſenheit und Feſtigkeit hielt er von neuem eine Anrede an die Truppen, erinnerte ſie an ſeine und ſeines Vaters Verdienſte um das macedoniſche Volk, und ſuchte ihnen zu zeigen, daß die Macedonier ohne ihn nichts ſein würden, daß er aber jetzt auch ohne die Macedonier eine große Macht beſitze. Hierauf hieß er ſie auseinander gehen, und zog ſich in ſeine Wohnung zurück, wo er keinem Macedonier Zutritt geſtattete. Er ließ die perſiſchen Truppen vor ſeinem Palaſt aufziehen, übergab ihnen die Wachtpoſten des Schloſſes und den Dienſt bei ſeiner Perſon, erklärte eine Anzahl Perſer feierlich für ſeine Verwandten, und erlaubte denſelben, ſo oft ſie wollten vor ihm zu erſcheinen.

Dies wirkte; die macedoniſchen Soldaten empfanden Reue, zogen vor das Schloß, baten den König um Verzeihung, und verſprachen, die Anſtifter des Aufruhrs auszuliefern und unbedingten Gehorſam zu leiſten. Der König behielt ſeine Verſtellung nicht länger bei, als bis er ſeinen Zweck vollſtändig erreicht hatte; er zeigte ſich nach zwei Tagen den Macedoniern wieder, ſagte ihnen, er erkläre ſie alle für ſeine Verwandten, veranſtaltete ein großes Mahl, an welchem neuntauſend Macedonier Theil nahmen, und gab hierauf durch die Art, wie er für die in die Heimath Entlaſſenen Sorge trug, den Soldaten einen Beweis ſeiner unveränderten Geſinnung gegen ſie, ohne dabei Schwäche zu verrathen. Jedem von den Veteranen wurde nicht nur ſein Sold bis zur Ankunft in Macedonien, ſondern auch ein außerordentliches Geſchenk von zweitauſendſechshundert Gulden oder eintauſendvierhundertfünfzig Thalern gegeben. Der König übernahm zugleich die Sorge für ihre von aſiatiſchen Frauen erhaltenen Kinder, und verſprach feierlich, dieſelben als Macedonier erziehen zu laſſen; ihnen ſelbſt

ertheile er für ihre ganze übrige Lebenszeit das Ehrenrecht, bei allen Feſten und öffentlichen Spielen einen Kranz zu tragen und die erſten Sitze einzunehmen. Bei ihrem Abmarſch endlich dankte er ihnen herzlich für ihre Tapferkeit und Treue, und nahm mit Thränen Abſchied von den alten Gefährten ſeiner Kriege. Kraterus, der mit der Führung der Veteranen beauftragt war, brachte dieſelben glücklich in die Heimath zurück.

16. Griechiſche Angelegenheiten in der letzten Zeit Alexander's.

Alexander hatte den ausgezeichneten, mit den macedoniſchen und griechiſchen Angelegenheiten ſehr vertrauten Kraterus nicht ohne beſonderen Grund zur Führung der Veteranen auserſehen. Antipater ſtand nämlich ſchon ſeit längerer Zeit in einem ſehr geſpannten Verhältniß zu Olympias, welche ihrem Einfluß auf die Regierung Macedoniens nicht entſagen konnte, und den Reichsverweſer beſtändig bei ihrem Sohne verklagte. Alexander ſelbſt traute dem Antipater nicht mehr recht, ſeitdem er erfahren hatte, daß dieſer insgeheim eine Verbinduug mit den Aetolern eingegangen war. Wegen dieſer Verhältniſſe hatte der König den Beſchluß gefaßt, Antipater aus Macedonien abzurufen und Kraterus an ſeine Stelle zu ſetzen.

Dieſe Abſicht Alexander's machte auch die Ergreifung von Maßregeln nöthig, durch welche in der nächſten Zeit allen Bewegungen unter den griechiſchen Völkerſchaften vorgebeugt würde. Alexander ließ daher bei der Feier der olympiſchen Spiele den Befehl verkündigen, daß alle griechiſchen Staaten ihre Verbannten wieder aufnehmen ſollten (324 v. Chr.). Dieſe Maßregel, welcher die Drohung eines gewaltſamen Zwanges beigefügt war, ſicherte dem König einen treu ergebenen Anhang in allen griechiſchen Staaten. Die Zahl derer, welche in Folge dieſes Gebots in ihre Heimath zurückkehrten, wird auf dreißigtauſend angeſchlagen; ſie iſt aber, wie alle Angaben in beſtimmten Zahlen, unzuverläſſig. Die Sache ſelbſt war für den Zuſtand von Griechenland und für Alexander's Politik von großer Wichtigkeit. Deshalb wagten es auch die Athener und Aetoler, ſich ihr zu widerſetzen. Jene hatten vor mehr als dreißig Jahren alle Bewohner der Inſel Samos, dieſe

dagegen die der Stadt Oeniadä vertrieben und den Grundbeſitz der Verjagten vertheilt; beide Völker kamen alſo durch Alexander's Gebot in große Verlegenheit. Sie fingen an ſich insgeheim zum Kriege zu rüſten, die Athener ſchickten aber außerdem auch Geſandte an den König ab, welche zwar ebenſo, wie die der andern griechiſchen Staaten, ihm Schmeicheleien ſagen und göttliche Ehren darbringen, zugleich aber auch ihm vorſtellen ſollten, daß die Rückkehr der Verbannten die größte Verwirrung erzeugen müſſe. Wie ungnädig Alexander das Geſuch der Athener aufnahm, und wie wenig an eine Gewährung desſelben zu denken war, zeigte ſich ſchon darin, daß er von allen den vielen Geſandtſchaften, welche damals zu gleicher Zeit bei ihm eintrafen, die atheniſche zuletzt vor ſich ließ.

Zu ebenderſelben Zeit, als der Befehl zur Zurückberufung der Verbannten die Athener in Verlegenheit brachte, wurde von den Anhängern Alexander's ein Vorfall benutzt, um den Redner Demoſthenes aus Athen zu vertreiben. Dieſer Vorfall war der Proceß des Harpalus, des früheren Oberaufſehers der erbeuteten perſiſchen Schätze. Die Geſchichte des Harpalus iſt eine von den vielen, aus welchen man den ſittenverderbenden Einfluß der Schätze des Orients erkennen kann, welche unter Alexander leicht erworben und in den allgemeinen Verkehr gebracht wurden. Sie zeigt zugleich, daß die demokratiſchen Staaten Griechenlands ganz und gar in der Gewalt eigennütziger Demagogen waren, welche ohne Rückſicht auf das gemeine Beſte nur ihren Eigennutz und ihre Leidenſchaften zu befriedigen ſuchten. Harpalus hatte ſich unter der Regierung Philipp's, als Olympias verſtoßen und ihr Sohn zurückgeſetzt wurde, mit Ptolemäus, Nearch und einigen anderen vornehmen Macedoniern der Sache Alexander's ſo lebhaft angenommen, daß er und ſeine Freunde deswegen verbannt wurden. Für eine ſo edle Seele, wie Alexander, war dies natürlich eine Aufforderung, jene Männer beſonders zu begünſtigen. Er beförderte nach ſeiner Thronbeſteigung alle, die ſich damals für ihn aufgeopfert hatten, zu den erſten Stellen im Heer. Harpalus aber war körperlicher Mängel wegen zum Kriegsdienſte nicht tauglich, Alexander ernannte ihn daher zu ſeinem Schatzmeiſter, wozu derſelbe um ſo mehr geeignet zu ſein ſchien, als er ſchon von Philipp bei der Verwaltung gebraucht worden war.

Alexander hatte eine ſo gute Meinung von Harpalus und ſeiner Tüchtigkeit in finanziellen Angelegenheiten, daß er ihn für ganz unerſetzlich in dieſem Fache hielt; Harpalus benahm ſich aber ſehr gewiſſenlos, ſowohl gegen ſeinen König, als gegen alle diejenigen, von welchen er Gelder zu erheben hatte. Schon kurz vor der Schlacht bei Iſſus war er mit der ihm anvertrauten Kaſſe aus Aſien entflohen, und hatte ſich in Megara niedergelaſſen, wo er ſich ganz ſeiner Vergnügungsſucht ergab. Als ihm Alexander einige Zeit nachher, aus Dankbarkeit gegen ſein früheres Verdienſt, Verzeihung anbieten ließ, kehrte Harpalus im Frühling 331 nach Aſien zurück. Er erhielt daſelbſt ſein früheres Amt wieder; ja, als Alexander die großen Schätze von Suſa, Paſargadä und Perſepolis in Ekbatana hatte zuſammenbringen laſſen, übergab er ihm die Aufſicht über dieſelben. So lange Parmenio, welcher Medien verwaltete und den Generalſchatzmeiſter beobachten konnte, am Leben war, ſcheint Harpalus keine bedeutende Veruntreuung gewagt zu haben. Als aber dieſer General aus dem Wege geräumt und Alexander nach Baktrien gezogen war, konnte der treuloſe Menſch der Lockung nicht länger widerſtehen. Er bediente ſich der ihm anvertrauten Kaſſe, welche einhundertachtzigtauſend Talente (vierhundert neun und ſechszig Millionen Gulden oder mehr als zweihundertſechszig Millionen Thaler) baares Geld enthalten haben ſoll, zu grenzenloſen Verſchwendungen. Er richtete einen Luxus ein, der kaum ſeines Gleichen hatte, und vergeudete für ſeine Mätreſſen und ſeine Tafel unermeßliche Summen. Als Alexander aus Indien zurückkehrte und an ſeinen ungetreuen Beamten ſtrenge Juſtiz übte, wurde es dem Harpalus mit Recht um ſein Leben bange. Er ergriff daher ſchnell die Flucht, nahm aber ſo viel Geld, als er fortſchleppen konnte, eine Summe von fünftauſend Talenten oder dreizehn Millionen Gulden (über ſieben Millionen Thaler), und zugleich ein Söldner-Corps von ſechstauſend Mann mit ſich. Der letztere Umſtand gibt ſeiner Flucht einen räthſelhaften Anſtrich; wahrſcheinlich behauptete aber Harpalus, daß er den Befehl erhalten habe, einen Theil der königlichen Kaſſe unter ſtarker Bedeckung nach Europa zu bringen.

Harpalus ſchiffte ſich mit ſeinen Söldnern nach Griechenland ein, und entließ dieſe daſelbſt gleich nach ſeiner Landung. Nachdem

er den größten Theil ſeiner Schätze in einer Stadt des Peloponnes in Sicherheit gebracht hatte, ſuchte er mit den übrigen bei den Athenern eine Freiſtätte. Dieſe gewährten ihm den gewünſchten Schutz, weil er einige der einflußreichſten Männer durch Beſtechung in ſein Intereſſe zog, und dem Volke das Anerbieten machen ließ, die mitgebrachten Schätze in der atheniſchen Staatskaſſe niederzu- legen. Harpalus theilte ungeheure Geſchenke aus, und Hyperides, Demades, ſowie viele Andere benutzten die gute Gelegenheit ſich zu bereichern. Bald erhielten jedoch die Athener eine Botſchaft von Antipater, welcher die Auslieferung des Verbrechers und ſeiner Schätze verlangte. Statt dieſer Aufforderung Folge zu leiſten, be- hielten die Athener das Geld unter dem Vorwand, daß ſie es auf- bewahren und an den König ſelbſt übergeben wollten, und als ſie gleich nach Alexander's Tode die Waffen gegen die Macedonier ergriffen, bedienten ſie ſich desſelben zu ihren Rüſtungen. In Be- treff des Harpalus beſchloſſen ſie, ihn zu verhaften und ſo lange gefangen zu halten, bis Alexander ſelbſt ihnen anzeigen würde, was ſie mit ihm machen ſollten. Bei den Verhandlungen über dieſe Sache kam Demoſthenes, nach den freilich ganz unverbürgten Anekdoten, die uns überliefert worden ſind, in die größte Verlegen- heit, und machte ſich in den Augen ſeiner Mitbürger lächerlich. Als nämlich vor dem Volke über Harpalus berathen wurde, er- ſchien Demoſthenes, welcher von dem Verbrecher durch einen mit fünfzigtauſend Gulden oder neunundzwanzigtauſend Thalern ange- füllten goldenen Becher beſtochen worden ſein ſoll, mit Tüchern und Binden um den Hals, und erklärte, er könne vor Halsweh nicht ſprechen. Seine Feinde aber ſpotteten über ihn, daß er nicht an Halsweh, ſondern an Goldweh leide. Ob indeſſen der große Red- ner wirklich ſich von Harpalus hatte beſtechen laſſen, oder ob alles, was den höchſt wahrſcheinlich erdichteten Anekdoten darüber zu Grunde liegt, unwahr iſt, kann man nicht mit Beſtimmtheit ſagen.

Auf Demoſthenes eigenen Antrag ward einige Zeit nachher von dem Areopagus allen denen, welche ſich von Harpalus hatten beſtechen laſſen, der Proceß gemacht. Es wurden Viele ſchuldig befunden und theils mit dem Tode, theils mit Gefangenſchaft be- ſtraft. Auch Demoſthenes ward auf Betreiben des Hyperides und anderer Feinde in dieſe Unterſuchung verwickelt. Alle ſeine An-

ſtrengungen, ſich zu retten, waren vergeblich, er wurde für ſchuldig erklärt und zur Bezahlung einer großen Summe Geldes verdammt; höchſt wahrſcheinlich ward aber bei dieſer Gelegenheit der von dem macedoniſchen Hofe ſo ſehr gehaßte Redner nicht ſowohl wirklich einer Schuld überführt, als vielmehr dem Staats-Intereſſe aufgeopfert. Demoſthenes wurde, da er die Geldſtrafe nicht leiſten konnte, ins Gefängniß geworfen; doch gelang es ihm nach einigen Tagen zu entfliehen. Auch Harpalus entkam aus dem Gefängniß. Er entging dadurch zwar der Strafe für ſein Verbrechen, fiel aber bald nachher durch die Hand eines Meuchelmörders. Er ſchiffte nämlich mit ſeinen im Peloponnes aufbewahrten Schätzen nach Kreta, und wurde hier von einem Spartaner aus Raubgier umgebracht.

17. Alexander's letztes Lebensjahr.

Alexander entwarf, nachdem er ſeine Herrſchaft bis nach Indien hinein ausgedehnt hatte, die großartigſten Plane. Er rüſtete ſich zu einem Zuge nach Arabien, um auch dieſes Land mit ſeinem Reiche zu vereinigen; er wollte den Tigris ſchiffbar machen, und an der Mündung desſelben einen großen Hafen anlegen; er erbaute eine große Flotte, mit welcher Nearch Arabien umſegeln und die Verbindung zwiſchen Indien, Perſien und dem öſtlichen Afrika herſtellen ſollte; er ließ endlich in Babylon den zerfallenen alten Belus-Tempel wieder aufbauen, und hatte die Abſicht, dieſe Stadt zu ſeiner Reſidenz, zum Mittelpunkt der civiliſirten Welt und zur größten und glänzendſten Stadt der Erde zu machen. Alle dieſe Plane wurden durch den frühen Tod des großen Königs vereitelt.

Nach der Entlaſſung der Veteranen begab ſich Alexander nach Ekbatana, wo er acht Tage hindurch die prachtvollſten Feſte feierte. Mitten unter dieſen Feſtlichkeiten erkrankte Hephäſtion, und wenige Tage nachher ſtarb er. Alexander war durch den Tod des Mannes, der von jeher ſein treueſter und geliebteſter Freund geweſen war, tief gebeugt. Die nach intereſſanten und rührenden Geſchichten haſchenden Erzähler von Alexander's Leben und Thaten haben auch dieſe Gelegenheit benutzt, um ihre Leſer auf Koſten der Wahrheit

zu unterhalten und durch romanhafte Erzählungen zu erfreuen. Sie erzählen, daß Alexander vor Schmerz faſt den Verſtand verloren, die Hinrichtung des Arztes, der ſeinen Freund behandelt hatte, befohlen, den Tempel des Aeskulap zur Strafe dafür, daß dieſer Gott dem Hephäſtion nicht geholfen, zerſtört, zur Betäubung ſeines Schmerzes einen Kriegszug gegen ein perſiſches Bergvolk unternommen, dieſes zur Todtenweihe für Hephäſtion ganz ausgerottet habe u. dgl. m. Arrian, der verſtändigſte von denjenigen Geſchichtſchreibern Alexander's, deren Werke ſich erhalten haben, verwirft mit Recht alle dieſe Erzählungen als des großen Königs durchaus unwürdig und mit allem dem, was man von ſeinem Charakter weiß, nicht vereinbar. Dagegen iſt es gewiß, daß Alexander das Leichenbegängniß ſeines Freundes mit einer Pracht und Verſchwendung feierte, welche in dem macedoniſchen Eroberer von Aſien einen Mann erkennen laſſen, der bei ſeiner Unterwerfung dieſes Welttheils der Liebe der Orientalen zum Ungeheueren und Übermäßigen erlegen war. Die Leiche Hephäſtion's wurde mit dem größten Pomp nach Babylon gebracht, und dort ſpäter auf die glänzendſte und koſtſpieligſte Weiſe beſtattet.

Als Alexander bald nach Hephäſtion's Tode nach Babylon zurückkehrte, benutzte er ſeinen Marſch dahin, um den einzigen noch unbeſiegten Reſt jener wilden Völker zu unterwerfen, welche ſeither die weſtlichen Grenzgebirge des eigentlichen Perſiens unſicher gemacht hatten. Dies waren die Koſſäer. Sie wurden durch einen Feldzug von vierzig Tagen gänzlich beſiegt und ihre Raubneſter zerſtört. Auf dem weiteren Marſche und in Babylon ſelbſt erſchienen Geſandte von allen Völkern des Weſtens, zu welchen der Ruf von Alexander's Thaten gedrungen war, um ihm Huldigungen und Geſchenke darzubringen, oder, wie die der Athener, Bitten und Wünſche vorzutragen. Es waren Geſandte der griechiſchen Staaten, verſchiedener thraciſchen und illyriſchen Stämme, der im Norden derſelben wohnenden Kelten, einiger italiäniſchen Völker, der Karthager und mehrerer halbciviliſirten afrikaniſchen Stämme. Während Alexander die Freude genoß, Geſandtſchaften zu empfangen, deren Anblick ihm bezeugte, daß alle Völker der bekannten Erde von dem Ruhm ſeiner Thaten erfüllt ſeien, mahnten ihn zugleich Vorzeichen und Weiſſagungen, ſowie der nicht zu überwältigende Schmerz über

ſeines Lieblings Tod an die Gebrechlichkeit aller menſchlichen Größ und an das Unſichere ſeiner gigantiſchen Plane. Doch blieb er bis zum letzten Augenblicke ſeines Lebens ſich gleich. Er verwaltete die Regierung ſeines großen Reiches ſelbſt, und leitete namentlich alle Arbeiten, welche er beginnen ließ, um den Ländern, die einſt der Mittelpunkt der babyloniſchen und aſſyriſchen Reiche geweſen waren, ihre alte Pracht und Blüthe wiederzugeben, und zugleich durch Waſſerbauten und Kanäle vermittelſt des Euphrat und Tigris eine beſſere Verbindung, als dort jemals Statt gefunden hatte, herzuſtellen.

Als die Truppen für den beabſichtigten arabiſchen Feldzug größtentheils in Babylon zuſammengekommen waren, hatten auch die Vorbereitungen zu Hephäſtion's Leichenfeier ihr Ende erreicht, und Alexander erwies jetzt ſeinem vorangegangenen Freunde die letzte Ehre. Er hatte für die Leiche desſelben einen nicht weniger als zweihundert Fuß hohen Scheiterhaufen erbauen laſſen, welcher mit Gold, Purpur, Gemälden und Bildhauereien auf das prachtvollſte ausgeſchmückt worden war, ſo daß die darauf verwendeten Koſten nicht weniger als zwölftauſend Talente (ein und dreißig Millionen Gulden oder gegen ſiebenzehn und eine halbe Million Thaler) betragen haben ſollen. Dieſer rieſenmäßige Scheiterhaufen wurde, unter feſtlichen Zügen und Geſängen, verbrannt. Dann brachte Alexander ſeinem Freunde, den er für einen Halbgott erklären ließ, reiche Opferſpenden dar, und hielt hierauf mehrere Tage lang Feſtlichkeiten verſchiedener Art.

Wenige Wochen nach dieſer Todtenfeier ſchied Alexander ſelbſt aus dem Leben. Er war fortwährend der Freund ſeiner Kriegsgefährten geblieben, und hatte an ihren geſelligen Vergnügungen Theil genommen. Dieſe Männer, von welchen viele noch Philipp's Trinkgelage gekannt hatten, überließen ſich zum größeren Theil einem unmäßigen, in heißen Ländern doppelt verderblichen Trinken. Daß bei ſehr anſtrengender Beſchäftigung eine ſolche Ausſchweifung der Geſundheit nachtheilig ſein mußte, und daß auch Hephäſtion ſich dadurch in der Blüthe ſeiner Jahre ins Grab geſtürzt hatte, leidet keinen Zweifel; daß aber Alexander ſich ebenſo wie ſeine Generale dem Trunk ergeben und auf dieſe Weiſe ſein Ende beſchleunigt habe, iſt, ungeachtet der Verſicherung einiger griechiſchen Geſchicht-

ſchreiber, im höchſten Grade zweifelhaft. Alexander wohnte gern den Mahlen und Gelagen ſeiner Generale bei, weil er die geſellige Unterhaltung liebte; aber während die Anderen einen Becher nach dem andern leerten, trank er in lebhaftem Geſpräch den ſeinigen langſam. Überhaupt ward das Trinken bei ihm nie zur Leidenſchaft, ſondern er blieb hierin, wie in allen anderen Dingen, Herr ſeiner Neigung, und war, wenn es darauf ankam zu handeln, immer nüchtern. Er gehörte, wie ein alter Schriftſteller ſagt, nicht zu den Menſchen von gewöhnlicher Art, welche, wenn ſie von Gewalt auch nur ein Weniges erlangt und gekoſtet haben, ihrer ſelbſt nicht mächtig bleiben.

Alexander fühlte ſich nach einigen Gelagen, denen er beigewohnt hatte, unwohl, nahm aber deſſen ungeachtet die Einladung eines ſeiner Kriegsgefährten an, weil er mit dieſen ſtets freundlich verkehrte, und einen ihm werthen Mann nicht durch eine abſchlägige Antwort kränken wollte. Er verweilte bei dem Gelage bis tief in die Nacht, wurde aber am nächſten Tage von einem Fieber befallen. Dieſes nahm von Tag zu Tage zu, und kaum eine Woche nachher raffte ihn die Krankheit hinweg, ehe er noch über ſeine Nachfolge etwas beſtimmt hatte (Mitte Juni 323 v. Chr.). Daß er vor ſeinem Tode auf die Frage, wem er ſein Reich hinterlaſſe, die Antwort: „Dem Würdigſten!“ gegeben habe, iſt eine ſeines großen Geiſtes unwürdige Erdichtung, und gehört zu jenen vielen Anekdoten, durch welche man die bewunderungswürdige Erſcheinung dieſes Mannes für den alltäglichen Sinn der Menſchen, der das Großartige an und für ſich ſelbſt nicht zu faſſen vermag, intereſſanter zu machen geſucht hat.

Alexander's Leiche ſollte nach der Oaſe des Ammonium gebracht und daſelbſt beigeſetzt werden. Es dauerte zwei Jahre, bis der goldene Sarg und der prachtvolle Wagen für dieſelbe fertig waren. Dann wurde ſie im glänzendſten Zuge von Babylon nach Egypten gebracht, wo der damalige Beherrſcher dieſes Landes, Alexander's General Ptolemäus, ſie in Empfang nahm. Statt ſie jedoch nach dem Tempel des Jupiter Ammon zu bringen, ließ der kluge Ptolemäus, der aus Allem Vortheil für ſeine Herrſchaft zu ziehen wußte, in ſeiner Reſidenz Alexandria ein Heiligthum, das

Sema genannt, erbauen und in demſelben die Leiche des großen Königs beiſetzen.

18. Alexander als Gründer eines Weltreichs und der Einfluß ſeiner Eroberungen auf den Geiſt der Griechen und des Orients.

Alexander hatte den Plan entworfen, den Oſten und Weſten der Welt, die Griechen und die Barbaren, mit einander zu vereinigen und, durch eine Linie neu errichteter griechiſcher Städte in Aſien, ſogar den öſtlichen Endpunkt der Cultur, die ewig in Schranken gehaltene Weltanſicht und rein betrachtende Lebensweiſe des indiſchen Volkes, mit dem ſtets fortſchreitenden, unruhigen und das Leben ſelbſt immer wieder neu geſtaltenden Geiſte des Weſtens zu verbinden. Alexander's frühes Ende vereitelte den Hauptzweck dieſer Beſtrebung; dagegen blieb die Wirkung, welche er während ſeines kurzen Lebens ausgeübt hatte, beſtehen, und es entwickelte ſich daraus eine neue Art von Cultur, die den Charakter des folgenden Zeitraums bildete. Der Orient ſelbſt rang ein Jahrhundert lang mit den in ihn geworfenen griechiſchen Elementen, welche ihm fremd waren, ſtieß dieſelben dann wieder aus, und ſank in ſeinen früheren Zuſtand zurück; das griechiſche Weſen dagegen nahm, der europäiſchen Natur gemäß, das zu ihm gebrachte Fremde in ſich auf. Es geſtaltete ſich dadurch in Egypten, Syrien und Kleinaſien, wo aus Alexander's Eroberungen neue Reiche mit griechiſchen Herrſchern hervorgingen, aus der Vermiſchung des Griechiſchen und Orientaliſchen, ſowie aus der erweiterten Weltkenntniß etwas ganz Neues, nach den einzelnen Ländern Verſchiedenes, und dieſes ward der Mittelpunkt, um welchen ſich in der nächſten Zeit die Culturgeſchichte der Menſchheit dreht.

Alexander hatte gewiſſermaßen Griechenland und Macedonien nach Aſien gezogen; bald nach ſeinem Tode ward durch jene Herrſcher die griechiſche Kunſt und Wiſſenſchaft in ihren Reichen ſo ſehr gepflegt, daß ſeitdem der Geiſt und die Hauptmacht der Griechen völlig nach Vorderaſien und Egypten verſetzt waren. Dieſer Theil der Welt gewann alſo durch Alexander's Eroberungen, Griechenland und Macedonien aber verloren. Der in Weichlichkeit verſunkene Orient erhielt griechiſche Cultur und Kraft,

die Griechen aber und beſonders das ſeither noch wenig verdorbene Macedonien empfingen nichts als Reichthum und Schwelgerei. Wäre gar Alexander's Plan ganz durchgeführt worden, ſo würde Europa noch viel größere Nachtheile erlitten haben. Der Orient hätte europäiſche Güter der Seele und des Leibes gewonnen, Griechenland und Macedonien dagegen nur Gold und Sinnenluſt; die Beſiegten wären zu Siegern geworden, dieſe aber hätten die edelſten Güter der Menſchheit, Geiſtesfreiheit, Gleichheit vor dem Geſetz, Verfaſſung, offene Rede und angeſtammtes Recht, verloren. Doch gewann der Orient weit mehr, als Griechenland verlor; denn es ward durch Alexander viel mehr Griechiſches zu den Perſern, als Perſiſches zu den Griechen gebracht.

Übrigens iſt die ſchnelle Entartung der Macedonier keineswegs dem Einfluſſe von Alexander's Eroberungen allein zuzuſchreiben, ſondern es trugen dazu noch zwei beſondere Umſtände bei, welche unter allen Völkern und zu allen Zeiten die gleiche Wirkung äußern. Überall, wo der Übergang von einem halbciviliſirten Zuſtand zur höheren Cultur und von der Armuth zum Reichthum ein plötzlicher iſt, gerathen die Völker aus der Einfachheit und Reinheit der Sitten ſogleich in moraliſche Verdorbenheit. Wie dies mit den Macedoniern der Fall war, ſo geben in neuerer Zeit die Ruſſen das deutlichſte Beiſpiel davon. Das Zweite, was die ſchnelle Entartung der Macedonier herbeiführen half, beſtand darin, daß, wenn Rohheit und reine Barbarei ſo nahe an Überfeinerung grenzen, wie dies in Macedonien der Fall war, ein Volk in kurzer Zeit moraliſch tief ſinken muß. Welche Barbarei aber noch zu Alexander's Zeit in den an Macedonien grenzenden Ländern Thracien und Illyrien herrſchte, kann man daraus beurtheilen, daß damals bei einem Theile der dortigen Völkerſchaften ſogar noch Menſchenopfer gebräuchlich waren.

Die Darſtellung der von Alexander angeordneten Einrichtung und Verwaltung des Reichs iſt für die Erkenntniß des herrſchenden Geiſtes ſeiner Zeit von Wichtigkeit, und kann uns zugleich ſein eigenes Streben anſchaulicher machen. In dieſer Beziehung verdient ſeine Stellung zum Heere und ſein Verhältniß zu den verſchiedenen Völkern, aus welchen daſſelbe zuſammengeſetzt war, zuerſt unſere Aufmerkſamkeit. Das Heer beſtand, ſchon ehe Alexander

Aſiaten in dasſelbe aufnahm, aus ſehr verſchiedenen Theilen. Es enthielt Macedonier aus allen Gegenden des Landes, Illyrier, Thracier, ſowie Griechen aus den meiſten Völkerſchaften dieſer Nation. Die Letzteren waren Söldner, welche theils von den Staaten, deren Contingente ſie bildeten, theils von Alexander's Reichsverweſer in Macedonien, theils von ſeinen Generalen unter den kleinaſiatiſchen Griechen geworben worden waren. Die Reichthümer, welche Alexander auf ſeinem Zuge erbeutete, machten ſolche Werbungen ſehr leicht, und die großen Geſchenke, die den Soldaten bei jeder Gelegenheit gegeben wurden, erhöhten während des ganzen Zuges den Reiz des macedoniſchen Kriegsdienſtes. Alexander ſchickte kluger Weiſe von Zeit zu Zeit kleine Abtheilungen ſeines Heeres reich beſchenkt nach Hauſe; er wußte ſehr wohl, daß die Rückkehr derſelben in die Heimath auf eine ganz natürliche Weiſe Andere herbeilocken würde, und daß die Griechen und Macedonier, im Staunen über die Erzählungen und den Reichthum der Wenigen, welche nach Hauſe zurückkamen, das Schickſal der großen Zahl Anderer vergeſſen würden, die in Schlachten gefallen oder als Beſatzungstruppen bis in die fernſten Gegenden der Erde hin verſchlagen worden waren.

Von dem ganzen Heere Alexander's waren nur die Macedonier durch Geburt und Gewohnheit an ihn geknüpft, und hatten ein gemeinſchaftliches Intereſſe mit ihm. Alle Andern mußte er durch beſondere Mittel zu gewinnen und an ſeine Perſon zu feſſeln ſuchen. Dieſe Mittel, welche alle zugleich auch die Macedonier berührten, waren von verſchiedener Art. Außer der Freundlichkeit, durch welche Alexander's Weſen ſich auszeichnete, dienten ihm namentlich Geldgeſchenke und Ehrenbezeugungen zu dieſem Zwecke. Wie freigebig er war, wenn es die Belohnung ſeiner Truppen galt, und wie ſehr zu ſeiner Zeit ein ſolches Benehmen ſowohl die Soldaten an ihn feſſeln, als auch Andere in ſeine Dienſte locken mußte, mögen einige Beiſpiele zeigen. Nach der Schlacht bei Arbela erhielt jeder macedoniſche Reiter ein Geſchenk von etwa zweihundert und ſiebenzig Gulden oder hundert und fünfzig Thalern, jeder nicht=macedoniſche aber fünf und vierzig Gulden oder fünf und zwanzig Thaler weniger, von dem Fußvolk bekam jeder Soldat der Phalanx neunzig Gulden oder fünfzig Thaler, den griech=

iſchen Söldnern dagegen ward nur ein außerordentlicher Sold von zwei Monaten ausgezahlt. Als kurze Zeit nachher, auf dem Marſche von Babylon nach Suſa, gegen ſechszehntauſend Mann Verſtärkung aus Europa beim Heere eintrafen, ergriff Alexander ſogleich Maßregeln, um ſowohl dieſe neuen Truppen für ſich zu gewinnen, als auch die alten noch mehr anzuſpornen. Er theilte uämlich bei einer Heerſchau Belohnungen aus, die mit unſeren Ordenszeichen verglichen werden können, beförderte viele von niederen Stellen zu höheren, traf neue Einrichtungen zur Bequemlichkeit der Soldaten, und ermunterte das Heer durch alle jene kleinen Künſte, welche den gemeinen Mann an ſeinen Feldherrn feſſeln. Gleich nach Darius Tode erhielt jeder Reiter zweitauſend sechshundert Gulden oder vierzehnhundert Thaler und jeder Fußgänger vierhundert dreißig Gulden oder zweihundert vierzig Thaler zum Geſchenk. Dieſe Freigebigkeit ſetzte Alexander auf allen ſpäteren Zügen fort. Auch die Verabſchiedungen der zum Dienſt untauglich Gewordenen begleitete er ſtets mit Ehrenbezeugungen und Geldgeſchenken. Nach der Rückkehr aus Indien war die Belohnung ſeiner Waffengefährten eine ſeiner erſten Sorgen, und wie in den Einrichtungen, welche ganze Staaten und Völker betrafen, ſo zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit ſein großer Geiſt auch in der Anerkennung des Antheils, der ſeinen Macedoniern an den Siegen gebührte. Es iſt bereits früher angegeben worden, daß Alexander den Perſerinnen, welche theils mit ſeinen Generalen, theils mit zehntauſend ſeiner gemeinen Soldaten vermählt wurden, eine glänzende Ausſtattung gab, die Hochzeit derſelben zugleich mit der ſeinigen auf eine prachtvolle Weiſe feierte, eine Summe von zwei und fünfzig Millionen Gulden (gegen neun und zwanzig Millionen Thaler) zur Bezahlung aller Schulden ſeines Heeres verwendete, und die Verdienſte einiger ſeiner Officiere durch Auszeichnungen belohnte, wie ſie nur den Siegern in den olympiſchen Spielen gegeben zu werden pflegten.

In Betreff des Verhältniſſes der fremden Truppen zu ſeinen Macedoniern, welche immer den eigentlichen Kern des Heeres bildeten, benahm ſich Alexander mit großer Vorſicht. Er gebrauchte zur Erhaltung dieſes Unterſchieds dieſelben Mittel, deren ſich in unſeren Tagen Napoleon mit ſo vielem Glücke bedient hat. Wie

dieſer die Truppen der fremden Völker ſtets in einer gewiſſen Entfernung von der herrſchenden Nation hielt, deren Ergebenheit ihm das Wichtigſte ſein mußte, ebenſo machte es Alexander mit den Griechen. Er überhäufte ſie zwar mit Ehrenbezeugungen, hütete ſich aber wohl, ſie bei der Ertheilung der höchſten Stellen ſeinen Macedoniern vorzuziehen. Nur ſelten machte er in dieſer Hinſicht eine Ausnahme, wie z. B. bei dem General Eumenes, welcher in Kardia, einer griechiſchen Colonie in Thracien, geboren war; allein in ſolchen Fällen war es immer ein glänzendes Verdienſt, was den König beſtimmte, und die Macedonier beneideten und haßten deſſen ungeachtet ſtets den Fremden, der auf dieſe Art ausgezeichnet ward.

Um die beſiegten Völker in Abhängigkeit zu erhalten, wandte Alexander lauter ſolche Mittel an, die den nationalen Eigenthümlichkeiten derſelben und den Umſtänden angemeſſen waren. Griechenland wurde theils durch Freundlichkeit, theils durch ſeine Demokratieen und den von denſelben unzertrennlichen Geiſt der Unruhe in Abhängigkeit erhalten; außerdem hatte aber Alexander, weil dieſem freiheitsluſtigen Volke nicht zu trauen war, zur Bewachung desſelben den erfahrenſten Feldherrn und Staatsmann ſeines Vaters mit einem Heere in Macedonien zurückgelaſſen. In Betreff der thraciſchen Stämme befolgte er die Politik Philipp's: er nahm alle Fürſten und Beamten derſelben, welche er für gefährlich hielt, mit nach Aſien hinüber. Die aſiatiſchen Völker hielt er theils durch Beſatzungen, theils durch andere Mittel in Abhängigkeit. Den kleinaſiatiſchen Griechen überließ er die Verwaltung ihrer inneren Angelegenheiten, feſt überzeugt, daß die dieſem Volke gleichſam angeborenen Parteiungen fortdauern und ſeine Kräfte lähmen würden; außerdem erhielten aber auch die wichtigſten Städte Kleinaſiens macedoniſche Beſatzungen. Zugleich ſetzte er Statthalter ein, welche ganz anders, als die des Perſer-Königs, die Bewohner ihrer Provinzen bewachten. Die übrigen Theile des perſiſchen Reichs ließ er ebenfalls durch Macedonier verwalten; als er aber nach der Schlacht bei Arbela anfing, die Unterworfenen nicht mehr als beſiegte Nation zu behandeln, ſondern den Macedoniern gleich zu ſtellen, wählte er auch Landeseingeborne zu Statthaltern und Beamten der Provinzen. Er fühlte ſich dazu um ſo mehr be-

wogen, als die Griechen und Macedonier die ihnen anvertraute Macht mitunter zur Befriedigung ihrer Habgier misbrauchten. So machten es z. B. ſeine General-Intendanten Kleomenes in Egypten und Philoxenus im weſtlichen Kleinaſien. Alexander zog daher ſeit jener Zeit Landeseingeborene zur Verwaltung, und übergab z. B. bald nach der Schlacht bei Arbela dem Perſer Mithrines, der ihm die Stadt Sardes verrathen hatte, die Statthalterſchaft von Armenien. Daß übrigens der bis dahin in Aſien unerhörte Gedanke, die Beſiegten den Siegern gleich zu behandeln, mehr als alles Andere die Völker dieſes Welttheils an den neuen Herrſcher feſſeln mußte, bedarf keiner näheren Auseinanderſetzung.

Die Satrapieen-Eintheilung behielt Alexander bei, er hob aber die drückenden Natural-Abgaben, die im perſiſchen Reich eingeführt geweſen waren, auf, und trennte die Militärverwaltung, die Civilregierung und das Finanzweſen von einander. Wie hart die Laſt der Naturallieferungen war, und wie ſehr Alexander durch die Abſchaffung derſelben das Loos des Volkes erleichterte, kann man aus dem perſiſchen Reichsgeſetz, welches die Mahlzeit des Perſerkönigs betraf, ermeſſen. Jede Gegend, in welcher der König ſich befand, hatte einen Theil deſſen zu liefern, was der Hof zu ſeinen täglichen Mahlzeiten bedurfte; und zwar ging es damit gerade ſo wie bei den deutſchen Kaiſern und den franzöſiſchen und engliſchen Königen vom neunten bis zum vierzehnten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung. Wie bei dieſen die gleiche Sitte beſtand, und die Barone dieſelbe zu ihrem Beſten und zum Unterhalte ihres Gefolges aufs ärgſte misbrauchten, ſo machten es auch die perſiſchen Großen. Allen denjenigen, welche bei Hofe ſpeiſten, ward eine ungeheure Menge von Speiſen aufgetragen, und was ſie ſelbſt davon nicht eſſen konnten, ließen ſie für ihre Dienerſchaft nach Hauſe bringen. Es wurden aber auf Koſten der Provinzen nicht blos die Hofleute und die angeſehenſten Beamten geſpeiſt, ſondern auch alle Truppen, die dem Hofe folgten. Daher iſt es denn nicht zu verwundern, daß wir in griechiſchen Schriften die Angabe finden, die Zahl derer, welche täglich am Hofe und alſo jedesmal auf Koſten der Provinz, in welcher derſelbe ſich gerade befand, geſpeiſt wurden, habe nicht weniger als fünfzehntauſend betragen, und die tägliche Ausgabe dafür ſei auf vierhundert Talente (eine Mil-

lion Gulden oder über eine halbe Million Thaler) anzuſchlagen. Wenn auch dieſe Schätzung übertrieben iſt, ſo zeigt doch die Übertreibung ſelbſt das Unvernünftige der ganzen Einrichtung und die Härte des Drucks, den die Unterthanen dabei zu erdulden hatten. Zugleich erkennt man aber auch daraus, welche Wohlthat Alexander den Bewohnern des perſiſchen Reiches erwies, als er dieſem Unweſen ein Ende machte.

Alexander ſchaffte zugleich auch einen Theil des ſteifen und entehrenden Ceremoniels ab, welches bei den perſiſchen Hofmahlen gebräuchlich geweſen war. Nie waren nämlich zu denſelben mehr als zwölf Perſonen eingeladen worden. Der König ſaß, wenn er Perſonen zur Tafel gebeten hatte, hinter einem Vorhang, welcher ſo eingerichtet war, daß er ſeine Gäſte ſehen konnte, ohne von ihnen geſehen zu werden. Nur in ſeltenen Fällen ſpeiſte er in Einem Zimmer mit ſeinen Gäſten, und auch dann ſaß er nicht mit ihnen zuſammen, ſondern er lagerte ſich auf ein Polſter, die Gäſte aber auf den Boden ſelbſt. Dabei warf er ihnen als ein Zeichen ſeiner Gnade Eſſen zu. Zum Trinken wurden ſie zu ihm hingerufen, ſie erhielten aber anderen Wein als er, und wurden gewöhnlich, erſt wenn ſie völlig trunken waren, entlaſſen. Ganz anders ging es an Alexander's Hofe her. Er verwendete täglich nur zwiſchen fünf und ſechshundert Gulden auf ſeine Tafel, es ſpeiſten aber mit ihm ſtets ſechszig bis ſiebenzig Perſonen ſeines Gefolges. Mit dieſen unterhielt er ſich freundlich, und es herrſchte bei Tiſche Freiheit und Gleichheit.

Als Alexander in ſeinem Hof-Ceremoniel immer mehr den orientaliſchen Sitten Raum gab, war die in ſeinem eigenen Weſen eingetretene Veränderung nur zum Theil Schuld daran. Es galt ihm dabei auch um die Beförderung der Gewerbe und des Handels. Er war nämlich ſtets darauf bedacht, die Künſte des Lebens zu heben und den Verkehr zu beleben; dies konnte aber ohne eine glänzende und große Hofhaltung nicht wohl geſchehen, und Alexander ſuchte daher durch die Einführung derſelben eine Wechſelwirkung zwiſchen Luxus und Gewerbsthätigkeit herzuſtellen. Auch die Straßen, die er eröffnete oder anlegte, die Gründung von Städten, das Befahren von noch wenig bekannten Flüſſen und die Schiffbarmachung von bekannteren, ſowie die Seewege, welche er

aufſuchen ließ, ſollten dieſen Zweck befördern. Alexander hat durch die Sorgfalt und Verſtändigkeit, mit welcher er ſeine Eroberungen auch dafür fruchtbar zu machen, und die Erfindungen aller Völker und Zeiten mit einander zu verbinden ſuchte, für alle Künſte des Lebens und ihre Verbreitung über die Erde weit mehr gewirkt, als irgend ein Menſch vor ihm. Die nächſtfolgende Zeit iſt auf dieſe Weiſe durch ihn derjenige Zeitraum des Alterthums geworden, in welchem die Gewerbe und der Handelsverkehr der alten Welt am meiſten blühten und am weiteſten verbreitet waren.

Auch die Künſte des Kriegs erhielten durch Alexander einen neuen Aufſchwung. Er war der erſte Feldherr der Geſchichte, welcher das Genie-Weſen auf unſere Weiſe einrichtete. Sein Generalſtab hatte eine geographiſche Abtheilung und eine andere für Meſſungen und für die Entwerfung der Plane. An der Spitze des Genie-Weſens ſtand der General Amyntas, welcher ebenſo, wie andere Officiere Alexander's, in einer eigenen Schrift die auf dem Zuge durch Aſien gewonnenen Reſultate für die Kenntniß der Völker und Länder der Erde bekannt machte. Alexander ließ überall die Entfernungen und Wege-Längen ausmeſſen, die Gegenden geographiſch erforſchen und eine Generalkarte ſeines Zuges entwerfen. Dies Alles geſchah durch Sachkundige, und die Ergebniſſe ihrer Arbeit waren zuverläſſig und bildeten noch zur Zeit Strabo's, welcher unmittelbar vor Chriſti Geburt lebte, die beſte Quelle zur Kenntniß von Indien und Oſtperſien. Dagegen waren diejenigen Schriften, welche Oneſikritus und ſelbſt Nearch für das größere Publikum verfaßten, höchſt unzuverläſſig; denn dieſe wimmelten von vorſätzlichen Lügen und Übertreibungen. Wie vortrefflich Alexander die militäriſchen Einrichtungen ſeines Vaters weiter entwickelte, und alles, was er bei den verſchiedenen unterworfenen Völkern Paſſendes fand, für ſein Heer benutzte, iſt bereits früher angegeben worden. Was die Kriegsbaukunſt und überhaupt die Anwendung der Mathematik und Mechanik auf das Kriegsweſen betrifft, ſo hatten, nach der Meinung des Alterthums, zuerſt die Karthager und die um die Ausbildung der Seewiſſenſchaften ſo ſehr verdienten Rhodier, alſo zwei Handelsſtaaten, dieſen Gebrauch von den mathematiſchen Wiſſenſchaften gemacht. Ihre Erfindungen

und Einrichtungen wurden aber von Philipp und Alexander nicht allein benutzt, ſondern auch weiter entwickelt. Der Letztere nahm auf ſeinem Zuge die Männer mit, welche ſich unter dem geſchickten Kriegsbaumeiſter ſeines Vaters, Polyidus, gebildet hatten. Wie tüchtig dieſe waren, und wie ſehr unter Alexander derjenige Theil des Kriegsweſens, den wir Artillerie nennen, vervollkommnet ward, zeigen die oben (S. 344 f.) angegebenen Mittel, durch welche die darin gleichfalls ſehr erfahrenen Tyrier beſiegt wurden.

Auch auf die ſchönen Künſte und die Wiſſenſchaften erſtreckte ſich die umgeſtaltende Einwirkung der Unternehmungen Alexander's. Sie wurden nicht etwa blos durch den mittelbaren Einfluß derſelben angeregt und belebt, ſondern Alexander ſuchte ſie auch auf directe Weiſe zu heben und zu fördern. Der große König liebte Beide, bildete und erquickte ſich durch ſie, und erkannte die ganze Bedeutung, welche Kunſt und Wiſſenſchaft für die Veredelung der Menſchheit, ſowie für alle Verhältniſſe des äußeren Lebens haben. Die Liebe zur Poeſie, welche keiner edlen und großen Seele fremd ſein kann, war ihm angeboren. Er zeigte ſie nicht blos dadurch, daß er ſein ganzes Leben hindurch eine von Ariſtoteles ſorgfältig durchgeſehene Abſchrift der Ilias Homer's als tägliches Leſebuch bei ſich führte, und ein berühmtes koſtbares Käſtchen von Darius, das in der Schlacht bei Iſſus erbeutet worden war, zur Aufbewahrung derſelben beſtimmte, ſondern auch durch mehrere eigenen dichteriſchen Arbeiten, welche er in Stunden der Muße machte. Auch die übrigen ſchönen Künſte liebte er, er war in allen Kenner und zog das verborgene Verdienſt ans Licht. Wie ſehr er für Muſik Sinn hatte, zeigt die Erzählung von der Wirkung, welche einſt des Antigenides Flötenſpiel auf ihn ausübte. Alexander ward nämlich von der Melodie eines Kriegsgeſanges, welchen dieſer in ſeiner Gegenwart vortrug, ſo ergriffen und durchglüht, daß er aufſprang, die Waffen ergriff, und den Anweſenden einige Worte aus einem ſpartaniſchen Kriegsliede zurief. Seine Liebe zur Bildhauerkunſt und Malerei, ſowie die Auszeichnung, mit welcher er einen Lyſippus und Apelles behandelte, ſind bekannt (ſiehe oben S. 309).

Obgleich übrigens alles dies zeigt, daß Alexander Sinn für echte Poeſie und Kunſt hatte, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß er

auf die Entwickelung Beider nicht gerade wohlthätig eingewirkt hat. Er verwendete zwar große Summen für Kunſtwerke und Künſtler, und beſtimmte unter Andern nicht weniger als ſechs und zwanzig Millionen Gulden (vierzehn Millionen Thaler) für die Ausbeſſerung und Wiederherſtellung der Tempel Griechenlands; allein er munterte in der Poeſie im Grunde doch nur die Kunſt zu ſchmeicheln auf, und verdarb die darſtellenden Künſte durch die Verbindung derſelben mit dem Orientaliſchen, in welchem, wie ein alter Schriftſteller mit Recht ſagt, die Koſtbarkeit des Stoffes der Schönheit der Form vorgezogen, dadurch aber der wahre Sinn für Kunſt vernichtet wird, weil der Menſch vor lauter Staunen über das Gold, das Silber und die Edelſteine eines Kunſtwerkes nicht zur eigentlichen Betrachtung und Bewunderung derſelben gelangen kann. Auch berief Alexander zur Verſchönerung der von ihm gegründeten oder zu neuer Blüthe emporgehobenen Städte viele ausgezeichneten griechiſchen Künſtler nach Aſien, und verſetzte ſo nach Babylon und Suſa, was nach Griechenland gehörte und nur in griechiſcher Luft freudig gedeihen konnte. Sein Tod, ſowie der Umſtand, daß die Hauptſitze der aus ſeinen Eroberungen hervorgehenden griechiſch-aſiatiſchen Reiche an die Küſte des mittelländiſchen Meeres gelegt wurden, war daher ein Glück für die europäiſche Cultur, weil dadurch die Grundzüge derſelben, Mannichfaltigkeit, Entwickelung und Leben, erhalten worden ſind. Übrigens war von allen Künſten die Architektur diejenige, in welcher Alexander am meiſten fehlgriff. Dies geht ſchon aus der Einrichtung des ſonderbaren, zur Verbrennung von Hephäſtion's Leiche beſtimmten Gebäudes hervor, welches nur durch das Rieſenmäßige ſeiner Höhe, die wunderliche Mannichfaltigkeit ſeiner Verzierungen und die Größe der dabei verſchwendeten Geldſummen einen Eindruck machen konnte. Noch mehr zeigt ſich Alexander's Verirrung in Betreff der Baukunſt darin, daß er einen Architekten, welcher durch ſeinen Hang zum Phantaſtiſchen und zu niedriger Schmeichelei ſich auszeichnete, vorzugsweiſe zu Rathe zog. Dieſer Mann war Dinokrates. Der Werth desſelben als Künſtler läßt ſich am beſten aus ſeinem Vorſchlage erkennen, das Vorgebirg Athos zu einer Statue Alexander's zu bearbeiten, welche in der einen Hand eine Stadt von zehntauſend Einwohnern trüge, in der anderen eine

große Schale, aus der ein nie verſiegender Fluß ins Meer ſtrömte. Die Idee war ganz der alten Egypter würdig, deren Felſen-Koloſſe und Rieſen-Sphinxe man zwar mit Staunen betrachtet, nie aber liebgewinnen kann. So ſah auch Alexander die Sache an. Er gab dem Künſtler die ſehr verſtändige Antwort: „Laß den Athos wie er iſt; es iſt genug, daß ſchon ein König (ſiehe Th. I. S. 357) an ihm ſeinen thörichten Stolz verewigt hat.“ Alexander erkannte alſo, wie Bonaparte (du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas), daß in dieſem Vorſchlage das Großartige und Verrückte nahe an einander grenzten, und daß man ſich durch die Ausführung desſelben dem Spotte aller Verſtändigen ausſetzen würde; aber deſſen ungeachtet machte die elende Schmeichelei einen Eindruck auf ihn, und er übertrug ſpäter jenem phantaſtiſchen Künſtler die Leitung der Bauten in dem egyptiſchen Alexandria und in anderen Städten.

Mit Alexander's Stellung zur Wiſſenſchaft verhielt es ſich ungefähr gerade ſo, wie mit ſeinem Verhältniß zur Kunſt: er hatte Sinn für echte Wiſſenſchaft, erkannte ihren Werth, und gab große Summen zu ihrer Unterſtützung aus, ſchadete aber im Ganzen doch ihrer Entwickelung. Alexander verſtand und achtete den Ariſtoteles, er war ſehr freigebig gegen ihn, und unterſtützte namentlich ſeine naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen auf eine Weiſe, wie nur äußerſt ſelten gelehrte Bemühungen von Königen unterſtützt werden; er nahm nämlich auf ſeinem Zuge nicht blos eine Anzahl Gelehrte mit, welche überall für Ariſtoteles Beobachtungen machen mußten, ließ unbekannte Thiere jagen und ſchickte ſie an Ariſtoteles, ſondern er nahm auch an Ariſtoteles großem Plane, eine ſyſtematiſche und auf Beobachtung beruhende Naturgeſchichte zu ſchaffen, perſönlich den lebhafteſten Antheil. Alexander's tiefer Sinn für Erkenntniß zeigt ſich außerdem auch in der Sorgfalt, mit welcher er auf ſeinem Zuge die indiſche Weisheit zu erforſchen ſtrebte, ſowie in der Rückſicht und den vielen Aufmerkſamkeiten, die er den Athenern erwies. Man kann daraus erkennen, daß ihm die beiden entgegengeſetzten Lebensweiſen, welche in der atheniſchen Regſamkeit einerſeits und der den Indiern eigenthümlichen Lebensertödtung andererſeits am beſtimmteſten ſich ausſprechen, gleicher Aufmerkſamkeit werth ſchienen. Er ſelbſt hat dies bei

ſeiner Zuſammenkunft mit Diogenes (ſ. oben S. 281) ausdrücklich erklärt, indem er den Gedanken ausſprach, daß es für des Menſchen Seele nur zwei Arten von Größe gebe, entweder die Welt zu beſitzen oder ſie entbehren zu können. Alexander hat endlich die Wiſſenſchaft ebenſo, wie die wahre Kunſt, aufs freigebigſte zu unterſtützen geſucht, und z. B. dem Platoniker Xenokrates allein einſt die ungeheuere Summe von fünfzig Talenten (einmalhundert und dreißigtauſend Gulden oder zwei und ſiebenzig tauſend Thalern) angeboten.

Obgleich auf dieſe Weiſe Alexander's großer Geiſt auch aus dem, was er für die Wiſſenſchaft that, glänzend hervorleuchtet, ſo hat er doch auch die Literatur ihrer Selbſtſtändigkeit beraubt, und, was nach ſeinem Tode ganz allgemein wurde, von dem Charakter der Regenten abhängig gemacht. Er hat ferner, neben einem Ariſtoteles und Xenokrates, auch einen Anaxarch und Pyrrho (ſ. oben S. 373) unterſtützt, den elenden Lügner und Schmeichler Oneſikritus gleich den Männern von wahrem Verdienſte belohnt, und überhaupt diejenige Wiſſenſchaft, welche den Schein der Weisheit an die Stelle der Wahrheit und Natur zu bringen verſteht, durch reiche Geſchenke aufgemuntert.

19. Ariſtoteles und ſein Verhältniß zur griechiſchen Cultur.

Kein Menſch, wenn wir die Stifter der Welt-Religionen ausnehmen, hat einen ſo gewaltigen Einfluß auf das geiſtige Leben des ganzen Menſchengeſchlechts ausgeübt, als Ariſtoteles, der Lehrer Alexander's des Großen. Er hat auf alle Zweige der menſchlichen Erkenntniß eingewirkt, und durch ſeine Philoſophie nicht allein dem ganzen Abendlande und der chriſtlichen Religion, ſondern auch dem geſammten Morgenlande und dem Islam Geſetze gegeben. Dieſer einflußreichſte aller Philoſophen war 384 v. Chr. in der macedoniſchen Stadt Stagira geboren, und begab ſich in ſeinem ſiebenzehnten Lebensjahre nach Athen, wo er Plato's Schüler ward. Nach dem Tode ſeines Lehrers lebte er in Kleinaſien, bis Philipp II. ihn nach Macedonien berief, um die Erziehung des jungen Alexander zu leiten. Der Schöpfer der neuen macedoniſchen Macht

hatte den Werth und die Größe des Mannes erkannt, deſſen Geiſt von allem Phantaſtiſchen und Schwärmenden frei, und blos auf das Wirkliche, Mögliche und Ausführbare gerichtet war, und Philipp's eigene Größe zeigt ſich darin, daß er ſeinem Sohne einen Ariſtoteles an die Seite gab, wenigſtens ebenſo ſehr, als in der Gründung ſeines griechiſch-macedoniſchen Reichs. Ariſtoteles kam entweder im dreizehnten oder im fünfzehnten Lebensjahre Alexander's an den macedoniſchen Hof, und trennte ſich von ſeinem Zögling erſt, als derſelbe ſeinen aſiatiſchen Feldzug antrat. Er begab ſich damals nach Athen, wo er in dem Lyceum, einer der Akademie ähnlichen Anlage mit einer Ringſchule, eine philoſophiſche Lehranſtalt errichtete. Von den Schattengängen dieſer Anlage, welche in der griechiſchen Sprache Peripatoi d. i. wörtlich Spaziergänge hießen, oder vielleicht auch von Ariſtoteles Gewohnheit, ſeine Lehren umherwandelnd vorzutragen, erhielt ſeine Philoſophie den Namen der peripatetiſchen. Nach Alexander's Tod ſuchten ſeine Feinde ihn des Unglaubens verdächtig zu machen und als Verbrecher gegen die Staatsreligion anzuklagen. Ariſtoteles ſah ſich dadurch genöthigt, Athen zu verlaſſen, und ſtarb bald nachher (322 v. Chr.) in der euböiſchen Stadt Chalcis.

Höchſt intereſſant und wichtig iſt es, daß eine und dieſelbe Zeit ein alle Erkenntniſſe umfaſſendes und alle Wiſſenſchaften neu geſtaltendes Genie, wie Ariſtoteles, und einen Helden, der für Alles Sinn hatte und Alles auszuführen vermochte, wie Alexander, hervorbrachte, und daß dieſe beiden Männer mit einander in Berührung kamen. Ariſtoteles und Alexander umfaßten im Geiſte, der Eine die innere, der Andere die äußere Welt; Beide wollten dieſelbe ganz bezwingen und umgeſtalten. Beide erkannten und verſtanden nicht allein einander, ſondern es fand auch zwiſchen ihren Beſtrebungen ein unmittelbarer Zuſammenhang Statt: Ariſtoteles ſchickte dem Alexander Männer für ſeine Zwecke zu, er ertheilte ihm Rathſchläge für ſeine Plane und ſandte ihm Bücher für ſeine Belehrung, Alexander dagegen richtete mit großen Koſten und mit perſönlicher Bemühung einen Theil ſeiner Umgebung ganz darauf ein, des Ariſtoteles Forſchungen zu befördern.

Alexander wollte alles, was die Weltgeſchichte ſeit ihrem Anfange Großes gezeigt hatte, die Wunder der Urzeit, die Kraft des

heroiſchen Zeitalters und die griechiſche Weisheit der folgenden Jahrhunderte, in ſeinem Reiche mit einander verbinden. Er wollte des Orients Formen und Begriffe mit dem Geiſte des Abendlandes verſchmelzen, alle Völker, Länder und Klimate durch einen innigen Verkehr unter einander verknüpfen, und die ganze Welt durch das Band griechiſcher Humanität in einen einzigen monarchiſchen Staat vereinigen, in welchem der Geiſt und nicht die Gewalt herrſche. Eben denſelben Gedanken verfolgte Ariſtoteles in dem großen Gebiete des Erkennens und Wiſſens. Er wollte, vermittelſt der zu einer eigentlichen Wiſſenſchaft herangereiften Philoſophie, die geiſtigen Beſtrebungen aller Zeiten, aller Länder und aller Fächer in Ein Ganzes vereinigen. Die eigentliche Zeit der Poeſie war mit dem Schwinden der Natur und der Begeiſterung zu Ende gegangen, die Dichtkunſt, deren man jetzt bedurfte, und welche in Zeiten des vorherrſchenden Begriffslebens allein getrieben werden kann, mußte von der früheren, die auf dem Wege der Eingebung entſtanden war, Regel und Geſetz entnehmen; Ariſtoteles gab die Mittel dazu an, indem er die erſte Theorie der Dichtkunſt ſchrieb. Ferner, die Naturforſchung war bisher entweder blos theoretiſch oder blos praktiſch betrieben, und beide Arten noch nie mit einander verbunden worden; Ariſtoteles vereinigte ſie, ſammelte alle früheren Beobachtungen, vervollſtändigte dieſelben durch ſeine eigenen, ſchuf für ſie eine wiſſenſchaftliche Sprache und ein Syſtem, und ward auf dieſe Weiſe der Gründer der Naturwiſſenſchaften. Auch die Staatswiſſenſchaft war bis auf Ariſtoteles entweder nur praktiſch oder rein theoretiſch getrieben worden; Ariſtoteles verband Beides ebenfalls mit einander. Er vollbrachte aber außerdem auch die Aufgabe, welche dieſer Wiſſenſchaft damals durch den Gang der Dinge ſelbſt geſtellt worden war. Die Geſchichte der zunächſt vorhergehenden Zeit hatte nämlich bewieſen, daß, ſobald die Staaten ſich vergrößern und die Entwickelung des äußeren Lebens fortſchreitet, die Mehrzahl des Volkes ein todtes Werkzeug und alſo auch das demokratiſche Princip eine bloße Täuſchung werde, ſowie daß andererſeits die Ariſtokratie herabwürdigend für die Menſchheit ſei. Die Griechen wurden daher zum monarchiſchen Princip gedrängt, und die Beſſeren deuteten ſchon vor Ariſtoteles darauf hin. Sie konnten ſich aber eine Monarchie mit Gerechtigkeit und

mit feſten Geſetzen, deren Ausführer der König ſei, nicht als möglich denken, und Plato hatte deshalb das monarchiſche Princip blos idealiſch aufgefaßt. Unter Philipp II. ward dieſe Möglichkeit gegeben, und Ariſtoteles ſchuf nun die Mittel, durch welche ſie zur Wirklichkeit gemacht werden konnte. Er ſuchte die Verfaſſungen und Grundgeſetze aller Staaten zu erforſchen, ſtellte ſie neben einander, und gab die Principien an, nach denen man daraus ein Ganzes machen könne, das für ein großes Reich paſſe. Ebenſo, wie mit den Formen und Begriffen des Staatslebens, den Naturwiſſenſchaften und der Dichtkunſt, machte Ariſtoteles es mit den rhetoriſchen Künſten, den moraliſchen Grundſätzen der Menſchen und den philoſophiſchen Erkenntniſſen überhaupt. Kurz, Ariſtoteles erfand neue Formen des Denkens, erweiterte das Gebiet des geiſtigen Lebens, gab ihm eine feſtere Grundlage und eine allgemeinere Richtung, und ſchuf eine Philoſophie, welche nach ſeinem Tode für eine ganze Reihe von Jahrhunderten die weltbildende Lehre ward.

Dieſe von Ariſtoteles erläuterte und in ein Syſtem gebrachte griechiſche Weisheit, Bildung und Lebenserfahrung wollte Alexander mit dem Glänzenden, Reichen, Ungeheueren und Phantaſtiſchen des Orients und des Alterthums ſo verbinden, daß ſeine Regierung der Culminationspunkt der menſchlichen Bildung und des menſchlichen Strebens ward. Allein das Schickſal wollte es anders, und Alexander's Geſchichte zeigt, daß des Menſchen Geiſt zwar einen mächtigen Einfluß auf die Geſtaltung der Welt und die Entwickelung der Begebenheiten ausübt, daß dieſe aber nie von ihm allein abhängen, ſondern von der leitenden Hand der Vorſehung, die ſich des Mächtigen wie des Geringen zu ihren Zwecken bedient. Alexander's Unternehmen ſcheiterte, weil die Kraft eines Einzelnen und die kurze Zeit eines Menſchenlebens nicht hinreichte, ſondern viele Jahrhunderte und viele Übergänge nöthig waren, um das Orientaliſche und Occidentaliſche ſo weit umzubilden und zu verändern, daß es ſich gegenſeitig aufnehmen und mit einander verſchmelzen konnte. Mit Ariſtoteles dagegen war das Schickſal, und ſein Streben gedieh, weil er nur zu denken, nicht auszuführen hatte, und weil im Gebiete des geiſtigen Lebens die Kraft des Menſchen weiter reicht, als in der äußeren Welt. Seine Philoſophie ward die Grundlage der

Forſchung und Erkenntniß der ſpäteren Jahrhunderte, von ihm nahm die ganze folgende Zeit alles, was die Griechen im Leben und in der Wiſſenſchaft errungen hatten, und erſt die neuere, ja in einigen Fächern ſogar erſt die neueſte Zeit hat die Ergebniſſe ſeines Nachdenkens und der von ihm geſammelten Erfahrungen berichtigen, vermehren, zum Theil aber auch nur erſt richtig verſtehen und erklären können.

Des Ariſtoteles Thätigkeit würdigen, ſein Verhältniß zur Bildung des menſchlichen Geſchlechts auseinanderſetzen und ſeine ganze Wirkſamkeit darſtellen, hieße die Geſchichte aller Wiſſenſchaften und Künſte geben und das geſammte Staatsweſen der Alten beſchreiben. Dies würde aber einen Geiſt, wie der des Ariſtoteles war, erfordern. Wir begnügen uns, durch bloße Andeutung den Umfang ſeiner Wirkſamkeit zu bezeichnen, und hier und da anzugeben, wie die folgende Zeit ihn aufgefaßt und ſeine Bemühungen benutzt hat.

Ariſtoteles begründete zuerſt alle Theile der Philoſophie, ſchuf für dieſe eine ganz neue Sprache, führte ſie, die ein bloßes populäres Bildungsmittel geworden war, in ihre eigentliche Sphäre zurück, und brachte alle griechiſchen Erkenntniſſe, von welcher Art ſie auch ſein mochten, in ein zuſammenhängendes, nach Principien geordnetes Ganze. Hätte nicht die Ungunſt des Schickſals ſeine Schriften verfolgt, und theils die koſtbarſten ſeiner Werke vernichtet, theils die erhaltenen uns nur als verſtümmelte oder aus einzelnen Ariſtoteliſchen Sätzen fragmentariſch zuſammengeflickte Bücher zukommen laſſen: ſo würden wir wahrſcheinlich die Gewißheit haben, daß er alle Theile der menſchlichen Wiſſenſchaft in einer doppelten Reihe von Schriften behandelte, in deren einer er die Erfahrungen ſeiner Zeit, durch ſeine eigenen Erfahrungen erweitert, zuſammenfaßte, während er in der andern die philoſophiſche Seite derſelben oder das rein Geiſtige behandelte. Ariſtoteles hatte viele ſeiner Schriften nicht ins Publikum gelangen laſſen, theils weil ſie noch nicht ganz vollendet waren, theils weil ſie denjenigen Theil ſeiner Lehre enthielten, welchen er nur für die Tüchtigeren unter ſeinen Schülern beſtimmt hatte. Dieſe Schriften ſchenkte ſein Schüler Theophraſt, dem er ſie vermacht hatte, bei ſeinem Tode einem gewiſſen Skepſis, deſſen Erben ſie als ein koſtbares Familien=

Eigenthum bewahrten. Da dieſe fürchteten, die Könige von Pergamum, deren Unterthanen ſie waren, und welche ihre Hof-Bibliothek durch jedes Mittel zu vergrößern ſuchten, möchten ſich des Schatzes bemächtigen, ſo verſteckten ſie denſelben in ein feuchtes unterirdiſches Gewölbe. Hier lagen die Schriften mehr als hundert Jahre lang, bis ein Athener, Apellikon, ſie kaufte. Ein großer Theil derſelben aber war durch die Feuchtigkeit und durch Inſecten zerſtört worden. Apellikon's Bibliothek fiel bald nachher in Sulla's Gewalt. Dieſer brachte ſie nach Rom, ließ von Ariſtoteles Werken Abſchriften machen, und ſchenkte eine derſelben dem Andronikus von Rhodus, welcher ſie ins Publikum brachte. Von den auf dieſe Weiſe geretteten Schriften des Ariſtoteles ging auch ſpäter noch ein Theil verloren.

Ariſtoteles verließ die Methode, welche die Griechen ſeither bei ihren philoſophiſchen Beſtrebungen befolgt hatten, und ſchlug in allen Zweigen des Wiſſens den ganz entgegengeſetzten Weg ein. Statt daß man nämlich bisher immer eine Theorie entworfen, und dieſer die einzelnen gemachten Erfahrungen anzupaſſen geſucht hatte, legte Ariſtoteles ſeinen Unterſuchungen ſtets die Erfahrung zu Grunde, und ſchuf, von ihr ausgehend, ſein Syſtem. Die Araber und die Chriſten des Mittelalters, welche Ariſtoteles Schriften als die allein wahre Grundlage aller Wiſſenſchaften betrachteten, verließen dieſen Weg wieder, und misbrauchten ſogar Ariſtoteles Werke zu einſeitigen Grübeleien und nichtigen Schlußfolgerungen, weil ſie den großen Philoſophen misverſtanden; ſpäter aber wurden in eben dem Grade, in welchem man den Geiſt des Ariſtoteles richtiger auffaßte, dieſe philoſophiſchen Künſteleien immer mehr als leer und gehaltlos verlacht.

Für die nächſte Zeit nach Ariſtoteles ſind vorzugsweiſe des Ariſtoteles Bemühungen um die mathematiſchen Wiſſenſchaften von Wichtigkeit, weil dieſe Wiſſenſchaften in jener Zeit den erſten Rang einnahmen, und zuerſt durch Ariſtoteles eine wiſſenſchaftliche Grundlage erhielten. Die Mathematik und alle diejenigen Wiſſenſchaften, welche, wie die Phyſik und Aſtronomie, ohne dieſelbe nicht getrieben werden können, wurden erſt durch ihn ſowohl unter einander, als auch ihren einzelnen Fächern nach geſchieden und ſcharf beſtimmt. Auf ſeinen logiſchen Unterſuchungen beruht das Gebäude der Ma-

thematik, welches in dem folgenden Zeitraum aufgeſtellt worden iſt. Während vor ihm dieſe Wiſſenſchaft mit der Naturphiloſophie noch innig verbunden und dadurch in ihrer Entwickelung gehemmt war, hat Ariſtoteles zwiſchen Beiden eine beſtimmte Grenzlinie gezogen. Er hat zuerſt die Mathematik in reine und angewandte getrennt, die Arithmetik, welche von den Pythagoreern und Platonikern immer mit der Geometrie verſchmolzen worden war, von dieſer genau geſchieden, und ſo nicht wenig dazu beigetragen, daß die mathematiſchen Wiſſenſchaften in der nächſt folgenden Zeit aufblühten und mit Erfolg getrieben wurden. Die angewandte Mathematik, namentlich die Mechanik, Statik und Optik, welche vorher als bloße Handwerksgeſchäfte angeſehen worden waren, hat Ariſtoteles zuerſt aus dieſem Zuſtande der Erniedrigung herausgeriſſen und zum Range von Wiſſenſchaften erhoben. Die tieferen Blicke in dieſe Wiſſenſchaften, welche ſeine noch erhaltenen Schriften zeigen, ſind um ſo merkwürdiger, da er keine genauen Beobachtungen vor ſich liegen hatte, ſondern hierin Alles noch im Stande der Kindheit fand. Die Chemie, Phyſik und theoretiſche Aſtronomie, für welche er ebenfalls keine ſichere Grundlage vorfand, haben er und die Männer, welche unmittelbar nach ihm in Egypten, Syrien, Rhodus und Pergamum ſich damit beſchäftigten, faſt ganz neu geſchaffen, und mit geringen Ausnahmen bis auf den Punkt gebracht, von welchem aus erſt die neuere Zeit dieſe Wiſſenſchaften weiter entwickelte. Die Schriften endlich, in welchen Ariſtoteles die Erſcheinungen und Geſetze der Natur zu erklären ſuchte, wurden von den Arabern und von den chriſtlichen Völkern des Mittelalters als das Höchſte in der Naturlehre bewundert, und haben ganz allein die Bemühungen angeregt, durch welche in den nächſtfolgenden Jahrhunderten nach der Erkenntniß jener Geſetze geſtrebt, und bis auf unſere Zeit die Geheimniſſe der Natur zu erforſchen geſucht wurden.

Weit mehr, als in den mathematiſchen Wiſſenſchaften und der Naturlehre, ward Ariſtoteles in der Naturgeſchichte durch Vorarbeiten der früheren Zeit begünſtigt, und hierbei kam ihm außerdem auch Alexander's Freundſchaft und Eifer für die Wiſſenſchaft am meiſten zu Statten. Er hatte in dieſem Fache die Beobachtungen vieler Jahrhunderte vor ſich liegen, und fand in den Werken der

Dichter und Geſchichtſchreiber ſeiner Nation, ſowie in beſonderen Schriften über Feldbau und Jagd ſehr gute Forſchungen über Lebensweiſe und Haushalt der Thiere. Schon im culturloſen Zuſtande haben alle Völker die genaueſte Kenntniß der ſie umgebenden Geſchöpfe; die ſcharfſichtigen und ſcharfſinnigen Griechen aber brachten ſchon früh die Beobachtungen, welche alle Völker in ihrer erſten Zeit einzeln machen und gebrauchen, mit ihren anderen Erkenntniſſen in Verbindung. Das erſehen wir aus den treffenden Gleichniſſen ihrer Dichter und aus den Andeutungen, welche Herodot's Geſchichtswerk enthält. Ein Volk, welches wie das griechiſche vom Don an bis nach Cyrene in Afrika durch ſo viele klimatiſch verſchiedenen Länder zerſtreut war, das ſtets gewohnt blieb im Freien zu leben, und in welchem ſelbſt die Erſten und Angeſehenſten der Natur viel näher blieben, als wir Neueren, mußte weit mehr Anregung und Gelegenheit finden, über die Thierwelt Beobachtungen zu machen, als unſere neueren Völker. Freilich mußte dieſes Volk aber auch zugleich mehr Fabeln in die Naturgeſchichte aufnehmen, und mehr Volksmeinungen ohne Prüfung gelten laſſen, ſo lange unter ihm die Naturgeſchichte nicht als eigentliche Wiſſenſchaft getrieben wurde.

Ariſtoteles fand alſo für die Beſchreibung der lebenden Welt eine Menge Erfahrungen, und brauchte in dieſem Fache nicht erſt, wie in andern, Alles neu zu ſchaffen, nicht erſt alle Beobachtungen neu anzuſtellen. Es war ihm außerdem ſogar in Betreff des inneren Baues der Geſchöpfe vorgearbeitet worden. Die Anatomie des menſchlichen Körpers entſtand zwar erſt nach ſeiner Zeit, und an eine vergleichende Anatomie war ebenfalls noch nicht zu denken; allein durch die Weiſſagungen aus den Eingeweiden der Opferthiere war eine Art von Wiſſenſchaft über die innere Einrichtung der Thiere entſtanden, und in der Heilkunſt hatte man ſchon lange die Anatomie des Menſchen durch Unterſuchungen über den inneren Bau der Thiere zu erſetzen geſucht. Man war alſo auch in dieſer Beziehung mit der Thierwelt einigermaßen bekannt. Es fehlte jedoch immer noch an einer eigentlichen und ſelbſtſtändigen Wiſſenſchaft der Naturgeſchichte, man bedurfte namentlich eines Syſtems, einer wiſſenſchaftlichen Sprache und einer genauen, philoſophiſchen Beſtimmung deſſen, was Klaſſe, Gattung, Art und Individuum iſt.

Dieſe Lücke füllte Ariſtoteles aus, und er wurde dadurch auch in der Naturgeſchichte Schöpfer und Gründer. Er lehrte aber nicht allein, wie man die Thiere eintheilen müſſe, was dabei weſentlich, was unweſentlich ſei, und wie man vermittelſt beſtimmter kurzer Bezeichnungen jenes ausdrücken und dieſes vom Begriffe trennen könne, er ſammelte auch alle früheren Beobachtungen, und ſtellte ſelbſt neue an. Auf dieſem Wege brachte Ariſtoteles ebenſo, wie Herodot, Dinge ans Licht, welche die Nachwelt lange für Fabeln gehalten hat, die aber in der neueren Zeit, zum Theil ſogar erſt durch die Beobachtungen der neueſten Reiſenden und Naturforſcher als wahr erkannt worden ſind.

Die größten Verdienſte des Ariſtoteles beſtehen in dem, was er für die eigentliche Philoſophie im engeren Sinne des Wortes that; doch würde es zu weit führen, und bei dem Leſer zu viele rein philoſophiſchen Kenntniſſe vorausſetzen, wenn dieſe Vorzüge hier anſchaulich gemacht werden ſollten. Nur Eins muß angedeutet werden. Die Ariſtoteliſche Philoſophie ward während des Mittelalters im ganzen Abendlande zu bloßen Spitzfindigkeiten und leeren Klaubereien misbraucht, durch welche unter den chriſtlichen Völkern viel Unheil angerichtet, und ein ganzes Zeitalter hindurch ein großer Theil der edelſten Kräfte einer ſegensreichen Wirkſamkeit entzogen wurde. Dieſer Misbrauch und ſeine verderblichen Folgen laſſen ſich weder läugnen, noch entſchuldigen; allein er iſt dem Ariſtoteles ebenſowenig vorzuwerfen, als der Stifter der chriſtlichen Religion angeklagt werden darf, weil Fanatismus, Aberglauben, Eigennutz und Heuchelei ſeine Lehre der Liebe und des Erbarmens in eine Lehre der Verfolgung, des Pfaffentrugs, der Götzendienerei und der Frömmelei umgewandelt haben.

Von den rein philoſophiſchen Schriften des Ariſtoteles dürfen übrigens hier diejenigen, welche die Logik oder die Lehre von den Geſetzen der Verſtandesthätigkeit betreffen, nicht übergangen werden, weil Ariſtoteles bei ihrer Abfaſſung, außer dem rein philoſophiſchen Zweck, auch die Bildung für das Staatsleben im Auge hatte. Dieſe Schriften, in welchen er einerſeits die Logik auf eine ſolche Höhe brachte, daß ſie bis auf unſere Zeit nicht bedeutend weiter gefördert werden konnte, gehören alſo zugleich auch zu denjenigen griechiſchen Werken, die für die Geſchichte des Einfluſſes der Literatur auf das

Staatsweſen bedeutend ſind. Wie nämlich alle philoſophiſchen Secten des Alterthums nach und nach Schulen für die Bildung des Redners oder Staatsmannes eröffneten, ſo ſuchte auch Ariſtoteles ſowohl durch eigene Schriften über die Rhetorik, als auch durch ſeine logiſchen Werke Belehrung und Anleitung für die Verwaltung des Staats zu geben, weil ohne Logik und ohne philoſophiſche Bildung überhaupt alles Reden ſich in Schwulſt und leeres Wortgeklingel verliert. Während aber die anderen philoſophiſchen Schulen faſt blos darauf bedacht waren, den Redner zu einem tüchtigen Dialektiker zu bilden, ſah Ariſtoteles die Logik nur als einleitende Wiſſenſchaft für denſelben an, welche die Grundlage ſein ſollte, auf welcher die weitere Ausbildung des Redners beruhe, und verfaßte daher auch beſondere rhetoriſche Schriften. Ariſtoteles, deſſen Ideal eines Staatsmannes ein Mann wie Demoſthenes war, belehrte in dieſen beiden mit einander verbundenen Abtheilungen ſeiner Werke den Redner ſowohl über alle Seiten, welche er je berühren konnte, als auch über die Art, wie er dies thun ſollte. Leider iſt ein Theil ſeiner rhetoriſchen Schriften untergegangen; dasjenige aber, was ſich von denſelben erhalten hat, gibt von allen auf unſere Zeit gekommenen rhetoriſchen Büchern des Alterthums die beſte Belehrung über das Weſen der antiken Redekunſt, weil Ariſtoteles nicht, wie die übrigen Lehrer der Rhetorik, in ſeinen Schriften zugleich ſelbſt ein Meiſterſtück der Beredſamkeit liefern wollte, und uns alſo nicht, wie Cicero und Quinctilian, durch die Einkleidung ſeines Vortrags irre leitet und von dem Zweck des Leſens abwendet.

Von den übrigen Werken des Ariſtoteles hat zwar ſeine Poetik oder Theorie der Dichtkunſt eine große Bedeutung für die Bildung des menſchlichen Geſchlechts, aber der Haupt-Einfluß derſelben nahm erſt am Ende des Mittelalters ſeinen Anfang, und gehört alſo der Geſchichte der neueren Zeit an, deren Dichter, beſonders die franzöſiſchen, ſich bis kurz vor unſeren Tagen größtentheils ſehr gequält haben, um ihre Arbeiten nach den von Ariſtoteles aufgeſtellten Regeln einzurichten.

Des Ariſtoteles Schrift über die Moral oder ſeine ſogenannte Ethik iſt keine bloße philoſophiſche Betrachtung über das Gute und Böſe an und für ſich ſelbſt, und bezieht ſich auch nicht etwa nur

auf das rein Menſchliche und das Privatleben, ſondern ſie iſt eine Einleitung in die Ariſtoteliſche Lehre vom Staate. Der Verfaſſer geht von dem Gedanken aus, daß das Leben des Staats und das des einzelnen Bürgers einen und denſelben Zweck haben, und daß dieſer in Beiden durch dieſelben Mittel erreicht werde. Die Staatswiſſenſchaft, ſagt Ariſtoteles, muß ſich daher auf die Ethik gründen, oder auf die Lehre von der Tugend, von dem wahren Glücke und von den Sitten, die jeder Einzelne annehmen muß, damit er die Tugend und dieſes Glück erlangen könne. Um zu zeigen, wie Ariſtoteles dieſe Lehre auf die Politik anwendet, und ſeine Ethik als eine Einleitung in die Staatswiſſenſchaft anſieht, braucht man nur auf den Schluß dieſes Werkes aufmerkſam zu machen. Nachdem er nämlich ſeine Anſichten über das, was Glückſeligkeit ſei, dargelegt, und die Art, wie dieſelbe erlangt werden könne, angegeben hat, erklärt er: ſeine ganze Theorie ſei unfruchtbar, wenn ſie nicht ins Leben übergehe, dies könne ſie aber nur dann, wenn der Staat, in welchem man lebe, von der Art ſei, daß keiner den Andern hindere, das gemeinſchaftliche Ziel der Glückſeligkeit zu erreichen. Um endlich zu zeigen, wie Ariſtoteles die Frage über Glück, über Tugend und über die zur Erlangung Beider nöthige Beſchaffenheit des Weſens der einzelnen Menſchen behandelt, möge hier als Beiſpiel ein Auszug aus derjenigen Stelle ſeiner Ethik ſtehen, in welcher er die Thorheit derer anſchaulich macht, die dem bloßen Schatten des Glückes nachjagen und daher dieſes ſelbſt nie erlangen. „Die Glückſeligkeit, ſagt Ariſtoteles, iſt weder eine bloße Eigenſchaft des menſchlichen Weſens, noch auch eine ſolche Thätigkeit, welche einen äußeren Zweck hat, ſondern ſie gehört wie die Tugend zu denjenigen Eigenſchaften, die man um ihrer ſelbſtwillen, nicht aber äußerer Zwecke wegen ſucht; denn es iſt das Weſen der wahren Glückſeligkeit, daß ſie ſich ſelbſt genügt und keines anderen Dinges bedarf. Wie das Gute und Rechte nur um ſeiner ſelbſt willen ausgeübt wird, ſo verhält es ſich auch mit dem, was man Glück nennt. Sogar die Ergötzlichkeiten werden nur um ihrer ſelbſt willen geſucht; denn es ſchaden ſich ja die Menſchen durch manche derſelben eher, als daß ſie einen Vortheil davon hätten, und oft werden Geſundheit und Vermögen dabei zugeſetzt. Die gewöhnliche Vorſtellung vom Glück führt eben deshalb ſehr

viele Menſchen irre, weil die meiſten von denen, welche nach der gemeinen Meinung für glücklich gelten, ihr Glück darin finden, daß ſie durch Luſtbarkeiten ihre Zeit tödten, und weil ſolche durch Reichthum oder Herrſchermacht ausgezeichneten Perſonen dem großen Haufen als ein Bild des Glückes vorſchweben. Man ſollte aber dieſe Perſonen nicht ſo anſehen, denn in der fürſtlichen Würde und im Reichthum an und für ſich ſelbſt liegt weder Einſicht noch Tugend, woraus doch allein eine wahrhafte und würdige Thätigkeit des Menſchen hervorgehen kann; man ſollte vielmehr behaupten, daß Fürſten und Reiche zu ſinnlichen Genüſſen nur darum ihre Zuflucht nehmen, weil ſie nie ein wahrhaft reines und eines edel und frei gebildeten Mannes würdiges Vergnügen genoſſen haben. Nicht aber ſollte man darum glauben, daß dieſe Genüſſe den Vorzug verdienen. Meinen doch auch Kinder, daß das, was ihnen das Liebſte iſt, auch zugleich das Beſte ſein müſſe. Wie aber das Kind und der Mann auf ganz verſchiedene Dinge Werth legen, ſo auch der gemeine Menſch und derjenige, der eine edlere Natur und Bildung beſitzt."

In Betreff der Lehre von der Verfaſſung und Einrichtung der Staaten hatte Ariſtoteles ein Werk verfaßt, welches nicht auf unſere Zeit gekommeu iſt, und deſſen Verluſt nicht genug beklagt werden kann; denn unſere Kenntniß der Staatsformen des Alterthums würde viel umfaſſender und reicher ſein, wenn dasſelbe ſich erhalten hätte. Dieſe Schrift iſt die Beſchreibung aller wirklich beſtehenden Verfaſſungen, die Ariſtoteles zu erforſchen im Stande war. Höchſt wahrſcheinlich waren es die Verfaſſungen von nicht weniger als hundert acht und fünfzig verſchiedenen Staaten, welche in dieſem Werke dargeſtellt worden ſind. Dagegen hat ſich eine andere Schrift des Ariſtoteles erhalten, welche die Politik betitelt iſt, und in der Ariſtoteles, ſtatt die wirklich beſtehenden Verfaſſungen zu beſchreiben, theoretiſch nachweiſt, welche Staatseinrichtung nach den an dieſen gemachten Erfahrungen die beſte ſei. Dieſe Schrift iſt alſo ihrem Gegenſtande nach dem Platoniſchen Werke Politie (ſ. oben S. 260) ähnlich, ihrem Zwecke nach aber von demſelben ganz verſchieden. Ariſtoteles will nicht, wie Plato, das Ideal eines Staates aufſuchen und die menſchlichen Angelegenheiten nach den Grundſätzen der reinen Vernunft einrichten, ſondern er hält

ſich ſtreng an das Gegebene, Wirkliche und Ausführbare, und unterſucht, welche von denjenigen Verfaſſungsarten, die uns durch die Erfahrung ſelbſt bekannt ſind, die vorzüglichſte ſei. Ja, Ariſtoteles hat ſogar einen Theil ſeiner Schrift geradezu gegen Plato's Anſichten gerichtet, und ſucht deſſen Ideale als ungereimt zu vernichten. Weil die Ariſtoteliſche Theorie der Staatsverfaſſung ſich genau an das wirklich Beſtehende anſchließt, und die aus der Erfahrung bekannten Einrichtungen beſtimmter Völker zur Grundlage hat, ſo iſt dieſe Schrift auch für das Studium der Geſchichte ſehr wichtig, und erſetzt einen Theil des zuvor erwähnten untergegangenen Werkes; denn Ariſtoteles belegt ſeine Anſichten und Grundſätze ſtets mit Beiſpielen aus den Verfaſſungen verſchiedener griechiſcher Staaten, und deutet oft auch den hiſtoriſchen Grund einzelner Einrichtungen derſelben an.

Der Hauptgang der Schrift beſteht darin, daß Ariſtoteles zuerſt einleitend über die einfachſten und natürlichſten menſchlichen Verhältniſſe, welche jeder Vereinigung zu einem Staat vorausgegangen ſind, ihr zu Grunde liegen und ſie erhalten, wie z. B. über das Verhältniß zwiſchen Mann und Frau, Vater und Kind, Herr und Diener, redet, dann die unter den Menſchen entſtandenen Arten und Abarten der Verfaſſungen darlegt, den Grund ihres Verfalls nachweiſt, die Mittel zu ihrer Erhaltung angibt, und ganz zuletzt, nach den Ergebniſſen der Vernunft und Erfahrung zugleich, das Bild eines Staates entwirft, welcher nach ſeiner Idee der möglichſt beſte iſt.

Es gibt nach Ariſtoteles nur drei Arten von Verfaſſungen, deren jede aber wieder eine Abart hat, ſo daß ſich alſo alle vorhandenen Verfaſſungen in ſechs Klaſſen eintheilen laſſen. In allen Staaten nämlich regiert entweder nur Einer oder einige Wenige oder Viele. Wenn nun in dieſen drei Fällen die Regierung mit ſteter Rückſicht auf das allgemeine Beſte geführt wird, ſo iſt die Verfaſſung entweder eine Monarchie oder eine Ariſtokratie oder das, was Ariſtoteles vorzugsweiſe eine Politie oder Staatsverfaſſung nennt, d. h. eine vernünftige Demokratie. Wenn aber Einer oder einige Wenige oder Viele den Staat nur mit Rückſicht auf ihr eigenes Beſte leiten, ſo iſt die Verfaſſung eine Abart von jenen drei Arten, d. h. entweder eine Despotie oder eine Olig-

archie oder das, was Ariſtoteles ſchlechthin eine Demokratie nennt. Von dieſen ſechs Staatsformen, welche alle ausführlich und mit Hinweiſung auf griechiſche Staaten dargeſtellt werden, erklärt Ariſtoteles die Politie oder diejenige Verfaſſung, nach welcher das Verdienſt, nicht die Geburt allein den Vorzug gibt, und in der zwar Viele, aber nicht wie in der Demokratie Alle herrſchen, für die beſte.

Ariſtoteles unterſucht hierauf, wie jede der ſechs Staatsverfaſſungen in der ihr eigenthümlichen Form erhalten und gegen den Untergang geſchützt werden könne, und weiſt die Urſachen nach, durch welche eine jede untergraben werde und untergehe. Der Verfall der Demokratieen rührt nach ſeiner Anſicht von der leicht einreißenden Verdorbenheit der Volksführer oder Demagogen her. Der Oligarchie dagegen droht aus zwei Urſachen Untergang. Entweder mißhandeln nämlich die Regierenden das Volk ſo ſehr, daß es einem Einzelnen leicht wird, ſich zum Führer aufzuwerfen, oder ſie werden unter ſich uneinig oder an Macht ungleich, wo dann einer von ihnen ſich an die Spitze des großen Haufens ſtellen und die Regierung an ſich reißen wird. In der Ariſtokratie entſtehen Unruhen, wenn die Gewalt nach und nach in die Hände von zu Wenigen kommt, oder wenn die Regierung angeſehene und durch ihren Einfluß bedeutende Männer beleidigt, oder wenn ein mächtiger und unternehmender Mann von den Ehrenſtellen ausgeſchloſſen wird, oder endlich wenn eine zu große Verſchiedenheit des Vermögens in der herrſchenden Klaſſe Statt findet. Der Politie oder der beſten freien Verfaſſung droht, wie auch den Ariſtokratieen, Auflöſung, wenn in irgend einer Weiſe vom Recht und vom Geſetze abgewichen wird.

Ariſtoteles Anſichten von der Monarchie, der er als einer zu ſeiner Zeit im Gang der Dinge liegenden Staatsform zugeneigt iſt, bedürfen ebenſo, wie die von ihrer Abart oder von der Despotie, einer ausführlicheren Darſtellung. Dieſe ſeine Anſichten zeigen uns eine gewiſſe Mangelhaftigkeit, weil die dem germaniſchen Völkerſtamm in Bezug auf Regierung, Geſetz und Recht eigenthümlichen Begriffe und Sitten dem Ariſtoteles unbekannt waren. Er hat daher von einer Monarchie in unſerem Sinne des Wortes keine Ahnung, d. h. er kennt diejenige Staatseinrichtung nicht, ver-

möge deren die Gewalten ſo getheilt ſind, daß die geſetzgebende zugleich dem Volke, der Ariſtokratie und dem Regenten anheimgegeben iſt, die Leitung und Verwaltung des Staates in den Händen des Letzteren ruht, die richterliche Gewalt endlich zwar ebenfalls bei dem Regenten iſt, von dieſem aber an ſtellvertretende Richter übertragen werden muß, welche von ihm wie von dem Volke ganz unabhängig ſind. Eine ſolche Verfaſſung iſt dem Ariſtoteles ebenſo unbekannt, wie eine republikaniſch-föderative im neueren Sinne des Worts. Sie ſcheint überhaupt von allen Völkern der Erde nur den germaniſchen eigenthümlich geweſen zu ſein, mit alleiniger Ausnahme des frieſiſchen Stammes, welcher von jeher mehr zur Demokratie neigte. Weil ſie den Griechen ganz fremd war, ſo konnte Ariſtoteles in ſeinen Beiſpielen von monarchiſchen Einrichtungen und Verhältniſſen keinen Bezug auf ſie nehmen, er weiß im Gegentheil die Monarchie nur aus einem ſolchen Urſprung herzuleiten, aus welchem nie eine wahre Monarchie entſtehen kann. Den Urſprung der Monarchie ſucht er nämlich darin, daß die Beſſeren das Bedürfniß der Hülfe gegen die Schlechteren empfinden. Daher wird in dieſem Falle ein König aus den Beſſeren gewählt, und zwar mit Rückſicht darauf, daß derſelbe entweder durch geiſtige Vorzüge ſich auszeichnet, oder Thaten gethan hat, die ſeinen Seelenadel beweiſen, oder endlich daß er einem Geſchlechte angehört, in welchem ſolche Auszeichnungen oft gefunden werden. Gerade umgekehrt verhält es ſich nach Ariſtoteles mit der Despotie; denn ein Despot wird ſtets vom Volke gegen die Edeln und Ausgezeichneten gewählt, damit es von ihm Schutz gegen die Bedrängniß durch dieſelben erhalte. Daß dem ſo ſei, ſucht Ariſtoteles aus der Geſchichte zu beweiſen; nach dieſer waren alle Despoten griechiſcher Staaten anfangs Demagogen, welchen die Herrſchaft nur deshalb gegeben ward, weil ſie den ariſtokratiſchen Theil der Bürgerſchaft zu verdächtigen gewußt hatten.

Ariſtoteles gibt zwei Urſachen des Untergangs der Monarchie an, von welchen nur die eine auf unſere Monarchieen Anwendung findet. „Dieſe Verfaſſung, ſagt Ariſtoteles, geht dadurch zu Grunde, daß entweder diejenigen, welche an der königlichen Gewalt Antheil nehmen, unter ſich uneins werden, oder daß ſie die Verwaltung der Despotie näher bringen, d. h. daß ſie den

Geſetzen zum Trotz immer mehr Gewalt an ſich zu reißen ſuchen. Monarchieen beſtehen um ſo länger, je gemäßigter und je weniger unbeſchränkt die Herrſchaft iſt; denn der Regent wird dann weniger despotiſch, in ſeinem täglichen Leben weniger hochmüthig und von ſeinen Unterthanen weniger beneidet ſein."

Bei der Darſtellung der Tyrannei und der despotiſchen Regierung gibt zwar Ariſtoteles, dem philoſophiſchen Zwecke ſeiner Unterſuchung gemäß, ebenſo, wie Machiavelli in ſeiner berühmten Schrift vom Fürſten, die Mittel an, durch welche ein Tyrann ſich behaupten und ſeine Regierungsform erhalten und ſichern kann; allein er hat dabei eine ganz andere Abſicht, als Machiavelli. Dieſer war ein Republikaner, ſah alle Fürſten als Uſurpatoren an, verachtete die Menſchen, ſowie die chriſtliche oder vielmehr päbſtliche Religion, und lebte in einer Zeit der Liſt, des Betrugs, der Gewalt und der Anmaßung; er gab daher in ſeiner Schrift ganz ernſtlich Rath, wie man das damals herrſchend gewordene Syſtem der Despotie folgerecht durchführen könne, und verwies die Moral und das Recht ganz und gar aus der Politik. Ariſtoteles dagegen, welcher der monarchiſchen Form geneigt iſt, malt die Entſtehung und die Erhaltungsmittel der Despotie mit ſolchen Farben, daß jeder, der nur überhaupt noch abzuſchrecken iſt, vor ihr gewarnt wird. Er drückt zwar dabei nicht ſo poetiſch wie Plato, aber doch ebenſo kräftig ſeinen Abſcheu vor jeder willkürlichen Regierung aus. Alle Gedanken und Bemühungen des Despoten müſſen, wie Ariſtoteles lehrt, darauf gerichtet ſein, daß ſeine Unterthanen entweder einander nicht trauen, oder daß ſie nicht im Stande ſind, ſich gegen ihn zu regen, oder daß ihre Geſinnung niedrig und knechtiſch bleibt; und außerdem ſind Falſchheit und Verſtellung ihm vor allem Anderen anzuempfehlen. In dieſen ironiſchen Vorſchriften erſcheint die Seele des Tyrannen nicht weniger häßlich und ſchrecklich, als in jener berühmten Stelle, in welcher Plato gleichſam wie ein Anatom das Herz des Tyrannen öffnet, und uns den Zuſtand ſeines Inneren vor Augen führt (ſ. oben S. 265).

Erſt nachdem Ariſtoteles in dem größten Theile ſeiner Schrift die unter den Menſchen beſtehenden wirklichen Verhältniſſe und Formen des Staatslebens dargeſtellt und geprüft hat, kommt er

auf das, was in Plato's Werk der alleinige Gegenſtand der Unterſuchung iſt. Er baut nämlich auf der Grundlage der vorgetragenen Erfahrungen einen Staat, welcher nach ſeinem Urtheil der beſte iſt und möglicher Weiſe in einem Volke eingerichtet werden kann. Ehe er dies aber thut, beantwortet er zuerſt die, bereits in der Ethik ausführlich behandelte Frage: Was iſt der Zweck des menſchlichen Lebens, und welches ſind die Mittel, ihn zu erreichen? Ariſtoteles findet den Zweck des Menſchen und die Grundlage ſeines Glückes in ſeiner inneren Würdigkeit und Tüchtigkeit, und ſtellt uns in bündiger Kürze und ohne pythagoreiſche oder platoniſche Schwärmerei die hohe Beſtimmung des Menſchen in ein klares Licht. „Jeder, ſagt er z. B., kommt leicht zu dem Glauben, daß er genug Tugend beſitze, ſo gering auch ſein Antheil daran ſein mag; Reichthum aber und Macht und Ruhm und alles Andere dieſer Art ſucht jeder bis ins Unendliche hinein und im Übermaß zu erlangen. Indeſſen will ich denen, welche in dieſem Irrthum befangen ſind, ſagen, daß ſie hierüber ſich leicht aus der Erfahrung belehren können, die ihnen zeigt, daß wir nicht durch jene äußeren Güter unſere Tugenden, wohl aber durch dieſe unſere äußeren Güter zu bewahren vermögen. Ebenſo können ſie aus der Erfahrung lernen, ob das ſelige Leben mehr auf der Tugend der Menſchen oder mehr auf ihren Glücksumſtänden beruhe; denn ſie werden finden, daß das Glück immer eher bei den Menſchen angetroffen wird, die ſich durch Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens auszeichnen, aber nur wenige äußeren Güter beſitzen, als bei denen, welche von dieſen mehr haben, als ſie gebrauchen können, von jenen aber nur wenig beſitzen."

Nachdem Ariſtoteles hierauf aus einander geſetzt hat, daß es ſich mit dem Staate ebenſo wie mit dem einzelnen Menſchen verhalte, zeigt er, daß alle Staatseinrichtungen nur den Zweck haben können, allen Bürgern ein rechtliches Leben und die möglich größte Glückſeligkeit zu verſchaffen. Die Staaten, ſetzt er hinzu, gerathen aber ebenſo leicht, wie Privatleute, in den Irrthum, daß das Glück allein in Erwerb und Beſitz beſtehe, und es iſt daher ſelbſt in berühmten und geprieſenen Staatseinrichtungen, wie in der ſpartaniſchen und kretiſchen, Alles darauf berechnet, daß die Herrſchaft über ſo viele andere Staaten, als nur immer möglich iſt,

ausgedehnt werde. Dieſer Irrthum, fährt Ariſtoteles fort, iſt leicht zu erkennen; ſchwerer aber iſt es zu zeigen, wie man es anfangen müſſe, um einen Staat dem Grundſatze gemäß zu ordnen, daß die Tugend und das wahre Glück der Hauptzweck des Staates und jedes Einzelnen ſei. Er geht daher zur Darſtellung der Mittel über, und beſtimmt dieſe ſehr ausführlich in Bezug auf Ausdehnung und Lage des Staatsgebiets, auf die Volksmenge des Staats, ſeine Macht, die Beſchäftigungen ſeiner Bürger und auf den von derſelben abhängenden Antheil eines Jeden an der Verwaltung, ſowie in Bezug auf Erziehung und Bildung, ja ſogar in Betreff der Lage der Hauptſtadt und ihrer Befeſtigung. Leider hat ſich der Schluß dieſes ſeines Werkes nicht vollſtändig erhalten, und auch in andern Theilen desſelben iſt Manches nur lückenhaft auf unſere Zeit gekommen. —

Die Lehre des Ariſtoteles oder die peripatetiſche Philoſophie fand Eingang bei dem griechiſchen Volke, und erhielt das Übergewicht über den Platonismus; denn ſie war zugleich praktiſcher und tiefer, und paßte für die monarchiſch gewordene Zeit beſſer, als die platoniſche Schwärmerei, welche mehr für die Ariſtokratieen und für das Leben der gebildeten Familien, die vorher die Gewalt in Händen hatten, berechnet geweſen war. Nach Ariſtoteles Tode trat ſein Schüler und Freund, Theophraſtus von Ereſus auf der Inſel Lesbos, als das Oberhaupt der peripatetiſchen Philoſophie und der Vorſteher ihrer zu Athen errichteten Schule auf. Dieſer Mann, welcher 286 v. Chr. im fünf und achtzigſten, nach einer anderen Nachricht aber im hundert und ſechsten Lebensjahre ſtarb, verhält ſich zu Ariſtoteles ungefähr ſo, wie die älteren Akademiker zu Plato. Er ergänzte nämlich die Leiſtungen ſeines Lehrers, und füllte die Lücken aus, welche ſich in den Schriften desſelben fanden. Ariſtoteles hatte über die Arithmetik nicht geſchrieben, Theophraſt verfaßte daher ein beſonderes arithmetiſches Werk. Ebenſo ſchrieb Theophraſt eine Geſchichte der Mathematik, über welche Ariſtoteles nur hie und da Winke gegeben hatte. Auch in der Botanik vollendete Theophraſt das, was ſein Meiſter angefangen hatte. Von Ariſtoteles waren nämlich die Pflanzen nur phyſiologiſch, d. h. ihrer Natur und ihrem Leben nach, nicht aber beſchreibend und eintheilend behandelt worden; Theophraſt machte

ſich alſo das Letztere zur Aufgabe, und ſuchte in der Pflanzenkunde dasſelbe zu leiſten, was Ariſtoteles in Betreff der Eintheilung und Darſtellung der Thierwelt geleiſtet hatte. Theophraſt's Schrift über die Pflanzen konnte freilich nicht, wie Ariſtoteles Naturgeſchichte der Thiere, eine bis auf unſere Zeit reichende Bedeutung erhalten, weil unter den Griechen für die Pflanzenkunde weniger Beobachtungen gemacht worden waren, als für die Kenntniß der Thiere, und weil, der ganzen Einrichtung der neueren Staaten und ihres Verkehrs und Lebens nach, in unſerer Zeit für die Botanik mehr geſchehen kann und muß, als für die Kenntniß der wild lebenden Thiere.

Theophraſt hat unter dem Titel moraliſche Charakterzeichnungen ein Werk geſchrieben, welches eine Ausnahme von der oben gegebenen Bemerkung zu machen ſcheint, daß alle ſeine Schriften nur als Ergänzungen der Arbeiten des Ariſtoteles anzuſehen ſeien; wenn man aber die Schrift genauer betrachtet, ſo wird man ſehen, daß auch ſie aus derſelben Abſicht hervorgegangen iſt, wie die übrigen Werke Theophraſt's. Ariſtoteles hatte ein Lehrgebäude der Moral entworfen, und dasſelbe mit der Staatswiſſenſchaft in Verbindung gebracht; Theophraſt ſuchte die Lehren, welche ſein Meiſter in dieſer Beziehung gegeben hatte, durch Beiſpiele anſchaulich zu machen. Seine Charakterzeichnungen ſind aber noch von einer anderen Seite her merkwürdig; Theophraſt ward nämlich dabei durch den veränderten Geiſt des Alterthums geleitet, welcher zu ſeiner Zeit herrſchend geworden war. Damals gab es unter den Griechen bereits eine ſogenannte gebildete Geſellſchaft, welche für alle anderen Kreiſe des Lebens ein Muſter war, und nicht ſowohl Laſter und Fehler ſcheute, als vielmehr den Schein und das Lächerliche derſelben. Weil ſie die Ton angebende Geſellſchaft war, ſo ſchrieb Theophraſt ſein Werk für ſie, nicht aber für die Nation; und weil er jene allein im Auge hatte, ſo verfolgte er dabei nicht ſowohl die Abſicht, vor den Fehlern und Laſtern ſelbſt zu warnen, als vielmehr davor, daß man ſich in Betreff derſelben nicht auf einer ſchwachen Seite ertappen laſſe. Seine Charakterzeichnungen ſind daher faſt nur aus ſolchen Zügen und Scenen des griechiſchen Lebens zuſammengeſetzt, in welchen ein Laſter oder Fehler als etwas auffallend Widriges, für die Geſell-

ſchaft Störendes, Ekelhaftes oder Lächerliches erſcheint, und Theophraſt's Spott iſt mehr darauf gerichtet, gute Lebensart, als Moral und eigentliche Sitten zu lehren. Wie ſehr übrigens dieſe Art von Auffaſſung und Darſtellung des moraliſchen Lebens dem oben bezeichneten Zuſtand der Geſellſchaft eigenthümlich iſt, kann man daraus erſehen, daß zur Zeit Ludwig's XIV., welche der des Theophraſt in vieler Hinſicht glich, la Bruyere eine ganz ähnliche, von demſelben Gedanken ausgehende Schrift verfaßte, und daß dieſe nicht nur mit großem Beifall aufgenommen, ſondern auch ſogleich den vorzüglichſten Werken der franzöſiſchen Nationalliteratur beigezählt ward. Beide Arbeiten unterſcheiden ſich hauptſächlich nur dadurch von einander, daß ſie ſich ebenſo verhalten, wie der Charakter der beiden Nationen, welchen ihre Verfaſſer angehören: der Grieche iſt einfach, nicht methodiſch und ſo wenig künſtelnd, daß man ihn faſt nachläſſig nennen könnte, der Franzoſe dagegen üppig, methodiſch und künſtlich ſchreibend.

X. Geſchichte Griechenlands und des macedoniſchen Reichs unmittelbar nach Alexander's des Großen Tod.

1. Aſiatiſche Angelegenheiten bis zu Eumenes Tod.

Alexander ſtarb, ohne einen beſtimmten Befehl gegeben zu haben, wie es mit ſeinem Reiche gehalten werden ſolle. Auch hinterließ er keinen Verwandten, der von den Macedoniern unbedingt als rechtmäßiger Erbe anerkannt worden wäre, und ſogleich ſein Recht hätte geltend machen können. Außer ſeiner Mutter Olympias und ſeiner Schweſter Kleopatra, der Wittwe eines epirotiſchen Königs, beſtand ſeine hinterlaſſene Familie noch aus ſeinen beiden Gemahlinnen, Roxane, der Tochter eines baktriſchen Fürſten, und Barſine, der Tochter des perſiſchen Großen Artabazus, aus einem minderjährigen Sohne der Letzteren, Herkules, aus Alexander's blödſinnigem Halbbruder Philipp Arrhidäus, aus ſeinen beiden Stiefſchweſtern Theſſalonike und Kynane, von welchen jene noch unvermählt, dieſe aber die Wittwe des bei Alexander's Thronbeſteigung getödteten Prinzen Amyntas war, und endlich aus der Tochter der Letzteren, Eurydike, welche bald nach Alexander's Tod mit Philipp Arrhidäus vermählt wurde. Drei Monate nach Alexander's Ende gebar Roxane einen Sohn, welcher den Namen Alexander Aegus erhielt. Nur Roxane galt in den Augen der Macedonier und Griechen als rechtmäßige Gemahlin Alexander's; denn Barſine war eine Kriegsgefangene oder nach griechiſchem Sinne eine Sklavin geweſen, und weder die Griechen noch die Macedonier, bei welchen die herrſchenden Adels-

vorurtheile dies noch weniger geſtatteten, gewährten je dem Sohne einer Sklavin einen Antheil an den politiſchen Rechten der Nation. In Betreff des Philipp Arrhidäus, deſſen Mutter eine theſſaliſche Tänzerin geweſen war, und als ſolche einer verachteten Menſchenklaſſe angehört hatte, konnte bei der Beſchaffenheit ſeines Geiſtes nie jemand im Ernſte daran denken, daß derſelbe regieren ſollte.

Unter dieſen Umſtänden und Verhältniſſen war es natürlich, daß das Heer oder vielmehr die Generale desſelben über das Reich und die Thronfolge verfügten, und daß Alexander's Hinterlaſſenſchaft allmälig eine Beute der Letzteren wurde. Die Generale würden ſich ſogleich in die mit ihrer Hülfe gemachten Eroberungen getheilt haben, hätten ſie ſich nicht vor den macedoniſchen Truppen geſcheut, welche dem Stamm ihrer Könige ergeben waren. Sie theilten ſich daher zuerſt nur in das königliche Anſehen, und bereiteten durch eine vormundſchaftliche Regierung Alles zu ihrer eigenen Erhebung vor. Die vornehmſten von ihnen waren die ſogenannten Leibwächter oder, nach unſerer Weiſe zu reden, die Marſchälle Alexander's, nämlich Leonnatus, Lyſimachus, Ariſtonus, Perdikkas, Ptolemäus und Python. Antipater, welcher ſeit Philipp's II. Tod faſt königliches Anſehen genoſſen hatte, war ebenſo wie Kraterus von Babylon, wo über das Reich entſchieden wurde, zu weit entfernt, um einen Einfluß auf die Entſcheidung ausüben zu können. Von den übrigen Generalen ſpielte dabei nur Meleager, einer der Hauptanführer der Phalanx, eine Rolle. Die Marſchälle beſchloſſen, die Niederkunft der Roxane abzuwarten, bis dahin aber eine proviſoriſche Regierung einzuſetzen, und an die Spitze derſelben Perdikkas zu ſtellen, weil Alexander auf dem Todbette dieſem ſeinen Siegelring übergeben, und ihn dadurch gleichſam als künftigen Reichsverweſer bezeichnet hatte. Den Macedoniern, aus welchen das Fußvolk der Phalanx beſtand, ſchien dieſer Beſchluß blos ein Mittel zu ſein, durch welches Perdikkas ſich ſelbſt den Weg zum Throne bahnen wollte. Sie erklärten ſich deshalb gegen denſelben, und ließen ſich durch ihren Anführer Meleager bewegen, den in Babylon anweſenden Philipp Arrhidäus, welcher als ein willenloſes Werkzeug zu Meleager's herrſchſüchtigen Planen paßte, zum König auszurufen. Nur mit Mühe und nicht ohne Blutvergießen wurden ſie zu einer Über-

einkunft mit den Generalen gebracht. In dieſer ward Philipp Arrhidäus zwar als König anerkannt, zugleich aber auch dem künftigen Kinde der Roxane ſein Antheil an der Regierung vorbehalten, Antipater und Kraterus mit der Leitung der europäiſchen Angelegenheiten beauftragt, Perdikkas mit der Würde eines Oberhofmeiſters, mit welcher der Oberbefehl über alle Garden verbunden war, bekleidet und an die Spitze der Regierung in Aſien geſtellt, Meleager aber, als der dem Range nach erſte General nach Perdikkas, demſelben beigegeben. Auf dieſe Weiſe wurden Perdikkas und Meleager zufrieden geſtellt, das Verhältniß zwiſchen Philipp und dem Sohne der Roxane aber unbeſtimmt gelaſſen.

Perdikkas ließ bald nachher gegen dreihundert Macedonier, welche ſich bei dem Aufruhr am meiſten hervorgethan hatten, umbringen, und auch den eigentlichen Anſtifter der Empörung, Meleager, aus dem Wege räumen. Gegen den Neid und die Herrſchſucht der übrigen Generale ſuchte er ſich dadurch ſicher zu ſtellen, daß er ſie zu einer neuen Vertheilung der Statthalterſchaften bewog. Auf dieſe Weiſe wurden die bedeutendſten und gefährlichſten ſeiner Nebenbuhler von einander getrennt, und konnten alſo um ſo leichter einzeln vernichtet werden. Ptolemäus wurde Statthalter von Egypten; dem General Antigonus, welcher durch den Beinamen des Einäugigen von anderen gleichnamigen Männern unterſchieden wird, ward die Satrapie Phrygien, dem Leonnatus aber die Statthalterſchaft in dem weſtlich davon gelegenen Lande Klein-Phrygien übertragen; Eumenes, welcher, obgleich von Geburt ein Grieche, von Philipp und Alexander zu den erſten Ehrenſtellen des macedoniſchen Adels befördert worden war, ward zum Statthalter von Kappadocien und Paphlagonien ernannt; Python, welcher nicht mit dem gleichnamigen Statthalter des unteren Indus-Landes zu verwechſeln iſt, erhielt Medien, Neoptolemus Armenien; die Verwaltung Macedoniens wurde zwiſchen Antipater und Kraterus getheilt, und das angrenzende Thracien dem Lyſimachus übergeben. Die übrigen Statthalter, welche damals eingeſetzt wurden, haben für die Geſchichte keine Wichtigkeit.

Unter den erwähnten Statthalterſchaften mußte die des Eumenes erſt erobert werden. Sie beſtand nämlich aus den

im Norden und in der Mitte Kleinaſiens gelegenen Ländern Paphlagonien und Kappadocien, deren rohe und kräftige Einwohner wegen der vielen Gebirge ihrer Heimath nur ſehr ſchwer völlig unterworfen werden konnten. Die Perſer, welche in den beſiegten Ländern gern die herkömmlichen Verwaltungsformen beſtehen ließen, hatten ſich begnügt, jenen Ländern einen Herrſcher aufzudrängen, der gegen den perſiſchen König zu gewiſſen Dienſten und Lieferungen verpflichtet, im Übrigen aber vollkommen unbeſchränkt war. Alexander hatte von jenem ganzen Landſtrich nur ein kleines Stück in Beſitz genommen, der Beherrſcher deſſelben aber, Ariarathes II., hatte die bei Alexander's Tod eingetretene Verwirrung benutzt, um ſich dieſen Theil wieder zu unterwerfen. Eumenes mußte ſich alſo ſeine Provinz erſt erobern. Leonnatus und Antigonus erhielten, als die Statthalter der angrenzenden Provinzen, von dem Reichsverweſer Perdikkas den Auftrag, ihn dabei zu unterſtützen, ſie weigerten ſich aber dies zu thun. Eumenes war mit ſeinem Heere allein der Macht des Ariarathes nicht gewachſen, Perdikkas ſelbſt zog ihm alſo zu Hülfe. Er mußte dies um ſo mehr thun, als von allen Generalen Eumenes allein ihm treu ergeben war. Dieſer ward nämlich als Nicht-Macedonier von den übrigen gehaßt, und konnte ſich daher unmöglich behaupten, wenn nicht das Reich der königlichen Familie verblieb. Er mußte mit dieſer ſtehen und fallen, kämpfte deshalb auch von allen am längſten und treueſten für ſie, und ſah in Perdikkas nicht den herrſchſüchtigen General, der mit anmaßendem Ehrgeiz den Thron zu untergraben ſuchte, ſondern nur den Miniſter des blödſinnigen Philipp Arrhidäus und den Vormund des Sohnes der Roxane. Perdikkas ſeinerſeits mußte ihn begünſtigen und zu heben ſuchen, da Eumenes ihm ſehr nützlich ſein konnte; denn dieſer war ein ſo tapferer, erfahrener und kluger General und zugleich ein ſo gewandter und mit der Feder vertrauter Diplomat, daß Alexander ihn ſtets abwechſelnd im Kabinet und im Felde gebraucht hatte. Ariarathes konnte es mit Eumenes und Perdikkas zugleich nicht aufnehmen; er ward geſchlagen, gefangen genommen und hingerichtet.

Nachdem Perdikkas auf dieſe Weiſe einen treuen Freund im Beſitze ſeiner Statthalterſchaft befeſtigt hatte, trat er offen mit

ſeinen Planen hervor. Er beſchied den Statthalter von Groß-Phrygien, Antigonus, zur Verantwortung vor ſich, weil derſelbe, trotz des erhaltenen Befehls, dem Eumenes keine Hülfe geleiſtet hatte. Antigonus war der verbundenen Macht des Reichsverweſers und des Statthalters von Kappadocien nicht gewachſen, er ergriff daher die Flucht und rettete ſich zu Antipater und Kraterus nach Europa. Perdikkas vereinigte hierauf die Statthalterſchaft desſelben mit der des Leonnatus, welcher in einem Kriege in Europa gefallen war, und gab ſie ſeinem Freunde Eumenes. Dann verſtieß er ſeine Gemahlin Nicäa, eine Tochter Antipater's, um ſich durch die beabſichtigte Vermählung mit Alexander's Schweſter Kleopatra den Weg zum Throne zu bahnen. Hierauf rüſtete er einen Zug gegen Ptolemäus, den Statthalter von Egypten, vorgeblich, weil dieſer Alexander's Leiche in Egypten zurückbehalten habe, in der That aber aus keinem andern Grunde, als um ihn zu vertreiben. Ptolemäus wandte ſich ſogleich an Antipater und Kraterus, und ſchloß mit ihnen und dem flüchtigen Antigonus einen Bund gegen den Allen gefährlichen Reichsverweſer.

Perdikkas brach im Frühling des Jahres 321 v. Chr. gegen Egypten auf. Eumenes, der an der Spitze eines in Kleinaſien geworbenen Heeres ſtand, wurde zum Kampfe gegen des Ptolemäus Verbündete zurückgelaſſen, und erhielt zur Verſtärkung noch einen Kern macedoniſcher Truppen. Auch wurde allen andern Statthaltern dieſſeit des Taurus-Gebirgs befohlen, denſelben als ihren Gebieter anzuſehen und mit ihren Truppen zu unterſtützen. Während Perdikkas Egypten bekriegte, brachen Antipater und Kraterus über den Hellespont in Aſien ein. Eumenes hatte einen ſehr ſchweren Stand gegen ſie; denn er konnte ſeinen macedoniſchen Truppen nicht recht trauen, und mußte ſich gleich beim Beginn des Krieges mit ſeinem Unterbefehlshaber Neoptolemus, dem Statthalter von Armenien, welcher dieſelben zur Empörung zu bewegen ſuchte, in offenem Felde meſſen. Neoptolemus wurde beſiegt, entrann aber glücklich zu Antipater. Bald nachher kam es zwiſchen Eumenes und einem Theil des macedoniſchen Heeres unter Kraterus zu einem Treffen, welchem auch Neoptolemus beiwohnte (im Sommer des Jahres 321 v. Chr.). Eumenes, deſſen Heer größtentheils aus Aſiaten beſtand, ſiegte über die macedoniſchen Truppen

ſeiner Gegner, und die beiden feindlichen Anführer, Kraterus und Neoptolemus, verloren in der Schlacht ihr Leben. Eumenes ward durch dieſen Sieg völlig Herr von Kleinaſien, und Antipater allein konnte den Kampf mit ihm nicht wagen.

Perdikkas war nicht ſo glücklich, als Eumenes. Er rückte zwar ohne Widerſtand in Egypten ein, fand aber Ptolemäus in der Gegend von Peluſium mit ſeiner ganzen Macht hinter einem Arm des Nils gelagert und das ohnehin moraſtige Land durch künſtliche Kanäle noch unwegſamer gemacht. Sein Heer war nicht gern in den Krieg gegen Ptolemäus gezogen, Perdikkas zeigte ſich noch dazu in ſeinem Benehmen gegen die Soldaten ſehr unvorſichtig, und da überdies die Truppen in Egypten mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden hatten, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß Perdikkas bald von Verräthern umgeben war. Er verſuchte an drei Stellen vergebens einen Übergang über den Nil, machte einen unglücklichen Angriff auf eine von Ptolemäus tapfer vertheidigte Befeſtigung, und ſah endlich ſogar einen Theil ſeines Heeres, den er glücklich auf eine Nil-Inſel gebracht hatte, durch das plötzliche Anſchwellen des Fluſſes von ſich abgeſchnitten. Als er ungeachtet aller dieſer Widerwärtigkeiten darauf beſtand, die fruchtloſen, mit großem Verluſte verbundenen Angriffe fortzuſetzen, brach die lange vorbereitete Meuterei in ſeinem Heere aus; einige ſeiner Generale, die ſich insgeheim mit Ptolemäus verſchworen hatten, erſchlugen ihn (im Sommer 321).

Gleich nach Perdikkas Ermordung ſtellte Ptolemäus alle Feindſeligkeiten ein, und erſchien ſelbſt im Lager ſeiner ſeitherigen Gegner, um ſich mit ihnen als ſeinen alten Kriegskameraden über das Schickſal des Reichs zu berathen. Er war ſchlau genug, die Macht und Würde eines Reichsverweſers, die er damals leicht hätte erlangen können, nicht zu ſuchen, weil er wohl einſah, daß er in Egypten unangreifbar ſei, daß er aber durch die Annahme jener Stelle ſich in zu viele Streitigkeiten verwickeln, und ſo den Beſitz Egyptens in Gefahr bringen würde. Er verabredete ſtatt deſſen mit den andern Generalen die Einſetzung einer neuen Regentſchaft, an deren Spitze Python geſtellt ward, und machte zugleich mit ihnen aus, daß Perdikkas Freunde aus dem Wege geräumt werden ſollten. Dieſe wurden als Feinde des macedoniſchen

Volks vor dem Heere angeklagt und von demſelben zum Tode verurtheilt. Unter ihnen befand ſich namentlich auch Eumenes, von deſſen Siege über Kraterus die Nachricht zwei Tage nach Perdikkas Ermordung im Lager angekommen war.

Das Heer verließ hierauf Egypten, und zog unter Python's Führung nach der perſiſchen Stadt Triparadeiſos, wohin auch Antipater und Antigonus eingeladen wurden. Python war der ſchwierigen Aufgabe der Regentſchaft nicht gewachſen, es gelang daher der herrſchſüchtigen Euridike, die ſich mit ihrem Gemahle beim Heere befand, ohne große Mühe, ihm die Soldaten ſo ſehr abwendig zu machen, daß er ſich bald genöthigt ſah abzudanken. Jetzt wurde Antipater von dem Heere zum Reichsverweſer ernannt, und unter ſeiner Leitung eine neue Vertheilung der Statthalterſchaften vorgenommen (im Herbſt des Jahres 321 v. Chr.). Ptolemäus behielt die ſeinige, und zwar aus demſelben Grunde, aus welchem auch den indiſchen Fürſten Porus und Taxiles das Land jenſeit des Indus überlaſſen blieb, weil man nämlich kein Mittel ſah, ihm das, was er hatte, zu nehmen. Die ſehr bedeutende Statthalterſchaft Babylonien wurde dem General Seleukus übergeben, welcher bisher nur eine Nebenrolle geſpielt hatte, ſpäter aber eine um ſo größere Wichtigkeit erlangte. Python wurde wieder Statthalter von Medien, und auch Antigonus erhielt ſeine frühere Statthalterſchaft. Die übrigen neu ernannten Statthalter brauchen, da ſie für die ſpäteren Begebenheiten keine Bedeutung haben, nicht namentlich angeführt zu werden.

Nach der neuen Vertheilung der Provinzen des Reichs kehrte Antipater nach Europa zurück. Er nahm die ganze königliche Familie mit ſich, außer der Kleopatra, welche in Aſien zurückblieb und ihren Wohnſitz zu Sardes aufſchlug. Ehe er abreiſte, übertrug er dem Antigonus die Führung des Krieges mit Eumenes und deſſen Freunden, und ſtellte das ganze macedoniſche Heer in Aſien unter ſeinen Befehl. Antipater hatte offenbar keine herrſchſüchtigen Plane für ſich und ſeine Familie, ſonſt hätte er damals den Antigonus unmöglich ſo ſehr begünſtigen können. Eumenes hatte nach Perdikkas Tode ſich des ganzen Kleinaſiens bemächtigt; Alcetas aber, der Bruder, und Attalus, der Schwager des ermordeten Reichsverweſers, hatten ſich in den ſchwer zugäng-

lichen Gebirgen von Piſidien feſtgeſetzt, und alle anderen Anhänger des Perdikkas begaben ſich ebenfalls nach Kleinaſien. Zu ihrem eigenen Schaden handelten ſie nicht in Gemeinſchaft mit Eumenes, den ſie aus Stolz durchaus nicht als Führer und Leiter anerkennen wollten; ſie wurden daher von Antigonus leicht beſiegt, und mußten ihren unbeſonnenen Stolz theils mit dem Tode, theils mit lebenslänglicher Gefangenſchaft büßen (319 v. Chr.). Eumenes behauptete ſich fünf Jahre lang gegen ſeine Feinde, und erwarb ſich im Kampfe mit ihnen einen ſo großen Ruhm, daß Griechen und Römer ihm deshalb den Rang neben den größten Feldherrn des Alterthums ertheilt haben. Er hatte dabei nicht blos mit der überlegenen Macht ſeiner Gegner, ſondern auch mit Verräthereien in ſeinem eigenen Heere zu kämpfen. Schon gleich im Anfang des Krieges mit Antigonus verlor er eine Schlacht dadurch, daß einer ſeiner Oberſten mitten im Kampfe zum Feinde übertrat. Er büßte in dieſer Schlacht achttauſend Mann an Todten und das ganze Gepäck ſeines Heeres ein, entrann aber durch ſehr geſchickte Märſche dem ihm nachſetzenden Antigonus, und gelangte glücklich an die Grenze von Kappadocien. Unterwegs war ein Theil ſeiner Truppen zum Feinde übergegangen, die übrigen entließ er hierauf mit Ausnahme von nicht ganz tauſend Mann ebenfalls. Mit dieſer kleinen Schaar warf er ſich dann in die auf einem ſteilen Felſen gelegene Feſtung Nora.

Eumenes behauptete ſich in ſeiner Felſenburg mindeſtens ein halbes Jahr lang gegen Antigonus, welcher ſogleich eine förmliche Blokade begonnen hatte. Als während derſelben Antipater ſtarb (319 v. Chr.), bot Antigonus ſeinem Gegner unter vortheilhaften Bedingungen einen Vergleich an. Es hatte ſich nämlich durch Antipater's Tod die Lage der Dinge ganz und gar geändert; denn Polyſperchon war von Antipater zu ſeinem Nachfolger in der Beherrſchung Macedoniens und in der Regentſchaft ernannt worden, Kaſſander aber, Antipater's herrſchſüchtiger Sohn, hatte ſich deswegen zu Antigonus begeben, und dieſer konnte jetzt daran denken, die Maske des Gehorſams gegen die königliche Familie abzulegen und ſich zum ſelbſtſtändigen Beherrſcher aufzuwerfen. Zu dieſem Zwecke mußte dem Antigonus daran gelegen ſein, Eumenes für ſich zu gewinnen, um ſich der ausgezeichneten Feldherrn-Talente

desſelben bedienen zu können. Er trat alſo mit ihm in Unterhandlung, bot ihm die Wiedereinſetzung in die Statthalterſchaft Kappadocien an, und brachte es ſo weit, daß bereits ein Vertrag mit Eumenes entworfen ward. Eumenes merkte aber bald die eigentliche Abſicht des Antigonus, und weigerte ſich den Vertrag abzuſchließen, weil Antigonus in demſelben der Königsfamilie kaum Erwähnung gethan hatte. Während der Unterhandlung erſah Eumenes ſich eine gute Gelegenheit, aus Nora zu entkommen (319 v. Chr.). Er ſammelte in Kappadocien neue Truppen, und erhielt eine Botſchaft von Polyſperchon, welche ihm die Ernennung zum Oberfeldherrn gegen Antigonus brachte, ſowie die nöthige Vollmacht, um alle macedoniſchen Truppen in Kleinaſien an ſich zu ziehen und aus der königlichen Schatzkammer, die damals in Quinda, einem feſten Orte Ciliciens, ſich befand und von einer Schaar treuer Anhänger der Königsfamilie bewacht wurde, die nöthigen Gelder zu nehmen. Dieſe wurden ihm, weil er einen im königlichen Namen ausgeſtellten Befehl vorzeigte, ausgezahlt, während Antigonus nichts aus dem Schatze erhalten konnte.

Eumenes hatte bald ein bedeutendes Heer zuſammengebracht, und breitete ſich nun auf Koſten des Antigonus in Kleinaſien aus, während dieſer den Reichsverweſer Polyſperchon in die Enge trieb. Um die Soldaten ſich treu zu erhalten, machte Eumenes eine ſonderbare Einrichtung: er ließ ein Zelt verfertigen, in welchem ein Thron und alle Abzeichen der königlichen Würde aufgeſtellt waren, weil es der eingebildete Sitz der königlichen Gewalt ſein ſollte. Alle Morgen traten die Führer des Heeres in dies Zelt, um auf einem Altare Opfer darzubringen und dann, gleichſam vor dem unſichtbaren König, zu berathſchlagen und Beſchlüſſe zu faſſen. Eumenes mochte aber immerhin ſeine Soldaten an ſich zu feſſeln ſuchen, auf die Dauer konnte er ſich doch nicht gegen Antigonus und deſſen Verbündete behaupten. Er zog ſich in das innere Aſien zurück, um ſowohl die Statthalter der entfernteren Provinzen zum Gehorſam gegen ſeinen Schattenkönig und zur Theilnahme am Kriege mit dem herrſchſüchtigen Antigonus zu bewegen, als auch um die noch in Suſa befindlichen Schätze wegzunehmen. Beides gelang ihm. Durch die Vertheilung dieſer Schätze an ſeine Officiere, ſowie durch den in den letzten Jahren erworbenen Ruhm behauptete er

ſeitdem zwar einen überwiegenden Einfluß in dem Kriegsrathe, der alle Angelegenheiten leitete; allein die oſtaſiatiſchen Statthalter waren ſeit Alexander's Tod an vollkommene Willkür gewöhnt, und die Vereinigung mit ihnen hatte alſo den Nachtheil, daß in Eumenes Heer bald Zwietracht entſtand.

Antigonus brach im Sommer des Jahres 317 v. Chr. ebenfalls nach dem öſtlichen Aſien auf, und drang, von Seleukus und Python mit Truppen unterſtützt, bis in das eigentliche Perſien vor. Seine Erſcheinung ſtellte im Lager des Eumenes die verſchwundene Einheit auf kurze Zeit wieder her. Antigonus wurde mit Verluſt zurückgedrängt, und mußte einen ſehr beſchwerlichen Marſch nach Medien machen, um daſelbſt zu überwintern. Nach ſeiner Entfernung erwachte alsbald im Heere des Eumenes und ſeiner Verbündeten die frühere Zwietracht wieder, und nur mit Mühe gelang es jenem, ſich an der Spitze der vereinigten Kriegsmacht zu behaupten. Als Antigonus wieder nach dem eigentlichen Perſien aufbrach, eilte Eumenes ihm entgegen, und es ward eine Schlacht geliefert, in welcher beide Theile in gleicher Zahl und mit gleich großer Tapferkeit kämpften. Sie blieb unentſchieden, obgleich Antigonus einen weit größeren Verluſt an Todten und Verwundeten erlitt, als Eumenes. Auch nach dieſer Schlacht wurde der Krieg noch eine Zeitlang ſo geführt, daß keiner von beiden Theilen die Oberhand erhielt. Antigonus und Eumenes, welche alle ihre Talente und ihre ganze wiſſenſchaftliche Kriegskunſt gegen einander aufboten, hatten Beide einen um ſo ſchwierigeren Stand, als ſie nicht, wie zu Alexander's Zeit, gegen rohe oder nur halbgebildete Barbaren, ſondern mit Griechen und Macedoniern gegen Griechen und Macedonier zu kämpfen hatten. Doch zeigte Eumenes ſich größer, als Antigonus, weil er zu gleicher Zeit ſich auch gegen Verräthereien in ſeinem eigenen Heer zu ſchützen hatte. Auch erlag er zuletzt ſeinem Gegner nur durch Verrath.

Unter einem Theile der mit Eumenes verbündeten Statthalter und ſeiner Generale entſtand nämlich zu derſelben Zeit eine geheime Verſchwörung, als Antigonus plötzlich mit ſeiner ganzen Macht gegen ihn heranrückte. Eumenes war kühn genug, trotz des drohenden Verraths ſeinem Gegner ein Treffen zu liefern. Auch dieſe Schlacht blieb unentſchieden: Antigonus bemächtigte ſich aber des

Gepäckes, der Schätze, der Weiber und Kinder desjenigen Theils der Macedonier, welche den Kern der feindlichen Macht bildeten, und dies ſtürzte den Eumenes ins Verderben. Seine Soldaten traten, durch die verſchwornen Generale und Oberſten angetrieben, insgeheim mit Antigonus in Unterhandlung, und dieſer ließ ihnen ſagen, er werde ihnen alles Ihrige ungeſchmälert zurückgeben, wenn ſie ihm Eumenes auslieferten. Sie bemächtigten ſich alſo ihres Oberfeldherrn und übergaben ihn dem Feinde. Antigonus war in Zweifel, ob er ſeinen unglücklichen Gegner umbringen, oder am Leben laſſen und ſich ſeiner als eines guten Rathgebers bedienen ſolle. Nearch, der ſich ſchon längſt an Antigonus angeſchloſſen hatte und ihn auf ſeinen Zügen begleitete, rieth zu dem Letzteren; die verrätheriſchen Officiere des Eumenes aber und die macedoniſchen Truppen, welche ihn ausgeliefert hatten, konnten unmöglich zugeben, daß dies geſchehe. Sie ruhten nicht, bis Antigonus ſeinen Gefangenen ihnen opferte. Eumenes wurde im Kerker ermordet (Januar 316 v. Chr.). Seine treuloſen Freunde und Soldaten erlitten bald nachher die verdiente Strafe. Die Generale, welche die Verſchwörung gegen Eumenes geleitet hatten, wurden von Antigonus als gefährliche Menſchen theils getödtet, theils entfernt. Der treuloſen Heerabtheilung aber, welche ihren Feldherrn verrathen hatte, entledigte ſich Antigonus als unzuverläſſiger und an Auflehnung gewöhnter Soldaten auf echt orientaliſche Weiſe: er beſchenkte ſie mit Geld, und ſchickte ſie unter einem ehrenvollen Vorwande nach Arachoſien, gab aber dem Statthalter dieſer Provinz insgeheim den Befehl, ſie in kleine Abtheilungen aufzulöſen und durch den beſchwerlichſten Dienſt aufzureiben.

2. Griechiſche Angelegenheiten bis zum Tode der Olympias.

Wie die Geſchichte von Aſien in den erſten ſechs Jahren nach Alexander's Tode ſich um Perdikkas, Eumenes und Antigonus dreht, ſo ſind Antipater und ſein Sohn Kaſſander die Hauptperſonen für die damaligen Ereigniſſe in Macedonien und Griechenland. Gleich nach dem Tode des Königs brach ein Krieg aus, welcher der macedoniſchen Herrſchaft in Europa den Untergang drohte. Die Athener und

Aetoler, erbittert über die gezwungene Zurückberufung ihrer Verbannten und über den Verluſt von Samos und Oeniadä (ſ. oben S. 399), hatten ſchon vor Alexander's Tod Anſtalten zum Kriege gemacht. So lange aber der macedoniſche König lebte, waren die Rüſtungen der Athener von einem atheniſchen Bürger, Leoſthenes, ſcheinbar blos als Privatſache desſelben betrieben worden. Dieſer Mann, der mit den beſten Generalen aller Zeiten verglichen werden kann, hatte ſich früher als Führer von Miethtruppen einen Namen gemacht, und konnte daher leicht alle Vorkehrungen zu dem bevorſtehenden Kriege treffen, ohne großes Aufſehen zu erregen. Er unterhandelte insgeheim mit den Aetolern, und warb in der Stille mehrere tauſend Söldner in der ſpartaniſchen Stadt Tänarum, welche damals der Hauptſammelplatz der griechiſchen Miethlinge war. Er gab den von ihm Geworbenen Wartegeld, wozu er ſich der Schätze des Harpalus bediente, welche in der atheniſchen Schatzkammer niedergelegt worden waren. Sobald die Nachricht von Alexander's Tode nach Athen gelangte, wurde der Krieg von der Volksverſammlung beſchloſſen, ſo ſehr auch die Reichen, deren Wohlſtand wegen der Ruhe des letzten Jahrzehnts ungemein gewachſen war, ſich dagegen ſträubten. Es war das letzte Mal, daß die Athener in einen dem Geiſte ihrer Vorfahren ähnlichen Enthuſiasmus geriethen, und ſich ihres ererbten Ruhmes würdig bewieſen. Sie erließen ein Kriegs-Manifeſt, in welchem feierlich erklärt ward: die Athener würden ebenſo, wie ſie einſt bei Marathon und Salamis gegen die Barbaren geſtritten hätten, auch jetzt für die Freiheit Griechenlands mit Gut und Blut kämpfen, ſie ſeien entſchloſſen, Alles zu opfern, um Griechenland frei zu machen; die macedoniſchen Beſatzungen ſollten aus allen Städten vertrieben werden; alle Athener unter vierzig Jahren würden ins Feld rücken und nur drei Phylen (ſ. Th. I. S. 306 und 322) zu Hauſe bleiben, um Stadt und Land zu vertheidigen; endlich ſollte auch ſchnell eine ſtarke Flotte ausgerüſtet werden. Allen griechiſchen Staaten wurde dieſer Beſchluß der Athener durch beſondere Geſandtſchaften mitgetheilt, und dem Leoſthenes der Befehl zugeſchickt, mit ſeinen Söldnern aufzubrechen.

Leoſthenes zog mit achttauſend Mann Miethtruppen von Tänarum aus in das Land der Aetoler, welche ſich mit ſiebentauſend

Mann an dieſes Heer anſchloſſen. Auch die übrigen griechiſchen Völkerſchaften, mit Ausnahme der Korinther, Spartaner und Böotier, traten entweder ſogleich oder ſpäter dem Bunde gegen die Macedonier bei. Die Korinther wurden durch die macedoniſche Beſatzung, welche ſeit Philipp's Zeit in ihrer Burg lag, gehindert, an dem Aufſtande Theil zu nehmen; die Spartaner konnten unter der Anführung der Athener nicht wohl in den Krieg ziehen und hatten außerdem nach der unglücklichen Schlacht bei Megalopolis fünfzig der angeſehenſten Bürger ihres Staats als Geiſeln ſtellen müſſen, welche ſich noch in Antipater's Gewalt befanden; die Böotier endlich wurden durch Rückſichten des Eigennutzes von dem Bunde der Griechen zurückgehalten, denn ſie hatten ſich kurz nach Alexander's Thronbeſteigung auf Koſten der Thebaner bereichert, und mußten, im Fall Macedonien beſiegt würde, die Wiederherſtellung Theben's befürchten. Außer den griechiſchen Staaten erhoben ſich auch einige thraciſchen und illyriſchen Völkerſchaften gegen Macedonien.

Leoſthenes zog mit ſeinen Söldnern und mit den Aetolern nach Thermopylä, wo das aus fünftauſend fünfhundert Mann beſtehende atheniſche Bürgerheer nebſt zweitauſend anderen Söldnern und den Truppen der übrigen verbündeten Staaten ſich an ihn anſchloſſen. Leoſthenes hatte auf dieſe Weiſe bald dreißigtauſend Mann unter ſeinem Befehle vereinigt. Auch Antipater hatte ſich ſchnell gerüſtet und eine Botſchaft an Kraterus geſchickt, damit dieſer mit den Veteranen ſich beeile nach Macedonien zu kommen; Kraterus befand ſich aber damals unglücklicherweiſe noch in Cilicien. Antipater ließ einen kleinen Theil ſeines Heeres zur Beſchützung des Landes gegen die Thracier und Illyrier in Macedonien zurück, und zog mit dem Reſte, der ſich auf nicht ganz vierzehntauſend Mann belief, nach den Thermopylen, um mit Hülfe der macedoniſchen Beſatzungen in den nahe liegenden theſſaliſchen Städten die Griechen vom weiteren Vordringen abzuhalten. Er wurde bald nach ſeiner Ankunft durch Leoſthenes zu einer Schlacht genöthigt, verlor dieſelbe und rettete ſich in die benachbarte feſte Stadt Lamia, von welcher der ganze Krieg den Namen des Lamiſchen Kriegs erhielt. Hier ſuchte er ſich ſo lange zu halten, bis ihm aus Aſien Hülfe käme; Leoſthenes ſchloß jedoch die Stadt ſo lange ein, daß

Antipater bald durch Mangel an Lebensmitteln gezwungen wurde Unterhandlungen anzuknüpfen. Dieſe zerſchlugen ſich, weil Leoſthenes, an den ſich bereits die meiſten theſſaliſchen Staaten unter der Anführung des wackeren Feldherrn Menon angeſchloſſen hatten, auf unbedingter Unterwerfung beſtand. Zwei zufällige Umſtände verhinderten jedoch die Einnahme der Stadt, und gaben dem Antipater, gerade als er aufs äußerſte gebracht war, neue Hoffnung. Zuerſt zog nämlich die ganze Macht der Aetoler nach Hauſe zurück, weil eine uns unbekannte heimiſche Angelegenheit ihre Anweſenheit im Vaterlande forderte, und bald nachher verlor Leoſthenes das Leben (gegen das Ende des Jahres 323 v. Chr.).

Der Tod des Leoſthenes war für die Verbündeten ein ſehr harter Schlag, weil dieſer Führer nicht nur der ausgezeichnetſte griechiſche Feldherr jener Zeit war, ſondern auch das Vertrauen der Söldner und der Bürgertruppen im höchſten Grade beſaß, und deshalb nicht erſetzt werden konnte. Wie ſehr die Griechen ſelbſt dies empfanden, geht aus den Ehrenbezeugungen hervor, welche Athen dem gefallenen Helden erwies: er wurde in ſeiner Vaterſtadt mit den Ehren eines Halbgottes beſtattet, und der größte Redner, welcher damals in Athen lebte, Hyperides, mußte auf Befehl des Volks ihm die Leichenrede halten. An Leoſthenes Stelle wurde der Athener Antiphilus zum Oberanführer ernannt. Dieſer ſtand zwar ſeinem Vorgänger an Feldherrn-Talent nur wenig nach, konnte ihn aber um ſo weniger erſetzen, als gerade damals die Lage der Dinge eine für Macedonien günſtige Wendung nahm. Leonnatus, der Statthalter von Klein-Phrygien, welchen Antipater kurz zuvor um Hülfe gebeten hatte, war ſogleich mit ſeinen Truppen aufgebrochen, und bei Leoſthenes Tod bereits am Hellespont angekommen. Kraterus war zwar mit ſeinen Veteranen noch weit entfernt, die Flotte aber, auf welcher dieſe nach Europa übergeſetzt werden ſollten, hatte ſich unter dem Commando des Veteranen Klitus mit den Schiffen Antipater's vereinigt, und behauptete gegen die atheniſche das Meer. Auf die Nachricht, daß Leonnatus in Eilmärſchen zum Entſatze Lamia's heranziehe, hob Antiphilus die Belagerung auf, und rückte dem Statthalter von Phrygien entgegen. Dieſer hatte beim Durchmarſch durch Macedonien die Zahl ſeiner Truppen bis auf zwei und zwanzig tauſend fünfhundert

Mann vermehrt, und traf in einer kleinen Ebene des ſüdlichen Theſſaliens mit Antiphilus zuſammen. Durch die Übermacht und Tapferkeit der theſſaliſchen Reiterei ſiegten die Griechen, und Leonnatus ſelbſt verlor dabei das Leben. Zum Unglück für die Sieger fehlte es aber dem Antiphilus an der gehörigen Zahl Truppen, um den errungenen Vortheil verfolgen zu können; denn von dem großen Heere der Verbündeten war die Mehrzahl mit dem Eintritt des Winters nach Hauſe zurückgekehrt, und der Reſt beſtand größtentheils aus ſolchen Truppen, welche erſt beim Beginn des Krieges ausgehoben worden waren, während Antipater ein ſtehendes regelmäßiges Heer hatte.

Am Tage nach der Schlacht erſchien Antipater, ſammelte die Reſte des geſchlagenen Heeres, und vereinigte ſie mit ſeinen Truppen. Als erfahrener und vorſichtiger Feldherr wich er einem Treffen aus, zog ſich gegen die macedoniſche Grenze hin, und wußte die Griechen ſo lange hinzuhalten, bis endlich Kraterus mit ſeinen zehntauſend Veteranen und einigen tauſend Mann jüngerer Truppen bei ihm eintraf. Sobald beide Generale ſich vereinigt hatten, war Antipater gerettet; denn er hatte jetzt ein Heer, welches an Zahl der Soldaten dem griechiſchen um den dritten Theil überlegen war. Die Athener und Theſſalier zeigten ſich ihres alten Ruhmes würdig; ſie hielten gegen die Übermacht der Feinde, unter welchen ſich der tapferſte Theil des ganzen macedoniſchen Heeres befand, feſten Stand, lieferten täglich Gefechte, wußten aber lange Zeit einem entſcheidenden Kampfe auszuweichen. Endlich brachte es Antipater dahin, daß bei der Stadt Krannon eine Schlacht geliefert wurde (322 v. Chr.). Der Ausgang derſelben war ſo zweifelhaft, daß beide Theile ſich des Sieges rühmen konnten, deſſen ungeachtet aber entſchied dieſer Tag für immer über die Freiheit der Griechen. Die Anführer des verbündeten Heeres hielten es nämlich ſeitdem für unmöglich, den Krieg auf die Dauer gegen die ganze macedoniſche Macht fortzuſetzen, und machten deshalb Friedensvorſchläge, Antipater aber weigerte ſich anders als mit jedem einzelnen Staat beſonders zu unterhandeln. Durch dieſe Erklärung und durch das Bewußtſein der macedoniſchen Überlegenheit wurden die Griechen entmuthigt, und ihr Bund allmälig aufgelöſt. Kraterus und Antipater bezwangen eine theſſaliſche Stadt

nach der andern, machten den Theſſaliern und anderen kleinen Staaten, die mit ihnen unterhandelten, leidliche Bedingungen, und brachten es in kurzer Zeit dahin, daß die Athener und Aetoler allein ſtanden. Dieſe beiden Völker zogen ſich hierauf in ihre Heimath zurück.

Die Athener waren von der Höhe, zu welcher ſie ſich in der begeiſterten Erinnerung an ihre frühere Größe hinaufgeſchwungen hatten, unerwartet ſchnell herabgeſtürzt worden, und mußten durch Unterhandlungen ſich ihr trauriges Geſchick ſo erträglich als möglich zu machen ſuchen. Die Rolle von Männern, welche wie Leoſthenes den Wahlſpruch: Freiheit oder Tod! hatten, war ausgeſpielt, es kam die Zeit der klugen und beſonnenen Diplomaten, welche unter fremder Herrſchaft noch eine Art von Freiheit behaupten zu können hofften. Ihnen warf ſich Athen in die Arme. Der elende Demades, den die Volksverſammlung erſt kurz vorher für ehrlos erklärt hatte, wurde jetzt als ein in Macedonien ſehr beliebter Mann dringend gebeten, ſich der Vaterſtadt anzunehmen und im Namen derſelben einen Frieden mit dem Feind zu unterhandeln. Ihm wurde Phocion beigegeben, einer der edelſten und beſonnenſten Männer ſeiner Zeit, der die Unhaltbarkeit der republikaniſchen Verwaltung erkannt, und deshalb von jeher dem conſtitutionell-monarchiſchen Syſteme gehuldigt hatte. Er war mit Antipater genau befreundet, und man hoffte deshalb von ſeiner Sendung um ſo mehr einen guten Erfolg, als es ſich jetzt nicht mehr darum handelte, einen eigentlichen Frieden zu ſchließen, ſondern vielmehr von der Gnade eines alten, despotiſchen Generals milde Bedingungen zu erbitten.

Antipater gewährte den Frieden nur unter den härteſten Bedingungen. Es ward den Athenern vorgeſchrieben, ihre Verfaſſung nach ſeinem Willen zu ändern, eine macedoniſche Beſatzung in ihren Hafen Munychia aufzunehmen, ihre größten Redner, Demoſthenes und Hyperides, auszuliefern und die Kriegskoſten nebſt einer Summe Geld als Strafe zu zahlen. Außerdem mußte Athen damals den letzten Reſt ſeiner auswärtigen Beſitzungen abtreten. Eine völlige Auflöſung des atheniſchen Staats lag nicht in Antipater's Plan, weil des Perdikkas Unternehmungen ſeine Anweſenheit in Aſien dringend forderten. Am 19. September 322

v. Chr. zog die macedoniſche Beſatzung in Munychia ein, und ſeitdem begann die Ausführung der harten Maßregeln, welche Antipater vorgeſchrieben hatte. Die Demokratie wurde in eine Regierungsform umgewandelt, welche ſowohl Plato als Ariſtoteles eine der ſchlechteſten Verfaſſungen genannt haben. Es ward nämlich eine Geld-Ariſtokratie eingeführt, in welcher nur diejenigen Bürger, die ein Vermögen von etwa neunhundert Gulden oder fünfhundert Thalern unſeres Geldes beſaßen, an der Regierung Theil hatten, alle andern aber davon ausgeſchloſſen blieben. Welch große Veränderung dadurch herbeigeführt ward, und wie ſehr damals Athen verarmt war, kann man aus dem Umſtande ermeſſen, daß von den ein und zwanzig tauſend freien Bürgern, die Athen zu jener Zeit enthielt, nur neuntauſend ein ſolches Vermögen hatten. Die des activen Bürgerrechts beraubten Athener verließen größtentheils ihre Vaterſtadt, und Antipater ſiedelte ſie in Thracien an.

Beim Untergang der Selbſtſtändigkeit Athen's büßten auch die großen Redner Demoſthenes und Hyperides ihr Leben ein. Der Letztere hatte nicht wenig zum Ausbruch des Lamiſchen Krieges beigetragen, und auch der aus Athen vertriebene Demoſthenes (ſiehe oben S. 403) hatte ſich von ſeiner Zufluchtsſtätte Megara aus in den Peloponnes begeben, um den atheniſchen Geſandten beizuſtehen, welche die griechiſchen Staaten zur Theilnahme am Kriege bewegen ſollten. Einige Zeit nachher war durch einen Volksbeſchluß die Verbannung dieſes Redners aufgehoben, und er ſelbſt auf einem Staatsſchiffe feierlich nach Athen zurückgeführt worden. Noch ehe die Unterhandlungen Phocion's mit Antipater zu Ende gebracht waren, hatten Demoſthenes, Hyperides und die anderen Häupter der anti-macedoniſchen Partei die Flucht ergriffen; ihre Auslieferung an Antipater war daher unmöglich, ſie wurden aber dafür auf des elenden Demades Antrag zum Tode verurtheilt. Ein ebenſo elender Menſch, als Demades, der Schauſpieler Archias, ward von Antipater gebraucht, um das Urtheil der Athener gegen die geflüchteten Patrioten in Ausführung zu bringen. Dieſer ſpürte, von macedoniſchen Kriegsknechten begleitet, Demoſthenes in Kalauria, die Übrigen aber in Aegina auf. Die Letzteren brachte er gefeſſelt zu Antipater, der ſie ſogleich auf eine qualvolle Weiſe hinrichten

ließ; Demoſthenes tödtete ſich ſelbſt, um dem Hohn ſeiner Feinde zuvorzukommen. Er hatte ſich in einen Tempel geflüchtet, und als er auch dort vor Archias nicht ſicher war, nahm er das für dieſen Fall bereit gehaltene Gift, und ſtarb vor dem Altare (322 v. Chr.). Die beiden Mörder des Hyperides und Demoſthenes traf ſpäter die verdiente Strafe. Archias gerieth in die äußerſte Armuth und lebte noch lange Zeit in Ehrloſigkeit und Elend; Demades trat bald nachher insgeheim mit Perdikkas in Verbindung und als dies an Tag kam, ließ Kaſſander, Antipater's Sohn, den verrätheriſchen Redner umbringen, nachdem er zuvor den Sohn desſelben in des Vaters Armen getödtet hatte.

Antipater zog in den Peloponnes, um auch die dortigen Staaten durch die Einführung oligarchiſcher Verfaſſungen wehrlos zu machen. Hierauf marſchirte er in Begleitung des Kraterus nach Aetolien. Die beiden alten Feldherren rückten mit einem Heere von mehr als dreißigtauſend Mann in dieſes gebirgige Land ein, trafen aber hier einen Widerſtand, wie ihn keine andere griechiſche Völkerſchaft gezeigt hatte. Die Aetoler gaben bei der Annäherung der Macedonier ihre in den Thälern und Ebenen liegenden Wohnſitze preis, und zogen ſich mit Weibern und Kindern auf ihre Felſenneſter in den Gebirgen zurück. Die Macedonier ſuchten vergebens dieſe Burgen einzunehmen, ſie wurden überall mit Verluſt zurückgeſchlagen; ſie verſchanzten ſich aber hierauf in den Thälern, ſchnitten den Aetolern die Zufuhr von Lebensmitteln ab, und brachten dieſelben dadurch zur Verzweifelung. Die Aetoler wären auf dieſe Weiſe gewiß bald zur Unterwerfung genöthigt worden, wenn nicht plötzlich Antigonus als Flüchtling bei Antipater und Kraterus erſchienen wäre, und Beide überzeugt hätte, daß ihnen von Seiten des Perdikkas eine Gefahr drohe, welche ihren ſchnellen Aufbruch nach Aſien nöthig mache. Sie ſchloſſen alſo ſogleich einen für die Aetoler günſtigen Frieden, und marſchirten dann mit ihrem Heere durch Macedonien nach Aſien.

Wenige Monate nach dem Abſchluß dieſes Friedens brachen die Aetoler denſelben wieder, um aus dem Umſtande, daß Antipater mit dem Kern der macedoniſchen Macht in Aſien Krieg führte, Vortheil zu ziehen. Sie drangen, zwölftauſend Mann ſtark,

in Theſſalien ein. Hier ſchloß ſich ein großer Theil der Einwohner nter der Anführung des vom Lamiſchen Kriege her bekannten Menon aus Pharſalus an ſie an, ſo daß ihr Heer bis auf ſechs und zwanzig tauſend fünfhundert Mann vermehrt ward Der alte General Polyſperchon, welchen Antipater als ſeinen Stellvertreter in Macedonien zurückgelaſſen hatte, würde alſo ſchwerlich im Stande geweſen ſein, der vereinigten Macht der Theſſalier und Aetoler die Spitze zu bieten, und Macedonien gegen den von dieſen beabſichtigten Angriff zu ſchützen, wenn nicht ein Zufall ihn begünſtigt hätte. Die Aetoler erhielten nämlich die Nachricht, daß ihre Nachbarn, die Akarnanen, plündernd und verwüſtend in Aetolien eingebrochen wären, und eilten hierauf ſogleich ihrer Heimath zu Hülfe. Nach ihrem Abzuge fand es Polyſperchon nicht ſchwer, die Theſſalier zu beſiegen. Menon ſelbſt verlor bald das Leben, und ſeine Truppen wurden ohne Mühe überwältigt. So war, noch ehe Antipater aus Aſien zurückkam, die Ruhe wieder hergeſtellt, und die macedoniſche Herrſchaft in Griechenland von neuem befeſtigt.

Antipater kehrte im Jahr 320 v. Chr. nach Macedonien zurück, und ſtarb, etwa achtzig Jahre alt, im Anfang des folgenden Jahres. Er hatte ſeinen alten Kriegskameraden und Freund, Polyſperchon, und ſeinen Sohn Kaſſander zu ſeinen Nachfolgern in der Regentſchaft des Reiches und in der Verwaltung von Macedonien ernannt, jedoch ſo, daß der dreiundzwanzigjährige, heftige Kaſſander dem beſonnenen Polyſperchon untergeordnet ſein ſollte. Kaum war Antipater geſtorben, ſo brach Zwietracht zwiſchen Beiden aus; denn Kaſſander glaubte die ganze Herrſchaft ſeines Vaters als Erbtheil in Anſpruch nehmen zu können, und ſuchte, als er in Macedonien ſelbſt keinen bedeutenden Anhang erhielt, ſich von außen her Hülfe zu verſchaffen. Er verſicherte ſich der Freundſchaft des Ptolemäus, gewann durch Schreiben Antigonus und andere Statthalter in Aſien für ſich, ließ, ehe er mit Polyſperchon brach, den ſeitherigen Befehlshaber der macedoniſchen Beſatzung in Athen, Menyllus, durch ſeinen Freund Nikanor ablöſen, und ſchloß eine enge Verbindung mit der ariſtokratiſchen Partei in Athen und in anderen griechiſchen Städten. Auch Eurydike, des blödſinnigen Philipp Gemahlin, begünſtigte ihn, weil Antipater und ſein Freund Polyſperchon ſie von allem Antheil an

der Regierung ausgeſchloſſen hatten, und der Letztere bald nach dem Ausbruch des Zwiſtes mit Kaſſander ſogar ihre Feindin Olympias, welche von Antipater nach Epirus vertrieben worden war, zur Rückkehr nach Macedonien und zur Theilnahme an der Regierung einlud. Kaſſander verließ insgeheim Macedonien, und begab ſich zu Antigonus, von welchem er um ſo eher Hülfe erwarten konnte, als auch Ptolemäus ihm bereits ſeine Unterſtützung zugeſagt hatte, und Antigonus nichts mehr von der königlichen Familie wiſſen wollte, in deren Namen Polyſperchon handelte.

Polyſperchon war ein trefflicher General und guter Unterbefehlshaber, aber ein ſchlechter Regent. Für ihn ward alſo der kühne, unternehmende Kaſſander durch die angeknüpften Verbindungen ſehr gefährlich. Polyſperchon half ſich zunächſt damit, daß er einerſeits mit der Mutter Alexander's und mit Eumenes, den größten Feinden des Antigonus, in Verbindung trat, und andererſeits Alles aufbot, um ſich in Griechenland feſtzuſetzen. In letzterer Beziehung erließ er im Namen des blödſinnigen Königs ein Decret, welches die Wiederherſtellung der Demokratie in allen griechiſchen Staaten gebot, deſſen eigentlicher Zweck aber war, das Volk überall gegen die mit Kaſſander verbündeten Oligarchen aufzureizen. In Folge dieſes Decretes wurde ganz Griechenland in die größte Aufregung gebracht, und bald wüthete überall die blutige Rache des Pöbels. Namentlich hatte Athen, welches durch Polyſperchon's Neuerung in eine bedenkliche Lage gerieth, ſehr zu leiden. Hier ſtand ſeit dem Ende des Lamiſchen Kriegs der edle, oligarchiſch geſinnte Phocion, ein Mann, der mehr durch ſeine Geſinnung als durch ſeine Thaten berühmt geworden iſt, an der Spitze des Staates. Er hatte das Vertrauen Antipater's beſeſſen, und ſich der Stellung, welche dieſes ihm verſchaffte, ſo ganz und gar zum Wohle ſeiner Mitbürger bedient, daß die Zeit, in welcher er den Staat leitete, ungeachtet der macedoniſchen Bedrückung, für den äußeren Wohlſtand Athen's als eine der glücklichſten geprieſen ward. Als Kaſſander's Freund Nikanor das Commando der macedoniſchen Beſatzung übernommen hatte, trat Phocion auch mit dieſem in ein freundſchaftliches Verhältniß. Polyſperchon's Freiheits-Decret aber ſtürzte ihn ins Verderben. Gleichzeitig mit der Verkündigung der wiederhergeſtellten Volksherrſchaft gelangte nämlich der Befehl an

Nikanor, mit ſeinen Truppen nach Macedonien zurückzukehren, damit die Stadt ihre volle Selbſtſtändigkeit wieder erhalte. Nikanor gehorchte dieſem Befehle nicht, und drohte den Athenern, als ſie ihre Demokratie wieder einführten, mit der Rache Kaſſander's, welcher mit einer bedeutenden Macht unterwegs ſei. Da die Athener ſich von ihm nicht einſchüchtern ließen, überrumpelte Nikanor, von den Oligarchen unterſtützt, den Hafen Piräus. Er hatte alſo jetzt zwei feſte Punkte in ſeiner Gewalt, und war deswegen noch weniger zum Abzug zu bewegen, obgleich einerſeits die Athener ihn dringend darum baten, und andererſeits Olympias ihm im Namen ihres Enkels die Räumung Athen's drohend befehlen ließ. Endlich erſchien Polyſperchon's Sohn, Alexander, mit einem kleinen Heere vor Athen; der zur Herrſchaft gelangte Pöbel der Stadt wüthete aber ſo grauſam, daß Alexander für beſſer hielt, mit den Oligarchen in Verbindung zu treten und keine ernſtliche Anſtalten zur Vertreibung Nikanor's zu treffen, als der neuen, wilden Demokratie die Zügel ſchießen zu laſſen. Die Demokraten wütheten indeſſen fort, und zogen Phocion und die anderen Oligarchen vor ihr Revolutions-Tribunal; dieſe ergriffen aber die Flucht, und retteten ſich größtentheils in Alexander's Lager. Von hier begaben ſie ſich bald nachher zu Polyſperchon, welcher gerade damals mit einem Heere in Phokis angelangt war. Zu gleicher Zeit mit den Flüchtlingen erſchien aber auch eine Geſandtſchaft der wilden Demokraten bei Polyſperchon, und dieſer hatte nun zwiſchen beiden Parteien zu entſcheiden. Die Nachricht von der nahen Ankunft Kaſſander's und die Hoffnung, demſelben durch Aufopferung der Oligarchen allen Einfluß in Athen zu rauben, bewogen den Reichsverweſer, dieſe dem wüthenden Pöbel preiszugeben. Er ließ Phocion und ſeine Freunde in Ketten legen und nach Athen bringen. Hier ſprach das verſammelte Volk ſogleich das Todesurtheil über ſie aus, und einer der beſten Menſchen, welche damals in Griechenland lebten, mußte nebſt ſeinen Freunden den Irrthum ſeiner Urtheilskraft mit dem Leben büßen. Phocion mußte den Giftbecher trinken, weil er ſich über die Lage der Dinge getäuſcht, und in der Verwickelung der damaligen Verhältniſſe für ſich und ſeine Vaterſtadt auf einem Wege Rettung geſucht hatte, der ihn ſelbſt zum Verderben führte. Er fügte ſich, wie Sokrates, mit Standhaftig-

keit und mit der Ruhe eines ſittlich ausgezeichneten Menſchen in ſein Schickſal (317 v. Chr.).

Vier Tage nach Phocion's Hinrichtung kam Kaſſander im Piräus an. Er bedrängte die Stadt von Munychia und Piräus aus, während Polyſperchon, um Kaſſander's Vorrücken zu hindern, ſie mit einem Heere von fünf und zwanzig tauſend Mann einſchloß. Der Letztere glaubte nach einiger Zeit die Beobachtung Kaſſander's ſeinem Sohne überlaſſen zu können, und brach daher mit dem größten Theile ſeines Heeres nach dem Peloponnes auf. Hier verjagte er die Oligarchen aus mehreren Städten, belagerte aber die arkadiſche Stadt Megalopolis lange vergebens, und büßte dabei einen großen Theil ſeines ſchwer zu erſetzenden Heeres ein. Bald nachher wurde auch ſeine ganze Flotte von Antigonus vernichtet. Polyſperchon verlor auf dieſe Weiſe ſeine politiſche Bedeutung, und Kaſſander erhielt das Übergewicht. Die Athener boten dem Letzteren bald ihre Unterwerfung an; denn er hatte ſie vom Meere abgeſchnitten, und ſie entbehrten alſo Erwerb und Genuß, woran den wilden Demokraten, die in der Stadt herrſchten, doch noch viel mehr lag, als am Herrſchen. Kaſſander gewährte gern ſehr billige Bedingungen. Er begnügte ſich mit dem Beſitze von Munychia, und beſtand nicht auf der Beibehaltung der von ſeinem Vater eingeführten Verfaſſung; er änderte dieſelbe vielmehr dahin ab, daß jeder, der etwa vierhundert vier und dreißig Gulden oder zweihundert und vierzig Thaler beſitze, das volle Bürgerrecht haben, und daß ein von ihm ſelbſt zu beſtätigender Vorſteher der Republik erwählt werden ſolle (318 v. Chr.).

Die Athener erwählten den Demetrius Phalereus zu ihrem Regenten. Dieſer Mann, welcher vorher ſchon fünf Jahre lang neben Phocion den Haupteinfluß im Staate gehabt hatte, und von jetzt an ein Jahrzehnt hindurch Athen beherrſchte, hatte etwa dieſelbe Stellung, wie einſt der Redner Lykurg; allein die Umſtände waren jetzt ganz anders, als damals. Es nahmen nämlich zwar alle Bürger, welche wenigſtens zwei hundert und vierzig Thaler beſaßen, d. h. alſo alle außer den eigentlichen Lazzaroni's, an der Regierung Theil, aber Demetrius hatte an Kaſſander und an der macedoniſchen Beſatzung von Munychia einen Rückhalt, ſeine Verwaltung war daher gegen die ewigen Veränderungen geſchützt, die

ſonſt aus dem Princip derſelben nothwendiger Weiſe hervorgegangen ſein würden. Die Regierung war nur ſcheinbar republikaniſch, der That nach aber ſo völlig monarchiſch, daß des Demetrius Herrſchaft über Athen als Beweis dienen kann, wie ſehr Ariſtoteles Recht hatte, an die Möglichkeit der Verbindung des monarchiſchen Princips mit dem Beſtehen freier Staaten zu glauben. Übrigens iſt des Demetrius Regierung für die Sittengeſchichte jener Zeit ſo wichtig, daß ſie ausführlicher geſchildert werden muß.

Demetrius war Gelehrter und Rhetor, und zeichnete ſich in ſeinen Schriften durch Glätte und Nüchternheit des Styls und durch die Kunſt über alles Mögliche mit Feinheit zu reden aus. Dieſes Weſen des Demetrius und ſeine Liebe zu Kunſt und Wiſſenſchaft überhaupt paſſen ganz vortrefflich zu der ſittenloſen Rolle, welche er als Beherrſcher von Athen ſpielte. Es gehört nämlich zu den Eigenthümlichkeiten des geſelligen Lebens jener Zeit, daß neben der größten Verdorbenheit der Sitten die Poeſie, Philoſophie und Kunſt für alle Stände und Lebensalter ein dringendes Bedürfniß waren. Man darf aber dabei außerdem nicht überſehen, daß die Rhetoren Athen's damals ebenſo, wie im Anfang des vorigen Jahrhunderts Voltaire und ſeine Freunde, ein Lob ſpendeten, das für die Großen der Erde eben dieſelbe Bedeutung hatte, als einſt zur Zeit der Freiheit der olympiſche Siegerkranz. Die atheniſchen Dichter und Philoſophen, wie die Schauſpiele, Feſte und Myſterien der Hauptſtadt von Griechenland hatten ihren alten Ruhm behauptet, und das Lob der Athener galt den an Schmeichelei gewöhnten Herrſchern in der Nähe und Ferne mehr, als jedes andere Lob. Darum begannen auch damals die Athener, ſowie durch ihr Beiſpiel hingeriſſen die Griechen überhaupt, diejenige Rolle zu ſpielen, welche ſie ſeitdem Jahrhunderte lang fortgeſpielt haben, und durch die ſie unter der römiſchen Herrſchaft zur Zeit der Republik dienend, zur Zeit der Kaiſer aber als die Lieblinge von dieſen herrſchend, ſich eine Geltung verſchafften. Sie drängten ſich als geiſtreiche und witzige Geſellſchafter, als vornehme Profeſſoren, als Hofmeiſter und Lehrer, als Schmarotzer und Dichter an jeden, der ein großes Haus machte. Hat man dieſen Charakterzug jener Zeit erfaßt, ſo wird man es erklärlich finden, daß ein De-

metrius Phalereus das tollſte Leben führen konnte, und doch von den Athenern nicht allein geliebt, ſondern auch verehrt und in den Himmel erhoben ward, ſowie daß dieſer Mann ſpäter, ſobald er von einem anderen, ähnlichen Herrſcher verjagt worden war, von ebendenſelben Athenern geſchmäht, gehaßt und zum Tode verurtheilt wurde. Das atheniſche Volk ſpendete Lob, und erwartete dafür Geſchenke und Luſtbarkeiten; wer dieſe ihm reichlich gab, war ſein Abgott, mochte er nun ſein wer er wollte.

Demetrius Phalereus hatte zu Phocion's Zeit nur die zweite Rolle gehabt. Als bei Polyſperchon's Herannahen die Oligarchen durch den Pöbel verdrängt wurden, war er klüger als Phocion geweſen: er rettete ſich damals zu Kaſſander's General Nikanor, der ſich ſeiner annahm, während jener zu Polyſperchon und deſſen Sohn floh, die ihn aufopferten. Er ward von Kaſſander an die Spitze des Staats geſtellt, und wußte ſeine Herrſchaft, ungeachtet des Antheils der Ärmeren an der Regierung, ſehr feſt zu gründen, indem er ſie einerſeits auf die macedoniſche Beſatzung, andererſeits aber auf den damaligen Geiſt des atheniſchen Volks ſtützte. Athen war verarmt und dabei an Lüſte und Sittenloſigkeiten gewöhnt; Demetrius gab große Summen aus, und fröhnte der ärgſten Sinnenluſt, den Athenern gefiel ein zwar ſehr willkürlicher, aber zugleich auch verſchwenderiſcher und glänzender Fürſt weit mehr, als die ſeitherige Herrſchaft ihrer eigenen Ariſtokratie, und ſchon des Geldes und Genuſſes wegen mußten ſie für ſeine Regierungsweiſe mehr Sinn haben, als für Phocion's moraliſche, den Platoniſchen Ideen ſich nähernde Verwaltung.

Demetrius ward von Kaſſander und von Ptolemäus als nützlicher Verbündeter angeſehen, Beide gaben ihm deshalb ſo viele Subſidien-Gelder, daß dieſe Einnahme, verbunden mit den atheniſchen Staats-Einkünften, jedes Jahr zwölfhundert Talente oder drei Millionen einmalhunderttauſend Gulden (eine Million ſiebenmalhunderttauſend Thaler) betrug. Mit dieſer großen Summe führte er ein höchſt ſchwelgeriſches Leben. Er hatte ſeither ſehr philoſophiſch gelebt, und ſein Tiſch war ſtets kärglich beſetzt geweſen; ſobald er Herr von Athen geworden war, wandte er die macedoniſchen und egyptiſchen Subſidien auf ſeine Mahlzeiten, ſtatt ſie zum Vortheil der Stadt oder zur Unterhaltung von Soldaten anzuwenden, wozu ſie beſtimmt

waren. Er hielt glänzende Gaſtmähler, welche ſo üppig waren, daß ſein Koch von den täglichen Reſten derſelben ſich nach zwei Jahren zwei große Güter kaufen konnte. Seine Speiſezimmer waren mit den ſchönſten Teppichen belegt; er ſalbte ſich mit den koſtbarſten Salben, färbte ſich ſein Haar blond, und ſchminkte ſich das Geſicht. Er bewirthete und unterhielt ſeine genußſüchtigen Athener, lud täglich eine große Zahl von Gäſten ein, und überbot durch Aufwand, Glanz und Zierlichkeit alles, was ſeither in Athen zu ſehen geweſen war. Er verführte Weiber, verkehrte mit den berühmten Hetären oder Buhlerinnen, welche damals in Athen lebten, und erfand neue Kleider; kurz, er trieb, wiewohl immer noch mit einem gewiſſen Anſtande, alles, was zum Glanz und zur Befriedigung der Sinnenluſt diente. Dabei beförderte er denn freilich auch jede Art von Kunſt und Wiſſenſchaft, die in ſolchen Zeiten, wie die ſeinige war und auch die unſerige wiederum iſt, getrieben werden kann. Er war weit entfernt, einen Aufwand, wie ihn Perikles als das Haupt des atheniſchen Volkes gemacht hatte, zu billigen. Von neuen Tempeln und Theatern und von der in der guten alten Zeit gebräuchlichen glänzenden Aufführung der Tragödien und Komödien wollte er nichts wiſſen. Augenblicklicher Genuß und Nutzen allein war dasjenige, wofür er keinen Aufwand für zu groß hielt. Er hatte alſo bei Feſtlichkeiten und Kunſtwerken nur Ergötzung und Sinnenluſt im Auge, nicht die großen und wahrhaft menſchlichen Gefühle, welche die Kunſt erweckt und erhält. Wie hätten daher ſeine Verſchwendungen der Stadt Nutzen bringen können! Im Gegentheil, er verdarb durch ſein Beiſpiel den Geiſt und die Moral des atheniſchen Volkes, obgleich er ſelbſt doch wieder Luxus-Geſetze gab, in welchen er den Sittenverbeſſerer machte. Er erwarb ſich auf dieſe Weiſe die Gunſt der entarteten Athener in ſo hohem Grade, daß ſie ihm in kurzer Zeit nicht weniger als dreihundert und ſechszig Ehren-Statuen errichteten.

Dies war Athen's Zuſtand während der zehn Jahre, in welchen Demetrius Phalereus, Kaſſander's Schützling, die Stadt beherrſchte. Kaſſander ſelbſt verließ Athen gleich nach der Einſetzung des Demetrius wieder, und ſuchte ſich auf Koſten Polyſperchon's eine Herrſchaft zu gründen. Als ſein Gegner den größten Theil ſeines Heeres verloren und ſich mit dem Reſt deſſelben aus dem

Peloponnes zurückgezogen hatten, erklärten ſich ſogleich einige griech=iſchen Städte für Kaſſander, andere aber wurden von dieſem mit Gewalt eingenommen. Dann zog Kaſſander nach Macedonien, zu deſſen Unterwerfung die Gräuelthaten der Olympias ihm den Weg gebahnt hatten. Eurydike, welche mit Kaſſander in Unterhandlung getreten war, hatte nach der Entfernung Polyſperchon's ſich der Regierung ganz bemächtigt; Polyſperchon aber war vom Pelo=ponnes aus nach Epirus gezogen, um Olympias und ihren Enkel Alexander, den ſeine Mutter Roxane aus Furcht vor den Nach=ſtellungen der Eurydike dahin gebracht hatte, nach Macedonien zu=rückzuführen. Der König Aeacidas, ein Vetter der Olympias, un=terſtützte Polyſperchon's Unternehmen mit einem Heere, Eurydike aber ſchickte Boten an Kaſſander in den Peloponnes, und führte ihren herannahenden Feinden die in Macedonien befindlichen Trup=pen entgegen. An der Grenze des Landes trafen beide Heere auf einander. Olympias und Eurydike, welche beide gleich herrſch=ſüchtig und rachgierig waren, ſtanden an der Spitze ihrer Truppen, und ſuchten wie wüthende Furien einander zu verderben. Als das Gefecht beginnen ſollte, trat Olympias vor das Heer der Eurydike, deutete auf Roxane, auf den jungen Alexander und auf ſich ſelbſt, und entwaffnete dadurch ihre Gegnerin. Die Truppen weigerten ſich, die Mutter, die Gemahlin und den Sohn ihres großen Königs anzugreifen, traten in Unterredung mit den ihnen gegenüberſtehen=den Landsleuten, und vereinigten ſich zuletzt geradezu mit denſelben. Die verlaſſene Eurydike und ihr Gemahl wurden gefangen ge=nommen und der ſchrecklichen Olympias überliefert. Dieſe ließ, um ihre Wuth zu ſtillen, Beide auf grauſame Weiſe quälen, Philipp Arrhidäus und Eurydike wurden in einen engen Raum einge=mauert, und erhielten täglich die nothdürftige Nahrung, damit ſie eines langſamen Todes ſtürben. Als das martervolle Leiden der Unglücklichen bei den Soldaten des Heeres Mitleiden und Unwillen erregte, ließ Olympias den König Philipp mit Pfeilſchüſſen tödten, der Eurydike aber ſchickte ſie einen Dolch, einen Strick und einen Gifttrank in ihren Kerker, damit ſie ſich die Todesart auswähle. Eurydike erdroſſelte ſich mit ihrem eigenen Gürtel (317 v. Chr.) Die eigene Mutter Alexander's gab alſo das erſte Beiſpiel der Er=mordung von Angehörigen des königlichen Hauſes, und veranlaßte

dadurch den Untergang aller Glieder desſelben. Dieſe blutgierige Frau, deren Sinn mit den Jahren nicht im geringſten milder geworden war, wüthete hierauf auch in Macedonien ſelbſt gegen alle diejenigen, welche mit ihrer Gegnerin befreundet geweſen waren. Hundert vornehme Macedonier, unter ihnen auch ein Bruder Kaſſander's, wurden hingerichtet; ja, Olympias ging in ihrer Wuth ſo weit, daß ſie das Grab eines anderen Sohnes des Antipater aufwühlen ließ, um ſich an den Gebeinen desſelben zu rächen.

Kaſſander belagerte gerade eine arkadiſche Stadt, als er die Nachricht von dem Tode der Eurydike und der Rückkehr der Olympias erhielt. Er brach mit ſeinem Heere ſogleich nach Macedonien auf. Hier ſandte er einen ſeiner Generale gegen Polyſperchon, er ſelbſt aber ging auf die Feſtung Pydna los, in welche ſich Olympias mit ihrer Stieftochter Theſſalonike, ihrem Enkel Alexander und deſſen Mutter Roxane eingeſchloſſen hatte. Olympias war rettungslos verloren, da Polyſperchon durch Kaſſander's General bedrängt und eines Theiles ſeiner Truppen beraubt wurde, der Epiroten-König Aeacidas aber durch eine Empörung ſeines Volkes gehindert wurde, Hülfe zu leiſten. Olympias mußte ſich daher nach einer langen Belagerung ihrem Feinde ergeben. Sie erlitt die längſt verdiente Strafe. Kaſſander war entſchloſſen, ſich ihrer zu entledigen, obgleich er nicht wagte, die Mutter Alexander's des Großen geradezu tödten zu laſſen; er ſuchte daher dem Morde derſelben durch eine vorhergegangene gerichtliche Verurtheilung den Schein der Gerechtigkeit zu geben. Er veranlaßte die Verwandten der auf ihren Befehl Gemordeten zu einer Anklage vor dem Heere, welches nach macedoniſchem Rechte über jeden auf Leben und Tod Angeklagten zu entſcheiden hatte. Olympias wurde hierauf zwar von dem Heere zum Tode verurtheilt, aber die mit der Vollſtreckung des Spruches beauftragten Soldaten weigerten ſich, dies zu thun. Kaſſander bediente ſich daher der Rachſucht derer, welche die Anklage gemacht hatten; dieſe ſteinigten die Königin zu Tode (316 v. Chr.). Roxane und Alexander Aegus wurden auf Kaſſander's Befehl in die Feſtung Amphipolis gebracht, wo ſie ſtrenge bewacht und wie Privatperſonen behandelt wurden; Theſſalonike aber, welche gleichfalls in Kaſſander's

Gewalt gerathen war, ward ſeine Gemahlin. Polyſperchon, deſſen Truppen größtentheils zu Kaſſander übergingen, flüchtete ſich nach Aetolien und von da in den Peloponnes, wo er und ſein Sohn Alexander ſich im Beſitze Korinth's und einiger anderen Städte behaupteten.

3. Der Kampf um Alexander's Reich vom Tode der Olympias an bis zur Ermordung der Roxane und ihres Sohnes.

Das Schickſal der Welt hing, wie ſchon die vorher berichteten Ereigniſſe zeigen, in jener Zeit ganz von Soldaten und ihren Führern ab. Es iſt daher nöthig, den Faden der Erzählung zu unterbrechen, um einen Blick auf das damalige Kriegswesen und die Beſchaffenheit der Heere zu werfen. Die Betrachtung der militäriſchen Verhältniſſe und Zuſtände iſt aber außerdem auch für die Erkenntniß des herrſchenden Zeitgeiſtes von großer Wichtigkeit, weil aus der Entwickelung der Kriegskunſt theils neue Künſte und Gewerbe entſprangen, theils die ſeitherigen eine neue Richtung und einen größeren Aufſchwung erhielten. Endlich hatte das Kriegswesen auch auf das Staatsleben einen großen Einfluß; denn es war damals nicht allein das Schickſal der Staaten auf ähnliche Weiſe, wie in unſerer Zeit, von den Truppen und ihren Gebietern abhängig, ſondern da die Heere größtentheils aus bezahlten Miethlingen beſtanden und nichts als künſtliche Maſchinen waren, ſo wurde auch das Finanzweſen der wichtigſte Theil der Staatsverwaltung. Geld und Truppen waren die Angelpunkte, um welche ſich die Geſchicke der Staaten drehten, ſtatt daß früher die lebendige Kraft und der Geiſt der Bürger die Seele des Ganzen gebildet, und den Gang der Ereigniſſe beſtimmt hatten.

Schon von Iphikrates Zeit an waren geworbene Truppen immer mehr an die Stelle der Bürgerheere getreten, und als Alexander der Große ſtarb, hatte die Streitbarkeit der Maſſe des Volkes in den griechiſchen Staaten faſt ganz aufgehört. Selbſt das Heer, welches Leoſthenes im Lamiſchen Kriege anführte, beſtand hauptſächlich aus Miethlingen, wiewohl nicht zu läugnen iſt, daß damals die Athener zum letzten Male von einer nationalen Begeiſterung getrieben

wurden. Dagegen waren Philipp's und Alexander's Truppen, obgleich ſie als ſtehende Heere in unſerem Sinne des Wortes anzuſehen ſind, ihrem Kerne nach eine Nationalmacht, welche nur für beſtimmte Zeit und beſtimmte Zwecke in Dienſt trat, einen Einfluß auf die Verwaltungsgeſchäfte ausübte, und die Gerechtigkeitspflege in ihrer Hand hatte. Dies Alles änderte ſich mit Alexander's Tode; die Heere der verſchiedenen Herrſcher, welche um den Beſitz des Reiches kämpften, wurden fortan aus geworbenen Truppen oder aus willenloſen Unterthanen zuſammengeſetzt, und waren das Eigenthum der Herren, denen ſie dienten. Von allen Völkern, welche zu Alexander's Reich gehört hatten, bildeten nur noch die Aetoler eine Nationalmacht; dieſe erhielten daher auch in den Kriegen der nächſten Zeit ein immer größeres Gewicht, und wurden dadurch in der ſpäteren Geſchichte eine der Hauptvölkerſchaften Griechenlands, während ſie in der früheren kaum erwähnt werden.

Wenden wir uns von der Betrachtung des Kriegsweſens wieder zu dem Gang der Ereigniſſe zurück, ſo iſt zur klaren Erkenntniß der nächſten vierzehn Jahre nach Eumenes Tod vornehmlich das Eine feſtzuhalten, daß Antigonus, ſein Sohn Demetrius Poliorketes, Ptolemäus, Seleukus, Kaſſander und Lyſimachus die wichtigſten Perſonen ſind. Alle anderen Statthalter ſpielen nur eine untergeordnete Rolle. Antigonus war durch die Beſiegung des Eumenes Herr von Aſien geworden, der einzige Mann, der ihm für die Behauptung dieſer Stellung gefährlich werden konnte, Seleukus, ward bald von ihm verdrängt, die übrigen Statthalter aber erkannten ihn als Reichsverweſer und oberſten Gebieter an. Ebenſo hatte Kaſſander in Europa das Übergewicht über Polyſperchon, und beherrſchte einen Theil von Griechenland. Lyſimachus, der Statthalter von Thracien, wurde zu ſehr durch den Unabhängigkeitsſinn der wilden Völkerſchaften ſeines Landes beſchäftigt, als daß er in der nächſten Zeit einen bedeutenden Einfluß auf den Gang der Dinge hätte ausüben können. Dagegen erhielten damals Seleukus, der Statthalter von Babylonien, und Ptolemäus, der Beherrſcher von Egypten, ſowohl für Aſien wie für Europa eine große Wichtigkeit. Beide wußten ſich damals im Beſitze ihrer Provinzen zu befeſtigen, und da ſie nicht, wie Antigonus, nach der

Herrſchaft über Alexander's ganzes Reich ſtrebten, ſo zerſplitterten ſie nicht gleich dieſem ihre Kräfte, und behaupteten in den Stürmen und Verwickelungen der Ereigniſſe, allein von allen Generalen Alexander's, die errungene Macht für ſich und ihre Nachkommen.

Antigonus richtete nach der Beſiegung des Eumenes ſein Augenmerk zunächſt auf die Schätze von Suſa. Er hatte Seleukus mit der Eroberung der Provinz, deren Hauptſtadt Suſa war, beauftragt, und ihm verſprochen, dieſelbe zur Statthalterſchaft Babylonien zu ſchlagen; Seleukus übergab daher, als Antigonus heranzog, die Stadt mit ihren Schätzen, und verſchaffte ihm dadurch zugleich die Mittel zur Führung von Kriegen. Antigonus fand in Suſa ſo viel baares Geld und Koſtbarkeiten, daß die geſammte Summe, welche er dort und in Medien zuſammenbrachte, auf fünf und zwanzig tauſend Talente Gold veranſchlagt wird. Er bemächtigte ſich außerdem auch der zehntauſend Talente, welche in der königlichen Schatzkammer zu Quinda in Cilicien lagen, und da er noch dazu von den ihm unterworfenen Statthaltern jährlich elftauſend Talente erpreßte, ſo nahm er alſo in einem einzigen Jahre nicht weniger als ſechs und vierzig tauſend Talente ein, d. h. eine Summe von mindeſtens hundert und neunzehn Millionen Gulden oder ſechs und ſechszig Millionen Thalern unſeres Geldes. Er hatte kaum durch Seleukus Hülfe ſich der Schätze von Suſa bemächtigt, als er auch ſchon dieſen Mann, der nächſt Eumenes und Ptolemäus der ſchlaueſte von allen Generalen Alexander's war, durch Liſt und Betrug zu verderben ſuchte. Er brach nicht blos in Rückſicht der Statthalterſchaft ſein gegebenes Wort, ſondern ſuchte auch, als er in Babylon mit Seleukus zuſammenkam, abſichtlich einen Zwiſt herbeizuführen, und behandelte ſeinen Verbündeten wie einen Untergebenen. Nachdem er ihn dadurch gereizt hatte, wollte er ihn zuletzt ſogar verhaften laſſen, um ſich ſeiner ganz zu entledigen, Seleukus kam ihm aber durch die Flucht zuvor (316 v. Chr.).

Der flüchtige Statthalter ſuchte und fand eine Zuflucht bei Ptolemäus in Egypten. Sobald der herrſchſüchtige Antigonus Herr von ganz Aſien geworden war, war auch Ptolemäus gefährdet, und mußte ſuchen der drohenden Gefahr bei Zeit zu begegnen. Aus dieſem Grunde nahm er nicht nur Seleukus bei ſich auf,

ſondern bewog auch Kaſſander und Lyſimachus, welche auf gleiche Weiſe bedroht waren, zu einem Bündniß gegen den gemeinſchaftlichen Feind. Dieſer Bund führte einen mehrjährigen Krieg gegen Antigonus herbei. Der Letztere ſuchte ſeine Feinde auf verſchiedene Weiſe zu bekämpfen. Gegen Lyſimachus regte er die rohen thraciſchen Völkerſchaften und die an der Küſte von Thracien gelegenen griechiſchen Seeſtädte auf, ſo daß dieſer in ſeinem eigenen Lande beſchäftigt ward, und an Unterſtützung ſeiner Bundesgenoſſen nicht denken konnte. Um Kaſſander von Aſien fern zu halten, zog Antigonus Griechenland mit in den Kampf. Er ſchloß eine Verbindung mit dem alten Polyſperchon, welcher dadurch wieder aus ſeinem Schlummer geweckt ward, ließ durch Abgeſandte die Freiheit aller griechiſchen Staaten verkündigen, und ſchickte gewandte Unterhändler mit großen Geldſummen in den Peloponnes, um überall Unruhen zu erregen und die Griechen gegen Kaſſander unter die Waffen zu rufen. Dieſer wurde dadurch ebenfalls ſo ſehr beſchäftigt, daß er während des ganzen Krieges nicht nach Aſien kommen, ſondern nur eine kleine Truppenſchaar dahin ſchicken konnte; ja, er wäre ſogar ſelbſt in große Noth gerathen, wenn er nicht verſtanden hätte, Polyſperchon's eigenen Sohn, Alexander, durch niedrigen Gewinn zum Verräther ſeiner Freunde zu machen und ihn zu bewegen, daß er ſich mit dem Feinde ſeines Vaters verband.

Seine Hauptanſtrengung richtete Antigonus gegen Ptolemäus, welcher ſeit einigen Jahren nicht nur Egypten, ſondern auch Syrien und Phönicien beſaß, und durch ſeine große Flotte dem Beherrſcher von Aſien unter allen ſeinen Feinden am gefährlichſten war. Antigonus warf ſich mit dem Kerne ſeiner Macht auf Syrien und Phönicien, eroberte dieſe Länder, und ließ in den Häfen derſelben mit großen Koſten eine Flotte bauen, wobei ihm Nearch, der ſeit alter Zeit ſein Freund war, die beſten Dienſte leiſtete. Ptolemäus dagegen unterſtützte die Gegner des Antigonus im Peloponnes und den Statthalter von Karien, Aſander, der ſich gegen Antigonus empört hatte. Der Letztere ward fünfzehn Monate lang durch die Belagerung der Stadt Tyrus aufgehalten, deren Bewohner auch damals wieder ihren alten Heldenmuth bewieſen, und erſt durch die äußerſte Hungersnoth zur Unterwerfung gebracht

wurden (314 v. Chr.). Nach der Einnahme von Tyrus übergab Antigonus die Leitung des ſyriſchen Krieges ſeinem berühmten, damals dreiundzwanzigjährigen Sohne Demetrius, welcher den Beinamen Poliorketes, d. i. Städte-Eroberer erhielt, und zog ſelbſt gegen Aſander. Dieſer wurde nach Verlauf eines Jahres zur Unterwerfung gezwungen. Ehe hierauf Antigonus nach Syrien zurückkehrte, hatte Ptolemäus auf den Rath des Seleukus ſeine ganze Macht aufgeboten, um ſich dieſes Landes wieder zu bemächtigen. Bei der Stadt Gaza trafen die beiden Gegner des Antigonus mit dem Sohne desſelben zuſammen. Dieſer, ein ehrgeiziger und heftiger junger Mann, war durch den Verluſt von Cypern, welches Ptolemäus kurz zuvor beſetzt hatte, ſo ſehr erbittert, daß er gegen den Rath ſeiner Generale ſich entſchloß, zwei der ausgezeichnetſten Feldherren aus Alexander's Schule im offenen Felde anzugreifen. Ptolemäus und Seleukus erfochten einen vollſtändigen Sieg über ihn. Ganz Syrien, Phönicien und Paläſtina war der Preis dieſes Sieges (312 v. Chr.), und Seleukus benutzte die Niederlage des Demetrius Poliorketes, welcher ſich mit dem Reſt ſeines Heeres bis nach Cilicien zurückzog, zur Wiedereroberung ſeiner Statthalterſchaft Babylonien. Er beſetzte dieſelbe ohne Schwierigkeit, und zerſprengte das Heer des Statthalters von Medien, der in Antigonus Namen herbeigeeilt war. Seit dieſer Zeit behauptete Seleukus die Herrſchaft des fernen Oſtens, und weil er durch die Eroberung von Babylonien den Grund zu dem Reiche legte, welches er auf ſeine Nachkommen oder die Seleuciden vererbte, ſo wurde das Jahr derſelben der Anfangspunkt der Zeitrechnung, welche bald nachher in dieſem Reiche eingeführt ward, und den Namen der Seleucidiſchen Ära führt.

Ptolemäus verlor die von ihm eroberten Länder noch in demſelben Jahre wieder. Demetrius brach nämlich, ſobald er in Cilicien ſein Heer wieder ergänzt hatte, in Syrien ein, ſchlug einen ihm entgegengeſchickten General des Ptolemäus aufs Haupt, und drang dann in Verbindung mit ſeinem Vater, welcher aus Kleinaſien herbeigeeilt war, weiter vor. Ptolemäus war ein zu behutſamer Mann, als daß er den vereinten Heeren Beider eine Schlacht hätte liefern ſollen; er gab vielmehr die Eroberungen, die er gemacht hatte, wieder auf, und zog ſich nach Egypten zurück, wo er

unangreifbar war. Antigonus wollte ihm zwar auch dahin folgen, er ſchickte aber zuerſt einen Theil ſeines Heeres gegen die Beduinen-Horden des felſigen Arabiens, verlor auf dieſem äußerſt beſchwerlichen Zuge in der Wüſte viele ſeiner Soldaten, und ſah ſich, als der Reſt derſelben zu ihm zurückkam, durch die aus Babylonien erhaltenen Nachrichten genöthigt, den Marſch nach Egypten aufzugeben. Sein Sohn Demetrius, der hierauf mit neunzehntauſend Mann gegen Seleukus abgeſchickt wurde, bemächtigte ſich zwar der Stadt Babylon, in welcher Seleukus nur eine geringe Beſatzung zurückgelaſſen hatte, erweckte aber durch ſeine Grauſamkeiten und Verwüſtungen überall den größten Haß gegen ſich, und bewirkte auf dieſe Weiſe, daß die Bewohner Babyloniens nur um ſo feſter an Seleukus, der ihnen die größte Milde bewieſen hatte, gekettet wurden. Antigonus ſah daher keine Möglichkeit durchzudringen, und rief bald auch ſeinen Sohn nach Syrien zurück.

Unmittelbar nach dieſen Begebenheiten trat eine Waffenruhe ein; der einzige Schriftſteller des Alterthums, der uns über das Ende des damaligen Kampfes zwiſchen Antigonus und ſeinen Gegnern Nachricht gibt, behauptet ſogar, es ſei im Jahre 311 v. Chr. ein förmlicher Frieden geſchloſſen worden. Dieſe Angabe iſt nicht gerade für ganz zuverläſſig zu halten; wenn aber auch wirklich ein Frieden zu Stande kam, ſo zeigt doch die Geſchichte der nächſtfolgenden Jahre, daß es keinem der Generale mit demſelben Ernſt war. Jedenfalls blieb die gegenſeitige Stellung derer, welche ſich unter den Namen von Reichsverweſern und Statthaltern in Alexander's Reich getheilt hatten, im Allgemeinen dieſelbe, wie ſie beim Beginne des Krieges geweſen war, mit der einzigen Ausnahme, daß Seleukus ſich wieder eine Herrſchaft verſchafft hatte.

Wie wenige Jahre zuvor Kaſſander's und Polyſperchon's Streit um die Oberherrſchaft von Macedonien mit dem Morde des Philipp Arrhidäus, der Eurydike und der Olympias geendet hatte, ſo führte jetzt auch der von den aſiatiſchen Statthaltern um den Beſitz ihrer Provinzen geführte Krieg den gewaltſamen Tod zweier anderen Glieder der königlichen Familie herbei. Es befanden ſich nämlich in den Heeren aller Statthalter viele Macedonier, und da dieſe ihrem Königsſtamme ergeben waren, ſo hatte Antigonus, um ſeinen Gegnern zu ſchaden, während des

Krieges den Schein angenommen, als wenn er nur die Sache ſeines Königs führe, und den jungen Sohn der Roxane, Alexander Aegus, überall als König anerkennen laſſen. Sobald der Krieg beendigt war, fiel nicht nur jener Grund weg, ſondern der heranwachſende König ſtand auch den auf ſelbſtſtändige Herrſchaft gerichteten Planen des Antigonus und der anderen Statthalter im Wege, und drohte ſpäter ein gefährlicher Nebenbuhler zu werden. Dies veranlaßte die Ermordung der Roxane und ihres Sohnes. In den öffentlichen Artikeln des Friedens erklärte man denſelben zwar zum König des Reiches, nicht lange nachher aber wurden Mutter und Sohn ums Leben gebracht, entweder weil die Statthalter insgeheim darüber übereingekommen waren, oder weil Kaſſander, in deſſen Haft ſich Beide befanden, es für ſeine Herrſchaft zu bedenklich hielt, den öffentlich als König anerkannten Knaben am Leben zu laſſen. Genug, Kaſſander ließ bald nach dem Abſchluß des Friedens Roxane und den jungen Alexander heimlich umbringen, ihre Leichen in der Stille verſcharren und das Geſchehene erſt nach und nach dem Volke bekannt werden (311 v. Chr.).

4. Der Kampf um Alexander's Reich vom Tode der Roxane an bis auf die Schlacht bei Salamis in Cypern.

Der Frieden, welcher zwiſchen den Statthaltern geſchloſſen worden ſein ſoll, dauerte nur kurze Zeit; denn es war keinem von ihnen damit Ernſt geweſen, und die Welt konnte nicht eher Ruhe erhalten, als bis die herrſchſüchtigen Generale entweder das Ziel ihrer Wünſche erreicht hatten, oder im Streben danach untergegangen waren. Der Kampf wurde alſo mit kurzen Unterbrechungen in den verſchiedenen Theilen des Reiches fortgeſetzt. Übrigens hatten für die Entſcheidung desſelben von jetzt an nur Griechenland und der Weſten von Aſien eine Bedeutung. Der äußerſte Oſten des Reiches dagegen trat in den Hintergrund, ſeitdem in den Jahren 311 und 310 vor unſerer Zeitrechnung Seleukus ſich nicht allein in ſeiner Provinz Babylonien feſtgeſetzt, ſondern auch alle im Oſten derſelben gelegenen Statthalterſchaften bis nach Indien hinein unterworfen hatte. Da Seleukus dadurch längere Zeit gehindert

ward, an den Begebenheiten im Weſten Antheil zu nehmen, ſo konnte Antigonus wegen dieſes Gegners ruhig ſein, und ſeine ganze Macht in Vorderaſien zuſammendrängen.

In Griechenland durchkreuzten ſich die Intereſſen der verſchiedenen Statthalter von Alexander's Reich am meiſten; hier wurden deshalb auch die Verhältniſſe ſo verwickelt, daß der Zuſammenhang der Ereigniſſe gerade in Betreff der griechiſchen Staaten und Städte am ſchwerſten zu erkennen iſt. Antigonus hatte, gleich beim Beginn des kurz zuvor erwähnten Krieges, Griechenland mit in den Kampf zu ziehen geſucht, und aus dieſem Grunde die Freiheit aller griechiſchen Staaten verkündigen laſſen. Ptolemäus wußte die dieſer Maßregel zu Grunde liegende Abſicht dadurch zu vereiteln, daß er bald nachher auch in ſeinem Namen die Griechen für frei erklären ließ. Er ſowohl als Antigonus ſchickten Truppen nach Griechenland, und hier bekämpften ſich nun Ptolemäus, Antigonus, Kaſſander, Polyſperchon und ein Theil der Griechen unter einander. In dem Frieden, welcher 311 v. Chr. zwiſchen den Statthaltern geſchloſſen wurde, war auch die Selbſtſtändigkeit aller griechiſchen Staaten wieder ausgeſprochen worden; keiner der Generale zog aber ſeine Beſatzungen aus den griechiſchen Städten zurück, und die Verhältniſſe blieben alſo, wie ſie geweſen waren. Übrigens verdienen in Betreff der griechiſchen Angelegenheiten jener Zeit nur zwei Umſtände eine beſondere Erwähnung, nämlich zuerſt die Art, wie Kaſſander den alten, abgelebten Polyſperchon zur Ermordung eines der wenigen noch übrigen Glieder von Alexander's Familie bewog, und dann das Auftreten eines Mannes von reinerer und beſſerer Geſinnung mitten in der allgemein herrſchenden Selbſtſucht und genialen Verdorbenheit.

Polyſperchon hatte Alexander's Wittwe Barſine mit ihrem Sohne Herkules an ſich gezogen, und den Letzteren, als den einzigen noch übrigen Nachkommen des großen Königs, zum Herrn des Reiches ausgerufen. Er gewann ſich dadurch die Anhänger des königlichen Hauſes, ſammelte ein ziemlich beträchtliches Heer, und wollte nun mit demſelben den jungen Herkules, welcher zur Zeit des Friedensſchluſſes etwa ſiebenzehn Jahre alt war, nach Macedonien führen. Kaſſander zog ihm entgegen, fand aber, da viele von ſeinen eigenen Soldaten dem Sohne Alexander's gewogen

waren, eine entſcheidende Schlacht bedenklich, und nahm daher zur Liſt ſeine Zuflucht. Er trat mit Polyſperchon in Unterhandlung, und ſuchte ihm begreiflich zu machen, daß die Erhebung des Herkules ihnen Beiden nachtheilig ſei und ſie leicht um alle Bedeutung bringen könne. Durch dieſe Vorſtellungen und durch zweimalhundert und ſechszig tauſend Gulden (einmalhundert und fünf und vierzig tauſend Thaler), die er dem alten, ſchwachen Manne gab, berückte er denſelben und brachte ihn zuletzt dahin, daß derſelbe einen geheimen Vertrag mit ihm ſchloß und den Herkules zu tödten verſprach. Dieſer wurde hierauf mit ſeiner Mutter erdroſſelt. Polyſperchon war und blieb der Betrogene. Kaſſander trat ihm zwar, dem Vertrage gemäß, ſcheinbar die Herrſchaft über den Peloponnes ab; allein dort ſtieß Polyſperchon auf kräftigen Widerſtand, und nicht lange nachher ſank er wieder in ſeine frühere Bedeutungsloſigkeit zurück.

In dieſer traurigen Zeit, in welcher Alexander's Generale durch Gewalt, Trug, Mord und andere Verbrechen die Herrſchaft an ſich zu reißen ſuchten, zeigte ein einziger Mann einen reinen Enthuſiasmus für griechiſche Freiheit. Dieſer Mann war ein Neffe des Antigonus, und trug, gleich dem damaligen Beherrſcher von Egypten, den Namen Ptolemäus. Wir wagen zwar nicht ſeine moraliſchen Grundſätze als unbezweifelt rein darzuſtellen, er ward aber unſtreitig von edleren Triebfedern geleitet, als jene militäriſchen Räuber, welche ſich damals Throne erkämpften. Er war im Jahre 313 v. Chr. von ſeinem Oheim mit einem Heere nach Griechenland geſchickt worden, und hatte, im Gegenſatz gegen alle anderen Generale und Befehlshaber, den edlen Ehrgeiz, ſich durch die Wiederherſtellung der Freiheit der griechiſchen Staaten und ihrer alten Verfaſſungen unſterblichen Ruhm zu erwerben. Er eroberte Städte und Länder, nicht etwa für Antigonus oder für ſich ſelbſt, ſondern als Befreier. Bald nach ſeiner Landung machte er ganz Böotien und alles Land bis nach Aetolien hin vom macedoniſchen Joche frei. Als er ſich in der gleichen Abſicht den Grenzen von Attika näherte, erhielt er von ſeinem Oheim den Befehl, nach dem Peloponnes zu ziehen. Er gehorchte, verfuhr aber hier ebenſo, wie im mittleren Griechenland. Er zwang den Unterbefehlshaber, welcher ſeither im Peloponnes die Truppen des Antigonus befehligt

hatte, das Land Elis nebſt den daſelbſt geraubten heiligen Schätzen ihm zu übergeben, und ſchenkte dann dieſem Staate, wie jedem anderen, den er beſetzte, die Freiheit. Auch nach dem Friedensſchluß ſeines Oheims mit den anderen Statthaltern handelte er dieſem Grundſatze gemäß, obgleich es dem Antigonus mit dem Artikel des Friedensvertrags, welcher alle Griechen in Europa und Aſien für frei erklärte, nicht im mindeſten Ernſt war. Antigonus nahm es daher auch ſeinem Neffen ſehr übel, daß derſelbe, anſtatt Beſatzungen in die eroberten Städte zu legen, die ihm anvertrauten Truppen noch immer zur wirklichen Befreiung von Griechenland gebrauchte. Er entzweite ſich darüber mit ihm, und Ptolemäus fiel, als er nach Aſien zurückgerufen wurde, von ſeinem Oheim ab. Ptolemäus beging hierauf die Thorheit, ſich an den Beherrſcher von Egypten anzuſchließen, welcher die Freiheit der Griechen früher ebenfalls ausgerufen, und nachher in dem Friedensvertrag nochmals anerkannt hatte. Dieſer nahm den edeln Befreier freundlich auf, zog aber die Truppen desſelben an ſich, und entledigte ſich dann ihres Führers als eines unnützen Werkzeugs dadurch, daß er ihn umbringen ließ (309 v. Chr.).

Die Rolle des Befreiers von Griechenland, welche der Neffe des Antigonus höchſt unglücklich geſpielt hatte, übernahm bald nachher des Letzteren Sohn, Demetrius Poliorketes, der einen ganz anderen Charakter und ganz andere Grundſätze und Sitten hatte, als ſein Vetter. Ptolemäus von Egypten hatte ſeine Macht in Griechenland auszubreiten geſtrebt, und ſich zuletzt der wichtigen Städte Korinth und Sikyon bemächtigt; er legte Beſatzungen in dieſelben, und verſtändigte ſich mit Kaſſander, durch einen beſonderen Friedensvertrag, über ihre beiderſeitigen Beſitzungen im Peloponnes. Bald nachher (308 v. Chr.) trat er mit Kleopatra, der Schweſter Alexander's des Großen, welche nebſt ihrer Stiefſchweſter Theſſalonike, der Gemahlin Kaſſander's, von der ganzen königlichen Familie allein noch am Leben war, in Unterhandlung, um ſich mit ihr zu vermählen. Dieſe Verhandlung hatte kaum begonnen, als Kleopatra, welche in Sardes, einer von Truppen des Antigonus beſetzten Stadt, lebte, eines Tages ermordet gefunden ward. Antigonus ließ die Sklavinnen derſelben, als die Mörderinnen, mit dem Tode beſtrafen, und die Leiche der Prinzeſſin mit königlichen

Ehren beſtatten; niemand zweifelte aber, daß Antigonus ſelbſt der Anſtifter der That war. Ein Jahr ſpäter rüſtete Antigonus eine Flotte aus, um Ptolemäus und Kaſſander mit einer größeren Macht, als früher, in Griechenland anzugreifen, vor allem Andern aber ſich der Stadt Athen zu bemächtigen, und dann von dort aus das übrige Griechenland in Abhängigkeit von ſich zu bringen. Die Leitung dieſes Unternehmens, welches unter dem Schein einer Befreiung Griechenlands ausgeführt werden ſollte, übertrug er ſeinem Sohne Demetrius Poliorketes. Mit zweihundert fünfzig großen Schiffen, einem zahlreichen Heere und einer baaren Summe von nicht weniger als dreizehn Millionen Gulden oder ſieben Millionen Thalern ging Demetrius zu Ende des Frühlings 307 v. Chr. unter Segel. Unerwartet erſchien er bei Athen, und da die macedoniſche Beſatzung nicht ſtark genug war, um zugleich den Piräus und die Munychia zu vertheidigen, ſo bemächtigte er ſich ohne große Mühe des Erſteren. Einige Zeit nachher erſtürmte er auch die Munychia, und nahm die macedoniſchen Truppen gefangen.

Demetrius Poliorketes hatte ſich den Athenern als Befreier angekündigt, und wurde deshalb mit Freuden aufgenommen. Der ſeitherige Beherrſcher der Stadt, Demetrius Phalereus, war froh, als er bei jenem eine Zuflucht gegen die Wuth des launenhaften Pöbels fand, der ſich ſogleich ganz dem Demetrius Poliorketes zuwendete, und dagegen ſeinen früheren Abgott mit Haß verfolgte. Demetrius Phalereus ward unter ſicherem Geleite nach Böotien gebracht, reiſte von da zu Kaſſander, und begab ſich, als dieſer ſtarb, nach Egypten, wo er, durch ſeine Bemühungen um die dortigen wiſſenſchaftlichen Anſtalten, eine weit größere Bedeutung für die Geſchichte der Menſchheit erhielt, als durch ſeine zehnjährige Herrſchaft in Athen. In ſeiner Vaterſtadt wurden unmittelbar nach ſeiner Flucht die ihm errichteten dreihundert und ſechszig Statuen zertrümmert und er ſelbſt zum Tode verurtheilt. Mit gleicher Wuth verfuhr das Volk auch gegen ſeine Freunde und Anhänger. Demetrius Poliorketes verzögerte ſeinen Einzug in die Stadt, bis er auch die benachbarte Stadt Megara von ihrer macedoniſchen Beſatzung befreit hatte. Dieſer Einzug war höchſt glänzend, und der große Jubel, mit dem er empfangen wurde, bildete die Einleitung zu einer Reihe von Niederträchtigkeiten, durch welche das atheniſche

Volk ſich zur Rolle der elendeſten und feilſten Schmeichler herabwürdigte.

Des Demetrius ganzes Weſen und ſein erſter Aufenthalt in Athen ſind für die Sittengeſchichte jener Zeit ſo bezeichnend, daß es nöthig iſt, den Charakter dieſes ſonderbaren Mannes und das Benehmen der Athener gegen ihn bis ins Einzelnſte zu ſchildern. Demetrius war, wie Alcibiades, durch Kraft und Schönheit des Körpers ausgezeichnet und mit großen geiſtigen Talenten begabt; er verband ebenſo, wie dieſer, Gewandtheit, Thätigkeit und militäriſche Einſicht mit einem abenteuerlichen Sinne und mit der ausſchweifendſten Sittenloſigkeit. Während er in allen ſeinen Kriegsunternehmungen verſtändig und raſtlos thätig war, und ſich durch den erfinderiſchen Geiſt, den er dabei zu erkennen gab, den Beinamen Poliorketes d. i. Städte-Eroberer verdiente, war er zugleich allen Arten von Lüſten in ſo hohem Grade ergeben, daß ihm in jener Zeit großer ſittlicher Entartung darin nicht wohl ein Anderer gleich kam. Er hatte ſein ganzes Leben hindurch keinen leitenden Grundgedanken und kein beſtimmtes politiſches Ziel, er ſuchte nur Abenteuer und den Schein der Genialität, da er zugleich den Alcibiades, den Achilles und den Alexander in ſeiner Perſon vereinigen wollte. Unter den Griechen trat er als Herold und Wiederherſteller der Freiheit auf, dies war aber eine bloße Affectation; denn die Liebe zur Freiheit konnte unmöglich in einem Herzen wohnen, welches von den Begierden und Leidenſchaften eines Despoten, von der Üppigkeit eines Schwelgers und von der Prahlerei eines orientaliſchen Fürſten erfüllt war. Die Athener nahmen freilich alles, was Demetrius ihnen ſagte und ſagen ließ, für baare Wahrheit, und verehrten einen Mann, der jeder Gerechtigkeit und Tugend Hohn ſprach, wie einen Halbgott.

Als Demetrius ſeinen glänzenden Einzug in Athen gehalten hatte, trat er vor dem verſammelten Volke auf, und verkündete demſelben: die Stadt ſei frei und ſolle ihre alte demokratiſche Verfaſſung wieder einführen, er ſelbſt werde ihr zur Wiederherſtellung ihrer früheren Seemacht behülflich ſein, und unter die Bürger hundert und fünfzig tauſend Scheffel Getraide unentgeltlich vertheilen laſſen. Daß die entarteten Athener einen Prinzen von dreißig Jahren, der ſie mit dem Worte Freiheit bezauberte, ihnen

Brod gab und mit vollen Händen Geld ausſtreute, vergötterten, und einander in der Erfindung toller Volksbeſchlüſſe zu ſeinen Ehren überboten, iſt weder auffallend noch ſchwer zu erklären; daß aber griechiſche Geſchichtſchreiber dem ſittenloſen jungen Abenteurer zutrauen konnten, er habe damals wirklich Griechenland frei machen wollen, muß jeden in Verwunderung ſetzen, der die Menſchen kennt, und des Demetrius Grundſätze nach ſeinen Handlungen, nicht nach ſeinen Worten beurtheilt. Die Athener gingen in ihrer unſinnigen Schmeichelei ſo weit, daß ſie Demetrius und ſeinen Vater nicht nur als Könige, ſondern auch als Götter begrüßten. Die Athener waren alſo die erſten Griechen, welche den Generalen Alexander's den königlichen Namen ertheilten, die erſten, welche Menſchen ihrer Macht und ihres Glanzes wegen ſogar für Götter erklärten. Ein eigener Prieſter des Antigonus und Demetrius wurde ernannt, die Thaten Beider in das Gewand der Minerva, der Schutzgöttin der Stadt, eingewebt, und dem Demetrius an der Stelle, wo er aus dem Schiffe geſtiegen war, ein Altar errichtet, an welchem er unter dem ſonſt dem Jupiter gegebenen Beinamen des herabſteigenden Gottes verehrt wurde. Die Zahl der Phylen oder Bürgerklaſſen ward um zwei vermehrt, und dieſen die Namen Antigonis und Demetrias ertheilt; auch einer der Monate wurde Demetrion und der letzte Tag desſelben Demetrias genannt. Auf ſo unſinnige Weiſe ehrten die Athener ihren vorgeblichen Befreier. Dieſer ſchwelgte Monate lang in Athen, unbekümmert um das Schickſal des übrigen Griechenlands, bis eine Botſchaft ſeines Vaters ihn nach Aſien zurückbeſchied. Als er Athen verlaſſen hatte, zeigte ſich ſogleich die Wirkung des unſeligen Geſchenkes, welches er dieſer Stadt durch die Wiederherſtellung der Demokratie gemacht hatte. Alles war dem Pöbel oder vielmehr den Demagogen, die dem großen Haufen am beſten zu ſchmeicheln verſtanden, preisgegeben. Keiner verſtand dies ſo gut als Stratokles, ein durchaus lüderlicher Menſch, der an Gemeinheit und Unverſchämtheit ſelbſt einen Kleon (ſiehe Th. I. S. 441) übertraf, und ſchon von Demetrius allen andern Athenern vorgezogen worden war. Daß Demetrius einem ſolchen Manne den Haupteinfluß auf das Volk verſchaffte, und in Athen eine Verfaſſung einrichtete, welche einem Stratokles die Leitung

des Staates möglich machte, war gewiß das Schlimmſte von allem, was Demetrius bei ſeinem erſten Aufenthalt in Athen that.

Demetrius wurde von ſeinem Vater zurückgerufen, um mit einer großen Flotte die Inſel Cypern anzugreifen, auf welcher Ptolemäus bedeutende Streitkräfte hatte ſammeln laſſen. Er landete auf Cypern, ſchlug den Bruder des Ptolemäus, Menelaus, in einer entſcheidenden Schlacht, und belagerte dann die Hauptſtadt Salamis zu Waſſer und zu Lande (306 v. Chr.). Bei dieſer Gelegenheit wandte er zum erſten Male ſeine großen Einſichten in die mechaniſchen Wiſſenſchaften zur Verfertigung der bewunderungswürdigen Kriegsmaſchinen an, die ihm den Beinamen des Städte-Eroberers verſchafften. Weil Demetrius hierdurch eine größere Bedeutung in der Weltgeſchichte erhalten hat, als er durch ſeine Kriegsthaten erlangen konnte, ſo verdient dieſer Punkt eine ausführlichere Darſtellung. Zur Zeit des Demetrius war die eigentliche Strategie oder die Wiſſenſchaft des Kampfes auf offenem Felde gewiſſermaßen vollendet, die Belagerungskunſt und der Seekrieg aber konnten noch weiter entwickelt und vervollkommnet werden. Auf Beides richtete daher Demetrius ſeine Aufmerkſamkeit, und der Einfluß der von ihm hierin gemachten Erfindungen iſt um ſo größer geweſen, weil er dadurch auch auf das bürgerliche Leben einwirkte, in welchem die Wiſſenſchaft der Mechanik damals zuerſt eine allgemeine Bedeutung für die Gewerbe erhielt. In Bezug auf das Seeweſen hatte Demetrius die beſte Schule durchgemacht; denn ſeines Vaters Seeweſen leiteten Alexander's großer Admiral, Nearch, und ein naher Anverwandter, der ſeine Kenntniſſe und Erfahrungen in Rhodus, dem damaligen Hauptſitze der griechiſchen Seekunſt, geſammelt hatte. Noch weit mehr zeichnete ſich Demetrius in der Kriegsbaukunſt aus; ja, ſeine Erfindungen in dieſer waren ſo bedeutend, daß die ganze ſpätere Zeit des Alterthums von ihm und von den Männern, deren er ſich zur Erbauung ſeiner Maſchinen bediente, Muſter und Lehre empfing. Zweimal hat Demetrius ſeine ganze Geſchicklichkeit in der Erfindung und Anwendung von Maſchinen aufgeboten, bei der Belagerung von Salamis und bei ſeinem ein Jahr ſpäter gemachten Angriffe auf Rhodus.

Bei der Belagerung von Salamis berief Demetrius, der mit allen großen Mathematikern ſeiner Zeit in Verkehr ſtand, eine

Menge Künſtler und Handwerker aus Aſien zu ſich, und ließ Maſchinen und Werke von jeder Art und Größe errichten. Die Hauptmaſchine, welche er damals erfand und zum erſten Male anwandte, war die ſogenannte Helepolis, d. i. die Städte-Einnehmerin. Sie beſtand aus einem Gebäude, welches hundert und fünfzig Fuß Höhe und fünf und ſiebenzig Fuß Breite und Tiefe hatte, in neun Stockwerke abgetheilt war, und durch Räder und Rollen von faſt vierzehn Fuß Durchmeſſer fortbewegt wurde. Im unterſten Stocke waren Wurfmaſchinen aufgeſtellt, durch welche Pfeile und Steine von anderthalb Centner Schwere ſo geſchleudert wurden, daß dieſelben ſenkrecht niederfielen; in den mittleren ſtanden Maſchinen, welche in horizontaler Richtung warfen; ganz oben befanden ſich kleine Wurfmaſchinen, und es war Sorge getragen, daß zur Bedienung derſelben nicht weniger als zweihundert Mann daſelbſt Raum hatten. Das ganze Gebäude war alſo ein furchtbarer Batterie-Thurm, welcher gegen die Mauer der Feinde gerollt wurde, und durch ſeine vielen Geſchoſſe die Vertheidiger derſelben vernichtete, während zwei zu beiden Seiten angebrachte und durch Schirmdächer geſchützte Sturmböcke die Mauer ſelbſt zertrümmerten. Eins hatte Demetrius dabei überſehen, und dies zog die Zerſtörung der ganzen Maſchine nach ſich. Er hatte nämlich nicht dafür geſorgt, daß das Gebäude gegen Feuer geſchützt werde. Als daher bereits die feindliche Mauer durchbrochen war, retteten ſich die Belagerten durch Anzündung der Helepolis. Dieſe verbrannte völlig, und viele Leute kamen dabei ums Leben.

Die Belagerung von Salamis ward darum nicht weniger mit dem größten Nachdruck fortgeſetzt. Demetrius verdankte aber die Eroberung der Stadt nicht ſeinen Maſchinen, ſondern einem entſcheidenden Kampfe zur See, zu welchem er durch Ptolemäus genöthigt wurde. Dieſer war nämlich mit ſeiner ganzen Flotte herbeigeeilt, um Salamis zu entſetzen, und die Seeſchlacht, welche zwiſchen ihm und Demetrius vor dem Hafen der Stadt geliefert wurde, war die größte, deren die Geſchichte des Alterthums gedenkt (307 v. Chr.). Demetrius trug einen glänzenden Sieg davon; er ſelbſt verlor nur zwanzig Schiffe, den Feinden dagegen wurden vierzig große Kriegsſchiffe und mehr als hundert Transportſchiffe genommen, über achtzig der Erſteren in den Grund ge-

bohrt, und außerdem an achttauſend Mann Landungstruppen zu Kriegsgefangenen gemacht. Die Übergabe der Stadt Salamis und die Unterwerfung von ganz Cypern waren die unmittelbare Folge des Sieges. Der Bote, durch welchen Demetrius ſeinem Vater die Siegesnachricht überbringen ließ, Ariſtodemus von Milet, begrüßte den Antigonus mit den Worten: „Heil dir, König Antigonus!", und dieſer nahm ſeitdem nicht nur für ſich ſelbſt den Königstitel an, ſondern ſetzte auch auf ſein Antwortſchreiben die Aufſchrift: „An den König Demetrius". Seinem Beiſpiel folgten ſogleich Ptolemäus, Seleukus und Lyſimachus. Nur Kaſſander that es nicht; er geſtattete zwar ebenfalls, daß man ihn mit dem Königsnamen begrüßte, gebrauchte aber ſelbſt bei ſeinen Unterſchriften dieſen Titel nie.

5. Der Kampf um Alexander's Reich von der Schlacht bei Salamis an bis zur Schlacht bei Ipſus.

Das Nächſte, was Antigonus und ſein Sohn unternahmen, war ein Zug gegen Egypten. Zur Eroberung dieſes Landes boten ſie ihre ganze Macht auf: Antigonus wollte mit achtzigtauſend Mann zu Fuß, achttauſend Reitern und drei und achtzig Elephanten zu Lande, Demetrius dagegen mit hundert und fünfzig Kriegs- und hundert Transportſchiffen, ſowie mit allen möglichen Maſchinen und Werkzeugen zur See das Reich des Ptolemäus angreifen. Zum Unglück wurde durch dieſe außerordentliche Rüſtung der Zug bis zum Herbſte verzögert. Dadurch erhielt nicht nur Ptolemäus Zeit, ſich von dem bei Salamis erlittenen Schlage zu erholen und an der Grenze ſeines Landes Befeſtigungen anzulegen, ſondern es wurde auch des Demetrius Flotte in große Gefahr gebracht, weil der Angriff in die Zeit der Herbſtſtürme fiel, und alſo die Flotte, von welcher der Erfolg des ganzen Unternehmens abhing, ſich der egyptiſchen Küſte nur unter den größten Gefahren nähern konnte. Als Antigonus mit ſeinem Heere im Delta ankam, hatte Demetrius bereits durch drei Stürme viele Schiffe verloren; er bot deſſenungeachtet Alles auf, um ſeinen Vater zu unterſtützen und das Heer deſſelben über die Nil-Arme zu bringen, allein ſeine Landungsverſuche ſcheiterten an der Wuth der Winde, und Antigonus

ward einer großen Gefahr preisgegeben. Ptolemäus bewachte mit unermüdlicher Sorgfalt jeden Punkt, wo die Feinde einen Übergang verſuchen konnten, alle Verſuche des Antigonus, vorwärts zu dringen, waren vergeblich, furchtbarer Mangel riß in ſeinem Lager ein, die Zahl der Überläufer mehrte ſich unter ſeinen Truppen von Tag zu Tage und er war zuletzt durchaus zum Rückzug genöthigt, wenn er nicht Perdikkas Schickſal erfahren wollte. Antigonus und Demetrius kehrten unverrichteter Sache nach Syrien zurück; ſie hatten viele Menſchen und Schiffe verloren, und obgleich ihr Rückzug ein freiwilliger geweſen war, ſo feierte doch Ptolemäus mit Recht ihre Heimkehr ebenſo, als wenn er den glänzendſten Sieg erfochten hätte.

Was auf dieſem Wege nicht gelungen war, ſuchten Antigonus und Demetrius im folgenden Jahre (305 v. Chr.) auf eine andere Weiſe zu erreichen. Sie beſchloſſen, Ptolemäus von der See zu verdrängen, den egyptiſchen Handel zu vernichten, und dadurch ihren Feind um ſeine Macht zu bringen. Dazu ſollte ihnen die Stadt Rhodus ihre Hülfe leiſten. Dieſe hatte in den Kämpfen um Alexander's Reich ungemein gewonnen; denn während Alexandria und andere Seeſtädte, die den einzelnen Herrſchern gehörten, durch jeden Krieg ihrer Gebieter in ihrem Handel beeinträchtigt wurden, hatte Rhodus ſich immer neutral gehalten, und durch ein ſchlaues Benehmen allen Statthaltern befreundet zu bleiben gewußt. Da die Rhodier mit Egypten einen ſehr lebhaften Handel trieben, ſo ließen Antigonus und Demetrius ihnen jeden Verkehr mit dieſem Lande unterſagen, obgleich die klugen Kaufleute ſich große Mühe gegeben hatten, beide Könige durch Schmeicheleien und durch Ehren-Statuen, die ſie ihnen errichteten, bei guter Laune zu erhalten. Antigonus und Demetrius beſtanden aber auf ihrer Forderung, und ſchickten, um derſelben Nachdruck zu geben, Kaper gegen die rhodiſchen Schiffe aus. Als nun die Rhodier ſich gegen dieſe wehrten und einige derſelben wegnahmen, drohten ihnen die beiden Könige mit ihrer Rache. Die Rhodier ſuchten durch verſchiedene Anerbietungen den Zorn der Herrſcher zu beſchwichtigen; dieſe hörten aber nicht darauf, ſondern verlangten, daß Rhodus hundert Geißeln ſtelle und des Demetrius Flotte in ſeine Häfen einlaſſe. Dadurch hätten die Rhodier Selbſtſtändigkeit und An-

ſehen verloren, ſie beſchloſſen daher, lieber das Äußerſte zu wagen.

Auf dieſe Weiſe kam es zu einem Kriege, in welchem Demetrius alle ſeine Talente und ſeines Vaters ganze Macht aufbot. Mit einer Flotte von dreihundert und ſiebenzig größeren und tauſend kleineren Fahrzeugen und einem Heere von mehr als vierzigtauſend Mann erſchien er vor der Stadt Rhodus, und nun begann jene denkwürdige Belagerung, in welcher die Rhodier dem Genie, der Macht und den rieſenhaften Anſtalten des in der Kriegsbaukunſt am meiſten ausgezeichneten Mannes ſeiner Zeit die Klugheit und Gewandtheit einer im Seeweſen erfahrenen Bürgerſchaft, den Muth der Freiheit und die vereinte Thätigkeit eines in ſeinem Gemeinweſen ſich glücklich fühlenden Volkes entgegenſetzten. Es iſt ſchwer zu ſagen, wer in dieſem Kampfe eine größere Anerkennung verdient, ob der Städte-Eroberer Demetrius oder die Rhodier. Die Letzteren jagten gleich anfangs alles unnütze Volk aus ihrer Stadt, und ließen den anweſenden Fremden die Wahl zwiſchen der Theilnahme am Kampfe und der Abreiſe. Sie behielten ſechstauſend Bürger und tauſend Beiſaſſen und Fremde als ſtreitbare Mannſchaft übrig, vermehrten dieſe Zahl aber dadurch, daß ſie jedem Sklaven, der ſich bei der Belagerung brav zeigen würde, die Freiheit und das Bürgerrecht verſprachen. Endlich verbürgten ſie allen im Kampfe Fallenden eine ehrenvolle Beſtattung und die Sorge für ihre Hinterbliebenen.

Die Vertheidigung der Rhodier hatte dasſelbe Verhältniß zu Demetrius Angriff, wie die berühmte Vertheidigung von Gibraltar durch den General Elliot gegen die Franzoſen im Jahre 1782 zu der Erfindung und Anwendung der ſchwimmenden Batterieen. Die erſten Angriffe geſchahen von der Seeſeite her. Demetrius errichtete auf dem Vordertheil ſeiner Schiffe Wurfmaſchinen, welche ihre Pfeile bis faſt eine Viertelſtunde weit ſchleuderten. Hierauf baute er eine Art von ſchwimmenden Batterieen mit ungeheueren Schutzdächern und ſchwimmende Thürme, welche höher waren, als die der Hafenmauer. Die Rhodier erhöhten ſchnell ihre Mauer, errichteten auf ihrem Hafendamm und ihren Schiffen ähnliche Wurfmaſchinen, und ſchlugen durch Felsſtücke, die ſie mit ihren Maſchinen warfen, ſowie durch Feuer und Schwert alle Angriffe

des Feindes zurück. Nach einem langen, oft wiederholten Kampfe gab Demetrius den Verſuch, ſich der Stadt von der See aus zu bemächtigen, auf, und traf jetzt furchtbare Anſtalten zu Lande, bei denen er nicht weniger als dreißigtauſend Arbeiter beſchäftigte. Er ließ namentlich eine Helepolis erbauen, welche weit größer war, als die bei der Belagerung von Salamis angewendete. Sie hatte eine Höhe von faſt zweihundert Fuß, und war hundert Fuß breit und tief, und damit ſie nicht, wie jene, durch Feuer vernichtet würde, ſo ward ſie durch eiſerne Beſchläge und genäßte Felle gegen dieſe Gefahr geſchützt. Das Gebäude ruhte auf acht Rädern, deren Speichen vier Fuß Dicke hatten, und wurde durch die vereinte Kraft von vierzehnhundert oder, nach einer anderen Nachricht, gar von dreitauſend Männern in Bewegung geſetzt. Außer dieſer und anderen Maſchinen wandte Demetrius auch die Kunſt des Minirens gegen Rhodus an, und es gelang ihm bald, einen Theil der Mauern durch Untergraben dem Einſturz nahe zu bringen. Die Rhodier wurden aber durch nichts eingeſchüchtert, und ſetzten durch ihre Gegenanſtalten den Feind noch mehr in Beſtürzung, als dieſer ſie ſelbſt durch ſeine Angriffe. Sie machten durch Gegen-Minen jene Verſuche des Demetrius nutzlos, warfen beſtändig Steine, Wurfſpeere und brennende Pfeile auf die Belagerer, und brachten die Helepolis trotz ihres eiſernen Schutzes in ſolche Gefahr, daß ſie gewiß in Flammen aufgegangen wäre, wenn Demetrius ſie nicht zurückgezogen hätte.

Dieſe wenigen Angaben genügen, um zu zeigen, daß bei der Belagerung und Vertheidigung von Rhodus mit ſolchen Waffen gekämpft wurde, wie ſie das Aufblühen der mathematiſchen und mechaniſchen Wiſſenſchaften damals darbot. Ein ganzes Jahr hindurch ſuchte Demetrius auf jede mögliche Weiſe die Rhodier zu bezwingen, endlich erkannte er, daß ihm dies nur ſehr ſchwer und erſt nach langer Zeit gelingen würde. Er beſchloß daher die Belagerung aufzuheben, und ſah ſich nach einem guten Vorwand um, mit den Rhodiern in Unterhandlung zu treten. Eine Geſandtſchaft des ätoliſchen Volkes, welches von Kaſſander ſehr bedrängt wurde und um ſchleunige Hülfe bat, gab ihm dieſen Vorwand. Die Rhodier aber thaten ihrerſeits gern alles, was ſie mit Ehren thun konnten, um ihrem Feinde die Beſchämung zu erſparen,

daß er ſeine ungeheueren Anſtalten vergebens eingerichtet, unermeßliche Summen vergebens ausgegeben, unzählige Menſchen vergebens aufgeopfert habe. Unter Vermittelung der ätoliſchen Geſandten ward ein Frieden zu Stande gebracht, in welchem Rhodus als freier Staat anerkannt wurde, ſich aber verpflichtete, den Antigonus und Demetrius in allen Kriegen, außer gegen Ptolemäus, zu unterſtützen, und ihnen hundert Bürger als Geißeln zu ſtellen. Die Rhodier erfüllten gleich nach dem Abzug des Demetrius das gegen die gefallenen Bürger und die Sklaven übernommene Verſprechen, und zeigten ſich auch gegen Kaſſander und Lyſimachus, welche ihnen durch Zuſendung von Lebensmitteln Hülfe geleiſtet hatten, durch Errichtung von Statuen dankbar. Ptolemäus ward von ihnen ſogar für einen Gott erklärt, und erhielt einen ihm geweihten heiligen Hain in der Nähe der Stadt, ſowie den Beinamen Soter, d. i. der Retter, mit welchem er nachher zur Unterſcheidung von andern Königen desſelben Namens in der Geſchichte ſtets bezeichnet wurde. Es waren alſo die Bürger einer freien griechiſchen Stadt, welche noch früher, als die von jeher ſklaviſch geſinnten Egypter, dem neuen Beherrſcher des egyptiſchen Landes Titel und Verehrung eines Gottes zuerkannten. Aber dieſes freie Volk war zugleich ein Handelsvolk, dem der eigene Vortheil über Alles ging, und welches daher aus eben demſelben Grunde dem Ptolemäus übermäßig ſchmeichelte, aus dem es die ihm und anderen Königen ſchuldige Dankbarkeit zur Verſchönerung ſeiner Stadt und zur Ermunterung der Künſte benutzte.

Von Rhodus ſegelte Demetrius unmittelbar nach Griechenland hinüber, wo unterdeſſen Kaſſander und Polyſperchon ihre Eroberungen ausgebreitet hatten, und wo der Erſtere zuletzt Athen ſelbſt belagerte. Demetrius landete (gegen das Ende des Jahres 304 v. Chr.) an der Küſte von Böotien, und zwang durch ſeine bloße Erſcheinung den Kaſſander, nicht allein die Belagerung von Athen aufzuheben, ſondern auch ſich bis nach Theſſalien zurückzuziehen. Nachdem Demetrius dies vollbracht und mit den Aetolern einen Bund gegen Kaſſander und Polyſperchon geſchloſſen hatte, begab er ſich nach Athen, wo er mit noch viel größeren Ehren als früher empfangen wurde. Er brachte den ganzen Winter über in Athen zu, und ſchwelgte hier in einer Art und Weiſe, welche alles, was

er drei Jahre vorher gethan hatte, bei weitem übertraf. Seine Sitten hatten ſich in dieſen drei Jahren ſehr verſchlechtert; er kam, umgeben von allem, was der aſiatiſche Luxus Weichliches und Verächtliches hat, nach Athen, und ſchlug hier gewiſſermaßen die Reſidenz eines neuen Reiches auf, welches er unter dem Vorwande, alle Staaten zu befreien, in Griechenland errichtete. Auch die Athener waren ſeitdem durch die wiedereingeführte Pöbelherrſchaft und durch die elenden Menſchen, die ſich unter ihnen als Staatsmänner aufgeworfen hatten, in ihren Sitten ſehr geſunken. Ihnen war übrigens diesmal Demetrius in der That ein Befreier, da der erbitterte Kaſſander ſie mit ſeiner Rache bedroht hatte.

Die Athener übertrafen ſich ſelbſt in der Erfindung der niederträchtigſten Schmeicheleien gegen Demetrius. Sie erklärten ihm, als er in ihre Stadt einzog, daß die Schutzgöttin derſelben allein ihn als Gaſtgeberin bewirthen könne und dürfe, und räumten ihren heiligſten Tempel dem ausſchweifendſten Menſchen ein, deſſen die Geſchichte von Alcibiades Zeit an bis auf den Herzog Regenten von Frankreich gedenkt. Das Heiligthum der als keuſche, jungfräuliche Göttin verehrten Minerva wurde jetzt die Stätte der zügelloſeſten Wolluſt. Ein alter Schriftſteller ſagt, er ſchäme ſich, alle Scheuslichkeiten zu berichten, welche damals von Demetrius und von den Athenern begangen worden ſeien, er habe zu viel Achtung vor dem alten Sitz der Kunſt und Wiſſenſchaft, um den damaligen Zuſtand desſelben in ſeiner nackten Erbärmlichkeit darzuſtellen; doch könne er nicht verſchweigen, daß man damals in dem Allerheiligſten des jungfräulichen Tempels ganz öffentlich den abſcheulichſten Unfug getrieben habe. Kein Weib, kein Mädchen war ſicher vor den zügelloſen Begierden des Demetrius. Ja, ſo weit ging die Schamloſigkeit dieſes Menſchen, daß er einſt als Lohn für eine befriedigte Wolluſt eine an das atheniſche Volk gerichtete Anweiſung auf hundert und dreißigtauſend Gulden oder zwei und ſiebenzig tauſend Thaler ausſtellte. Weil dies nachher noch einige Male vorkam, ſo erließ das Volk den Beſchluß, daß bei Strafe kein Bürger mehr ein Schreiben des Demetrius an das Volk überbringen dürfe. Kaum hatte man aber erfahren, daß Demetrius hierüber erzürnt ſei, ſo nahmen die Athener nicht nur dieſen Beſchluß zurück, ſondern ſie ließen auch alle, welche denſelben

vorgeſchlagen oder auch nur anempfohlen hatten, hinrichten oder verbannen.

Im Anfang des Frühlings (303 v. Chr.) begann Demetrius ſeine Unternehmungen im Peloponnes. Unter dem Namen eines Befreiers verjagte er die egyptiſchen und macedoniſchen Beſatzungen aus Sikyon, Korinth, Argos und anderen Städten, und ward faſt überall eben ſo vergöttert, wie in Athen. Er hielt ſodann, wie einſt Philipp und Alexander, eine griechiſche Nationalverſammlung auf dem Iſthmus. Außer unzähligen Privatleuten, welche daſelbſt zuſammenſtrömten, erſchienen auch die Abgeordneten von ſechszehn vorgeblich freien Städten. Dieſe erwählten Demetrius zum unumſchränkten Feldherrn Griechenlands gegen Kaſſander, und als ſolcher brachte er im nächſten Jahre ein Heer von fünf und ſechszig tauſend Mann zuſammen, zu welchem die Griechen allein fünf und zwanzig tauſend Mann ſtellten. Als er im Frühling nach Athen zurückkehrte, überſtieg die Niederträchtigkeit der Athener alles Maß. Sie gaben ſich und alles, was ihnen ſeither heilig geweſen war, dem ſchwelgeriſchen Wollüſtling völlig preis. Sie empfingen ihn mit Opferſpenden und Proceſſionen, verherrlichten ihn durch Lobgeſänge, in welchen Demetrius der größte aller Götter genannt wurde, und ſangen dieſe Loblieder ſogar in ihren Privathäuſern. Der Wüſtling bezog wieder den heiligſten Tempel der Stadt, und entweihte dieſe Stätte durch die unerhörteſten Sittenloſigkeiten. Den berüchtigten atheniſchen Buhlerinnen jener Zeit, namentlich der Lamia, huldigte er auf die ſchimpflichſte Weiſe; denn er gab z. B. einſt ſechsmalhundert fünfzigtauſend Gulden (dreimalhundert ein und ſechszig tauſend Thaler), die er von der Stadt erpreßt hatte, in Gegenwart der Überbringer jener Dirne mit den Worten: „Kaufe dir Schminke dafür!“ Indeſſen erniedrigten ſich nicht die Athener allein vor dem frechen Schwelger, auch die Bewohner von Argos verherrlichten ihn auf ähnliche Weiſe, die Sikyonier ordneten ihm zu Ehren Tempeldienſte und jährliche Feſte an, und die Thebaner errichteten ihm zu Gefallen ſogar der Lamia einen Tempel in ihrer Stadt. Sittenloſigkeit und wüſtes Leben herrſchten damals, wie aus dieſem Allen hervorgeht, überall in Griechenland. Die alten Schriftſteller haben uns aus jener Zeit ein ganzes Verzeichniß von Buhlerinnen über-

liefert, welche zum Theil einen ebenſo großen Ruhm hatten, als irgend ein König oder Feldherr aus dieſer Periode der Geſchichte. Dichter und Regenten bemühten ſich um die Wette, den Namen ſolcher Perſonen Unſterblichkeit zu verſchaffen, und die Nachrichten, welche ſich über das Treiben derſelben erhalten haben, überſteigen alles, was uns aus anderen ähnlichen Zeiten überliefert worden iſt.

Im Sommer des Jahres 302 v. Chr. begann Demetrius als Oberanführer der Griechen ſeinen Feldzug gegen den Beherrſcher von Macedonien, Kaſſander, welchem außer Theſſalien bereits alle ſeine Beſitzungen in Griechenland entriſſen worden waren. Dieſer verzweifelte anfangs an der Möglichkeit ſich behaupten zu können, weil er damals keinen einzigen Bundesgenoſſen hatte. Er wandte ſich deshalb an Antigonus um Frieden, erhielt aber die Antwort, daß er ſich unbedingt unterwerfen müſſe. Dieſe Antwort, durch welche Antigonus ſich ſelbſt für den alleinigen Erben Alexander's und die anderen Statthalter für ſeine Vaſallen erklärte, traf Seleukus, Ptolemäus und Lyſimachus ebenſo gut, als Kaſſander, und rettete daher den Letzteren aus der ihm drohenden Gefahr. Die vier Herrſcher verbanden ſich mit einander, und es entſpann ſich nun wieder ein allgemeiner Krieg, der in Aſien entſchieden werden mußte, weil die Verbündeten gleich anfangs beſchloſſen hatten, ihn nach dieſem Welttheil hinüberzuſpielen. Lyſimachus brach über den Hellespont in Kleinaſien ein, während Seleukus von Oſten und Ptolemäus von Süden her gegen Antigonus heranzogen. Unterdeſſen war Demetrius nach Theſſalien vorgerückt und hier mit Kaſſander zuſammengetroffen, welcher auf jede Weiſe eine Schlacht zu vermeiden ſuchte, und wirklich auch ſeinen Gegner hinzuhalten wußte.

Antigonus ſah ſich genöthigt, ſeinen Sohn zu dem unvermeidlichen entſcheidenden Kampfe nach Aſien zurückzurufen, und am Ende des Jahres 302 v. Chr. ſchiffte ſich dieſer mit ſeiner ganzen Macht nach Kleinaſien ein. Nach ſeiner Entfernung ſchickte auch Kaſſander ſo viele Truppen, als er entbehren konnte, unter ſeinem Bruder Pleiſtarchus dahin; er ſelbſt blieb in Europa zurück. In Kleinaſien vereinigten ſich die Heere des Lyſimachus und Seleukus einerſeits und die des Antigonus und Demetrius

andererſeits mit einander, Ptolemäus dagegen rückte langſam durch Syrien vor, und wartete ſeiner alten Schlauheit gemäß die Entſcheidung ab. Im Sommer des Jahres 301 v. Chr. ward durch die Schlacht, welche Antigonus, Demetrius, Lyſimachus und Seleukus bei Ipſus einander lieferten, das Schickſal von Aſien entſchieden; in Europa dagegen dauerte es noch faſt dreißig Jahre länger, bis daſelbſt ein einigermaßen feſter Stand der Dinge allgemein anerkannt wurde. Antigonus hatte ſiebenzigtauſend Mann zu Fuß und zehntauſend zu Pferd, das Fußvolk ſeiner Gegner aber beſtand nur aus vier und ſechszig tauſend Mann und ihre Reiterei aus zehntauſend fünfhundert; dagegen hatte Antigonus nicht mehr als fünf und ſiebenzig Elephanten, Seleukus aber vierhundert oder gar vierhundert und achtzig. Antigonus erlitt eine gänzliche Niederlage; wodurch dieſe aber herbeigeführt ward, iſt ſchwer zu beſtimmen. Manche meinen, er ſei deswegen beſiegt worden, weil er nicht die gewohnte Zuverſicht und Ruhe gehabt, und nicht wie ſonſt Alles allein geordnet, ſondern dem Rathe ſeines Sohnes Gehör geſchenkt habe. Andere werfen die Schuld auf Demetrius allein, welcher, nachdem er einen Theil der Feinde geſchlagen hatte, dieſen zu hitzig verfolgte, ſtatt ſeinem bedrängten Vater zu Hülfe zu kommen. Nach einer dritten Meinung endlich hätte die große Überzahl der feindlichen Elephanten den Sieg entſchieden. Wie es ſich aber auch damit verhalten haben mag, Antigonus hätte jedenfalls nicht ſchöner enden können; er fiel kämpfend auf dem Schlachtfeld, im ein und achtzigſten Jahre ſeines Lebens. Die Sieger ließen ſeine Leiche mit königlichen Ehren beſtatten.

Antigonus Macht wurde durch die Schlacht bei Ipſus völlig vernichtet, und von ſeinem Heere rettete Demetrius nur fünftauſend Mann zu Fuß und viertauſend Reiter. Mit dieſen entfloh Demetrius nach Epheſus, wo ſich ſeine Flotte befand. Von hier ſegelte er nach Athen. Die Sieger theilten ſich in das Reich ihres Gegners. Ptolemäus, welcher an dem Siege keinen Antheil gehabt hatte, und deshalb bei der Theilung nicht berückſichtigt ward, eignete ſich Phönicien und einen Theil von Syrien zu, vermochte aber aus den Städten Tyrus und Sidon die Beſatzungen des Demetrius nicht zu verdrängen. Lyſimachus und Seleukus ließen ihn im Beſitze dieſes Landſtrichs, und theilten das übrige Reich des Antigonus unter ſich

ſelbſt ſo, daß der Erſtere ganz Kleinaſien bis an den Taurus erhielt, alles jenſeits gelegene Land aber dem Letzteren zufiel, und Kaſſander's Bruder, Pleiſtarch, Cilicien bekam.

6. Die letzten Schickſale des Kaſſander und ſeiner Söhne, des Demetrius Poliorketes und des Lyſimachus.

Demetrius wandte ſich von Epheſus nach Griechenland. Noch ehe er daſelbſt landete, erſchienen atheniſche Geſandte bei ihm, welche erklärten, daß man für gut gefunden habe, allen Königen und folglich auch ihm die Stadt zu verſchließen. Die Athener kannten ihn zu gut, um nicht zu wiſſen, daß ſeine vorgebliche Wiederherſtellung der Freiheit Griechenlands nichts als ein bloßer Deckmantel für ſeine herrſchſüchtigen Plane ſei. Demetrius beſaß jedoch noch einige Städte im Peloponnes, namentlich das wichtige Korinth, und da er außerdem auch eine große Flotte und einige wichtigen Seeplätze in Kleinaſien, Cypern, Cilicien und Phönicien hatte, ſo war er Herr des Meeres. Er griff plündernd und verwüſtend die Küſten von Thracien an, machte große Beute, und ſetzte ſich dadurch in Stand, ſeine Miethtruppen zu vermehren. Auf dieſe Weiſe war er auch nach der Niederlage bei Jpſus noch immer ein furchtbarer Gegner, beſonders für Lyſimachus, welcher keine Flotte beſaß. Der Letztere ſchloß daher mit Ptolemäus von Egypten ein Bündniß, um von der Seeſeite her Unterſtützung zu erhalten und ſo ſeine Küſten vertheidigen zu können. Er vermählte ſich zur Befeſtigung dieſes Bundes mit Ptolemäus Tochter Arſinoë. Dies verſetzte aber auch den König Seleukus, welcher kurz zuvor Syrien erobert hatte, und nun von Norden und Süden her bedrängt ward, in die Nothwendigkeit, ſich ebenfalls nach einem Bundesgenoſſen umzuſehen. Kaſſander konnte vom fernen Macedonien her und ohne eine bedeutende Flotte ihm nichts nützen, Demetrius dagegen war durch ſeine vielen Schiffe und Seeplätze ganz der geeignete Mann für ihn. Seleukus wandte ſich alſo an den Letzteren, und ſuchte ihn dadurch an ſich zu knüpfen, daß er um die Hand ſeiner Tochter Stratonike warb, welche wegen ihrer Schönheit im ganzen Alterthum berühmt geworden.

Demetrius ergriff den ihm von Seleukus gemachten Antrag begierig, und ſegelte ſogleich mit ſeiner Tochter nach Syrien. Unterwegs landete er an der Küſte von Cilicien, vertrieb Pleiſtarch aus dieſem Lande, und bemächtigte ſich des Überreſtes der königlichen Schätze zu Quinda. Die enge Verbindung zwiſchen Seleukus und Demetrius war für den Beherrſcher von Egypten bedenklich, und bewog ihn zu einer Ausſöhnung mit Beiden. Sie waren dazu leicht zu bewegen, weil Ptolemäus auf dieſe Weiſe von Lyſimachus getrennt wurde, und Demetrius im Grunde nichts als die egyptiſche Flotte zu fürchten gehabt hatte. Der Letztere, obgleich er bereits mehrere Weiber hatte, verlobte ſich mit Ptolemaïs, einer Tochter des Ptolemäus, und ſtellte Geißeln als Unterpfand des Verſprechens, die egyptiſche Schifffahrt nicht ſtören zu wollen. Weder die verwandtſchaftlichen Verbindungen, noch die durch Eide bekräftigten Bundesverträge, noch auch die gegebenen Geißeln hielten irgend einen der Herrſcher ab, ſich bei jeder Gelegenheit auf Koſten der übrigen zu bereichern; Demetrius ſegelte daher auch ſogleich wieder nach dem Peloponnes, und bekriegte die dortigen Bundesgenoſſen des Ptolemäus. Dieſer aber gewann dagegen bald nachher einen der Geißeln des Demetrius, den aus ſeiner Heimath verjagten und ſeit einigen Jahren mit Demetrius befreundeten epirotiſchen Prinzen Pyrrhus, unterſtützte ihn mit Geld und Truppen zur Eroberung von Epirus, und gab in ihm dem Demetrius einen ſehr gefährlichen Nebenbuhler. Seleukus endlich drohte, bei der erſten beſten Gelegenheit ſich der dem Demetrius gehörenden phöniciſchen und ciliciſchen Städte zu bemächtigen.

Demetrius ſuchte wieder, wie früher, in Griechenland den eigentlichen Mittelpunkt ſeiner Macht zu bilden. Als er dahin zurückkehrte, ſchienen die Umſtände einen Verſuch auf Athen, den er unmittelbar nach der Schlacht bei Ipſus nicht gewagt hatte, zu begünſtigen. Kaſſander hatte Attika zu erobern verſucht, war aber durch den edlen und tapferen Athener Olympiodorus mit Hülfe der Aetoler zurückgeſchlagen worden. Der Beherrſcher von Macedonien hatte nachher auf einem andern Wege ſeinen Zweck zu erreichen geſucht. Er war mit dem einflußreichen Demagogen Lachares in Verbindung getreten, und hatte ihn bewogen, ſich zum Tyrannen aufzuwerfen, weil er durch ihn, der natürlich ſeine eigent-

liche Stütze nicht im Volke, ſondern in Söldnern und auswärtigen Bundesgenoſſen ſuchen mußte, die Athener von ſich abhängig zu machen hoffte. Lachares regierte mit großer Härte und rückſichtsloſer Grauſamkeit, hatte aber die Herrſchaft noch nicht lange an ſich geriſſen, als Kaſſander ſtarb (zu Ende des Jahres 297 v. Chr.). Gerade um dieſe Zeit hatte Demetrius ſeine Unternehmungen im Peloponnes begonnen. Er eilte jetzt nach Attika, und begann Athen zu belagern. Lachares hatte ſich in der Herrſchaft von Athen ſo feſt geſetzt, daß die Athener ſelbſt dann noch ſich ſeinem grauſamen Regimente fügten, als Demetrius ihnen alle Zufuhren abſchnitt, und ſie in die äußerſte Noth brachte. Endlich verzweifelte Lachares ſelbſt, ſich länger halten zu können; er entfloh als Bauer verkleidet aus Athen, und ward in Böotien der mitgenommenen Schätze wegen ermordet. Die Stadt ergab ſich hierauf ſogleich dem Demetrius auf Gnade und Ungnade (um die Mitte des Jahres 295 v. Chr.).

Die Athener zitterten vor der Rache des Demetrius; dieſer aber erklärte gleich nach ſeinem Einzuge dem verſammelten Volke, daß er Alles vergeben und vergeſſen wolle, und ließ ſogar hunderttauſend Scheffel Getraide unter die ausgehungerten Bewohner der Stadt austheilen. Natürlich war er nun wieder der Abgott der Athener, und es wurden ihm zum Zeichen ihres Dankes durch einen förmlichen Volksbeſchluß ſogleich die Hafenſtädte Piräus und Munychia geſchenkt. Er legte eine ſtarke Beſatzung in dieſelben, und hatte alſo jetzt einen Hauptſtaat Griechenlands ganz und gar in ſeiner Gewalt. Hätte er auch Sparta erobert, was er gleich nach der Beſetzung Athen's verſuchte, ſo würde er zu der Herrſchaft des Meeres, einiger kleinaſiatiſchen Seeplätze, des Landes Cilicien, der Inſel Cypern und der Hauptſtädte von Phönicien auch noch die von ganz Griechenland hinzugefügt haben. Eine ſo furchtbare Macht konnten aber Ptolemäus, Seleukus und Lyſimachus unmöglich aufkommen laſſen. Sie griffen alſo damals, jeder für ſich, einen Theil der entlegenen Beſitzungen des Demetrius an: Lyſimachus bemächtigte ſich der kleinaſiatiſchen Seeſtädte desſelben, Ptolemäus eroberte den größten Theil von Cypern, und Seleukus beſetzte Cilicien und Phönicien. Demetrius hatte unterdeſſen ein ſpartaniſches Heer, welches ihm in Arkadien entgegen kam, zurückgeſchlagen, dasſelbe nachher noch einmal in der Nähe von Sparta beſiegt, und war

nahe daran, dieſe Stadt einzunehmen, als ihn die Nachricht von den Unternehmungen ſeiner Feinde nöthigte, die Belagerung von Sparta aufzuheben.

Anſtatt nach Aſien zu eilen, zog Demetrius vor, zuerſt ſeine Macht im mittleren und nördlichen Griechenland zu befeſtigen, und zu dieſem Zwecke von der dargebotenen Gelegenheit, Herr von Macedonien zu werden, Gebrauch zu machen. In dieſem Lande ſtritten nämlich zwei Söhne Kaſſander's, Antipater und Alexander, um die Herrſchaft. Der ältere von ihnen glaubte den Thron durch die Ermordung ſeiner eigenen Mutter Theſſalonike, welche den jüngeren mehr liebte und, wie jener meinte, zu ſeinem Nachtheil erheben wollte, nicht zu theuer zu erkaufen. Es ward daher die einzige noch übrige Prinzeſſin aus königlichem Geblüte durch die Hand ihres eigenen Sohnes ermordet (295 v. Chr.). Die gräuliche That empörte Aller Herzen gegen Antipater, ſo daß dieſer es rathſam fand, zu Lyſimachus zu fliehen, deſſen Tochter Eurydike ſeine Gemahlin war, in der Hoffnung, daß derſelbe ihm zum Beſitze Macedoniens verhelfen werde. Alexander wandte ſich hierauf, aus Furcht vor der Rückkehr ſeines Bruders, zu gleicher Zeit an Demetrius und an Pyrrhus, den König von Epirus. Beide ſagten ihm ihren Beiſtand zu, und ſetzten ſich mit ihren Truppen in Bewegung. Der epirotiſche König hatte bereits einen Theil von Macedonien erobert, und Demetrius war ſchon an der Grenze des Landes angekommen, als der unmenſchliche Antipater auch ſeinem Schwiegervater nach dem Leben trachtete, dafür aber ſelbſt mit dem Tode beſtraft wurde. Nun bedurfte Alexander der fremden Hülfe nicht, und ſuchte ſie auf jede Weiſe fern zu halten. Den Epiroten ſtellte er durch die Abtretung eines Stückes von Macedonien zufrieden, des Demetrius aber ſuchte er ſich durch Meuchelmord zu entledigen. Dieſer beſchloß, um die Herrſchaft von Macedonien zu erlangen, das Gleiche gegen Alexander. Beide trafen, als ſie in Lariſſa eine Zuſammenkunft hielten, insgeheim ihre Maßregeln, der ſchlauere Demetrius kam aber dem jungen Könige zuvor. Am Tage nach dem vollbrachten Morde ließ Demetrius die Truppen Alexander's zuſammenkommen, und ſcheute ſich nicht, die frevelhafte That vor ihnen laut zu bekennen. Er

wußte dieſelben für ſich zu gewinnen, und ſie traten insgeſammt zu ihm über (294 v. Chr.).

Auf dieſe Weiſe kam der blutbefleckte Thron von Macedonien in den Beſitz des Wüſtlings Demetrius Poliorketes. Von dem ganzen verworfenen Geſchlechte Antipater's und Kaſſander's erſcheint allein des Demetrius Gemahlin Phila, eine Schweſter Kaſſander's, edel und gut. Demetrius hatte ſie ſtets vernachläſſigt, durch Begünſtigung anderer Weiber gekränkt und ſogar hinter ſeine vielen Maitreſſen zurückgeſetzt, deſſenungeachtet blieb Phila ihrem Gemahle ſtets mit Treue und Liebe ergeben. Sie hatte nicht lange vorher, während Demetrius den Peloponnes unterwarf und Sparta bekriegte, die Inſel Cypern gegen Ptolemäus vertheidigt, war nur Schritt vor Schritt der Übermacht des Gegners gewichen, und hatte zuletzt die Stadt Salamis durch eine hartnäckige Gegenwehr zu behaupten geſucht. Endlich war ſie gefangen genommen, von Ptolemäus aber bald wieder frei gegeben worden. Sie eilte zu ihrem treuloſen Gemahl zurück, vergaß um ihres Sohnes, Antigonus Gonatas, willen, daß Demetrius drei Gemahlinnen (die Schweſter des Pyrrhus, Deidamia, die Athenerin Eurydike und die Tochter des Ptolemäus, Ptolemaïs), ſowie unzählige Kebsweiber ihr vorgezogen hatte, und ward die Vermittlerin zwiſchen ihm und den Macedoniern, welche ſich dem Demetrius hauptſächlich als dem Schwiegerſohn des ihnen ſo theuren Generals Antipater ohne Schwierigkeit unterwarfen. Freilich war Macedonien auch durch die Entvölkerung, welche Alexander's Zug nach Aſien und die nachherigen Kriege veranlaßt hatten, ſo ſehr heruntergekommen, daß es von jetzt an immer die Beute desjenigen wurde, der nur ein Heer zuſammenzubringen vermochte.

Hätte Demetrius ſeinen Stolz beſchränken und ſich mit der Herrſchaft von Macedonien und Griechenland zufrieden geben können, ſo wäre er gewiß im Beſitze derſelben geblieben, obgleich Pyrrhus, die Aetoler und bald nachher auch Lyſimachus, Seleukus und Ptolemäus gegen ihn auftraten. Sein abenteuerlicher, herrſchſüchtiger Sinn trieb ihn aber bald aufs neue zu einer weit ausſehenden Unternehmung. Auch mishandelte er ſeine neuen Unterthanen auf eine zugleich harte und höhnende Weiſe. Er ließ z. B.

einſt die ihm überreichten Bittſchriften nicht allein ungeleſen, ſondern warf ſie auch vor den Augen der Ueberreicher von einer Brücke herab ins Waſſer. Von ſeinem Glücke berauſcht, verſchwendete er unermeßliche Summen auf den Glanz ſeines Hofes, und rüſtete ein ungeheueres Heer und eine große Flotte aus, um ſeines Vaters aſiatiſches Reich wieder zu erobern. Wie wenig er auf die ſehr mishandelten Macedonier rechnen konnte, zeigte ſich, als er einſt erkrankte, und Pyrrhus dies zu einem Einfall in Macedonien benutzte (289 v. Chr.): der epirotiſche König beſetzte damals faſt das ganze Land ohne Widerſtand. Demetrius ließ ſich aber nicht warnen; er war kaum geneſen und hatte Pyrrhus wieder verjagt, als er ſeine Gewalt in der alten Weiſe misbrauchte, und ſeine unſinnigen Rüſtungen zum aſiatiſchen Kriege fortſetzte. Bald war eine Flotte von fünfhundert Schiffen und ein Heer von hundert und zwölftauſend Mann zur Abfahrt bereit. Gerade als er dieſe furchtbaren Rüſtungen beendigt hatte, ward der ganze Schatten ſeiner despotiſchen Macht wie ein Nebel zerſtreut. Seleukus, Ptolemäus und Lyſimachus, die ſich durch ſeine außerordentlichen Kriegsanſtalten bedroht ſahen, erneuerten ihren alten Bund, zogen auch Pyrrhus in denſelben, und griffen ihren gemeinſchaftlichen Feind plötzlich von allen Seiten her an. Lyſimachus brach von Norden, Pyrrhus von Oſten her in Macedonien ein, während des Ptolemäus Flotte an der Küſte von Griechenland erſchien. Wahrſcheinlich hatten die Gegner des Demetrius zu gleicher Zeit auch Einverſtändniſſe mit ſeinem Heere angeknüpft. Dieſes verließ ſeinen König, ſobald es in die Nähe der Feinde gekommen war, und Demetrius mußte ſich durch die Flucht zu retten ſuchen. Er verlor alſo in einem Augenblick die Herrſchaft von Macedonien, nachdem er dieſelbe ſieben Jahre lang beſeſſen hatte, und eilte verrathen uud verlaſſen nach Griechenland (287 v. Chr.). Seine edle Gemahlin Phila nahm Gift, um ihn nicht noch einmal elend und flüchtig zu ſehen. Macedonien theilten Pyrrhus und Lyſimachus unter ſich.

Dieſen Augenblick benutzte der edle Athener Olympiodor, um ſeine Vaterſtadt zu befreien. Er ermuthigte ſeine Mitbürger, griff an ihrer Spitze die macedoniſche Beſatzung an, und verjagte dieſelbe wirklich, verlor aber ſelbſt im Kampfe das Leben. Demetrius

erſchien zwar bald nachher mit ſeinem griechiſchen Heere vor Athen und belagerte die Stadt, mußte aber unverrichteter Sache wieder abziehen. Er überließ hierauf ſeine Beſitzungen in Griechenland ſeinem Sohne Antigonus Gonatas, und ſegelte mit elftauſend Mann auf Abenteuer nach Aſien. Daß er jetzt mit einem ſo kleinen Heere ein Unternehmen verſuchte, zu welchem er kurz vorher hundert und zwölftauſend Mann und eine rieſenmäßige Flotte kaum hinreichend geglaubt hatte, darf uns nicht verwundern, da er es diesmals zunächſt nur auf des Lyſimachus Beſitzungen abgeſehen hatte. Lyſimachus ſelbſt war in Macedonien beſchäftigt: ſein tapferer und edler Sohn Agathokles aber, der mit einem bedeutenden Heere in Kleinaſien ſtand, zog dem Demetrius gleich nach ſeiner Landung entgegen. Agathokles bot dem verzweifelten Gegner kein Treffen an, ſondern ſchnitt ihn vom Meere ab, hinderte alle Zufuhr, verfolgte ihn auf ſeinen Märſchen, und bewirkte auf dieſe Weiſe, daß Demetrius in kurzer Zeit achttauſend Mann einbüßte. Mit dem kleinen Reſt ſeines Heeres rettete ſich der Abenteurer in das Innere von Kleinaſien, gerieth aber hier ſo ſehr ins Gedränge, daß ihm zuletzt nichts Anderes übrig blieb, als ſich dem Seleukus in die Arme zu werfen. Seleukus befahl, ſobald ſich Demetrius bittend an ihn gewandt hatte, den Statthaltern der Grenzprovinzen ſeines Reiches, ihn freundlich aufzunehmen und mit dem Nöthigen zu verſorgen. Demetrius misbrauchte dieſe Güte gröblich, er überfiel die Truppen des Seleukus, und machte plündernde Streifzüge bis nach Syrien. Dies bewog den Seleukus, ſelbſt mit einem Heere gegen ihn aufzubrechen; Demetrius wurde von ihm bald übermannt und ſo enge eingeſchloſſen, daß er ſich gefangen geben mußte (286 v. Chr.). Sein Schickſal war beſſer, als man in jenen Zeiten und unter den angegebenen Umſtänden hätte erwarten ſollen. Er wurde königlich behandelt: Seleukus wies ihm eine feſte Stadt als Wohnſitz an, gab ihm das nöthige Geld für ſeine Hofhaltung, und ließ ihn zwar bewachen, hielt ihn aber doch nur in ganz freier Haft. Demetrius brachte drei Jahre in dieſer Lage zu; er vertrieb ſich die Zeit mit Jagen, Reiten, Trinken und Spielen, erkrankte endlich, und ſtarb 283 v. Chr. im vierundfünfzigſten Jahre ſeines Lebens.

Bald nach Demetrius Tode ward auch das Schickſal des Lyſimachus in Seleukus Hände gegeben. Lyſimachus hatte ſeine Herrſchaft in Thracien durch verſtändige Einrichtungen und glückliche Kriege zu befeſtigen gewußt, beim Sturze des Demetrius ſich noch die Hälfte von Macedonien dazu verſchafft, und zur Zeit, als dieſer nach Kleinaſien ſegelte, dem Pyrrhus auch die andere Hälfte entriſſen. Er war damals alt und ſchwach geworden, und traurige Familienverhältniſſe trübten den Abend ſeines Lebens. Lyſimachus hatte vier Gemahlinnen. Die erſte, eine odryſiſche Prinzeſſin, gebar ihm zwei Söhne, Agathokles und Alexander. Von ſeiner zweiten Gemahlin, Nicäa, der früher mit Perdikkas vermählten Schweſter Kaſſander's, hatte er zwei Töchter, Eurydike und Arſinoë, von welchen die Erſtere Kaſſander's Sohn Antipater, die Zweite den Sohn und Nachfolger des Ptolemäus von Egypten heirathete. Seine dritte Gemahlin war die Perſerin Amaſtris, eine Nichte des Königs Darius Kodomannus, welche früher mit dem General Kraterus und nach deſſen Tode mit Dionyſius, dem Beherrſcher der Stadt Heraklea am Pontus, vermählt geweſen war. Lyſimachus, welcher keine Kinder von ihr hatte, liebte ſie ſehr, heirathete aber nichts deſtoweniger aus Staatsklugheit eine Tochter des Ptolemäus, Arſinoë, welche ihm drei Söhne gebar. Dieſe Heirath ward für Lyſimachus die Quelle bitterer Leiden. Amaſtris wollte nicht neben der neuen Gemahlin bleiben, nnd begab ſich in ihre Herrſchaft Heraklea, ward aber von den Söhnen, welche ſie aus ihrer Ehe mit Dionyſius hatte, aus Herrſchſucht ermordet. Lyſimachus, welcher ſtets freundliche Geſinnungen gegen Amaſtris behalten hatte, rächte ihren Tod dadurch, daß er die Muttermörder mit dem Leben beſtrafte.

Bis dahin war Lyſimachus vom Glücke begünſtigt und durch kein Verbrechen befleckt, wenn gleich ebenſo wenig durch Tugend oder Seelenadel ausgezeichnet; von dieſem Augenblick an aber ſtürzte ihn ſeine Gemahlin Arſinoë in Verbrechen und Unglück. Dieſe befand ſich nämlich am Hofe des vor Alter ſchon ſchwachen Mannes in einer ſonderbaren Lage. Ihr Stiefſohn, der zum Thronerben beſtimmte Agathokles, war ſchon ſeit langer Zeit mit ihrer Stiefſchweſter Lyſandra vermählt, und der rechte Bruder derſelben, Ptolemäus Keraunos, welcher von ihrem Vater aus

Egypten vertrieben worden war, hatte am Hofe des Lyſimachus eine gute Aufnahme gefunden. Beide waren ihr als Kinder einer verhaßten Stiefmutter ein Dorn im Auge, und ſahen umgekehrt auch die Arſinoë als ihre Feindin an. Dieſe konnte außerdem den Gedanken nicht ertragen, daß der Thron einſt nicht auf ihre eigenen Kinder, ſondern auf Agathokles und deſſen Söhne, die Kinder ihrer Stiefſchweſter, übergehen ſollte. Dazu kam noch, daß ſie, wie es heißt, einſt dem Agathokles ihre Liebe angetragen hätte, und von dieſem mit Verachtung zurückgewieſen worden war. So vereinigten ſich alſo Herrſchſucht, Familienhaß und gekränkte Liebe oder vielmehr eine aus getäuſchter Wolluſt hervorgegangene Rachgier, um Arſinoë zu einer Furie zu machen. Sie ſchmiedete, in Verbindung mit ihrem jeder Schandthat fähigen Stiefbruder Ptolemäus Keraunos, Plane gegen den verhaßten Agathokles, verläumdete ihn bei ſeinem Vater, erweckte in dem ſchwachen alten Manne Argwohn gegen ſeinen trefflichen Sohn, und wußte ihm zuletzt die Ueberzeugung beizubringen, daß ſein Sohn ihm nach dem Leben trachte. Lyſimachus eilte den angeblichen Abſichten ſeines Sohnes zuvorzukommen, und ließ ihn erdroſſeln.

Der Tod des edeln und allgemein geliebten Prinzen machte dem alten König Aller Herzen abwendig. Auch beging Lyſimachus, nachdem er ſich von ſeinem Weibe einmal hatte bethören und zu einem ſo ſchrecklichen Verbrechen hinreißen laſſen, eine Härte und Grauſamkeit nach der andern. Mit Schrecken ſah er allenthalben die Gemüther gegen ſich aufgebracht, namentlich in Kleinaſien, welche Provinz Agathokles lange verwaltet hatte; er ſuchte dieſe feindſelige Stimmung gewaltſam zu unterdrücken, und ließ viele Freunde und Anhänger ſeines Sohnes hinrichten. Des Agathokles Gemahlin Lyſandra, und ſein leiblicher Bruder Alexander flohen mit den Kindern deſſelben vor der Grauſamkeit des ſchwachen Königs, und retteten ſich zu Seleukus. Auch von dem in Kleinaſien ſtehenden Heere gingen Viele zu dieſem über, und Philetärus, welchem Lyſimachus die Bewachung ſeiner Schätze in der myſiſchen Stadt Pergamum anvertraut hatte, begab ſich mit zwei bis drei und zwanzig Millionen Gulden (elf bis dreizehn Millionen Thaler) zu dem König von Babylonien und Syrien. Dieſer ging ſchon längſt

mit dem Gedanken um, ſich Kleinaſiens zu bemächtigen, und konnte unter keinen günſtigeren Umſtänden ſeinen Plan in Ausführung bringen.

Lyſimachus war, noch ehe eine Schlacht über ſein Reich entſchied, in Seleukus Hände gegeben, und hatte noch dazu den großen Schmerz, zu erfahren, daß er ſeinen Sohn unſchuldiger Weiſe habe hinrichten laſſen. Als Seleukus den Krieg gegen ihn begann, ergab ſich eine kleinaſiatiſche Stadt nach der andern, und Lyſimachus mußte eilen, wenn er noch einen Reſt ſeiner Beſitzungen in Aſien retten wollte. An der Grenze von Phrygien, im Gefilde Kurupedion, traf er mit ſeinem Gegner zuſammen, und lieferte demſelben ein Treffen, welches unter den angegebenen Umſtänden nur zu ſeinem eigenen Nachtheil ausſchlagen konnte. Lyſimachus ſelbſt wurde gleich im Anfang tödtlich verwundet, und ſein ganzes Heer ſtreckte nach kurzem Kampfe die Waffen (281 v. Chr.). Seine Leiche blieb unbeachtet auf dem Schlachtfelde liegen, bis nach vielen Tagen ſein Sohn Alexander um die Erlaubniß bat, ſie beſtatten zu dürfen. Man würde ſie nicht gefunden haben, wenn nicht ein treuer Hund bei ihr geblieben wäre, der ſie gegen die Raubthiere beſchützte. Alexander ließ ſie nach Lyſimachia in Thracien bringen, und dort ſeinem, im achtzigſten Lebensjahre geſtorbenen Vater ein Denkmal errichten. Seleukus ſetzte bald nach der Schlacht über den Hellespont, und unterwarf ſich auch die europäiſchen Beſitzungen ſeines Gegners.

Auch Seleukus ward ſeines Glückes nicht froh; denn er hatte an ſeinem eigenen Buſen eine Schlange genährt. Der zuvor erwähnte egyptiſche Prinz, dem die Griechen ſeiner Heftigkeit wegen den Beinamen Keraunos d. i. der Blitz gaben, war aus unbekannten Gründen von Lyſimachus Hof zu Seleukus geflohen, und von ihm ſehr freundlich aufgenommen worden. Dieſer bösartige, überall Verderben bringende Mann ward der Mörder des Seleukus. Wahrſcheinlich hatte der Letztere durch die Beſitznahme von Thracien und Macedonien ſich die Soldaten des Lyſimachus und die Anhänger des Agathokles, welche dieſe Länder den rechtmäßigen Erben erhalten wiſſen wollteu, zu Feinden gemacht, und Ptolemäus

Keraunos, welcher den Seleukus auf ſeinem Zuge begleitete, benutzte die ausbrechende Unzufriedenheit zu einer Verſchwörung und zur Ermordung des Königs. Als Seleukus auf dem Marſche nach Lyſimachia an einen einſamen, uralten Altar kam und vor denſelben trat, durchbohrte ihn Ptolemäus hinterrücks. So ſtarb der Stifter des Seleucidiſchen oder ſyriſchen Reiches im drei und ſiebenzigſten Jahre ſeines Lebens (280 v. Chr.). Seine Truppen zerſtreuten ſich oder kehrten nach Aſien zurück, die des Lyſimachus aber, die ſeinem Heere einverleibt worden waren, gingen zu dem Mörder über, welcher unmittelbar nach vollbrachter That in die Hauptſtadt von Thracien geeilt war, und ſich dort an der Spitze einer ihm ergebenen Truppenſchaar als König aufgeworfen hatte. Auch die Macedonier erkannten denſelben als ihren Herrn an, ſobald er mit einem Heere in ihrem Lande erſchien. Des Seleukus Sohn, Antiochus I., beſchloß zwar anfangs, ſeines Vaters Tod zu rächen, aber die Auflöſung des ſyriſchen Heeres, die guten Maßregeln, welche Ptolemäus Keraunos ergriff, und der Abfall aller kleinen Staaten in Kleinaſien hinderten ihn daran, und zwangen ihn ſogar, einen Frieden mit dem Mörder zu ſchließen, in welchem er dieſen als Herrn von Macedonien und Thracien anerkannte.

Sowie Ptolemäus Keraunos bei der Ermordung des Seleukus die Heiligkeit der Religion öffentlich verletzt hatte, ſo trat er in ſeinem Verfahren gegen die Familie des Lyſimachus ſowohl dieſe, als auch alle Pflichten der Blutsverwandtſchaft mit Füßen. Was aus des Agathokles Wittwe und ihren Kindern ward, iſt unbekannt; Lyſimachus Gemahlin Arſinoë aber, des Ptolemäus Keraunos Stiefſchweſter, hatte ſich mit ihren Söhnen nach Kaſſandrea, einer feſten Stadt Macedoniens, gerettet. Um ſich dieſer Feſtung zu bemächtigen und die Kinder des Lyſimachus unſchädlich zu machen, bot Ptolemäus ſich ſeiner Halbſchweſter zum Gemahle an, und verſprach ihr, das Reich als ein Eigenthum ihrer Kinder anzuſehen und in Gemeinſchaft mit dieſen zu beherrſchen. Er beſchwor dies feierlich, und Arſinoë gab ihm darauf ihre Hand. Kaum war aber die Hochzeit gehalten und Kaſſandrea in ſeine Gewalt gekommen, als Ptolemäus die Kinder der Arſinoë in den Armen der

Mutter umbringen ließ. Sie ſelbſt wurde als Gefangene nach der Inſel Samothrake geſchickt, entrann aber bald nachher nach Egypten, und vermählte ſich daſelbſt mit ihrem Bruder Ptolemäus II., dem zweiten König des neuen egyptiſchen Reiches.

Gs.
Schlosser
- 2 -

Schlosser, Friedrich Christoph,

F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk

Bd.: 2.

Frankfurt a. M. 1849

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 8582 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249952-6